Digitized by Google

GERMAN LIBRARY.
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Oct., 1895.
Accession No. 27982. Shelf No.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung

von der ältesten bis auf die neueste Zeit.

Von

Wolfgang Menzel.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1859.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT 84
M 3
v.2

Inhalt.

Seite

Fünftes Buch: Bürgerliche Meistersängerei 1

1. Meistersänger 1
2. Spruchdichtung 23
3. Volkslieder 28
4. Romanzen 44
5. Geschichtliche Volkssagen 56
6. Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern . . 71
7. Schalksnarren 83
8. Schwänke von Weibern 92
9. Pfaffenschwänke 99

Sechstes Buch: Verwilderung im Reformationszeitalter . . 109

1. Die kirchliche Satire 110
2. Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung . . 146
3. Gespenstisches aus dem Todtenreich 166
4. Magie 176
5. Die Zaubersagen. Dr. Faust 186
6. Geistliche Dichtung der Protestanten 203
7. Katholische Dichtung nach der Reformation 231

Siebentes Buch: Die Renaissance 264

1. Lateinische Dichtungen der Humanisten 266
2. Volksthümliche Reaction innerhalb der lateinischen Dichtung 285
3. Die erste schlesische Schule 298
4. Italomanie. Akademien. Schäfereien 318
5. Die zweite schlesische Schule 333

27772

Digitized by Google

Seite

6. Volkslieder 347
7. Lehrgedichte und weltliche Satiren 357
8. Die Entwicklung des deutschen Schauspiels . . . 383
9. Staats- und Liebesgeschichten 422

Achtes Buch: Die Herrschaft des französischen Geschmacks . . 452

1. Die Rococozeit 452
2. Klein Paris an der Pleiße 470
3. Die Rococoromane 487
4. Die französische Theaterschule 502
5. Anfänge der Empfindsamkeit 519
6. Höchste Blüthe des französischen Geschmacks . . . 532

Digitized by Google

Deutſche Dichtung.

Fünftes Buch.

Bürgerliche Meistersängerei.

Der Untergang der Hohenstauffen bildet einen Wendepunkt unsrer Dichtung. Der adelige Minnesang wurde mehr und mehr bürgerlicher Meistergesang, das Heldenlied mehr und mehr Reimchronik. Der Legende opponirten mehr und mehr Spottgedichte auf den Klerus, dem tiefen Ernst des alten Glaubens derbe Sinnenlust und Schwänke. Indem den höheren Ständen der alte poetische Sinn entwich, machte sich der Verstand, der Wissensdurst breit, die allerdings noch zum Theil treu am alten Glauben hingen, zum Theil aber auch nur die Welterfahrung und die Lehre der alten Römer und Griechen zu Rathe zogen. In diese Zeit fallen die Anfänge der Universitäten, der auf Aristoteles sich aufbauenden Scholastik, die erste Verlockung zum classischen Heidenthum. Aber im eigentlichen Volk unten lebte die poetische Sage fort, befruchtete von Zeit zu Zeit auch noch die Kunstdichtung und schuf wunderbar schöne Volkslieder, in die aller Geist überging, dessen sich die Meistersängerei immer mehr entleerte.

Das ist der Charakter unsrer Poesie im 14. und 15. Jahrhundert.

1.

Meistersänger.

Die ritterlichen Minnesänger hatten sich schon Meister genannt und s. g. Töne ausgebildet, d. h. bestimmte Versmaaße, wie auch Melodien.

Die eigentlich zünftige Meiſterſängerei kam jedoch erſt im 14. Jahrhundert auf, und zwar zunächſt in Mainz, Straßburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag, im 15. Jahrhundert zu Nürnberg und Augsburg. Vgl. Jakob Grimm, über d. altd. Meiſtergeſang 1811. Grimm trat damals Docen entgegen, der eine zu ſchroffe Scheidung zwiſchen adeligem Minne- und bürgerlichem Meiſtergeſang angenommen hatte. Jedenfalls iſt das Charakteriſtiſche des letzteren im Gegenſatz gegen den erſteren das Zunftmäßige, die ſteife Regel, die Pedanterie in Bezug auf die Formen, und daneben die altkluge Lehrhaftigkeit, die Spruchdichtung.

Die Töne, deren Wagenſeil zuerſt 221 verzeichnete, haben ſich noch zahlreicher nachweiſen laſſen und tragen ſeltſame, aber charakteriſtiſche Namen, die ſich meiſt auf Gemüthsſtimmung, Tempo, Länge oder Kürze beziehen, zuweilen aber auch auf die Erfinder und zufällige Nebenumſtände hinweiſen. So heißen ſehr lange Versarten der überlange Ton, die Rieſenweis, die Adlerweis, kurze ſchnippiſche dagegen die Hönweis, der abgeſpitzte Ton ꝛc., eine majeſtätiſche Versart der Thüringer Herren Ton, eine mehr zärtliche die ſehnende Weiſe, die viel ſüße Stadelweiſe ꝛc. Dazu kommen ein güldner Ton, ein Kupferton, Tanhäuſers Hofton, Oſterdingers Morgenweis, Klingſors ſchwarzer Ton ꝛc.

Heinrich von Meißen, zubenannt Frauenlob, iſt der erſte eigentliche Meiſterſänger. Er war ein Bürgerlicher aus Meißen, ſiedelte ſich aber in Mainz an, wo er in ſo hohen Ehren ſtarb, daß die ſchönſten Frauen ſelber ſeinen Sarg trugen und ſein Grab mit Wein begoſſen. Urstisii germ. hist. II. 108. Seine Werke (herausg. von Ettmüller 1843) enthalten ſchon viel mehr Sprüche, als Lieder, aber es iſt immer noch viel vom alten Ritterweſen in ihnen. Er empfiehlt in ſeinen Sprüchen durchgängig zuerſt den Muth und die Kraft, und dann erſt, wenn die Kraft vorhanden, ihre Zurückhaltung und verſtändige Mäßigung. Dieſe wiederholt und energiſch bei ihm ausgeſprochene Tendenz iſt es vorzugsweiſe, was ihm ſeine Stellung als verbindendes Glied zwiſchen den Rittern und Bürgern, zwiſchen der mehr feurigen und phantaſtiſchen und der mehr wäſſerigen und vernünftigen Partei anwies. Frauenlob iſt von den Literarhiſtorikern zu wenig geſchätzt, viel zu ſtreng getadelt worden, ſogar von Vilmar. Ich ſtelle ihn höher. In einem Gedicht (Ettmüller S. 151), in dem er das berühmte „ich ſaß auf einem Stein“ des Walther

von der Vogelweide ſcheint im Sinn gehabt zu haben, ſagt er: „ich ſaß auf einem Grün und dachte nach, wie ich die Welt behielte und gegen Gott nicht link würde, da trat die Ehre zu mir und lehrte mich durch ein Beiſpiel, daß man ſie allein ſelber pflegen müſſe und nicht dem Glück anvertrauen, wie jener, der die Ehre verſchloß und dem Glück den Schlüſſel dazu ließ.“ Dieſes Gedicht iſt ſehr ſinnreich und bezeichnet des Dichters ganze Ehrenhaftigkeit. Der Frauen Liebe hat er ſich durch zarte Lieder zu ihrem Lobe wohl verdient. Hier eines ſeiner Minnelieder (bei Ettmüller S. 232):

O Weib, trauter Violgarten,
Hoch ſchwebt deines Lobes Krone.
Bach aller Süßigkeit,
Ach, wie ich nach dir brenne ꝛc.

In dem O und Hoch, Bach und Ach zeigt ſich noch eine Spur der älteren Alliteration neben den Reimen. Solche alliterirende Verſe kehren überaus oft bei Heinrich wieder. Wie er überhaupt die Sprache mit Meiſterſchaft handhabt und mit den Schwierigkeiten des Reimes ſpielt, zeigt ein Gedicht S. 260:

Durch dinſter finſter Nebel diken
Blinken ſieht man grauen Tag,
In den Lüften
Ob den Klüften
Vögel ſchreien
Unde kreien ꝛc.

Frauenlob dichtete einen großen Leich auf Marien und einen auf das h. Kreuz, deren oben ſchon gedacht iſt. Außerdem zahlloſe Sprüche an Fürſten,. zu deren Lobe oder um ſie zu belehren und zu mahnen, eine Menge anderer Lehrſprüche, zum Theil aus Bertholds damals berühmten und höchſt populären Predigten, auch einige Belehrungen über die Natur, die Geſtirne, zumeiſt Sittenſprüche, einen Wettſtreit zwiſchen der Welt und der Minne ꝛc. und nicht weniger ſtarke Ausfälle auf die Pfaffen. Frauenlob war durch und durch Ghibelline und beklagt bitter das Umſichgreifen des Papſtthums. S. 172 ſpricht er von dem „breiten Fuß“ der Pfaffheit, der alles Land bedecken und den Laien nichts mehr laſſen wolle.

Ein jüngerer Meiſter, dem Frauenlob nahe befreundet, war Regen-

bogen, ein Schmied in Mainz. Bei ihm tritt das bürgerliche Element schon entschiedener, aber auch roher hervor. Er trat dem Frauenlob, der ihm immer noch zu vornehm erschien, öfter in Wettgesängen mit ziemlicher Grobheit entgegen, pries ihn aber wieder nach seinem Tode. Regenbogen verräth den Schmied in den gemessenen Hammerschlägen der Reime, daher vielleicht der alte Uebelname Reimschmied kommen mag. Doch zeichnet ihn auch die redliche Ehrlichkeit und Derbheit des Schmiedes aus. Museum für altd. Lit. und Kunst II. 168 f. Gewiß ist, daß die erste Meistersängerzunft in Mainz aufblühte, wenn gleich später die Nürnberger alle andern übertraf. Erst in Nürnberg bildete sich das Märchen von einem viel älteren Ursprunge der Zunft aus. Die zwölf ersten Meister sollen schon von Otto I. anerkannt und mit einer Krone geehrt worden seyn. Diese zwölf aber lebten alle viel später, als Kaiser Otto, und sind nur nach dem Geschmack der Zeit ausgewählt. Da finden wir Walther von der Vogelweide, Klingsor, den Marner, Konrad von Würzburg ꝛc. neben Frauenlob und Regenbogen (die übrigen sechs sind: Wolfgang Röhn, Müglin, Boppo, der Römer, der Kanzler und Stolle). Vgl. Mone, Anz. 1836. 49. Sofern Frauenlob ein entschiedener Pfaffenfeind war, scheint die ganze Mainzer Schule einen ghibellinischen Grundzug gehabt zu haben, wenn auch auf sie noch nicht angewendet werden kann, was ein Volkslied bei Uhland Nr. 106 von den Augsburgern sagt:

Sie hand gemacht ein Singstul
Und setzen oben auf den Stuhl,
Der übel redt von Pfaffen.

Wenn das berühmte halbdramatische Gedicht vom Wartburgkriege, wie Wackernagel vermuthet, aus der Mainzer Schule hervorgegangen ist, so macht ihr das große Ehre, denn in diesem Gedicht (s. oben Th. I. S. 423) waltet eine große Idee, der Kampf des Glaubens mit dem Wissen, und hat es zugleich den Grundcharakter der volksthümlichen Sage. Eben deshalb aber kann es nicht eigentlich einer Schule, sondern nur einem genialen Dichter, der sich mit der Schule berührte und doch unabhängig von ihr blieb, zugehören.

Neben der Mainzer Schule genoß auch die von Colmar im Elsaß großen Ruhm. Vom Meisterbuch von Colmar, die s. g. Tabulaturen

oder Gesangregeln und das Maaß der Töne enthaltend, gab noch v. d. Hagen, nach Oberlins Mittheilungen im Museum für altd. Literatur 2, 146—225. Nachricht. Seitdem war die Handschrift verschollen. Erst neulich kam sie aus dem Nachlaß des † Buchhändlers Neukirch in Basel wieder zum Vorschein und wird jetzt zum Kauf ausgeboten.

Heinrich von Müglin, dessen Minnelieder und Fabeln W. Müller herausgab (Göttinger Studien 1847 S. 903 f.), gehört noch ins 14. Jahrhundert. Er schrieb ein Loblied auf Maria, der Meide Kranz, eine ungarische Chronik, eine Uebersetzung des Valerius Maximus, einige gute Fabeln und wenige, auffallend schwülstige Minnelieder, in denen die Sinnbildnerei, mit der man die h. Jungfrau zu feiern pflegte, auf die irdische Geliebte übertragen wird: „Weib, blühendes Reiß, Lustparadies, du Freudenstern" ꝛc. In dem Minneliede vergleicht er sich selbst dem Salamander, der im Feuer seiner Liebe lebt, dem Phönix, der in diesem Feuer sich verjüngt, dem Chamäleon, welches blos von Luft lebt, d. h. von ihren Worten.

Muscatblut, Meistersänger in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, dichtete Marien- und Minnelieder, vorzugsweise Lehrgedichte, zürnte den Hussiten mit dem katholischen Eifer, der einem Spanier würde Ehre gemacht haben, und charakterisirt sich im Uebrigen durch die bürgerliche, etwas steife, aber doch anmuthige Ehrbarkeit des specifischen Nürnbergerthums, welches fortan in Poesie und Kunst seinen Typus beibehält. Ausgabe von Eberh. v. Groote. Köln 1852.

Im 15. Jahrhundert kamen die Fastnachtsspiele in größere Aufnahme und die bisher nur mit Lyrik und Didactik beschäftigten Meistersänger gewannen nun neues Feld der Thätigkeit im Drama. Die Fastnachtsspiele waren ursprünglich Wettkämpfe verkleideter Personen, von denen eine den scheidenden Winter, die andre den kommenden Sommer vorstellte. Da man sich aber überhaupt zu Fastnacht maskirte, so schloßen sich Gespräche zwischen allerlei Masken jenen ältesten Spielen an. In der Form des Maskengesprächs brachten nun die Meistersänger ihre Moral an als Spruchdichter und Sittenlehrer. Zu Fastnacht aber wollte man auch lustig seyn und war grober Spaß von Alters her erlaubt. Daher die Lehrsprüche bald in die Posse, in das Lustspiel übergingen. Anfangs, freilich nur steif und roh.

Einer der älteſten Faſtnachtsſpieldichter in Nürnberg war der Meiſterſänger und Bader Hans Folz. Noch größeren Ruhm aber erlangte ebendaſelbſt Roſenpluet, der ſich auch Schnepperer nannte. Er iſt unter den Meiſterſängern, was Reimar von Zweter unter den Minneſängern, als politiſcher Dichter. Sein genialer Spruch vom Schweißtropfen (Keller, Faſtnachtsſpiele S. 1152) ſpricht das Princip des modernen Socialismus aus. Der Schweißtropfen des Arbeiters vertheilt ſich vierfach, ein Theil ſteigt zu Gott empor, der andre löſcht die Hölle, der dritte wäſcht die Seele rein, der vierte gebiert allen Reichthum. Genial iſt auch das Faſtnachtsſpiel deſſelben Dichters. Der türkiſche Sultan kommt darin nach Nürnberg und hält den Deutſchen vor, wie uneinig, wie verdorben ſie in allen Ständen ſeyen, und wie es Zeit ſey, daß er komme und ſie in die Zucht nehme. Im Uebrigen reihte er ſich auch den Geſchichtsreimern an und beſchrieb die Fehde der Nürnberger mit dem Brandenburger Albrecht. Als Wappendichter machte er zuerſt den Herold zum Prologus in den Faſtnachtsſpielen.

Ein weit ungünſtigeres Urtheil über dieſe Dichter zu fällen wird man geneigt, wenn man ihre Faſtnachtſpiele in Maſſe vergleicht. Sie ſind zum erſtenmal herausgegeben von A. v. Keller in drei Bänden, 1853. Spiele von Folz, Roſenpluet, Scherenberg, Gengenbach und einigen Unbekannten. Das Meiſte darin iſt unflätig, allein man würde doch irren, wenn man darnach die Sitten der Städte überhaupt bemeſſen wollte. Das ehrbare Nürnberg war deswegen nicht in den Schlamm verſunken, wenn es ſich zur Faſtnachtzeit auch die größten Zoten gefallen ließ. Um aber einige Beiſpiele von dem Ton jener Spiele zu geben, zeichne ich Einiges aus Kellers Sammlung aus.

Eine Bauernmaid wird als Braut empfohlen, weil ſie Brüſte habe wie Kuheuter, und ſelber Milch geben könne, weil ſie eine fette Wieſe habe und nahe dabei eine Miſtſtätte, alſo reich genug ſey. Keller Nr. 7 und 58. — Zwölf Bauern beklagen ſich, wie übel ihnen von den Maiden mitgeſpielt worden ſey, zu denen ſie bei Nacht hätten kiltgehen wollen. Der eine empfing eine alte Kammerlauge, die ihn noch beißt, in die Augen. Der andere wurde ins kalte Waſſer geworfen, dem dritten ein altes Weib untergeſchoben, noch einem gar ein Ziegenbock, einer wird in den Kloak geworfen, einer durchgeprügelt ꝛc. Nr. 13. — Eine förmliche Apotheoſe des Unflathes iſt das Faſtnachtsſpiel vom Dreck, in welchem der gefeierte Gegenſtand ſeiner Größe

wegen allgemeine Bewunderung erregt und zu dem endlich ein Bauer ſich als Vater und Mutter bekennt Nr. 23. — Koloſſale Zoten über die Weiberbärte enthält Nr. 25. — Ein Bauernweib klagt vor dem Richter, ihr Mann thue ihr zu viel Gutes. Das Gericht will ihn maßregeln, aber das Weib meint, ſo klein dürfe man das Maaß doch auch nicht nehmen. Sie fängt abzudingen an. Achtzehn iſt die höchſte Ziffer, ſie will bei fünfzehn ſtehen bleiben, aber nicht weiter heruntergehen Nr. 29. — Eine Dirne rechnet ſich die frecheſte Proſtitution zur Ehre und entſchuldigt ſich damit, ſie ſey ein Hurenkind Nr. 30. — Ein Bauer und ſein Weib überhäufen ſich gegenſeitig und zwar Seitenlang mit Schimpfwörtern, deren hier ein ganzes Diſtelfeld beiſammen wachſen, Nr. 31. — Ein junges Weib verklagt den Mann, er behandle ſie noch wie ein Kind, ſie aber ſey ſchon mannbar und verlange ihr Recht. Schamlos frech und ſo ganz das Wiederſpiel der frühern ſo heilig gehaltenen Jungfräulichkeit, Nr. 42. Eben ſo frech Nr. 46 vom Bauer, der niemals log und der Edelfrau die Schande ſagte. — Ein non plus ultra von ſäuiſchen Reden geht aus dem Munde der Marktweiber Nr. 49 hervor. — Eine treue Schilderung des Freſſens und Saufens, Tanzens und Hurens in der Faſtnacht, als damaliger allgemeiner Volksſitte, gibt Nr. 51. Darin heißt es namentlich, nach der wochenlangen Schlemmerei komme der Jude gleichſam als hinkender Bote nachgehinkt, weil das lüderliche Chriſtenvolk bei ihm liege und durch ſeine Sünde dem Wucher verfalle. Eine der gröbſten Rohheiten bringt Nr. 69. In Nr. 70 bewerben ſich alle Stände um eine Dirne und jeder rühmt ihr ſeine Vorzüge in den frechſten Aequivoken. In Nr. 76 werden die im Jahr ſitzen gebliebenen Jungfrauen bis aufs nächſte Jahr auf burleske Weiſe eingeſalzen. In Nr. 85 empfängt ein Arzt verſchiedene Uringläſer und erkennt daraus die ſchändlichſten Dinge. Von ganz zuchtloſen Weibern handelt Nr. 94. In Nr. 97 wetteifern Mutter und Tochter in Männergier.

Man kann in der That in den verdorbenſten Römerzeiten kaum etwas Aehnliches von öffentlicher Sittenverderbniß auftreiben, als dieſes deutſche Faſtnachtsſpiel.

Eine ungeheure Menge von hiſtoriſchen Liedern vom Ausgang des 13. Jahrhunderts an bis tief ins 17. leidet an den Fehlern der Meiſterſängerei. Hier wird dieſelbe zur eigentlichen Bänkelſängerei, ſofern dergleichen Lieder, bei der Oellampe meiſterlich, d. h. ohne alles poetiſche Gefühl zuſammengereimt, nachher auf der Straße von Bänkelſängern abgeleiert oder abgekräht wurden. Die meiſten dieſer fälſchlich ſ. g. Volkslieder gingen nur als fliegende Blätter um. Man hat ſogar polemiſche Blätter des Reformationsſtreites, die nie volksthümlich wurden, unter die Volkslieder aufzunehmen die Taktloſigkeit gehabt.

Dieſe ſchlechten Reimereien beginnen gewöhnlich damit, daß der Sänger erſt ſagt, er wolle ſingen:

Wir wollen ein Liedlein heben an ꝛc.
Aber will ich ſingen und ſingen ein neu Gedicht ꝛc.
Wollen wir aber ſingen und wollen heben an ꝛc.

Häufig folgt hinter jeder Strophe ein ſchleppender Refrain:

Nun haben wir geſungen, ja geſungen.
Das iſt uns wohl gerathen, ja gerathen.

Dergleichen Gedichte kommen in allen möglichen Längen vor, größere gereimte Relationen von deutſchen Fehden, von Fürſten und Städten, Schlachten, Belagerungen, Empörungen ꝛc., dito kleinere, noch ohne Strophen, dann wieder ſehr lange, ſchon als Lied auf das Singen berechnet, aber mit zahlloſen unerträglich langweiligen Strophen, und kürzere, mit weniger Strophen. — Von Poeſie iſt ſelten oder nie etwas in ihnen zu finden, und ſehr oft iſt der Gegenſtand nicht einmal der Beſchreibung werth. Die unbedeutendſten Balgereien während des langen Streites zwiſchen Adel und Städten füllen hier viele Bogen voll Reimereien.

Ich kann nicht einmal den vielgerühmten Schweizer Liedern von Halbſuter und Veit Weber, ſo wenig wie den Dithmarſchenliedern, die doch vom Kampf um die Freiheit handeln, Geſchmack abgewinnen, weil ſie das feurige Thema gar zu ſehr verwäſſern. Alle dieſe Schweizer Lieder, die Rochholz 1835 ſammelte, die zahlloſen anderen Lieder, welche Wolff 1830, Soltau 1836, Körner 1840 ſammelten und die von den Fehden in Deutſchland handeln, ſind gleich unpoetiſch. Wir unterſcheiden die Nürnberger, Magdeburger, Soeſter Fehden, die Braunſchweigiſchen, die Grumbachiſchen Händel, die Raufereien des wilden Pfälzer Friedrich, die Mailänder Kriege, zahlreiche fliegende Blätter, die angeblich von den Landsknechten ſollen geſungen worden ſeyn, eines ſo langweilig wie das andere, aus den Zeiten der Kaiſer Max I. und Carl V. ꝛc. Dann beſondere Lieder auf einzelne Schlachten, z. B. die Allinger, die Seckenheimer Schlacht, die große Schlacht bei Pavia ꝛc., oder auf einzelne Fürſten, König Ladislaws Tod ꝛc., einzelne Trauerfälle und Schreckniſſe, Judenmorde ꝛc., auf berühmte Ritter und Räuber,

den Pinzenauer, Hammen von Reinstätt, Schüttensam, Raumensattel, Mutschelbek, Lindenschmitt, Störtebeker, Fritsche ꝛc.

Nur selten liegt in der Begebenheit selbst ein poetischer Reiz, über den wir den elenden Vortrag vergessen, z. B. in dem Liede von Kunz von Kauffungen, der die jungen sächsischen Prinzen bei Nacht aus dem Altenburger Schlosse entführte, aber im Walde, als er für den Prinzen Albrecht Erdbeeren suchte, sich mit seinen Sporen verwickelte und von einem Köhler niedergeschlagen wurde. Oder in dem Liede von Eppelin von Gelling, der mit seinem Zauberroß von den Mauern Nürnbergs herunterſprang. Auch das Lied von der Tartarenfürstin, die von einem habgierigen Wirth zu Neumarkt in Schlesien heimlich erschlagen und beraubt worden seyn soll und was nachher den großen Rachezug der Tataren zur Folge hatte (Wunderhorn II. 258), ist wenigstens frappant, das Lied auf den Mord der unglücklichen Agnes Bernauer wenigstens durch den Inhalt rührend.

Mittlerweile wurde, wie bekannt, ungefähr im Jahr 1440 die Buchdruckerkunst erfunden und kam in die Universitäten ein Aufschwung, welcher bald eine ganz neue Bildung an die Stelle der alten setzen und die bürgerliche Meistersängerei verdrängen sollte. Ehe sich aber die neue Schule der Renaissance, der classischen Studien ausgebildet hatte, nahmen auch Gelehrte, Geistliche, wenn sie deutsch dichteten, den Meistersängerton und den aus der Entartung des alten Berner Verses entstandenen Knittelvers an.

Ein Buch, welches dieser Zwischengattung angehört und damals das größte Aufsehen machte, überaus oft gedruckt, commentirt und übersetzt wurde und heute noch gepriesen wird, war das Narrenschiff des Sebast. Brant aus Straßburg, zum erstenmal erschienen 1494. Die beste neuere Ausgabe mit reicher Erklärung gab Zarncke 1854.

Die Narren rüsten ein Schiff aus und besteigen es, fahren sorglos ins Meer hinaus und gehen unter. Das ist der dürftige Rahmen des Gedichts. Den Hauptinhalt bildet die Beschreibung der Narren, die nach Rubriken in Kapitel vertheilt werden. Ein Narr aber ist Jeder, der nicht ganz seine Pflicht erfüllt. Diese Classification erinnert einigermaßen an die in den Todtentänzen. Alle Menschengattungen, Geschlechter, Alter, Stände werden in ihrer Thorheit vorgeführt und dem Dichter ist es bitterer Ernst mit der Klage über die Narren.

Deshalb konnte auch der berühmte Straßburger Prediger Geiler von Keysersberg an das Narrenschiff eine ganze Reihe von Predigten anknüpfen, in denen zuweilen mehr Geist und Witz enthalten ist, als im Narrenschiffe selbst. Brants Narrenschiff verdient seinen großen Ruhm in keiner Weise. Es ist das langweiligste Buch, was man lesen kann. Die Narrheit darin erscheint fast schwermüthig. Auch ist fast nichts originell. Narrenschiffe sah man in den Niederlanden und am Rhein, wie häufig noch jetzt, zu jeder Fastnacht, entsprechend den Narrenwagen oder Gugelfuhren. Brant gibt nicht einmal eigne Gedanken, sondern schreibt die Classiker und Kirchenväter aus und bringt ihre Gedanken nur in steife deutsche Reime. Er hat kein anderes Verdienst, als das einer trocknen Classification. Damit sollen ihm seine gesunden Gedanken und sein sittlicher Werth nicht abgesprochen werden, aber von Poesie ist nichts bei ihm zu finden. Er hat noch kleinere Sachen gedichtet, einiges lateinisch, auch Epigramme, abgedruckt bei Zarncke, Vorrede III., darunter eine zornige Schilderung des Advokatenunfugs.

Der Zwischengattung zwischen der hölzernen Meistersängerei und der Renaissance gehören auch zwei geschichtliche Dichtungen an, die man noch zu den Chroniken zählen kann. Erstens der Thewrdank, ein auf Befehl und unter den Augen Kaiser Maximilians I. von Melchior Pfinzing niedergeschriebenes allegorisches Gedicht vom Leben desselben Kaisers, gedruckt 1517, mit noch größerer Pracht 1519, zuletzt in einer Ausgabe von Haltaus, 1836.

Tewrdannkh ist Max I. selbst, „weil er von Jugend auf in all seinen Gedanken nach tewerlichen Sachen gericht", d. h. also Einer, der auf Abentheuer denkt. Der Held gewinnt nach vielen Kämpfen und Gefahren die schöne Jungfrau Ehrenreich, d. i. Maria von Burgund. Die Kämpfe und Gefahren, die hier geschildert werden, hat Max wirklich in seiner Jugend bestanden in Gemsenjagden und Zweikämpfen ꝛc.; der Neid, die Kabalen, die er andrerseits schildert, hat er in späteren Jahren reichlich erfahren. Da kommt vor z. B., wie Max in einem Hohlweg einen gegen ihn anspringenden Hirsch erlegte, wie er einer wüthenden Bärin Meister wurde, wie er zu München einem Löwen den Rachen aufriß, um Simson nachzuahmen; wie er sich auf der Martinswand in Tirol verstieg; wie er mit Stiefeln und Sporn zwischen ein Rad gerieth und durch seine Stärke den Fuß zurückzog; wie er einmal in Flandern ins Eis versank; wie er auf dem Münster in Ulm auf dem äußersten Umgang stand und ein Bein in die Luft reckte; wie er vom Pferde steigend, noch mit

einem Fuß im Bügel, einem Wildschwein den Fang gab; wie er einen Ritter am Rhein, der Jedermann zum Zweikampf herausforderte, besiegte; wie er zwei Ritter, die ihn überfielen, zurückschlug; und so noch viele ähnliche Fälle. Die Gefahren sind unter drei Hauptfeinde rubricirt. Fürwittig bedeutet den jugendlichen Uebermuth, Unfalo die Gefahren, Neidelhart die Intriguen; sie werden am Schluß alle drei besiegt und hingerichtet. Die Verse sind die gewöhnlichen Knittelverse.

Es fällt nicht angenehm auf, daß der Kaiser des großen deutschen Reichs nicht wichtigere Dinge zu erzählen weiß, als solche Jäger- und Ritterstückchen. — Burkard Waldis fügte 1553 eine Menge Verse mit moralischen Sentenzen hinzu. Eine viel schönere Zugabe sind die Holzschnitte Hans Schäufelens.

Das zweite Werk, der Weißkunig (weiße König) ist nach Angabe Maximilians I. von Marx Treitzsauerwein, in Prosa, gedichtet, und enthält die Vorgeschichte zum Thewrdank, nämlich das Leben des alten Kaisers Friedrich III., worin die Anfänge seines Sohnes Max eingeflochten sind. Der weiße König ist der deutsche Kaiser Friedrich, der blaue ist der König von Frankreich, die braune Gesellschaft sind die unbotmäßigen Niederländer. Alles ist hier noch verkünsteltere Allegorie und noch versteckte politische Moral, als im Thewrdank. Das Werk wurde durch Holzschnitte des berühmten Burgkmayer verschönt.

Diese gelehrten Arbeiten waren schon gedruckt und die Poesie schien wieder an die Geistlichkeit und an die Höfe zu kommen, als noch einmal ein bürgerlicher Meistersänger auftrat, größer als alle bisherigen.

Den Ruhm aller Meistersänger übertraf der Nürnberger Schuster, Hans Sachs (geb. 1494, † 1576), mit dem aber die alte Meistersängerei auch zu Ende ging, da in Folge der Reformation, an der er selbst als Freund Luthers Antheil nahm, der Renaissancestyl alle älteren Formen verdrängte. Hans Sachs bildet eine sehr merkwürdige Wetterscheide der deutschen Poesie. Während er in seiner dumpfen Schusterwerkstatt nur handwerksmäßig reimen gelernt hatte und seine Knittelverse um nichts besser waren, als die der andern immer roher gewordenen Verfasser der Fastnachtsspiele, zog sein mächtiger Wissenstrieb nicht nur alle poetischen Erinnerungen der Kirche, des Kaiserthums und Ritterthums, der Volkssagen ꝛc., sondern auch der antiken Welt zu sich herein, und was immer die Humanisten von alter Mythologie, Geschichte und

Poesie wiedererweckt hatten, das konnte dem Heißhunger seiner Empfängnißbegierde nicht entgehen. Indem er nun die engen Wände seines Zimmers zu einem Panorama aller Zeiten und Völker ausdehnte, übertraf er an Universalismus alle seine Vorgänger und war der Erste, der überhaupt der deutschen Poesie das Ziel anwies, Weltpoesie zu werden. In ihm concentriren sich daher nicht blos seine nächste Vergangenheit und Zukunft, das Mittelalter und die Renaissance, sondern er erscheint auch als Prophet der neuesten Zeit, in der alle Geschmäcke sich gemischt haben, die deutsche Dichtung das Erbe aller Zeiten und Räume in sich aufgenommen hat. Ich will nicht verhehlen, daß mir die Stofffucht des Hans Sachs, die Habgier, die allen poetischen Stoff der Welt zusammenplünderte, besser gefällt, als die Formsucht des berühmten Opitz, der ein Jahrhundert später bei fast gänzlicher Vernachläßigung des Stoffs nur leichtere und gefälligere Sprachformen suchte. Denn man darf nie vergessen, daß in der Poesie der Stoff allezeit die Hauptsache, die Form nur Nebensache ist. Allein die Stoffbegierde des Hans Sachs war nicht minder krankhaft und unnatürlich, wie die leere Formkünstelei des Opitz, weil er ohne Wahl alles zusammenraffte und die deutsche Poesie zu einem bloßen Packhof voll Waarenballen und Fässer machte.

Als passiver Poet war Hans Sachs einer der größten auf Erden, als activer einer der kleinsten. Seine eigne Erfindungsgabe ist schwach, nur in den Schwänken zeichnet ihn eine originelle, überall naive und treuherzige Schalkhaftigkeit aus. Seine Sprache ist aber fast ohne Ausnahme ohrzerreißend, unerträglich hart. Gewiß verräth es den feinsten poetischen Sinn, wenn ein Nürnberger Schuster aus der homerischen Welt herüber fernen Sang der Sirenen vernimmt. Aber den Schuster bezeichnet dann gleich wieder die unglaubliche Rohheit und Gemeinheit, mit welcher er diesen Gesang wiederzugeben den Versuch macht. Man höre aus seinem „Ulisses mit den Meerwundern“ die Sirenen singen:

Ulisses stark, der Griechen Herr,
Dein Weg und Schiff her zu uns kehr,
Halt still und hör vorher unsern Sang,
Davon deine Heimfahrt Freude erlang'.
Wahrlich kein Herr zu keiner Frist
Vorher so geschwind fürgefahren ist,

Der nicht vernähme unsern Gesang,
Damit wir keinen halten lang.
Deine große That ist uns bewußt,
Dazu der Griechen groß Verlust ꝛc.

Hans Sachs hat, wie seine Zeitgenossen, den Werth schöner Sprachformen gar nie begriffen. Er trachtete immer nur, einen Reichthum von poetischem Stoff zusammenzuhäufen. Wenn er wieder eine alte Historie aus der Römerzeit, den Mythus einer griechischen Gottheit, eine Novelle des Boccaz ꝛc. gelesen hatte, gleich setzte er sie in Reime, gesprächsweise oder als bloße Erzählung, immer kurz. Diese einzelnen Stücke sind daher in ungeheurer Zahl vorhanden. Hans Sachs hatte seine Gedichte eigenhändig in 34 Bänden niedergeschrieben. Von dieser 6048 Stück umfassenden Masse ist kaum der vierte Theil gedruckt. Die erste dreibändige Fol. Ausgabe bei Heußler erschien 1558. Die zweite fünfbändige Fol. bei Lochner 1570. Die dritte zu Kempten 1612 in fünf Quartbänden. Ein Auszug aus dem ersten Theil von Häßlein erschien Nbg. 1781. Eine größere Auswahl in drei Bänden von Büsching, Nbg. 1816. Später noch einige ähnliche Auszüge, jedoch nur einer: Hans Sachs, von Götz, Nbg. 1824 in vier Bänden, worin auch einige neue, bisher ungedruckte Stücke vorkommen. (I. S. 80 Gespräch zwischen S. Peter und dem Herrn, 180 die zwei ungeschaffenen Reiter. II. 104 drei Schwänke, 106 Fabeln vom Frosch und Ochsen. III. 15 Cupido. IV. 70 die zwei Maler, 72 Antiochus, 75 ein Kaufmann betrügt den Teufel.) Götz gibt aber seine handschriftlichen Quellen nicht an. — Die noch existirenden Handschriften befinden sich in der k. Bibliothek zu Dresden, in der Stadtbibliothek zu Leipzig und in der Schulbibliothek zu Zwickau; alle drei beschrieben im Serapeum 1843 Nr. 10—12. Das neueste und beste Werk über ihn ist „Hans Sachs von J. L. Hoffmann, Nürnberg 1847".

Puschmann, sein Schüler, beschreibt ihn uns an einem großen Tisch:

An selbem saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein Taub vermaß,
Der hat einen großen Bart fürbas
In einem schönen großen Buch las
Mit Gold beschlagen schön.

Dieſes freundliche Bild wird unvergeſſen bleiben. Hans Sachs hat etwas Ehrwürdiges in ſeinem bürgerlichen Fleiße, in ſeiner biedern Treuherzigkeit, in der Fülle von Poeſie, mit der er ſich zu umgeben wußte. Wie niedrig ſein Stand war, empfing er doch die Beſuche aller Götter, Kaiſer, Könige und Heroen.

Seine Werke ſind, wie geſagt, einzeln um ſo kürzer, je zahlreicher ſie ſind. Nur wenigen Tragödien und Comödien hat er etwas größeren Fleiß zugewendet. In der Regel enthalten ſie, nachdem der Ehrenhold den Prolog geſprochen hat, nur in ſehr kurzen gedrängten Scenen den dünnen Rahmen der traurigen oder luſtigen Begebenheit, ohne tiefere Motivirung, ſchärfere Charakteriſtik und reichere Ausſchmückung. Oft erzählt der Dichter eine Begebenheit nur ganz kurz. In den lehrhaften Sagen kehrt die Form des Geſprächs, des Wettſtreits wieder.

Bei Hans Sachs ſtehen immer die bibliſchen Comödien oder Erzählungen voran. Er hat das ganze alte und neue Teſtament in Reime gebracht, aber immer ſtückweiſe, die Geſchichte der Schöpfung, von Adam und Eva, Sodom und Gomorrha, Abraham, Jacob, Joſeph, Moſes, Joſua, Gideon, Simſon, Judith, der Tochter Jephtha, Eli, David, Salomo, die Propheten, Eſther, Tobias, die Makkabäer ꝛc. Die Pſalmen, die Sprüche Salomonis. Dann die Geburt, das Leben, die Leiden Chriſti, Herodes, Johannes der Täufer, eine Menge bibliſcher Parabeln, die Zerſtörung Jeruſalems, das jüngſte Gericht. Dazu noch Zuſammenſtellungen der 12 Helden, 12 edlen Frauen, 12 Tyrannen des alten Teſtaments, auch eine gute Anzahl katholiſcher Legenden, endlich Allegorien, Vergleichungen der Chriſten mit einem Schafe, einer Roſe ꝛc., Ermahnungen, Betrachtungen des Todes. Wie rührend auch die fromme Einfalt des Schuſters ſcheint, ſo ſind doch dieſe bibliſchen Sachen bei ihm die ſchwächſten, nur ſehr weniges iſt originell. — Eine eigenthümliche Dichtung, deren Quelle noch nicht gefunden iſt, hat Hans Sachs in den ungleichen Kindern Eva's dreimal wiederholt, aber nicht ſelbſt erfunden (vgl. J. Grimm in Haupts Zeitſchr. 2, 257—267).

Gott ſieht einmal nach den aus dem Paradieſe Verſtoßenen. Eva hat unterdeß eine Menge Kinder geboren und putzt dieſelben vor dem Herrn heraus. Nur Cain und ein Theil der andern verweigert Gott jede Huldigung und ſie werden dafür geſtraft, die niederen Stände, Bettler und Räuber auf Erden

zu werden, indeß Abel, Seth ꝛc. Ehren und Glücksgüter erhalten. — Gott will einmal die Kinder Evä sehen. Da putzt Eva nur die schönen heraus und versteckt die häßlichen, aus mütterlicher Eitelkeit. Gott beschenkt nun jene und für diese bleibt nichts übrig, sie müssen arme Arbeiter und Bettler werden.

Die zahlreichen historischen Stoffe, an welche sich mythologische und sagenhafte anreihen, sind von Hans Sachs ebenfalls nur aus älteren und fremden Quellen geschöpft und meist nur sehr roh und kurz bearbeitet. Aus der classischen Mythologie, die er durch die Humanisten kennen lernte, entnahm er fast alle Gestalten des Homer und Ovid und führte sie zum erstenmal der erstaunten Nürnberger Bürgerwelt vor Augen. Man denke sich nun, wie neu ihnen die am Fels gefesselte Andromeda seyn mußte, welche Perseus vom Ungeheuer errettet, und Daphne, die, von Apollo verfolgt, zu einem Baum wird, Circe unter den zu Schweinen verwandelten Menschen ꝛc. Sachs wagte es, den ganzen trojanischen Krieg, wie auch die Odyssee, kurzgefaßt auf die Bühne zu bringen, dazu viele tragische Stoffe, das jammervolle Geschick des Oedipus, des Agamemnon, der Iphigenia, der Niobe, die Wiederbringung der Alkestis, die Thaten des Herkules, Theseus ꝛc. Dazu die ganze alte Geschichte, Leben und Thaten des Cyrus, Kambyses, Xerxes, Alexander, fast aller griechischen Helden, Staatsmänner und Weisen aus dem Plutarch, desgleichen aller römischen Könige, Feldherrn, Kaiser von Romulus bis Aurelian, mit besonderer Rücksicht auf berühmte Heldenthaten wie die des Scävola, des Cocles ꝛc., oder berühmter Weiber wie Semiramis, Lucretia, Virginia, Kleopatra, Dido ꝛc. Nicht minder reimte Sachs vieles aus den Erinnerungen und Sprüchen alter Weltweisen zusammen, des Diogenes, Aesop, Epictet, Epimenides, Seneca, Boethius. Auch Lucians Charon, der goldne Esel, einiges aus Plautus und Terenz, der Spartaner Lob, der ägyptischen Könige Begräbniß, das Fest der bona dea, die sieben Wunderwerke der alten Welt. Dazu Wunderdinge aus der Natur nach alter Vorstellungsweise. Endlich auch viele Fabeln nach äsopischem Vorbilde.

Eben so sehr fühlte sich Sachs aber auch von den romantischen Stoffen des Mittelalters angezogen. Er brachte den Inhalt unserer schönen Volksbücher in schlechte Reime, Flos und Blancflos, Sifrit, Me-

luſtne, Magellone, Wilhelm von Orlienz, Wilhelm von Oeſterreich, Hug Schapler, Fortunatus, Griſeldis, Galmi, Pontus und Sidonia, die unſchuldige Königin von Frankreich; welſche Stoffe von König Artus, von Triſtan und Yſolde, vom Hund des Aubri, eine gute Anzahl Novellen des Boccaccio. Manchen alten Sagenſtoff von der nach dem Tode von ihrem Gatten als wildem Jäger verfolgten Ehebrecherin, von der Büßenden (die ſpäter Stolberg beſang), von dem treuloſen Statthalter (Shakeſpeares „Maaß für Maaß"). Viele nordiſche Stoffe aus Saxo, als Hagbart und Signe, Frotho, Heding, Magnus, Regner, Wermundus, Hasmund, Sueno, Birger. — Aus der deutſchen Geſchichte: Alboin und Roſamunde, Deſiderius, Heinrich der Löwe, der Schweizer Ankunft und Freiheit. Dazu Geſchichten von Päpſten, auch der Päpſtin Johanna, Geſchichte des treuen Banchanus in Ungarn. Die Belagerung Wiens durch die Türken (1529), die Siege Karls V. in Afrika, deſſen Einzug in Nürnberg und ein Lob dieſer ſeiner Vaterſtadt. — Alle dieſe hiſtoriſchen Stoffe bieten nur Bekanntes dar. Zu dem weniger Bekannten gehören Niklas, der verlorne Sohn und das rothe Kreuz.

In den lehrhaften Geſprächen und Sprüchen hält Hans Sachs überall einen geſunden Sinn und bürgerliche Ehrbarkeit feſt, ſtraft manchmal auch recht derb und läßt ſich nie durch eine irdiſche Furcht oder Rückſicht binden. Nur ſelten aber iſt Poeſie in dieſen Lehren. Mit der dürren predigtartigen Ermahnung und dem dialektiſchen Wettſtreit wechſelt nur ſelten eine feinere poetiſche Behandlung ab, z. B. in dem Geſpräch vom Waldbruder, der einen Leichenzug vorbeigehen ſieht und erfahren muß, da begrabe man die alte Treue, und in der Erzählung von der „unterdrückten Frau Wahrheit", die er ganz zerſchlagen, blutrünſtig und elend in einem ärmlichen Bette liegen findet, weil ſie von der ganzen Welt mißhandelt worden ſey. Geiſtreich iſt auch der „Frau Venus Zwangnuß", weil hier die Wollüſte als Martern in einem Gefängniß aufgefaßt werden. Aus dem Leben geſtohlen iſt der „Landsknechtſpiegel", in dem der ganze Unfug der damaligen Soldateska geſchildert wird. Sehr merkwürdig iſt die „Klage der Frau Arbeit", daß das Handwerk unwerth werde, weil man den Arbeitern ihren verdienten Lohn abzudingen angefangen und das trauliche Verhältniß von Meiſter und Geſell übergehe in das geſpannte und feindſelige Verhältniß zwiſchen einem geizigen Arbeitgeber

und dem eben dadurch trotzig werdenden Arbeiter. Der Dichter wirft ihr ein, es ſeyen eben der Arbeiter zu viele jetzt. Sie aber erwiedert:

Den Ding verſtehſt du nicht,
Merk, weil man dinget und abbricht,
Den Arbeitern ſaugt aus das Blut,
Das macht verdroſſen und verrucht.

Eben ſo verſtändig und geiſtreich iſt des Wolfs Klage über die Menſchen. Der grimmige räuberiſche Wolf erſtaunt, wie die Menſchen noch viel ſchlechter ſind, als er. Desgleichen die Klage der wilden Holzleute (Elben) über die untreuen Menſchen. Die Klage des Teufels, daß ihm die Hölle zu eng werde, weil zu viele Menſchen hineinkommen. Die Klage der neun Muſen über die Rohheit in Deutſchland.

In Beiſpielen iſt Hans Sachs ſehr glücklich, wobei er jedoch ſchon ältere bekannte Stoffe benutzt. So das Beiſpiel von drei Söhnen, unter welchen der allein erben ſollte, der den Vater mit einem Pfeil ins Herz treffen würde, aber nur der wirklich erbte, der aus Pietät gar nicht ſchießen wollte. So die Geſchichte des verlornen Gulden, die ſchon Suchenwirt behandelte. Ferner die ſchöne Comödie „vom heiligen Gericht Gottes".

Ein Waldbruder denkt: „wozu viel plagen durch Faſten und Einſamkeit, da Gott ja doch die Guten nicht belohnt und die Böſen nicht beſtraft." Er geht alſo in die Welt hinaus. Da geſellt ſich ein Engel zu ihm, der unterwegs ein Kind umbringt ꝛc., zuletzt aber den Waldbruder belehrt, daß der Mord nothwendig geweſen, weil aus dem Kinde ſonſt ein arger Böſewicht erwachſen wäre ꝛc., kurz daß die ſcheinbare Ungerechtigkeit der göttlichen Weltregierung ſich zuletzt immer als eine gerechte erweiſe.

So die drei Lehren des alten Marſchalks:

Der alte Marſchalk lehrt ſeinen Sohn 1) er ſolle nie für einen bitten, den man henken wolle, 2) er ſolle nie einen Höheren zu Gaſte laden, 3) er ſolle keiner Frau ein Geheimniß anvertrauen. Der Sohn erprobt alle drei Lehren, zuletzt mit ſeiner eignen Frau, der er anvertraut, er habe einen Mord begangen. Die Frau verräth ihn wirklich und er wäre verloren geweſen, wenn der angeblich Todte nicht noch gelebt hätte.

Ein Paar Schwänke vom h. Petrus:

Petrus möchte auch einmal die Welt regieren. Chriſtus erlaubt es ihm auf einen Tag, er ſoll aber wohl regieren und nur Gutes thun. Das ver-

steht sich von selbst, denkt Petrus. Nun kommt ein armes altes Weib und klagt über ihre große Noth und bittet Petrum, er möge ihr doch wenigstens ihre Gais hüten. Petrus thut es, die Gais macht aber den ganzen Tag über so viele Capriolen und Unarten und ruht nie, daß Petrus ganz in Schweiß geräth und am Abend die Weltherrschaft vergnügt in Jesu Hände zurückgibt. Wie kann ich die Welt regieren, da ich nicht einmal eine Gais hüten kann? — Im folgenden Schwank wird Petrus abermals beschämt, indem der Herr ein sehr sauberes Mädchen einem faulen Knecht zutheilt. Petrus ist über diese Ungerechtigkeit ganz wild, aber der Herr sagt: du verstehst es nicht; sie wird dem Faulen schon zu schaffen machen und er wird sorgen, daß sie nicht stolz und übermüthig werde.

Ein vortrefflicher Schwank vom Ursprung der Affen:

Christus herbergt bei einem Schmiede. Da kommt ein alter Bettler, den setzt der Heiland ins Schmiedefeuer und brennt ihn jung, daß er als schöner frischer Jüngling davon geht. Nachher will das alte Weib des Schmiedes auch wieder jung werden. Der Schmied muß sie ins Feuer setzen, da schreit sie aber und er wirft sie ins Kühlwasser. Sie war aber schon ganz zusammengeschrumpft und schwarz. Da kamen zwei schwangere Nachbarinnen, versahen sich aus Schreck an ihr und gebaren — die ersten Affen.

Wie geistreich Hans Sachs allegorische Stoffe zu behandeln verstand, wenn er sich nur Zeit dazu nehmen wollte, beweist seine vortreffliche Comödie von der Göttin Pallas im Wettstreit mit der Venus.

Pallas, die personificirte Tugend, streitet mit Venus, der personificirten Wollust, um den Vorzug. Ein Kaiser sitzt als Richter hin. Der Venus Advocat ist Epicur, dem insbesondere noch Satanas assistirt. So oft Satanas über des Epicur Worte in Bewunderung ausbricht, streichelt sich Epicur vor Lust den Bauch. Auch steckt ihm Satanas Speck in den Mund, daß die Rede leichter fließe. Allein für Pallas tritt Herkules in die Schranken und besiegt alle höllischen Ungethüme, die ihm entgegengestellt werden, im Namen der Tugend, so daß der Kaiser zuletzt sagt: nur dir gebührt der Himmel, nur die Tugend kann den Himmel tragen! weshalb Herkules dem Atlas die Last abnehmen muß. Epicur aber wird bestraft. Cacus muß ihn auf die Pritsche legen und barbarisch auspeitschen. Mitten im Schmerzensgeheul ruft Epicur alle Wollüste und guten Sachen, Schüsseln und Flaschen vergebens zu seiner Hülfe herbei.

Das Stück ist roh, aber genial angelegt und durchgeführt. Nicht übel ist die Revue der Laster in „der Venus Hofgesind" und „der Laster Arznei". Im letzteren Stück bilden sich die Laster ein, sie seyen nur Krankheiten. Ungleich weniger geistreich sind die Wettgespräche zwischen

Jugend und Alter. Sommer und Winter, Leben und Tod, Tugend und Laster, Krankheit und Gesundheit, Armuth und Glück, Wollust und Ehre, Hoffahrt und Demuth, Zorn und Sanftmuth, Wasser und Wein ꝛc. und die Vergleichung der Altersstufen mit dem Jahreslauf und den sieben Planeten.

Unter den lehrhaften und allegorischen Gedichten des Sachs zeichnen sich aus „die gemarterte Theologie", die unter den Henkershänden der Sektirer leide, weil (zur Reformationszeit) Jeder sie allein besitzen wolle. Ferner „das klagende Evangelium", welches verzweifeln will, da es über Deutschland wie eine reiche goldne Saat ergossen, doch noch nirgends eine Frucht aufgehen, sondern überall nur Laster sehe. Im Uebrigen schließt sich Sachs an Luther, nennt ihn die Nachtigall, die in süßem Sange das Wort Gottes verkünde, und besingt auch noch seinen Tod.

Hans Sachs beschäftigt sich auch sehr viel mit der Ehe, mit den Weibern und Mägden. Hier tritt sein biederer Charakter ins hellste Licht. Er schildert den biedern Mann, das biedere Weib, wie sie seyn sollen, echte Altnürnberger Gestalten aus dem ehrbaren Bürgerthum. Eben so preist er den Wohlstand der Ehe. Höchst lieblich sind seine Schilderungen der ersten keuschen Liebe, des ersten Kusses, des Liebezwistes und der zärtlichen Versöhnung. Dann aber verbreitet er sich auch über alle Untugenden der Männer und Weiber, über die bösen Ehen, über alle kleinen feinen Tücken des Weibervolks, über schlechte Haushaltung, faule und untreue Dienstboten ꝛc. Ein überaus reiches und naives Sittengemälde seiner Zeit. Auch allegorische Wettkämpfe fehlen hier nicht. In einer eigenen Comödie läßt er den berühmten Streit zwischen Jupiter und Juno durch Tiresias entscheiden. Auch gibt er schon Machiavelli's berühmten Belfagor wieder, die Geschichte vom Teufel, der sich vor einem bösen Weibe verkriechen mußte, und eine andere von einem Teufel, welcher vergebens ein buhlerisches Weib hüten wollte. Desgleichen viele Novellen des Boccaccio und frivole Fabliaux, die freilich zu der bürgerlichen Ehrbarkeit Nürnbergs nicht mehr passen.

Die weiblichen Gestalten bei Sachs erinnern ganz an die Bilder von Lucas Cranach, züchtig ehrbar und doch oft ziemlich frei aufgefaßt, am naivsten im Nackten, wie es damals mit dem älteren Renaissancestyl aufkam. So die Schilderung der Venus nach der bekannten Vorstellung,

welche der Stadt Magdeburg den Namen gegeben haben soll, nackt auf einem Wagen mit Aepfeln in der Hand, hinter ihr die drei Grazien. Das hübscheste Genrebild ist das von König Karl und den zwei Rittertöchtern (V. 315). Der Ritter hat den König zu sich eingeladen und läßt seine Töchter vor den Augen desselben die Fische fangen, die ihm auf die Tafel gesetzt werden sollen:

Indem eintraten in den Garten
Zwo Jungfrauen mit schneeweis zarten
Durchsichtig weißen Hemmetlein,
Dadurch ihr Leib sam bloß erschein,
Ganz adelig gelidmasiret,
Mit gelb fliegendem Haar gezieret,
Darauf hettens mit Reverenz
Von Perlein weiß zwen schmalen Kränz,
Trugen auf ihren Achseln zuletz
Von Seiden gestrickt ein Fischnetz,
Und ein Steuerruder in der Hand
Traten zu dem Weier beidsamt,
Darein traten sie alle beid,
Bis Wasser in an die Brüstlein schlug
Und thäten beide ein Fischzug
Und fingen etlich schöne Fisch,
Die trugen sie heraus zu Tisch
Dem König ꝛc.

Charakteristisch bei Hans Sachs sind die Narren. Schon vor Hans Sachs waren durch Brants Narrenschiff und des Erasmus Lob der Narrheit alle Thorheiten der Welt in Narren personificirt worden. Indeß stammt doch die Narrenmaske ursprünglich von den bürgerlichen Fastnachtsspäßen her. Am berühmtesten unter den Fastnachtspielen des Hans Sachs ist das Narrenschneiden:

Einem Kranken, unter dem man die ganze Gesellschaft verstehen muß, werden vom Arzt eine Unzahl von Narren ausgeschnitten. Wenn diese erst alle in die Pegnitz geworfen sind, wird der Kranke wieder gesund werden.

Ferner der Narrenfresser, der die Narrheiten wie Wildpret jagt und mit Genuß verzehrt, das Narrenbad, in das alle hinein müssen, um für ihre Thorheit zu büßen. Stultitia mit ihrem Hofgesind, nach Erasmus. Der Kram mit Narrenkappen, ein Narrenausbrüter ꝛc.

Zum Phantaſtiſcheſten des Hans Sachs gehört ſein Naſentanz.

Wer die größte Naſe hat, ſoll König werden. Drei Kleinode ſind ausgeſucht für die nach ihm die größte Naſe haben. Da kamen zwei Pfeifer und bliefen auf zum Tanz und von allen Seiten ſtrömten großnaſige Bauern herbei.

Ohne Zahl mit alſo großen Naſen
Lang, dick und krumm, hencket und puckelt
Murret, munket, breit, pfüntſcht, hukelt
Zinckt, hocket, knorret und knollet,
Dreieckigt, viereckigt und drollet
Gleiſſent und rot, kupfern und högret ꝛc.

Der Schwank hat kein Ende, denn der Dichter ruft den Zuſchauern nun zu, kommt alle, ihr ſeyd alle eingeladen zum Mittanzen und noch jeder von euch kann Naſenkönig werden.

Hieher gehören auch die in Callots Manier entworfenen Bilder von Hexen, vom Hauptmann des großen faulen Haufen, von den Landsknechten, vor denen ſich der Teufel ſelber fürchtet, Hans Unfleiß und Heinz Widerporſt, die Karikaturen zweier Lumpen, eines einäugigen und großmauligen alten Bettlers und eines „gerade aus dem Lappenland“ hergekommenen Halbwilden, dann der Kampf der blinden Bettler mit den Säuen. Zu des Dichters Capriccios gehört ferner das Wettlügen am Lügenberge. Grotesk iſt die Operation eines Arztes, der einem kranken Bauern den Magen ausnimmt und um ihn zu reinigen an einem Zaun aufhängt, als aber ein Rabe den Magen frißt, geſchwind einer Sau den ihrigen ausſchneidet und dem Bauern wieder einſtopft. Daher kommt es, daß die Bauern einen Saumagen haben. Einiges hat Sachs auch vom Eulenſpiegel entnommen. Toll iſt „der Roßdieb zu Funfing“.

Der Roßdieb ſtiehlt den Bauern Rock und Bock, verkauft ſie andern Bauern und ſieht zu, wie die rechtmäßigen Eigenthümer und Käufer ſich halbtodt ſchlagen. Die Rohheit der Bauern übertrifft hier noch die Schalkheit des Diebes.

Sehr ergötzlich iſt der Weinkauf. Um dieſen nämlich immer wieder trinken zu können, verkaufen ein Bauer und ſein Weib einander täglich gegenſeitig ihren Eſel.

Derber, etwas unfläthiger Humor waltet in den Neujahrsgeſchenken, womit H. Sachs die verſchiedenen Handwerke beſchenkt. Die Schneider

bekommen ihre obligate Gais, die Weber eine Maus, damit sie ihnen das Garn verwirre. In einem Schwank werden die groben Männer „abgehobelt". Am ärgsten ist „die Schifffahrt der wüsten vollen Säue", ein Parodie des Narrenschiffs.

> Säue fahren zu Schiffe, fressend, saufend, spielend ꝛc., wozu ein Theil musicirt, ohne Ruder, völlig unbekümmert. Bei Nacht werfen sie sogar die Lichter ins Meer und säuen lustig fort, obgleich ein schweres Gewitter über ihnen blitzt und unter ihnen das Meer wild aufbraust. Sie gehen unter, ohne es zu merken.

Ueberaus ergötzlich sind diejenigen Schwänke des Hans Sachs, die uralten heidnischen Erinnerungen entnommen sind. So das Altweiberbad und die Altweibermühle, worin die Alten wieder jung werden, entlehnt aus der altheidnischen Vorstellung vom Jungbrunnen. So seine Schilderungen des lustigen Schlaraffenlandes, entlehnt aus den alten Vorstellungen vom Wunschlande. An das alte Thiermärchen erinnert die Klage des Hasen über sein elendes Leben. Moderner ist seine verkehrte Welt, in der die Hasen den Jäger fangen und am Spieße braten.

Unter den Schülern des Hans Sachs ist nur der schon genannte Puschmann, ein Lausitzer und Schuster, bemerkenswerth wegen der Schilderung, die er uns von Sachs hinterlassen hat. Derselbe schrieb eine nicht üble Comödie vom keuschen Joseph. Das Nähere bei Hoffmann, Spenden II. 1.

Als dramatischer Dichter steht noch Ayrer in den Fußstapfen des Hans Sachs, reicht aber mit seinem Haupte schon in eine neuere Zeit hinauf.

Den Ausgang der Meistersängerei charakterisirt am besten Johannes von Soest († 1504). Derselbe wurde nämlich aus einem Meistersänger ein Singemeister. In den Niederlanden von Engländern in der eigentlichen Musik unterrichtet, wurde er Kapellmeister des Pfalzgraf Friedrich in Heidelberg. Uebrigens verräth seine in Knittelversen geschriebene Selbstbiographie noch ganz den harten Meistersängerton. Vgl. Hoffmann in Prutz lit. hist. Taschenbuch 1846.

2.

Spruchdichtung.

Die Meiſterſänger waren vornehmlich Spruchdichter, d. h. ſie weihten alle häuslichen und öffentlichen Feſte mit lehrhaften, zum Theil witzigen Sprüchen ein. Aus ſolchen Sprüchen entſtanden nach und nach Geſpräche und endlich die dramatiſchen Faſtnachtsſpiele, wie aus den Kirchenliedern das geiſtliche Schauſpiel.

Die Spruchdichtung iſt ohne Zweifel viel älter, als die bürgerliche Meiſterſängerei. In unſern Rechtsgebräuchen, ja im gewöhnlichen Leben haben ſich noch uralte Sprichwörter und lehrhafte Redensarten ſogar noch mit der uralten Alliteration erhalten (ſ. Theil I. S. 6). Sie mußten ſpäter dem gereimten Spruche weichen. Bei Taufen, Hochzeiten, Begräbniſſen, bei Einweihung eines neuen Hauſes, bei feierlicher Eröffnung von Verſammlungen, beim Beginn des Jahres, bei Einſetzungen ins Amt, bei Freiſprechungen der Lehrlinge, beim Ritterſchlage ꝛc. überall waren paſſende Denkſprüche üblich und ſind es zum Theil noch jetzt. Zur Zeit der ſtädtiſchen Meiſterſängerei wurde dieſe Spruchdichtung mit großer Vorliebe gepflegt. Daher auch ganze Bücher von Sprüchen entſtanden.

Die Priameln (von praeambulum, Vorſpiel, Vorderſatz) kamen im 14. Jahrhundert auf, ein Mittelding zwiſchen Spruch, Räthſel und Epigramm, ſofern im Vorderſatz eine Anzahl Beiſpiele aufgeführt werden, denen eine ganz kurze epigrammatiſche Nutzanwendung, gleichſam als Auflöſung des Räthſels folgt. Sie heißen wegen des Abſchnappens am Schluß auch Schnepper und der Meiſterſänger Roſenpluet ſoll danach der Schnepperer genannt worden ſeyn, der Name bedeutet aber auch ſchlechtweg einen Aderlaſſer oder Bader. Die meiſten Priameln ſind indeß mehr lehrhaft als witzig, der Schluß nur ſelten wirklich witzig und überraſchend. Vgl. Eſchenburg, Denkm. 385 f. Keller, alte gute Schwänke 1847. Die Priamel wurde auch in längere Spruchform ausgedehnt und ging in die Geſprächform der erſten kurzen Faſtnachtsſpiele über. Hier ein Paar Beiſpiele:

Ein alter Pelz ohne Läuſe,
Eine alte Scheune ohne Mäuſe,

Eine ſchöne Frau ohne Liebe,
Ein Jahrmarkt ohne Diebe ꝛc.
Das ſind gar ſeltſam Mären.

* * *

Wo der Sohn von dem Vater geht,
Der Lai ohne Prieſter am Altar ſteht,
Der Knecht ſich über den Herrn ſetzt,
Der Bauer des Edeln Wildpret hetzt,
Wo die Henne kräht für den Hahn ꝛc.
Da ſoll man mit Knütteln drunter ſchlagen.

* * *

Morde, raube, henke, ſtiehl,
Treib all Bosheit ꝛc.
Haſt du nur Geld und gute Wat,
Die Herren nehmen dich doch in Rath.

* * *

Ein Weib nach hübſchheit, als ich ſag,
Müßt haben eines Weibes Haupt von Prag,
Ein Büſchlein von einer in Frankreich
Und zwei Brüſtlein von Oeſterreich,
Ein kehl und rücken von Brabant,
Von Köln Weiber ihre weiße Hand,
Zwei weiße füßlein dort her vom Rhein,
Von Bayern ſoll der ſitten ſeyn,
Und die red dort her von Schwaben,
So thäten ſie die Frauen begaben.

Eine ganze Aneinanderreihung von Priameln, Sentenzen und Sprüchen enthält der niederländiſche Koker, den Hackmann im Jahr 1711 mit dem Reinecke Fuchs zugleich drucken ließ. Der Sammler iſt nicht bekannt, der Inhalt aber ohne Zweifel älter als das Druckjahr. Koker bedeutet einen Köcher voll Pfeile. Die Pfeile ſind aber nicht ſonderlich ſpitzig.

Ueber Sprichwörter vgl. Zacher, Sprichwörterſammlungen 1852. Nopitſch, Literatur der Sprichwörter 1852. Mone, Quellen und Forſchungen I. 186. Gödeke, Grundriß S. 111. Die älteſte Sammlung veranſtaltete Bebelius in ſ. opusculis von 1507, dann Tunicius 1514, die berühmteſte Agricola 1528 und Sebaſt. Franck 1541. In ihnen liegt ein Schatz von natürlichem Verſtand und Erfahrung, wie von angebor-

nem Volkswitz, und insbeſondere bezeichnen ſie den Volkscharakter. Aber an die Poeſie lehnen ſie ſich nur leiſe an. Nichts iſt unpoetiſcher, als ein Buch voll Sprichwörter, die nichts als Lehren und Erfahrungen enthalten. Aber es gibt unter ihnen auch poetiſche, die in epigrammatiſcher Kürze wie mit einem kurzen Blitz gleichſam eine ganze Landſchaft oder Begebenheit erhellen und die Einbildungkraft frappiren. In ihnen findet insbeſondere der Witz ſeine ſchlagendſte Form. Albert Höfer, der auf dieſe kürzeſten aller Gedichte in Hagens Germania VI. 95 f. aufmerkſam macht, theilt einige Proben mit, z. B.

Was die Gewohnheit nicht thut, ſagt der Schneider und ſtiehlt Tuch von ſeinen eignen Hoſen.

Alles mit Maaß, ſagt der Schneider und ſchlägt ſein Weib mit der Elle todt.

Viel Geſchrei und wenig Wolle, ſagt der Teufel und ſcheert die Sau.

Nix umsönst, secht de han und sat up de hen.

Albot helpt, saed de mügg un piss in de so.

Er iſt ſo eigen, wie Hans Funk, der nicht am Pranger ſtehen wollte.

Dat is ken spass, saed de nachtwaechter, wen man int horn schit.

Von dieſer Art ſind ferner: Die Nürnberger henken keinen, ſie hätten ihn denn erſt. — O derentwegen, ſagt die Bauernmagd, wir binden die Kuh an den Baum. (Ihr Liebhaber hatte beſorgt, durch die Kuh, die das Mädchen zu führen hatte, würde er verhindert werden, etwas zu thun.) — Beſſer eine Laus aufs Kraut, als gar kein Fleiſch, ſagte der Knecht, dem man nicht genug zu eſſen gab, griff an den Kopf und warf eine Laus in die Schüſſel.

Viele Sprichwörter beziehen ſich auf eine lächerliche Begebenheit, z. B. es geht aus wie das Hornberger Schießen (wo man kein Pulver mehr hatte).

Auffallend phantaſtiſch erſcheint die Anſprache an die Lehrlinge des Schmiede- und des Böttcherhandwerks, wenn ſie Geſellen werden, in Grimms altd. Wäldern I. 91 und 107. Man phantaſirt ihnen abentheuerliche Reiſen vor, in denen eine verſteckte Allegorie liegt. Sonſt ſind alle dieſe Anſprachen weitläufig und bei aller Ehrbarkeit arg pedantiſch. Vgl. Stock, Geſellenweſen, Magdeburg 1844.

Wie die Weihnachts-, Dreikönigs-, Oſter- und Pfingſtlieder an die kirchlichen Feſte, ſo knüpften ſich eine Menge Lieder und Sprüche auch an häusliche Feſte: Hochzeitsſprüche und Lieder, Polterabendſpiele, Strohkranzreden, Neujahrswünſche, die ſ. g. Klopfan, Weingrüße und Sprüche,

Kinderlieder, Wiegenlieder. Dazu die Lieder und Sprüche verſchiedener Berufsclaſſen, die Jägerſchreie und Waldſprüche, die Kuhreigen, die Schnitterlieder (Schnaderhüpfeln).

Klopfan heißen die kurzen Liedchen und Sprüche, mit denen man beim Anklopfen allerlei Wünſche und Scherze ausdrückte. Keller, Faſtnachtſpiel S. 1241. 1355. Aehnlich den Schnaderhüpfeln.

Die Segenſprüche zur Heilung oder Abwendung von Unheil, z. B. Wundſegen, Diebsſegen, Reiſeſegen ꝛc. haben nicht ſelten poetiſchen Werth, ſofern ſie durch etwas Feierliches und Geheimnißvolles die Seele zum Schauerlichen ſtimmen und dunkle Anklänge an uralte Göttermythen enthalten. Denn was Chriſtliches in ihnen iſt, ſcheint nur Uebertragung aus dem älteren Götterdienſt zu ſeyn. Ein Waffenſegen bei Haupt (altd. Blätter II. 266).

Ich beſchwöre alle Waffen gut
Bei des heiligen Chriſtus Blut,
Des heiligen Chriſtus Odem ꝛc.

Oft beginnt der Segen mit der mythiſchen Erinnerung an drei Brüder oder an drei Jungfrauen, die des Weges kommen und unter denen ohne Zweifel die alten wandernden Götter (Odin, Loki) und Nornen oder Heilgöttinnen gemeint ſind.

Die Waidſprüche und Jägerſchreie, deren Grimm, altd. Wälder III. 97 f. nicht weniger als 226 mittheilt, gehen in dieſer Form nicht hinter das 16. Jahrhundert zurück und tragen ſchon die ganze Weitſchweifigkeit dieſer ſpätern Zeit an ſich. Die älteren dürften viel kürzer geweſen ſeyn. Sie enthalten in Fragen und Antworten die ganze Lehre vom edlen Waidwerk und offenbaren eine eben ſo genaue Kenntniß des Wildes, ſeiner Natur und Weiſe, wie des Jagdhandwerks. Sie athmen Waldgeruch und haben zugleich etwas durch und durch Vornehmes in der Heilighaltung der Jagdſitte. Noch anziehender, jedenfalls älter und volksthümlicher ſind die mehr lyriſchen Aufrufe zur Jagd, echte Waldhornklänge:

woluf, woluf, Ritter und Knecht
und alle gute Geſellen,
Die mit mir gen Holz wellen!

und die Treiblieder, wenn der edle Hirſch verfolgt wird:

D' Holz! d' Holz do, ho, ho, ho!
Da ho, da ho ho ho!
Den da, ho ho ho!
Dotz dotz dotz da ho ho ho, o o!
Da lauft der edel Hirſch einher, Geſelle,
Da lauft er, Jäger, wehrts gut, da lauft er hieher.
Da lauft er noch aber, guter Hund,
Da lauft er noch als aber.
Da fleucht der edel Hirſch über den Weg ꝛc.

Das drückt die raſche Bewegung trefflich und naturwahr aus. Ganz nach demſelben Prinzip ſind die Schweizer Kuhreigen gedichtet, nur daß hier der Hirt die Kühe langſam treibt.

Wön d' er iha, wön d' er iha, loba?
Alſama mit Nama, die alta, die junga, die alla
Alſama loba, loba, lo—ba!
Chönd aleſama, alſama, alſama, loba, loba,
Wenn i em Bech ha gfeffa, ha gfeffa, ha gfeffa,
So chönd allaſam zuha ſchlicha, ſchlicha, wol zuha, da zuha.
Trib iha alſama, wol zuha, bas zuha.
Höpſch ſönds und frei, holdſelig dazue, loba, lo—ba!
Wäß wol, wenn ers ſinge vergod,
Wenn a Wiege in der Stube ſtod,
Wenn de Ma mit füſta dre ſchlod,
Ond der Luſt zue ala Lächera inablost,
Lo—ba, loba, lo—ba.
Treib iha, iha alſama, malſama
Die Hinked, die Stinket,
Die Bletzet, die Gſchegget, die Gflecket,
Die Schwarzert, Tarzert,
Glimperi, Blinzerie
D' Lehneri, d' Fehneri,
's Habböhli, 's Möhrli ꝛc.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 124.

Die Weingrüße und Weinſegen mögen wohl ihren Urſprung in einer heidniſchen Libation haben, wurden aber im Mittelalter in die Spruchdichtung hineingezogen und ziemlich langweilig. Vgl. die Beiſpiele in Haupts altd. Blättern I. 40 f. Der Wein wird begrüßt: nun grüß dich Gott, und dann werden ſeine löblichen Eigenſchaften geprieſen.

3.

Volkslieder.

Die Volkslieder sind uralt. Sie wurden wegen ihres zum Theil noch heidnischen oder üppigen Inhalts (laicorum cantus obscoenus nach Otfried) von der Kirche untersagt und daher auch nicht aufgezeichnet. Die heidnischen Elemente darin mußten verschwinden oder konnten sich nur sehr verblümt erhalten. Dagegen ist kein Zweifel, daß sowohl Liebes-, als auch Spott- und Schelmenlieder (winileot, siswa, sisesanc, lotirspracha, posa, giposi, scofleot nach Hoffmanns deutschem Kirchenlied S. 8) überall verbreitet blieben, immer neu entstanden und bei Spiel und Tanz und frohen Gelagen nicht fehlen durften.

Sie sind entweder unmittelbar aus dem Volk hervorgegangen oder, wenn auch von Meistern des Gesangs gedichtet, ausnahmsweise so einfach und volksmäßig, daß sie in aller Mund kamen und zu Volksliedern wurden. Verbreitung im Volk zeichnet sie von den Kunstdichtungen der höfischen Sänger und der zünftigen Meister aus, zugleich aber auch immer Naivetät und Natürlichkeit, eben weil sie sonst jene Verbreitung nicht hätten finden können. In ihnen kehrt die durch die Minnesänger in eitle Subjectivität verrannte Poesie wieder zu anspruchsloser Objectivität zurück, auch wo sie nicht episch erzählen (Balladen, Romanzen), sondern nur das persönlichste Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Das volksthümliche Liebeslied kramt nie die Eitelkeit des verzückten oder jammernden Dichters aus, sondern rührt durch die Situation allein, in die jeder Zuhörer sich hineindenken muß.

Das Volksmäßige bewährt sich auch darin, daß mit Ausnahme der epischen Balladen, die von Königskindern und Rittern oder auch von den alten Dämonen des Heidenthums handeln, die rein lyrischen Dichtungen sich nach den Berufsarten unterscheiden als Bauern-, Jäger-, Bergmanns-, Handwerksgesellen-, Soldaten- und Schelmenlieder (Grasslieder, Reiterlieder, Gassenhauer ꝛc.).

Die kleine Limburger Chronik, die an Sittenzügen so viel enthält, bringt auch eine Menge Anfangsverse von Volksliedern, die im 14. Jahrhundert allgemein in Deutschland gesungen wurden, aber leider eben nur

die Anfänge. Unter allen Volksdichtern der Zeit rühmt sie einen Barfüßermönch, welcher wegen Aussatz von aller Welt ausgeschieden die lieblichsten und rührendsten Lieder sang, die alle Meister ihm gern nachsangen und nachpfiffen. Der Anfang eines seiner Lieder lautet: Mai, Mai, Mai, die wonnigliche Zeit, die allen Freuden gibt ohne mir ꝛc.

Der Hätzlerin Liederbuch, herausgegeben von Haltaus 1840, enthält neben kunstgerechten Minneliedern auch Volkslieder. Eben so die Ambraser Sammlung, die Volks- und Meisterlieder von Görres (nach einer Heidelberger Handschrift). Vieles ist in Flugblättern aus dem ersten Jahrhundert des Drucks erhalten. Eine vollständige Uebersicht der Quellen ist von Uhland zu erwarten, wenn er erst den Commentar zu seinen Volksliedern hinzufügen wird. Die ersten größeren Sammlungen aus den Zeiten des Drucks sind rar, die des Arnt von Aich 1520, des Wolfgang Schmelzel 1544, die vielfach erschienenen Bergreihen, die erste von 1547 ꝛc. Vgl. Gödeke, Beitrag S. 123. Gräße, Geschichte der Poesie Europa's S. 521 f. — Aus alten Sammlungen fliegender Blätter und aus dem Volksmunde brachten Clemens Brentano und v. Arnim 1806 des Knaben Wunderhorn, drei Bände unsrer schönsten Volkslieder zusammen, freilich noch unkritisch ausgewählt und behandelt. Eine streng kritische Sammlung begann erst Uhland 1844.

Einfachheit, Natürlichkeit, Gemüthlichkeit, ein eigenthümlicher rührender Humor zeichnet die meisten Liebeslieder des Volks vortheilhaft vor den höfischen Minneliedern aus. Ich will einige Beispiele geben. Brunnenliedchen:

Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken
Und wer ein lieben Buhlen hat, der soll ihm winken.
Ja winken mit den Augen und treten mit dem Fuß,
Es ist ein harter Orden, der seinen Buhlen meiden muß.

(Docen, Misc. I. 261.)

Es wollt ein Mägdlein Wasser holen
Ueber einem kühlen Brunnen,
Ein weißes Hemdlein hatt sie an,
Dadurch schien ihr die Sunnen.

Daf. 262.

Jetzt gang ih ans Brünneli
Trink aber net,

Da ſuch ih mein herztauſige Schatz
Findn aber nit ꝛc.

Mone, Quellen I. 165. Sehr verbreitet in ganz Süddeutſchland. Wunderhorn I. 190.

Ein Volkslied voll der zärtlichſten Sehnſucht iſt in vielen Varianten vorhanden, der eigentliche Urtext, wenn es einen gab, noch nicht gefunden. Der Sehnende blickt in die Ferne und gedenkt ſeiner Geliebten. Sein Blick geht entweder nach oben: „Da droben auf jenem Berge, da ſteht ein ſchönes Schloß, da ſchauen alle Tage drei ſchöne Jungfern heraus," oder nach unten: „Da drunten im Thale, oder da nieden im Grunde ſteht eine Mühle, die mahlt Liebe" ꝛc. Eine der ſchönſten und wohl auch älteſten Faſſungen verbindet den Berg und die Mühle im Thal. Es ſteht im Ambraſer Liederbuch Nr. 66.

Schein uns, du liebe Sonne,
Gib uns einen hellen Schein,
Schein uns zwei Lieb zuſammen,
Ei, die gern bei einander wollen ſeyn.
Dort fern auf jenem Berge
Leit ſich ein kalter Schnee ꝛc.
Dort nieden in jenem Holz
Leit ſich ein Mülen ſtolz ꝛc.
Sie malet uns alle Morgen
Das Silber, das rothe Gold.
Dort nieden in jenem Grunde
Schlemmet ſich ein Hirſchlein fein.
Was führt es in ſeinem Munde,
Von Gold ein Ringelein.
Hätt ich des Goldes ein Stücke
Zu einem Ringelein,
Meinem Buhlen will ichs ſchicken
Zu einem Goldfingerlein.

Daſſelbe Liederbuch enthält noch eine andre Faſſung Nr. 111:

Jungfräulein, ſoll ich mit euch gehen
In euren Roſengarten? ꝛc.

Dann am Schluß:

Dort hoch auf jenem Berge
Da ſteht ein Mühlenrad,

Das mahlet nichts als Liebe
Die Nacht bis an den Tag.
Die Mühle iſt zerbrochen,
Die Liebe hat ein End.

Daſſelbe Lied wurde anders gefaßt im Wunderhorn I. 102.

Rührend iſt die Klage eines Liedes. Büſching, wöchentl. Nachr. II. 154. Wunderhorn I. 210.

Wie kommts, daß du geweinet haſt
Und ja ſo gar nicht lachſt? ꝛc.

Und im Wunderhorn III. 124:

Wenn mein Schatz Hochzeit macht
Hab ich einen traurigen Tag,
Geh ich in mein Kämmerlein
Weine um meinen Schatz ꝛc.

Bei Docen, Misc. I. 262:

Es ſteht ein Silberſträuchlein
Gebogen aus der Erde
Der mir der allerliebſte war,
Der iſt nun leider ferne.

Unter dem Silberſträußlein ſcheint die Pulſatille (Teufelsbart) verſtanden, ganz paſſend zu einer öden Herbſtlandſchaft.

Ich hörte eine Sichel rauſchen
Wohl rauſchen durch das Korn,
Ich hört' eine feine Magd klagen,
Sie hatte ihr Lieb' verloren ꝛc.

Docen, Misc. I. 262.

Wenn ich ein Vöglein wär
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flög ich zu dir,
Weils aber nicht kann ſeyn
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von dir,
Bin ich doch im Schlaf bei dir
Und red' mit dir.
Wenn ich erwachen thu,
Bin ich allein.

Herder, Volkslieder I. 67. Sehr alt iſt wohl das folgende Reiterlied, in dem der Schmerz der Trennung in feſter Bruſt verſchloſſen bleibt:

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, Ade!
Feinsliebchen ſchaute zum Fenſter heraus, Ade!
Ja, ſcheiden und meiden thut weh!

Wunderhorn I. 253.

Einen rührenden Gruß in die Ferne wird der Nachtigall zu bringen aufgegeben in dem berühmten Liede: Schwing dich auf, Frau Nachtigal! Wunderhorn III. 106. Eben ſo in dem Volksliede: „Es ſteht eine Linde in jenem Thal, iſt oben breit und unten ſchmal“ bei Uhland Nr. 15.

Ach Elslein, liebes Elslein
Wie gern wär ich bei dir,
So ſeyn zwei tiefe Waſſer
Wohl zwiſchen dir und mir.

Uhland Nr. 45.

Gedenk daran, du junger Knab,
Laß mich nicht lang alleine,
Kehr wieder bald, mein Aufenthalt,
Lös mich von ſchweren Träumen.

Daſ. Nr. 73.

Ein ſchönes Volkslied (Hoffmann, horae belg. II. 101) läßt drei Jungfrauen zuſammen gehn. Sie ſind barfuß, es kommt Hagel und Schnee, aber ſie achten es nicht, denn jede denkt an ihre Liebe. Die eine aber iſt traurig, denn ihr Geliebter ward erſchlagen, und ſie geht hin zur Linde, unter der er begraben liegt. — Ueberaus ſchön und wild iſt der Schmerz eines Mädchens, der ihr Geliebter untreu wurde bei Uhland Nr. 88.

Wollt Gott, ich wär ein weißer Schwan,
Ich wollte mich ſchwingen über Berg und tiefe Thal,
Wohl über die wilde See,
So wüßten alle meine Freunde nicht,
Wo ich hingekommen wär!

Naives Liebesglück in Volksliedern:

Kein größer Freund auf Erden iſt,
Als der bei ſeiner Allerliebſten iſt,
Bei ſeiner Allerliebſten allein ꝛc.

Ambraſer Liederbuch N. 42.

In dem Böhmerwald
Geht der Wind ſo kalt,

Mädele, ruck an meine grüne Seite,
Bin dir gar zu gut, ich kann dich leiden.
Scheint der Mond ſo ſchön,
Soll ſchon heimen gehn,
Scheint ſo hell an meines Vaters Haus.
Bub, wo bleibſt ſo lange mit im Mädel aus? ꝛc.

Walter, Volkslieder 1841 S. 38.

Mein Schatz iſt ein Reiter,
Ein Reiter muß ſeyn.
Das Pferd iſt dem König,
Der Reiter iſt mein ꝛc.

Daſ. 276.

Keine Roſe, keine Nelke
Kann blühen ſo ſchön
Als wenn ein Paar verliebte Herzen
Bei einander thun ſtehen.
Und kein Feuer, keine Kohle
Kann brennen ſo heiß
Wie die heimliche Liebe,
Davon keiner nicht weiß.

Daſ. S. 281.

Rührend zugleich und voll ſüßer Gluth iſt das Lied, daſ. III. 112.

Das Mägdlein ſtand auf und ließ ihn ein
Mit ſeinem ſchneeweißen Hemdelein,
Mit ſeinen ſchneeweißen Beinen,
Das Mädchen fing an zu weinen.

Ach weine nicht, du Liebſte mein,
Aufs Jahr ſollſt du mein eigen ſeyn.
Mein eigen ſollſt du werden,
O Liebe auf grüner Erden.

Ich wollte, daß alle Federn wären Papier
Und alle Studenten ſchrieben hier,
Sie ſchrieben ja hier die liebe lange Nacht,
Sie ſchrieben uns beiden die Liebe doch nicht ab.

Der Glückliche wirft ſeinen Ring ins Waſſer, er ſchwimmt ins Meer, ein Fiſch fängt ihn auf. Der Fiſch kommt auf des Königs Tafel, da findet ihn „ſein Schätzel“ und ſagt: „der Ring iſt mein,“ und läuf über Berg und Thal zu ihm. Wunderhorn II. 15.

Ein etwas frivoles, aber ungemein naives und volksthümliches altniederländisches Volkslied vom Fiſcher bei Uhland Nr. 283.

Der Fiſcher wird von einer verliebten Frau aufgenommen, während ihr Mann in der Kirche iſt. Er kommt etwas zu früh zurück, der Fiſcher muß durchs Fenſter ſpringen. Nun wird er gefragt: ach Fiſcher, lieber Fiſcher, wohin ſteht nun dein Sinn? und er antwortet: mein Sinn ſteht nach dem Waſſer, dem Waſſer, wo ich geweſen bin.

In mehreren Liedern wird die Liebe mit den Jungbrunnen verglichen. Das iſt ſehr ſinnig und wohl auch ſehr alt, eine Erinnerung aus dem Heidenthum. So im Wunderhorn I. 212.

Bei meines Buhlen Füßen
Da fließt ein Brünnlein kalt,
Wer das Brünnlein thut trinken,
Der jüngt und wird nicht alt ꝛc.

Die Ständchen kommen verhältnißmäßig erſt ſpät vor. Bei den Minneſängern finden wir ſie nicht. Die zahlreichen Tagelieder ſchildern den Abſchied der Liebenden, welche die Nacht beiſammen waren, nirgends aber drückt ein Lied die Anſprache vor der Nacht aus. Wie es ſcheint, müſſen die Ständchen auf die Sitte des Kiltganges bei den Bauern zurückgeführt werden. Die älteſten Ständchen ſcheinen Klage- oder Spottlieder zu ſeyn in Bezug auf Liebhaber, die nicht eingelaſſen wurden. Ständchen, welche empfindſame Bitten um Einlaß enthalten, ſind ohne Zweifel ſpäter. Eines der älteſten und beliebteſten Volkslieder iſt das vom Schreiber im Korbe (Wunderhorn I. 51, Uhland, Volkslieder 288). Ein verliebter Schreiber bittet um Einlaß. Das Mädchen verſpricht ihn in einem Korbe zu ſich ins Fenſter zu ziehen, läßt ihn aber zwiſchen Himmel und Erde hängen, bis es Tag wird und Alles zuſammenläuft, ihn zu verhöhnen.

Vom volksthümlichſtem Humor iſt das Lied:

Schwarzbraunes Babeli,
Steh auf und laß mich ein.
Ich bin allein
Und bring dir Wein ꝛc.

Er iſt betrunken, ſie öffnet natürlich nicht und antwortet nicht. Da fährt er fort: ſteh auf, ſteh auf, wir ſind unſer zwei, wir ſind unſer

drei ꝛc., endlich sind es ihrer Zwölfe und machen einen Lermen wie eine Heerde Wölfe. Wunderhorn II. 56.

Naive Liebesbitten. Im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 859 steht ein Volkslied:

Von deinetwegen bin ich hier,
Herzlieb, vernimm mein Wort,
All mein Begier setz ich zu dir,
Zu dir trag ich keinen Haß.
Laß mich der Treue genießen,
Dein Diener will ich seyn,
Thu mir dein Herz aufschließen,
Schließ mich, Herzlieb, darein ꝛc.

Ein Volkslied bei Mone, Quellen und Forschungen I. 160, das ich auch in Bonn singen hörte, läßt den Liebhaber durch die große Thür ins Haus, die Treppe hinauf, in die Kammer, bis zum Bett dringen, als er aber auch unter die Decke will, sagt die Dirne: mein Bett ist kein Mühlenstein, laß mich und geh wieder heim. Ein Lied bei Büsching, wöchentliche Nachrichten I. 354 ist eben so spöttisch. Der Liebhaber klagt, daß ihn draußen so friere, sie soll ihn einlassen. Sie aber antwortet: friert dich an die Fingerle, zieh Handschühle an.

Der liebenswürdigste Muthwille, lachende Sprödigkeit spricht sich in dem alten Liede aus:

Sah ein Knab ein Röslein stehen
Röslein auf der Heide.
Röslein sprach, ich steche dich ꝛc.

Zuerst gedruckt in Herders Volksliedern. Nachgeahmt von Göthe. Ein anderes Lied mit demselben Refrain bei Uhland Nr. 56.

Eine gar hübsche Klage um den Jungfernkranz steht im Wunderhorn II. 12.

Ach, was weint die schöne Braut so sehr!
Mußt dein Härlein schließen ein
In dem weißen Häubelein.
Ach, was weinet ꝛc.
Wenn die andern tanzen gehen,
Wirst du bei der Wiege stehen.

Warnung vor falschen Mädchen: „Ich weiß ein Mädchen hübsch und fein, hüt du dich! Vertrau ihr nit, sie narret dein" ꝛc. Wunderhorn I. 207.

Ein gutes Volkslied, unvorsichtigen Mädchen zur Warnung, ist das sehr verbreitete vom Mädchen, das in die Brombeeren ging. Büsching, wöchentl. Nachrichten IV. 85. „Sie sind süße, ja süße, doch nimm dich vor ihnen in Acht". Desgleichen das von der Hasel bei Uhland Nr. 25.

Allerliebst ist die Abfertigung bei Uhland Nr. 110. Ein Mädchen wäscht, ein Buhler will sie verführen, sie läuft aber zur Mutter, kommt wieder heraus und sagt:

Ich bin bei meinem Mütterlein gewesen,
Die hat mir den Text gelesen ꝛc.

Die Volkslieder sind auch da, wo sie derb und üppig werden, bei weitem nicht so raffinirt, wie die Kunstdichtungen derselben Gattung, die gereimten Schwänke. Man könnte gewisse obscöne Vergleichungen in den Volksliedern für raffinirt halten, wenn sie nicht ausdrücklich motivirt wären durch den Stand des Sängers. So hatte der Schuster, der Böttcher, der Schornsteinfeger, der Schneider ꝛc. jeder eine aus seinem Handwerk oder Handwerkszeug entlehnte Zote zur Hand, die gleich den Tollheiten der Fastnacht und der kirchlichen Narrenfeste nur ausnahmsweise bei lustigen Festen ihre Berechtigung fanden. Auch die bäurischen Schelmenlieder hatten ihren landschaftlichen und wirthschaftlichen Hintergrund, z. B. das berüchtigte Lied vom Bauern, der ins Heu fahren muß, während sein Weib einen Buhlen bei sich hat, Wunderhorn I. 355 mit dem Refrain: Er sollte doch fahren ins Heu, hei, hei, er sollte doch fahren ins Heu. Eine ältere Form bei Uhland Nr. 282.

Eines der üppigsten Lieder im Anhang zu Wackernagels Kirchenlied S. 838. Eine lustige Fischerin fährt daher und ladet die Männer ein, mit ihr zu fischen, sie habe eine gar gute Fischreuse. Einer läßt sich mit ihr ein und rudert ihr Schifflein. Da zerbricht ihm das Ruder und sie sagt: rudere, rudere baß, es geht ein finsteres Wölklein, ich sorg, wir werden naß.

Zum Naivsten dieser Gattung gehört das Volkslied im Bragur I. 281; Büsching, Volkslieder 63; Erlach II. vom Trost einer unfröhlichen Braut. Das Liedchen von einer, die sich mit der Rose wehrt, bis der Stiel abbricht bei Uhland Nr. 111.

Einer träumt von einer schönen Maid, da erwacht er und vor ihm

ſteht ein altes Weib. So wollte ich doch, ruft er ärgerlich, ſieben alte um eine junge geben und die meine (das war eben die vor ihm ſtehende Alte) um eine Bratwurſt. Köſtliches altes Volkslied bei Uhland, 290.

Nonnenklagen, Seufzer verliebter Mädchen im Kloſter, kommen erſt im ſpäteren Mittelalter zum Vorſchein in dem Maaße, in welchem theils wirklich der Nonnenſtand nur aus Convenienz gewählt oder die Mädchen wider Willen dazu gezwungen wurden, theils die Achtung vor der Kirche zu ſinken anfing und die buhleriſchen Sänger nach den ſchönen Nonnen ſchielten. Die Limburger Chronik theilt folgendes Liedchen mit, welches durch ganz Deutſchland geſungen wurde:

Gott geb ihm ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnen
und mir den ſchwarzen mantel gab,
den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen,
ſo will ich auch einem knaben jung
ſeinen kummer ſtillen,
und ſtillt he mir den meinen nit
daran mag he verlieſen.

Ganz eben ſo flucht die Nonne in einem Liede der Ambraſer Sammlung Nr. 109 ihren Verwandten und beruft ſich auf das Recht der Ehe, das Gott ſchon der Eva verliehen habe, indem er ihr den Adam gab. Eben ſo in einem Volksliede des Wunderhorn I. 30 und in einem dem Nithard zugeſchriebenen Liede bei von der Hagen III. 292.

Eine verliebte Nonnenklage im Wunderhorn III. 33:

Den Orden ertrag ich mit Schmerz und mit Leid,
O Himmel, was hab ich gethan.
Die Liebe war ſchuldig daran.

Und bei Uhland Nr. 327:

O weh, meine jungen Tage,
Daß man mich will in ein Kloſter bringen ꝛc.

Desgl. Nr. 329:

Ich ſollt eine Nonne werden
Ich hatte keine Luſt dazu ꝛc.

Dagegen ist in einem Liede des 14. Jahrhunderts bei Wackernagel Nr. 111 einer Nonne die glühendste Liebe zum Klosterleben in den Mund gelegt. Sie will nichts von der Welt wissen, sie will in den Frieden des Klosters, der für sie schon der Himmel ist,

Wo die weißen Engel fliegen
Und treten um mich
Und man reine Mägde krönet.

Zu den verliebten Nonnenliedern des Mittelalters gehört auch ein Minnelied in Laßbergs Liedersaal I. Nr. 9, worin der Minner die Nonne beschwört, von der Liebe nicht zu lassen, welche die höchste Tugend sey, und sie noch aus dem Kloster zu befreien hofft, weil der Liebe kein Thor zu fest sei.

Mehr von komischer Art sind andere verliebte Lieder. Am lächerlichsten das Gebet der alten Jungfern:

Ach Andreas, heiliger Schutzpatron,
Gib mir doch nur einen Mann ꝛc.

Wunderhorn I. 351. In einem andern Liede daselbst III. 40 zankt eine Mutter, daß die faule Tochter nicht spinnen will und verspricht ihr allerlei, aber erst, als sie ihr sagt, sie wolle ihr einen Mann geben, fängt die Tochter gleich mit allem Fleiße zu spinnen an. In noch einem das. II. 46 klagt ein adeliges Fräulein, daß ihr hoher Stand die Liebhaber vertreibe, und will ein Bauernmädchen werden, um einen Liebsten zu bekommen.

Verliebter Mädchen Dringen nach dem Mann begegnet uns öfter in Volksliedern. Gewöhnlich zankt die Tochter deshalb mit der Mutter. Das naivste steht bei Docen, Misc. II. 241. Sehr gelungen sind die Liebesklagen das. III. 1:

Nach meiner Lieb viel hundert Knaben trachten,
Allein der, den ich lieb, will mein nicht achten.
O weh mir armen Maid, vor Leid muß ich verschmachten.

Ebendaselbst:

Ich thu mich vielmals wäschen
Mit Wasser kalt und heiß,

Und kann doch nicht erlöſchen
Ja mir kein Rath mehr weiß,
Kann nicht das Feuer kennen,
Das mir im Herzen thut brennen.

In Görres Volks- und Meiſterlieder S. 140:

Mir träumte, wie mir wäre,
Wenn ein alter grauer Mann
In meinen Armen läge.
Wollt Gott, daß es wäre,
Daß man ſieben alte Männer
Um einen jungen gäbe.

Einige Jägerlieder athmen den friſchen Duft des Waldes und glühen vom wilden Blut des Jägers. So das in Görres Volksliedern S. 181:

Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen in einem Holz,
Da gingen auf der Haide
Drei Dirnlein, die waren ſtolz.

Das Ende iſt, daß die ſchönſte ihr Kränzlein verliert. Das glühendſte aller Jägerlieder iſt das im Wunderhorn I. 34:

Es blies ein Jäger wohl in ſein Horn
Und alles was er blies, das war verlorn.
Schwarzbraunes Mädele, entſpringe mir nicht;
Habe große Hunde, die holen dich.
Deine großen Hunde, die holen mich nicht,
Sie wiſſen meine hohen weiten Sprünge noch nicht.
Deine hohen Sprünge, die wiſſen ſie wohl,
Sie wiſſen, daß du heute noch ſterben ſollſt.
Es wuchſen drei Lilien auf ihrem Grab,
Die wollt ein Reiter brechen ab.
Ach Reiter, laß die Lilien ſtehen,
Es ſoll ſie ein junger, friſcher Jäger han.

Daſelbſt S. 141 noch ein Lied:

Es iſt kein Jäger, er hat einen Schuß
Mit hundert Schrot auf einen Kuß,
Feins Lieb, dich ruhig ſtelle.

Feins Liebchen, ſitz ſtill im grünen Moos,
Der Vogel fällt in deinen Schooß
Wohl von des Baumes Spitzen.
In deinem Schooße ſtirbt ſichs gut,
Feins Lieb, bleib ruhig ſitzen.

Das Lied endet eben ſo tragiſch. Das Mädchen bleibt nicht ruhig ſitzen, flieht davon und er ſchießt ſie todt aus Wuth. Daſ. 302 droht ein Jäger der Verfolgten nur mit dem Tode, da ergibt ſie ſich ihm in der Angſt. — Roher iſt das Lied daſ. III. 154. Ein Jäger jagt ein wildes Schwein, bringt aber ſtatt deſſen ein hübſches Mädchen zurück, verführt ſie und ſchickt ſie heim.

Ein ſehr feuriges Jägerlied iſt auch das im Wunderhorn I. 80. Der Jäger reitet aus, „er will und muß eine Buhle haben". Da begegnen ihm drei ſchöne Mädchen, das Elslein verlangt von ihm ſein Roß, er gibt es; das Bärbelein verlangt ſeinen Falken, er gibt ihn. Die Dritte verlangt nur einen Kuß, er nennt ſie nicht, aber das iſt die Rechte. Ruhiger und behaglicher iſt das Jägerlied des Ambraſer Liederbuchs Nr. 13. Wunderhorn I. 313. 316, auch bei Uhland, Volkslieder Nr. 101: „Es jagt ein Jäger wohlgemuth" und ſetzt ſich zu der Geliebten, die ſeiner geharrt hat.

Dem kecken altdeutſchen Jägerlied in des Knaben Wunderhorn entſpricht ein Tyroler Mädchenlied:

Huſch, ein Jäger wär mir lieb,
Der mich unter die Decke trieb.
O Jäger, Jäger, komm einmal
Vom dunklen Berg, aus tiefem Thal.

Das ſingen die Mädchen, wenn ſie zu Bette gehen. Weber, Thal Paſſeir S. 259.

Ein merkwürdiges altes Räuberlied iſt das von Peter Unverdorben, der vor ſeiner Hinrichtung noch Erde, Gras und Laub, Sonne, Mond und ſein ſchönes Lieb ſegnet. Aus dem 15. Jahrhundert. Uhlands Volkslieder I. 126.

Unter den zahlreichen Bergreihen (vgl. Maſch, zur Geſchichte des Bergbaus 1829. und Köhler, alte Bergmannslieder 1858) zeichnen ſich nur wenige durch echt volksthümlichen Humor aus, z. B. das vielgeſungene Lied:

Glück auf, Glück auf!
Der Steiger kommt
Und er hat sein Grubenlicht — bei der Nacht —
Schon angezündet.

Der eine haut das Silber,
Der andre das Gold
Und ein schwarzbraunes Mädchen — *bei der Nacht* —
Dem seyn sie hold ꝛc.

Desgleichen ein frommes Lied, worin Christus mit dem Bergmann verglichen wird.

Es ist ein Bergmann auserkoren,
Von königlichem Stamm geboren,
In tiefen Schacht gefahren,
Zu schlagen ein
In fest Gestein
In seinen besten Jahren ꝛc.

Neben der Liebe dürfte der Wein am häufigsten in deutschen Volksliedern gefeiert worden seyn. Die ältesten uns erhaltenen Weinlieder aber sind lateinische der Pfaffen.

Eines der wildesten Trinklieder der carm. Bur. steht p. 236.

Bibit hera, bibit herus,
bibit miles, bibit clerus,
bibit ille, bibit illa,
bibit servus cum ancilla etc.

Besonders am Martinsabend, welcher vor den langen Fasten der Schwelgerei gewidmet war, ertönten die üppigen Martinslieder, wovon Hoffmann, in dulci jubilo p. 89 f. mehrere abgedruckt hat.

Martinus, Christi famulus,
War gar ein milder Herre,
Ditari vult sedule,
Der folg nach seiner Lere.
Et transmittat hic stantibus
Den Pfennig aus der Taschen
et donet scientibus
Den Wein in großen Flaschen ꝛc.

Daselbst S. 100 ist auch „die trunkene Messe" abgedruckt, eine freche Verhöhnung der Messe durch einen besoffenen Pfaffen. Unschuldiger ist

das luſtige Studentenlied S. 113, die weltliche Parodie des berühmten Weihnachtsliedes:

In dulci jubilo
nun ſinget und ſeyd froh!
Unſeres Herzens Wonne
latet in poculo etc.

Eins der berühmteſten Weinlieder iſt:

Der liebſte Buhle, den ich han,
Der liegt beim Wirth im Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an
Und heißt der Muscateller ꝛc.

Fiſchart, Geſchichtsklitterung, Cap. 8. Wunderhorn II. 423. Eine liebenswürdige Betrunkenheit ſpricht aus dem Liede bei Uhland Nr. 212:

Wo ſoll ich mich hinkehren
Ich dummes Brüderlein ꝛc.

Am Martinsabend wurde eine gebratene Gans verzehrt, dazu trank man neuen Wein und war ſehr luſtig. Man weihte damit den Winter ein. Ein altes Martinslied bei Uhland, Volksl. Nr. 205 enthält ein kleines Märchen, vielleicht Reſt eines heidniſchen Mythus. Der Wolf (Winter, Tod) hat die noch lebende Gans (die Mutter Gans, Schwanenmutter, die mütterliche Göttin, die unter dem Schnee die Saaten des künftigen Jahres birgt) ſchon im Rachen. Sie bittet um ihr Leben und windet ihm aus ihren Federn ein Kränzlein. Dadurch wird er beſtochen und läßt ſie frei. Der Grundgedanke iſt jedenfalls: laß den Winter toben, wir überwinden ihn doch und die Sonne kehrt wieder! — Ein Volkslied bei Uhland Nr. 233 vergleicht den Keller mit einem tiefen Bergwerk, aus dem der Sänger das Gold des Weines erhebt. Mehrere alte Martinslieder ſtehen in Hoffmanns Geſellſchaftsliedern 175 f.

Ein nicht übles Weinlied in dem Hätzlerin Liederbuch Nr. 85 beginnt:

Wein, Wein von dem Rhein,
Lauter, klar und fein,
Dein Farb gibt gar lichten Schein
Als Kryſtall und Rubin.
Du biſt Medicin

Für Trauer. Schenk du ein,
Trink, gut Katterlein,
Mach rothe Wängelein ꝛc.

Ein weitverbreitetes, übrigens unpoetiſches Weinlied verzeichnet nach einander alle früher berühmten Weinorte:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg auf dem Stein,
Zu Bacharach am Rheine
Sollen ſeyn die beſten Weine ꝛc.

Wunderhorn II. 414.

Auch die Schelmenlieder dürften ſchon ſehr alt ſeyn. Sehr plebejiſch, gleichſam ein Vorbild der Chanſons von Beranger, iſt das Lied:

Zieh, Schimmel, zieh
Im Dreck bis an die Knie.

im Wunderhorn II. 90. Es ſchildert den alten Karrengaul in ſeinem Elend, wie er nach und nach aus einem ſtolzen Roſſe ſo heruntergekommen ſey. Das Gegenſtück dazu iſt ein Lied bei Docen, Misc. II. 251. Hier klagt Einer, daß er kein Geld habe, und wie übel er deshalb in dieſer argen Welt fahren muß, jedoch wolle er ehrlich und mannhaft und allezeit der Frommheit und der Wahrheit treu bleiben. — Derber Humor waltet in dem alten Flohliede (Scheible, Schaltjahr V. 479) und in den tollen Rumpelkammerliedern. Eines vom Bienenkorb in der Ambraſer Sammlung S. 176.

Der Bienenkorb macht Hochzeit in einer alten Scheuer. Alles mögliche alte Gerümpel, alte Karren, Wagen, Pflüge, Strohſäcke, Flegel, Sägen, Gabeln, Flaſchen, Hecheln bis zu einem alten Kuhfladen hinab, der ſich ebenfalls in Bewegung ſetzt, nehmen Theil und tanzen mit.

Der Pendant dazu iſt ein Lied vom gebärenden Schlüſſelkorbe, aus einem Basler fliegenden Blatt von 1612 in Haupts Zeitſchr. II. 563. Die übrigen Hausgeräthe ſtehen dem Korb in der Geburt bei. Auch ein Lied von altem Hausrath in Kellers Faſtnachtsſpielen S. 1215.

Ich muß wenigſtens einen Blick auf die reiche Poeſie unſerer Kinderlieder werfen. Kein Volk hat deren ſo viele und ſo naive. Es ſind Wiegenlieder für die Kinder, und Spiel- und Tanzlieder, welche die Kinder ſelber ſingen, Räthſel, die ſie ſich aufgeben, und Anrufungen

beim erſten Anblick von Thieren, z. B. des Maikäfers, des Storchs, der Schnecke ꝛc. Endlich auch kleine harmloſe Spottverſe. Man hat in neuerer Zeit in ihnen Spuren des alten Heidenglaubens, der alten Götter und Göttinnen entdeckt, woraus ihr hohes Alter erhellt. Vergl. die Schriften darüber von E. Meier, Stöber, die reiche Sammlung in Müllenhoffs Sagenwerk. Vor allem aber das große Werk Kinderlied, 1857, von Rochholz.

4.

Romanzen.

Ich behalte dieſen einmal üblichen, wenn gleich nicht paſſenden Namen für diejenigen Volkslieder bei, welche eine Liebesgeſchichte, eine Heldenthat, überhaupt eine intereſſante Begebenheit im Volksgeſange verewigen ſollten.

Sie gehören zu dem Schönſten, was unſere Poeſie beſitzt. Ich hebe nur eine kleine Anzahl von ihnen aus, um ſie zu charakteriſiren. Zuerſt Liebesproben.

Eine der ſchönſten Liebesproben enthält das deutſche Volkslied: „Es ſtand eine Lind im tiefen Thal, war oben breit und unten ſchmal.“ Der Bräutigam kehrt nach langer Zeit zu der verlaſſenen Braut zurück, wird nicht von ihr erkannt und erzählt ihr, er ſey bei ihres Liebſten Hochzeit geweſen. Sie wünſcht ihm alles Gute und Segen. Da gibt er ſich zu erkennen und ſagt: hätteſt du mir geflucht, wäre ich gleich wieder davongeritten. Sie werden nun ein glückliches Paar. Schon erwähnt in Fiſcharts Gargantua. Wunderhorn I. 61. Hoffmann, ſchleſ. Volksl. Nr. 22, auch holländiſch in deſſen horae belg. II. 174.

Im reinen Gegenſatz gegen dieſes Lied ſteht ein anderes, ebenfalls ſehr ſchönes mit dem Anfang: „Es ſtehen drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb ihren Schein.“

Hier trägt der unerkannt Heimkehrende der Geliebten ſich als neuen Liebhaber an und findet Gehör, erſticht ſie aber, zieht ihr den Ring, den er ihr einſt gegeben, vom Finger und wirft ihn in den Fluß, daß er bis in die tiefe See ſchwimme. Aus der Iris von Jacobi 1776 V. 134. Erlach I. 150.

Die Lazarie:

Ein Ritter ließ ſeinen Goldring in den Rhein fallen, eine Jungfrau ſah es und ließ den Ring durch einen Spürhund heraufholen. Auf dem Ringe

ſtand geſchrieben: glücklich, wer ſieben Jahr Lazarus iſt. Da verwundete ſich die Jungfrau ihre weiße Bruſt und ſagte ihrem Vater, ſie habe die Lazarie (Miſelſucht, Ausſatz). Nun mußte ſie nach der Sitte in einem abgeſonderten Häuschen wohnen, da kam nach ſieben Jahren der Ritter und heirathete ſie mit Freuden. Altholländiſches Volkslied, bei Hoffmann horae belg. II. 125.

Das Gegenſtück dazu iſt das Lied vom bettelnden Vater:

Ein Reiter entführte eines Grafen Tochter und ließ ſie ſitzen. Sie gebar ein uneheliches Kind. Nach ſieben Jahren kam der Reiter mit der Lazarusklapper und bettelte im Hauſe. Da ſagte die Mutter zum Kinde: gib deinem Vater Brod und gib ihm Wein, denn er war der Liebſte mein. Aber ihr Vater, der Graf, hörte es und ſchlug dem Reiter den Kopf ab. Altholländiſches Volkslied in Hoffmanns horae belg. II. 116. Auch däniſch und ſchwediſch bei Nyrup S. 72 und svenska Folkvisor III. 61.

Der Graf von Rom

wurde auf einem Kreuzzug gefangen. Der heidniſche König wollte ihn nicht losgeben, er laſſe denn ſeine ſchöne Frau kommen. Dieſe kam wirklich, aber verkleidet als ein Mönch und gewann des Königs Gunſt durch herrlichen Geſang und Harfenſpiel. Da bot er dem vermeintlichen Mönch ein Goldkorn zum Lohn, der Mönch aber verlangte nur einen Sklaven und wählte ſich den gefangenen Grafen aus. Uhlands Volkslieder, 299. Bergmann, Ambraſer Liederb. 282. Wunderhorn I. 340. Uhland Nr. 299.

Des Möringer Wallfahrt.

Ritter Möringer zog ins St. Thomasland. Unterdeß freite ſein Weib den jungen Herrn von Neuffen. Da träumte dem Möringer, was daheim geſchah, und St. Thomas brachte ihn in einer Nacht wieder heim. Als alter Pilger legte er ſeinen Trauring in den Becher, den man ihm bei der Hochzeit bot. Daran erkannte ihn ſein Weib und bekannte ihre Schuld, er ſollte ſie einmauern laſſen. Der junge von Neuffen aber bat, er ſolle ihn enthaupten laſſen. Der Alte aber that nichts davon, ſondern nahm ſein Weib und gab dem jungen Neuffen ſeine Tochter. Altes Volkslied aus Thomanns Chronik von 1533 in Bragur III. 402. Uhland Nr. 298.

Treue bis in den Tod.

Ein junger Knabe bekam von ſeiner Geliebten eine goldne Kette. Man glaubte, er habe ſie geſtohlen, und verurtheilte ihn zum Tode, da er nicht ſagen wollte, von wem er die Kette habe. So ſtarb er ſchweigend. Da er aber von edlem Hauſe war, rächte ihn ſein Vater und um ſeinetwillen mußten 300 Menſchen ſterben. Wunderhorn I. 220. Hoffmann von Fallersleben, Schleſiſche Volkslieder Nr. 8. Es kommt auch vor in Mohnikes altſchwed. Balladen S. 162.

Die nackte Schwester.

Ein Bruder soll hängen, seine schöne Schwester bittet für ihn. Der Herr sagt, wenn sie dreimal nackt um den Galgen laufen wolle, so solle sie den Bruder frei haben. Sogleich wirft sie die Kleider von sich und läuft. Als sie das erstemal herum ist, weinen alle Frauen, das zweitemal weinen alle Herren, und das drittemal empfängt sie frei den Bruder. Hoffmann von Fallersleben, Schlesische Volkslieder Nr. 7. Meinert S. 40.

Die Nonne:

Ein Mädchen steht am Rhein, da fährt ein Schifflein mit drei Grafen vorüber, einer reicht ihr ein Glas mit Wein und schenkt ihr seinen Goldring, den solle sie nach seinem Tode ihm zum Andenken tragen. Nach einem Vierteljahr hat der Graf einen schweren Traum, als sey jenes Mädchen ins Kloster gegangen, läßt eilig sein Roß satteln und reitet zum Kloster, wo er ängstlich nach der jungen Nonne frägt. Man will nichts von ihr wissen, er droht das Kloster anzuzünden, da tritt sie heraus schneeweiß mit abgeschnittenem Haar als Nonne und reicht ihm einen Becher mit Gift, und wie er getrunken, zerspringt ihm das Glas und das Herz. Uhland, Volkslieder I. 96. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 15. Wunderhorn I. 70. II. 259 und in vielen andern Sammlungen, sehr weit verbreitet, auch in Holland. Hoffmann horae belg. II. 128.

Der Weinregen.

Ein verlassenes Mädchen harrte vergebens auf ihren Geliebten. Da schlief sie einmal unter den Rosen im Garten und träumte, es regne Wein auf sie. Nach einiger Zeit starb sie. Da kam ihr Geliebter zurück, wollte sie angenehm überraschen und trat in ihren Garten mit Rosen geschmückt und einen Becher Wein in der Hand, stieß aber unversehens an ihren Grabhügel, so daß der Wein verschüttete. Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 221.

In Liedern kommen schöne Königstöchter vor, die wie Bertha und Gudrun in fernen Ländern geraubt dort dienen müssen, bis sie von dem vornehmen Bruder wiedererkannt werden (Volkslieder im Wunderhorn II. 274. 277). Sehr alt scheinen auch die Volkslieder von den bösen Brüdern zu sein, die mit der ganzen Härte der alten Zeit die Ehre ihres Hauses wahren.

Ein rheinischer Pfalzgraf hieb seine Schwester mit Dornen todt, weil sie mit einem Fremden gebuhlt hatte. Sterbend sagte sie ihm, es sey der König von England gewesen. Dieser kam auch wirklich und erstach den Grafen. Volkslied, Wunderhorn II. 272. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 27. Schnezler, bad. Sagenbuch II. 480.

In einem andern Volksliede, bei Erlach II. 585, iſt es ein fränkiſcher Ritter, der ſo grauſam an ſeiner Schweſter handelt, und der König iſt Pharamund von Frankreich.

Annechriſtine, in einem alten Volksliede Schweſter des Grafen Hans von Holſtein, hat in heimlicher Liebe gelebt und ein Kind geboren. Es wird dem ſtrengen Bruder verrathen. Er will es nicht glauben und ladet ſie zum Tanze und läßt ſie ſo lange tanzen, bis ihr die Milch aus den Brüſten ſpringt und er ihre Schuld erkennend ſie ermordet. In Müllenhoffs holſt. Sagen S. 492. Vgl. Grimm, däniſche Heldenlieder S. 88.

Hohes Alter verräth durch ſeinen Trotz das ſchöne Volkslied vom Haupt im Brunnen.

In Hoffmanns altholländ. Volksliedern (horae belg. II. 162) findet ſich eines mit dem wohllautenden Anfang: Daar reed er en rieder al door het riet, es ritt ein Reiter wohl durch das Ried. Dieſer Reiter entführt eine edle Jungfrau, indem er ſie mit auf ſein Roß nimmt. Nach langem Ritte nimmt ſie ihm eine Aeußerung übel und meint, wenn ſie daheim geblieben wäre, hätte ſie wohl eine Kaiſerin werden können. Er bittet ſie, es ſich nicht reuen zu laſſen und ſein geliebtes Weib zu werden. Aber ſie trotzt und will nicht mehr. Da ſchlägt er ihr das Haupt ab, bewundert noch einmal den lachenden Mund und wirft es in den Brunnen.

Die drei Reiter

kehren bei einer Wirthin ein, ſtreiten um den Beſitz ihres ſchönen Töchterleins und hauen ſie endlich in drei Stücke. Altes Volkslied. Vgl. Hoffmanns ſchleſ. Volkslieder Nr. 29 und 30. Wunderhorn II. 200.

Wie Untreue gerächt wird, zeigt ein wohl ſehr altes, ſchönes Volkslied bei Herder I. 38 aus dem Elſaß.

Es ſtehen drei Stern am Himmel,
Die geben der Lieb ihren Schein ꝛc.

Das Mädchen wird dem Geliebten untreu, er kommt heim und erſticht ſie:

So gehts, wenn ein Mädchen zwei Knaben lieb hat,
Thut wunderſelten gut.

Alt iſt ſicher auch das Lied vom Grafen Friederich:

Dieſer holte ſeine Braut ab, war aber ſo haſtig, ſie beim Wiederſehen zu umarmen, daß er nicht gewahrte, wie beim Herabbücken vom Pferde ſein Schwert aus der Scheide glitt und ſeine Braut nahe am Herzen verwundete. Sie ließ ſich nichts merken und folgte ihm, hielt auch noch bei der Tafel aus,

aber als sie ins Bett kam, war sie todt und er umarmte eine Leiche. Altdeutsches Volkslied bei Uhland I. 122. Meinert S. 23. Wunderhorn II. 289 und 294. Hoffmann, schles. Volksl. Nr. 19.

Einer der verbreitetsten Stoffe ist die Schandthat des Rhynsolt.

Dieser Statthalter Karls des Kühnen in Geldern verliebte sich in Saphira Danvelt, eine schöne Kaufmannsfrau, ließ ohne Weiteres ihren Mann fälschlich des Hochverraths anklagen und wollte sein Leben der Frau nur um einen gewissen Preis verkaufen. Die unglückliche Frau brachte das Opfer, als sie aber nachher ihren Gatten aus dem Kerker holen wollte, fand sie ihn — ohne Kopf. Als Karl der Kühne die Schandthat erfuhr, mußte Rhynsolt die Wittwe heirathen, um sie in den Besitz aller seiner Güter zu setzen und ihre Ehre herzustellen, worauf ihm selbst der Kopf abgeschlagen wurde.

Altvlämisches Volkslied, Gent bei van Paemel Nr. 23. Schon 1646 von Marrschal auf die Bühne gebracht. S. Bayle s. v. Burgund. Ein deutsches Schauspiel Rhynsolt und Sapphira erschien 1755. Dasselbe erzählt der italienische Novellist Cinthio (übers. in Ed. v. Bülows hundert Novellen IV. 20) von einem gewissen Juriste, Statthalter Kaiser Max I. in Tirol, den aber die Geschichte nicht kennt. Hieraus schöpfte Shakespeare sein berühmtes Drama: Maaß für Maaß. Er nennt den Statthalter Angelo, die Begebenheit aber spielt in Wien. Shakespeare läßt Angelo seine Absicht verfehlen, den Hinzurichtenden gerettet werden und nimmt willkührlich einen frohen Ausgang an.

Der untreue Ritter.

Ein Ritter verführt ein edles Mädchen und will sie nachher seinem Reitknecht vermählen. Sie stirbt aus Gram, da reut es ihn und er ersticht sich. Rührendes Volkslied in Hoffmanns schles. Volksl. Nr. 4. Noch schöner in Haupts wendischen Volksliedern I. 159, „bist du gestorben meinethalb, will deinethalb ich sterben."

Der Schleier.

Eine junge Herzogin bat den Wächter, sie heimlich zu ihrem Buhlen hinauszulassen. Er duldete es. Da unter der Linde, als sie auf ihn wartete, kam ein wilder Zwerg und entführte sie. Zum Zeichen, daß sie da gewesen, warf sie den Schleier auf den Baum. Der Zwerg brachte sie zu seiner Mutter, die ihn ermahnte, sie schnell wieder zurückzuführen, weil Mord und groß Herzeleid daraus entstehen würde. Der Zwerg führte sie zurück, aber schon hatte ihr geliebter Ritter sich unter der Linde erstochen und sie stürzte sich nun in dasselbe Schwert. Der Wächter wurde grausam hingerichtet. Görres, altd. Volks- und Meisterlieder S. 191. Ambraser Liederb. 303. Wunderhorn II.

243. Auch altholländisch in Hoffmanns horae belg. II. 105. Diese deutsche Dichtung ist originell und nicht zu verwechseln mit einer Bearbeitung der antiken Sage von Pyramus und Thisbe in Wunderhorn I. 265. Erlach I. 116.

Das Lied beginnt schön: es wohnet Lieb bei Liebe, dazu groß Herzeleid.

Die Gräfin von Orlamünde:

Agnes von Orlamünde, eine junge Wittwe, liebte den schönen Landgrafen Albrecht von Nürnberg (1293), der aber sagte: „Wenn nur vier Augen nicht wären!" Sie bezog das auf ihre zwei Kinder und ließ ihnen durch die Augen ins Hirn stechen. Vergebens flehten sie den Mörder an: „Lieber Hager, laß mich leben, will dir Orlamünde geben". Als aber Albert die Schandthat erfuhr, sagte er zur Gräfin: ich meinte nicht der Kinder Augen, sondern unsre eignen, die nicht zusammen taugen. Volkslied in Wunderhorn II. 232 aus Wildenfels select. antiqu. II. 33.

Sie wurde gefangen gesetzt und soll als weiße Frau in den Häusern ihrer fürstlichen Nachkommen umgehen. Ihr Bildniß ist das Titelkupfer zu Jung-Stillings Geisterkunde. Vergl. Lucä, Grafensaal 373. Falkenstein, Nordgau. Alterth. III. 151. Grimm d. S. Nr. 579. Hormayr, Taschenbuch 1826, S. 311. Vergl. über die weiße Frau die Sage der Bertha von Neuhaus (Thl. I. S. 147). Kuhn, märkische Sagen Nr. 119 wagt nicht zu entscheiden, ob die berühmte weiße Frau des Berliner Schlosses diese Bertha oder die Orlamünderin sey.

Sehr merkwürdig sind auch die Volkslieder von der buhlerischen Königin, im Grundgedanken gewiß sehr alt.

Amalberga, die geschichtlich berühmte Königin von Thüringen, die stolze Gemahlin Hermanfrieds, dessen Untergang sie herbeiführte, lebt in der Volkssage noch fort als eine unterirdische Königin, die nichts mehr mit der historischen Person gemein hat, sondern auf die alle Züge der Frau Venus im Venusberge übertragen sind. Nach Bechsteins Sagenschatz des Frankenlandes I. 137 haust sie nämlich als wunderschöne Frau im Hammelberge. Ein junger Hirte gelangte zu ihr. Sie reichte ihm die Blume, aber er war so bescheiden, sich damit zu begnügen und nichts von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen zu nehmen, worauf die Blume in seiner Hand sich in Gold verwandelte. Weiter erzählt man nach Bechstein, Amalberga hause in einem Thurme der Ruine Saaleck ganz wie Frau Venus, locke schöne Jünglinge hinein, verführe sie und gebe ihnen dann den Tod.

In Bergmanns Ambraser Liederbuch S. 322 wird ein altdeutsches Volkslied mitgetheilt, welches die Sage von der buhlerischen Königin mit den Sagen vom berühmten Albertus Magnus vermischt.

Eine ungenannte Königin lockte ſchöne Jünglinge zu ſich, verführte ſie und ließ ſie dann ins Waſſer werfen. Das wiederfuhr auch dem Albertus Magnus, allein vermittelſt ſeiner Zauberkunſt blieb er auf dem Waſſer ſchwimmen. Die Königin ließ Pfeil auf Pfeil nach ihm ſchießen, die ihn aber nicht trafen. Endlich ſchwang er ſich auf in die Luft, ließ ſich auf einem Thurm mitten im Walde nieder, fing eine Menge Vögel und ließ ſie mit Papieren, auf die er der Königin Frevel geſchrieben hatte, wieder fliegen. Viele von den Vögeln wurden gefangen, wodurch die Ruchloſigkeit der Königin an den Tag kam. Da ſie aber ihre Kleider zerriß und Buße that, verzieh er ihr. Nach einem andern alten Volksliede im Wunderhorn II. 237 und in den Meiſterliedern von Görres S. 193 pflegte die von Albertus bekehrte Königin als Nonne in ihrer Zelle neun Vögel, die Seelen der von ihr ermordeten neun Buhler, bis ſie ſich in Engel verwandelten und ſie zum Himmel führten. Ganz daſſelbe erzählt eine böhmiſche Sage von der Herzogin Pietiſylla. Hormayr Taſch. 1834. S. 332.

Auch von der Königin Johanna von Navarra, Gemahlin Philipps IV. von Frankreich, wird erzählt, ſie habe ihre jungen Buhler in der Seine ertränkt, bis der Pariſer Student Buridan es gemerkt und ſich beim Sturz in's Waſſer in einem Kahn voll Heu habe auffangen laſſen. Am andern Tage habe er alle Vögel in Paris gekauft und ihnen Zettel angebunden, wie Albertus. Aus einer Leipziger Handſchrift in Haupts Zeitſchr. II. 362 mitgetheilt. Daſelbſt wird auch das lateiniſche Gedicht des Johannes Secundus (opp. 1651 S. 119 und 276) citirt, worin das Nämliche von der Königin Blanka von Caſtilien berichtet wird. In Noreja 1837 S. 117 lieſt man daſſelbe von der ſchönen Salamanca, Burggräfin zu Spital. Und in Sartorius Reiſe zum Glokner I. 186 von der berüchtigten Margaretha Maultaſch in Tirol.

In einem merkwürdigen Volksliede (Wunderhorn II. 271. Erl. IV. 28. Hoffmann, ſchleſ. Volkslieder Nr. 6) heißt es:

Ein Ritter ſteigt vom Roß auf einen Baum einer ſchönen Turteltaube nach, fällt und bricht das Herz. Sterbend bietet er ſeinem Schildknecht ſein Weib, ſein Roß, ſeine Hunde an, aber der Schildknecht nimmt nichts an als ein weißes Hemde, um ihm ins Paradies zu folgen. Das iſt die Treue des Waffenknechts, der ſeinen Herrn auch im Tode nicht verläßt, uralt heidniſch.

Das hungernde Kind.

Mutter gib mir Brod, ruft das Kind und die Mutter antwortet ſtets mit dem Refrain: warte nur, mein liebes Kind, morgen wollen wir ſäen, morgen

wollen wir schneiden, dreschen, malen, backen. Als das Brod gebacken, war das Kind todt. Uhlands Volksl. I. 119.

Ich reihe hier noch eine kleine Anzahl von Dichtungen und Sagen an, die, wenn auch nicht mehr in der Form des Volksliedes vorkommend, doch ganz ähnlichen Stoff enthalten und zum Theil wohl auch aus verlorenen Volksliedern entlehnt und uns nur in Prosa erhalten sind.

Einer der berühmtesten Stoffe dieser Art ist der, welchen noch zuletzt Leopold Graf Stolberg unter dem Namen der „Büßenden" in einer Romanze behandelt hat. Er findet sich schon in den gestis rom. 56 und den Novellen der reine Margrithe 32. Hier heißt es:

Karl VIII. schickte den Herrn von Bernage nach Deutschland, der unterwegs verirrend bei einem deutschen Edelmann einsprach und eben mit ihm zu Nacht speiste, als eine bleiche Dame mit ganz kahlem Kopf hereintrat, stumm aß und aus einem Todtenschädel trank. Er erfuhr, es sey die Gemahlin des Edelmannes, die mit einem Jüngling gebuhlt habe. Diesen habe der beleidigte Gatte umgebracht, sein Gerippe im Zimmer des treulosen Weibes aufgehangen und sie gezwungen, täglich aus seinem Schädel zu trinken.

Denselben Stoff behandelt ein spanisches Drama. v. Schack, dramatische Lit. II. 485. Man sieht, die Sage hat sich bei den romanischen Nationen ausgebildet und enthält die Erinnerung an die deutsche Sittenstrenge, welche den Romanen befremdlich und allzugrausam erschien. Stolberg hätte diesen tiefen Sinn der Sage erfassen und den strengen Eheherrn nicht zum Schluß, wie den Hahnreih in Kotzebues Menschenhaß und Reue erweicht und versöhnt darstellen sollen. Indessen wird dieselbe Sage in Pauli Scherz und Ernst, Ausgabe 1535 Nr. 205 nach Spanien verlegt. Hier heißt es:

Ein Kaufmann in Spanien kam unterwegs zu einem Edelmann im Königreich Leon, der bei Tisch ein bärtiges Haupt in einer Schüssel auftragen ließ, in Gegenwart seiner Frau und Töchter. In der Schlafkammer, wo der Kaufmann schlief, fand er noch zwei aufgehenkte Leichen. Der Edelmann erklärte ihm dann, der Kopf sei der eines Ritters, der ihm seine Frau verführt habe, und die Leichen seien Verwandte von ihm, die des Ritters Freunde umgebracht hätten, und deren Anblick ihn täglich zur Rache reize.

In Mone's Anzeiger VI. 311 hat Frhr. v. Laßberg die romanischen Quellen der bekannten, von Zumsteg in Musik gesetzten Ballade des Grafen Stolberg „die Büßende" zusammengestellt, dazu Bandellos Novelle,

Markos Obregon (von Tieck überſ. II. 33) ꝛc., aber den deutſchen Pauli vergeſſen, und auch das ähnliche Gedicht in der altengliſchen Ballade, Zürich 1780 II. 140. Vergl. Hans Sachs Werke I. 130.

Sehr alterthümlich und vielleicht noch einem heidniſchen Mythus entlehnt iſt das Märchen vom Droſſelbart.

Eine übermüthige Königstochter wies alle Freier mit Spottreden ab, unter andern auch einen jungen König, deſſen Kinn ſie ſo lang wie einen Droſſelſchnabel fand, weshalb er den Spottnamen Droſſelbart bekam. Da verkleidete ſich D. als Spielmann und ſpielte ſo ſchön vor dem König, daß dieſer ihm ſeine Tochter zur Ehe gab, ſie mochte wollen oder nicht. Als ſie nun mit dem Spielmann zu Fuß fortging, hörte ſie überall, das ſchöne Feld, die ſchöne Wieſe, der ſchöne Wald gehöre dem König Droſſelbart. Wie bitter bereute ſie nun, dieſen reichen König verſchmäht zu haben. Inzwiſchen mußte ſie ihrem armen Mann Geld verdienen helfen und auf dem Markte Töpfe feil bieten. Da ritt ihr ein trunkener Huſar in die Töpfe und ſie hatte die größte Angſt vor dem Zorn ihres heimkehrenden Mannes. Dieſer aber meinte, ſie tauge nicht zum Verkaufe, ſie ſolle daher beim König Küchenmagd werden. Dies geſchah. Da feierte König Droſſelbart ſeine Hochzeit und betrübt ſah auch die Magd von ferne zu, als plötzlich Droſſelbart auf ſie zuging, ſie in ihren ſchlechten Kleidern in den Saal zog und als ſeine Braut proklamirte denn er und kein anderer war der Spielmann geweſen. Grimm, Märchen Nr. 52. Vgl. auch Pröhle, Märchen Nr. 2.

Echt deutſche Gemüthlichkeit waltet in der Sage vom armen Liebespaar.

Ritter Tuſchl zu Vilshofen, wo die Vils in die Donau mündet, heirathete alt noch ein junges Weib, ſie lief mit einem hübſchen Edelknaben davon, und nachdem er ſie lange geſucht hatte, fand er beide, ihn als Schuſter, ſie als Mutter eines Säuglings, arm aber glücklich beiſammen wohnen. Da beſchloß er, ihnen ihr Glück zu gönnen, zog heim, ſtiftete eine Kirche und ließ auf den Stiftsſtein die Verſe ſetzen:

Eine Gamſel auf dem Stein
Lockt mich in Wald hinein,
Zwei Hund an einem Bain
Ich Tuſchel bleib allein.

Adalbert Müller, die Donau I. 103.

Die geſchwinde Hochzeit.

Ein Fräulein von Schroffenſtein ſollte den reichen Herrn von Werdenfels heirathen, wartete ab, bis er einmal mit ihrem Vater den ganzen Tag hin-

durch auf der Jagd war, ritt auf die Burg ihres Bräutigams, ließ ſogleich, weil ſie dort ſchon als Herrin galt, eine Hochzeit anrichten und feierte ſie mit ihrem Geliebten, dem Grafen von Eſchenlohe. Als der Werdenfelſer heimkam, war alles ſchon vorbei und er hielt es für gerathen, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Auerbacher, Büchlein für die Jugend S. 120.

Trauriger iſt die Sage von der Hochzeit zu Wieckenthal.

Ein Fräulein dieſes Hauſes heirathete den Junker von Schleinitz. Ihre Eltern veranſtalteten ein großes Hochzeitsfeſt mit Masken. Einige Herrn in Bärenpelzen geriethen beim Fackeltanz in Brand, das Feuer griff um ſich, auch der Bräutigam brannte ſchon lichterlohe, da warf ſich die zärtliche Braut in ſeine Arme und verbrannte mit ihm. Männling, Traumtempel S. 296.

In Alfons von Flugis Volksſagen von Graubündten 1843 findet ſich S. 94 die ſchöne Brautſage von Stürvis.

Ein Bräutigam wollte noch Gäſte laden zur morgenden Hochzeit, ermüdete auf dem Gebirg, lehnte ſich an einen Felſen im Schnee, entſchlummerte unter ſüßen Hochzeitsträumen und wachte nicht mehr auf. Des andern Tages ſuchte ihn die Braut in fieberhafter Angſt, verſtieg ſich hoch in den Gletſchern und verſchmachtete auf der andern Seite des nämlichen Felſens. Nur wenige Schritte von einander fand man beide Leichen.

Vom Liebenbach bei Spangenberg in Heſſen meldet die Sage, er ſey von zwei Liebenden gegraben, die einander nur unter der Bedingung ſollten heirathen dürfen, daß ſie eine gute Quelle vom Berge bis in die Stadt leiteten. Sie gruben 40 Jahre lang und als ſie fertig waren, ſtarben ſie. Grimm, deutſche Sagen I. Nr. 105.

Eine mehrfach wiederholte Sage vom traurigen Wiederſehen lange getrennter Gatten.

Aus Laudeck, einem jetzt wüſten Schloß in Tirol, zog ein Ritter einſt ins h. Land und kam glücklich wieder heim. Da ſah er ſeine geliebte Frau ihm ſchon mit dem Tuch aus dem Fenſter zuwinken und ſtürzte ſich mit dem Roß in den Teich vor der Burg, aus Ungeduld, um ſchneller bei ihr zu ſein. Aber er ertrank. Schaubach, die Alpen II. 15. — Ganz eben ſo wird von einem Ritter von Huntheim erzählt, der auf der Moſel heranfahrend ſeine geliebte Braut Giſela am Ufer erblickte und zu früh aus dem Schiff ſpringend, ertrank, worauf ſie das Kloſter Stuben baute. Menk, des Moſelthales Sagen S. 103.

Schöne und uralte Sagen im deutſchen Volke erinnern an ganz ähnliche, die in Skandinavien noch in der Form des Volksliedes erhalten ſind. So die vom ſingenden Knochen.

Ein großes Wildschwein verheerte die Aecker, wer es erlegte, dem wollte der König seine Tochter geben. Zwei Brüder zogen gegen dasselbe aus, dem jüngern gab ein kleines Männlein einen Spieß, womit er das Schwein erlegte, aber der ältere Bruder stieß ihn aus Neid ins Wasser, gab sich für den Erleger des Schweins aus und bekam die Prinzessin. Da fand einmal ein Hirt im Wasser einen Knochen und machte sich eine Flöte daraus, aber die Flöte sang von selbst und erzählte die Mordthat des bösen Bruders. Dieser wurde nun entlarvt und bestraft. Grimm, Märchen Nr. 28. Aus Hessen, eben daher ein zweites Märchen, worin statt des Schweins ein Bär erlegt wird.

Eine Mutter schickt ihre beiden Kinder in den Wald, eine gewisse Blume zu suchen, wer sie finde, werde König werden. Das Mädchen fand die Blume, aber der Knabe erschlug sie deshalb, nahm die Blume für sich und wurde König. Nach langer Zeit fand einmal ein Hirtenknabe auf der Weide einen kleinen Knochen von jenem Mädchen, machte sich daraus eine Flöte und kaum blies er darauf, so sang die Flöte und erzählte alles, was geschehen war. Ein Ritter kaufte dem Knaben die Flöte ab und ließ sie einmal vor der alten Königin singen. Da stieß diese den bösen Sohn vom Thron und weinte, bis sie starb. Märchen aus dem Aargau, mitgetheilt von Wackernagel in Haupts Zeitschrift III. 35. Hat ganz die Abrundung eines Volksliedes.

Pauli Scherz und Ernst Nr. 535 der Ausg. von 1535 hat uns eine schöne Sage von der Freudenburg aufbewahrt, in welcher die Sage vom Venusberg mit der vom steinernen Gast (Don Juan) verbunden ist.

Zwei Ritter verabredeten, wenn einer Hochzeit feire, solle der andere sein Gast seyn und ihm bei Tische dienen. Einer starb. Als der andere Hochzeit machte, erschien der Geist des Verstorbenen und erfüllte seine Pflicht bei der Tafel. Nachher lud er aber den lebenden Freund auch bei sich zur Hochzeit ein auf einen bestimmten Tag und verschwand. An dem gedachten Tage nun erschien ein weißes Pferd mit zwei weißen Hunden. Der Ritter bestieg das Pferd und kam pfeilschnell durch einen Wald zu eines Priesters Haus. Nachdem er hier abgestiegen und gebeichtet, gelangte er zu einer Burg, in der „die hübschesten Menschen" vereinigt waren und eine „Freude ohne Ende" herrschte. Sein Freund empfing ihn aufs Beste und nachdem er sich ein Paar Stunden höchlich ergötzt, nahm er wieder Abschied. Als er aber aus der Burg trat, war das Priesterhaus, waren die Wälder verschwunden, war alles angebautes Feld und erhob sich hier eine prächtige Abtei. Als der Ritter sich nun hier erkundigte, erfuhr er, es seyen 200 Jahre vergangen, seit er in die Burg eingetreten.

Ich schließe mit einigen schönen Sagen vom Dank der Todten.

Hug von Heigerloch aus Schwaben, pilgert nach St. Jakob in Spanien,

trifft unterwegs mit einem andern Pilger, einem bayeriſchen Grafen, zuſammen und pflegt ihn nicht nur in ſeiner Krankheit, ſondern beladet ſich auch noch, als er ſtirbt, mit ſeiner Leiche, um dieſelbe an den Wallfahrtsort zu bringen, und ſetzt ihm wie einem Lebenden täglich Speiſe und Trank vor. Zu St. Jakob in Compoſtella angelangt lebt die Leiche wieder auf. Beide kehren heim. Der Graf erzählt alles ſeiner Mutter, vergißt aber darüber ſeinen ſchwäbiſchen Gefährten, der ſtill weiter wandert. Der Graf heirathet und bekommt einen Sohn. Da hört er, Hugs Eltern ſeyen vom Ausſatz befallen und könnten nur durch das Blut eines Kindes geheilt werden. Sogleich opfert er ſein eigenes Kind für ſie, das aber wieder lebendig wird. Handſchrift in Wolfenbüttel. Hagens Germania VII. 323.

Ein junger Kaufmann, den ſein Vater ausgeſchickt, gibt all ſein Geld aus, um einen todten Mohren ehrlich begraben zu laſſen. Zum Dank rettet ihn der Geiſt des Mohren aus Todesgefahr. Als der Kaufmann heimkommt, findet er bei ſeiner Frau einen ihr aufgedrungenen fremden Bräutigam, gibt ſich aber zu erkennen. Da verlangt der Geiſt des Mohren, daß er ihm ſein einziges Kind opfere. Der Kaufmann will es thun, aber der Mohr erklärt, er habe ihn nur prüfen wollen, und macht ihn glücklich. Wolf, deutſche Hausmärchen 243.

5.

Geſchichtliche Volksſagen.

Wann die vielen poetiſchen Sagen, von denen ich hier handeln will, entſtanden ſind, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Viele ſind gewiß uralt und erſt auf ſpätere hiſtoriſche Perſonen und Ereigniſſe übergetragen. Man kann nicht einmal behaupten, ſie ſeyen aus der einheimiſchen Mythe entlehnt, denn, faſſen wir zum Beiſpiel den Urſprung der Welfen in's Auge, ſo hat ſchon Leo in „des deutſchen Volkes Urſprung und Werden" S. 72 f. die Entdeckung gemacht, daß eine ganz ähnliche Sage ſchon in dem alten indiſchen Heldengedicht Mahabharata vorkommt. Daſſelbe Motiv findet ſich auch in der oben ſchon erwähnten alten longobardiſchen Sage vom Lamiſſio. Die Sage wanderte alſo durch die Jahrtauſende von Volk zu Volk. Die Welfenſage iſt folgende:

Das edle Geſchlecht der Welfen (noch jetzt regierend in England, Hannover und Braunſchweig) hatte ſeinen Stammſitz zu Altorf bei Ravensburg, unfern vom Bodenſee. Graf Iſenbart, der Welfe, war vermählt mit Irmentraut. Dieſe ſchalt einſt eine Bettlerin mit Drillingen, weil man vormals Zwillinge

und Drillinge als Beweiſe williger Untreue anſah. Die Gräfin aber wurde für dieſe Mißhandlung der unſchuldigen Bettlerin beſtraft, indem ſie ſelbſt auf einmal zwölf Knaben gebar. Sie übergab dieſelben einer Dienerin, um ſie ins Waſſer zu tragen. Der begegnete der Graf und frug, was ſie in dem Korbe habe? Welfe (junge Hunde) ſagte ſie. Er aber deckte den Korb auf, fand die Knaben, ließ ſie heimlich erziehen und verzieh der Gräfin. Davon bekam ſein Geſchlecht den Namen. Bucelinus Monach. Weingart. in Germania sacra II. 363. Crusius, annales I. 337. Dieſelbe Sage wiederholt ſich in den adeligen Geſchlechtern der Hund, der Rüdt ꝛc.

Am ſchönſten iſt die Welfenſage behandelt in einem Märchen der Leipziger Handſchrift, gedruckt in Haupts altd. Blättern. I. 128 f.

Ein junger Edelmann findet auf der Jagd ein reizendes Wünſchelweib, die ſich eben nackt badet und eine goldene Kette in der Hand hält. Bei dieſer faßt er ſie, zieht ſie zu ſich und behält ſie. Sie gebärt aber ſieben Kinder auf einmal, ſechs Söhne und eine Tochter; ihre böſe Schwiegermutter legt ihr ſechs junge Welfe unter und will die Kinder tödten laſſen, aber mitleidige Knechte ſetzen ſie im Walde aus. Die unſchuldige junge Mutter wird nun der Untreue angeklagt und verurtheilt, in einem engen Raum eingeſperrt zu bleiben, ſo daß nur ihr Kopf hervorragt, über dem alle im Hauſe ſich die Hände waſchen und an deſſen ſchönen Haaren ſie ſich dann abtrocknen. Die Kinder unterdeß leben im Walde, und werden einmal von ihrem Vater geſehen. Seine böſe Mutter erfährt es und ſchickt einen Knecht hinaus, der findet die ſechs Brüder als Schwäne auf dem Waſſer, nimmt ihre am Ufer liegenden goldnen Kettchen weg und bewirkt ſo, daß ſie Schwäne bleiben mußten. Nur das Schweſterchen war ihnen entkommen und ſie pflegt nun ihre Schwanenbrüder, bis der Vater ſie wieder findet und ſie wieder zu Menſchen gemacht, auch der Mutter Unſchuld erkannt wird. Die böſe Schwiegermutter muß fortan den Platz einnehmen, den die Unſchuldige verlaſſen.

Eine andere Welfenſage ſcheint eben ſo alt und weitverbreitet.

Etticho der Wolf, mächtiger Dynaſt zu Altorf am Bodenſee, wollte im ſchwäbiſchen Sinn allodialfrei bleiben und ſich niemals dem fränkiſchen Lehenweſen fügen. Gegen ſeinen Willen nahm ſein Sohn Heinrich reiches Lehen vom Kaiſer Ludwig dem Deutſchen, der ihm in Bayern ſo viel Land gab, als er in einem goldnen Wagen an einem Vormittag umfahren konnte; Heinrich fuhr aber im Galopp mit unterlegten Pferden. Etticho zog ſich zornig in den Scherenzer Wald zurück mit 12 Edelleuten. Annalista saxo p. 660 Ludwig rel. VIII. 150. Bothos Saſſenchronik zum Jahr 814. Nach einer anderen Nachricht im Reineccii expos. de Welforum prosapia p. 23 umfuhr Heinrich das Lehen mit einem goldenen Pfluge, während der Kaiſer ſchlief. Die Sage hat einen rein hiſtoriſchen Charakter und drückt ſehr glücklich den Gegenſatz zwiſchen alemanniſchem Freieignen und fränkiſchem Dienſtlohn aus.

Ganz ähnliche Sagen von Erwerbung eines Lehens durch Umreiten oder Umschreiten kehren noch oft in der deutschen Sage wieder. Vergl. Panzer, Beitrag 74. Schwab, Ritterburgen der Schweiz II. 45. Harrys, niedersächs. Sagen I. 46. Bechstein, fränkische Sagen I. 175. Delius, Harzburg, 287. Sie findet sich auch in Legendenform.

S. Lusthildis, ein frommes Mädchen, heilte eine Wunde Karls des Großen, die ihm auf der Jagd ein Hirsch gestoßen, durch bloße Berührung mit ihrer Spindel, da sie überdieß den Ertrag ihres Fleißes den Armen zu geben pflegte, gelobte ihr Karl so viel Land zu schenken, als sie, während er schlafe, mit ihrer Spindel würde umfurchen können. Sie setzte sich nun zu Roß, ließ die Spindel am Faden hinter sich schleifen und umringte ein weites Gebiet, das nach ihr Lüstelberg genannt wurde. Simrock, kerling. Heldenbuch 1848. S. 120.

Aehnlich die Legende vom h. Florentinus, Königshofen, elsäß. Chronik, 235, und vom h. Bernhard. Wolfs deutsche Märchen Nr. 286.

Eine sehr alte Erinnerung scheint sich auch in der seltsamen Sage vom Ursprung der Zähringer erhalten zu haben.

Ein Köhler schmolz zufällig aus der Erde, mit der er seinen Kohlenhaufen bedeckte, eine Menge Silber, wiederholte das Experiment, wurde unermeßlich reich und half dadurch einem auf dem Kaiserstuhl im Breisgau wohnenden vertriebenen König wieder zu seinem Reiche. Der König machte ihn aus Dankbarkeit zum Herzog von Zähringen und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Da wurde der Köhler so übermüthig, daß er einmal, um bei seiner Mahlzeit auch Menschenbraten zu kosten, einen Knaben schlachten ließ. Nachher aber kam ihn so große Reue an, daß er zur Sühne die beiden Klöster St. Ruprecht und St. Peter im Schwarzwald baute. Chronik von Freiburg hinter Schilters Königshoven S. 44. Grimm, deutsche Sagen Nr. 521. Schreibers Sagen I. Nr. 55. Schnetzler, bad. Sagenbuch I. 351.

Eine Menge sogenannter Sagen sind aus bloßen Namenspielen entstanden, indem man später Orts- und Geschlechtsnamen zu deuten versuchte. Dahin gehören sehr alte Sagen, z. B. die von Antwerpen (Handwerf).

Ein Riese soll die Leute über die Schelde geführt, wenn sie aber nicht zahlen konnten, ihnen die Hand abgehauen haben, bis Held Braben ihm selbst die Hand abhieb und sie mitten in die Schelde warf, so weit der Fluß zu Brabant gehört. Wolf, niederl. Sagen Nr. 53.

Sehr eigenthümlich ist folgende Sage.

Lyderik wurde von einem Einsiedler erzogen, nachdem der Riese Finard seinen Vater erschlagen und seine Mutter gefangen hatte. Herangewachsen tödtete er den bösen Riesen und wurde erster Graf von Flandern. Einst traf er auf der Jagd die schöne Idoma, Tochter des fränkischen Königs Lothar, die entführt worden war, deren Entführer aber über einander selbst hergefallen waren. Lyderik heirathete sie. Sie trug goldene Königskleider, er nur einen grauen Kittel, die Kinder aber trugen halb Gold, halb grau. Da kam einmal der König auf der Jagd verirrt zu ihnen, wurde gut von ihnen bewirthet, erfuhr alles und bestätigte ihre Ehe. Lyderik verwaltete Flandern mit solcher Gerechtigkeit, daß er seinen eigenen Sohn Jogeram, als er einigen Mädchen Obst wegnahm, ohne es zu bezahlen, hinrichten ließ. Nach der excellenten Chronik von Flandern in Wolfs niederl. Sagen Nr. 65—67.

Von Heinrich von Kempten erzählt ein Gedicht des Konrad von Würzburg, herausgegeben von Hahn 1838:

Kaiser Otto der Große feierte das Osterfest in Babenberg, da nahm der junge Herzog von Schwaben vor Tisch ein Stück Brod von der Tafel. Der Truchseß schlug ihn dafür mit seinem Stabe, sein Hofmeister, Ritter Heinrich von Kempten aber schlug dafür den Truchseß todt. Der Kaiser kam dazu und befahl, den Mörder hinzurichten. Aber Heinrich sprang auf den Kaiser zu, packte ihn beim Barte und drohte ihn umzubringen, wenn er den Befehl nicht widerrufe. Otto that es. Zehn Jahre später erfuhr Heinrich, als er gerade im Bade saß, der Kaiser sey in Gefahr vor Feinden. Da sprang er nackt aus dem Bade, ergriff sein Schwert und rettete den Kaiser, der ihn reich belohnte. „Darum soll jeglicher Ritter keck von Gemüthe seyn."

Dieselbe Sage wird auch in den Chroniken von Gottfried von Viterbo, Königshoven und Cruſius erzählt. Vergl. Grimm, deutsche S. Nr. 466. Eine der lieblichsten Sagen ist die vom Schloß Eberstein im Murgthal.

Kaiser Otto der Große belagerte im lothringischen Kriege unter anderm die Burg Eberstein (bei Baden), deren Graf es mit dem Feinde hielt. Da sich der Graf tapfer wehrte, dauerte die Belagerung lange. Der Kaiser schrieb mittlerweile zu Speier ein Turnier aus, wohin auch der Graf sich begab. Da beim Tanz flüsterte ihm die schöne Kaisertochter zu: hüte dich, deine Burg soll erstiegen werden, während du abwesend bist. Sogleich sprengte der Graf heim und kam noch gerade zurecht, den Angriff abzuschlagen. Darauf täuschte der Graf die Kaiserlichen, indem er ihren Boten noch volle Kornböden und Keller zeigte, aber unter der Oberfläche des Korns lagen Lumpen und die Fässer hatten doppelte Boden und waren unten voll Wasser. Da gab der Kaiser dem Grafen Frieden und seine schöne Tochter. Cruſius annales suev. II. 108. Schreiber, Sagen I. Nr. 50. Grimm, deutsche Sagen

Nr. 470. Gar ſchön und naiv als Romanze behandelt von Uhland, der am Schluß den Grafen ſeiner Braut zuflüſtern läßt: hüte dich fein, heut wird noch ein Schlößchen gefährdet ſeyn.

Hatto, Erzbiſchof von Mainz in dem Zeitpunkt, in welchem die Karolinger ausſtarben, wurde Reichsverweſer, durch das Anſehen der Kirche die Einheit des Reichs erhaltend und den weltlichen Reichsvaſallen, die nach Unabhängigkeit und Auflöſung des Reichs ſtrebten, trotzend. Durch ihn kam das neue ſaliſche Königshaus auf den Thron. Der Haß ſeiner Gegner hat ihn ungerecht verleumdet.

Daher die Sage, er habe die Bauern mißhandelt und zur Strafe dafür hätten ihn die Mäuſe gefreſſen, obgleich er ſich vor ihnen in den mitten im Rhein ſtehenden Thurm bei Bingen geflüchtet habe. Der Thurm heißt bis auf den heutigen Tag Mäuſethurm, es iſt aber darunter nur Muſethurm, d. h. Waffenthurm von altdeutſcher Muſe (Musquete, Muſterung) zu verſtehen, ſofern man ehemals die Waffengeräthe an beſonders ſicheren Orten barg. Den Namen hat nur die Sage willkührlich umgedeutet.

Aus noch älterer Zeit wird dieſelbe Mäuſeſage vom Polenkönig Popiel erzählt. Desgleichen von Biſchöfen von Köln, Straßburg, Osnabrück, von Königen von Wales und Dänemark. Vgl. Wolf, Zeitſchr. II. 405.

Die berühmte Sage von den Weinsberger Weibern knüpft ſich an den erſten Hohenſtaufiſchen Kaiſer Conrad III.

Als derſelbe die kleine ſchwäbiſche Stadt Weinsberg belagerte, in welcher Herzog Welf befehligte, bewilligte er der ausgehungerten Beſatzung nur den freien Abzug der Weiber mit ſo viel, als jede tragen könne. Aber die Herzogin trug ihren Gemahl auf dem Rücken heraus und eben ſo alle Weiber ihre Männer. Der Kaiſer aber ſagte: „was ich geſprochen, will ich halten," und gab alle frei. Chron. reg. I. Pantaleonis ad ann. 1040. Cruſius, ſchwäb. Chronik I. 568. Dieſelbe Sage wiederholt ſich aber auf deutſchem Boden noch überaus oft. Am Kappelmontag tragen in Brüſſel die Weiber ihre Männer ins Bett zur Erinnerung an eine ganz ähnliche Treue. Wolf, niederl. Sagen Nr. 543. Gleiche Treue bewieſen die Weiber bei der Belagerung von Harlem, daſ. Nr. 35. Schwanau in Elſaß, Alſabilder von Stöber S. 19. Von Ottenſtein, Montanus, Vorzeit von Cleve II. 253. Von Entersburg, Hocker, Moſelland 205. Von Randenburg und Algenau, Herrlein, Speſſart 76. 77. Von der Glauburg, Dieffenbach, Urgeſchichte der Wetterau 286. Von der Ebersburg, Schwarz, Buchenblätter 92. Von Windelburg, Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 237. Vom Raffenberg, Freiligrath, das maleriſche Weſt-

phalen 214. Von Blumenfeld im Hegau, Schnezler, bad. Sagen I. 108. Vom Karpfenſtein und St. Georgenberg in Graubündten, Schwarz, Wanderbilder 1843 S. 91. 93, v. Flugi 24. Von Hochgalſaun in Tirol, Steub, drei Sommer 288. Von Ahrens bei Minden, Steinau, Volksſ. 249. Von Hohenſtein, Pröhle, Unterharzſagen 173. Von Geroldseck, Stöber Nr. 123. Von Giebelſtadt, Schöppner Nr. 659. Von Frauenruhe, Kuhn, nordd. Sagen Nr. 255. Von Kribenſtein, Gottſchalk, Ritterburgen II. 118. Von Cantrek, Temme, Sagen aus Pommern Nr. 158. Von Neuhaus, Gräve, ſchleſ. Sagen 316. Von Gleiwitz, Kern, ſchleſ. Sagen 227.

In die Zeit der Hohenſtauffen gehört auch noch die Sage der Grafen von Arco.

Einſt liebte Ludwig, Herzog von Bayern, des erſten Otto von Wittelsbach Sohn und Nachfolger, die ſchöne Ludmilla, Wittwe des unbändigen Raubritters Albrecht von Bogen, und gelobte ihr auf ihr Verlangen vor dem Bilde dreier Ritter die Ehe, einen Schwur, den er zu brechen im Sinne hatte; plötzlich aber traten hinter dem Bilde drei lebendige Ritter hervor und nun mußte er den Schwur halten. Haupt, Aehrenleſe aus der Vorzeit S. 198, beſungen in Müllers Sagen der Bayern S. 139. Von Bogen an der Donau wurde nachher das Schloß Arco am Gardaſee benannt, wo die Nachkommen des Hauſes ſich niederließen.

Von den Grafen von Henneberg hat man eine hübſche Wappenſage:

1) Der welſche Ritter Poppo weilte lange in Welſchland in den Banden einer ſchönen Frau. Endlich riß er ſich los und entfloh nach Deutſchland. Da ſah er drei Hennen aufſliegen und baute an der Stelle ſeine Burg. Die welſche Dame reiste ihm nach und als ſie in die Gegend kam, hörte ſie Glocken läuten. Poppo war als erſter Graf von Henneberg eben geſtorben. Da riß ſich die Welſche aus Schmerz ihren ſchönen Haarzopf aus, der ſeitdem das Helmkleinod des Henneberger Wappens wurde, während in demſelben die Henne ihren Platz hat. Büſching, wöchentliche Nachrichten II. 382. 2) Der deutſche Graf von Henneberg zog nach dem h. Lande, gerieth in die Banden einer ſchönen Araberin, entfloh und nahm daheim ein deutſches Weib. Seine arabiſche Geliebte aber kam am Hochzeitstage an und riß ſich aus Gram den Zopf aus. Bechſtein, Sagenſchatz des Thüringerlands III. 230.

Weltberühmt iſt die Sage vom Grafen von Gleichen. Einer dieſes Geſchlechts, Sigmund, liegt zu Erfurt zwiſchen ſeinen beiden Frauen, Agnes von Querfurt und Katharina von Schwarzburg begraben, 1494. Der Anblick der beiden Frauen veranlaßte den Glauben, er habe beide

zugleich beſeſſen. Sagittarius, Gleichiſche Hiſtorie I. 5 ꝛc. Aventuren des Grafen von Gleichen. Bamberg 1730.

Graf Ernſt von Gleichen kam mit Ludwig dem Heiligen von Thüringen zu Kaiſer Friedrich II. nach Sicilien und begleitete nach dem Tode ſeines Herrn den Kaiſer ins h. Land, wo er gefangen wurde, als Gärtner bei einem Sultan diente und von der ſchönen Melechſala, Tochter des Sultans, befreit wurde, indem ſie mit vielen Schätzen ſich von ihm entführen und taufen ließ. Unterwegs warf ſich das Pärchen dem Papſt zu Füßen, der dem Grafen erlaubte, neben ſeiner rechtmäßigen Frau, die daheim auf der Burg Gleichen ſaß, noch dieſe zweite zu ehelichen. Dann zogen ſie heim und die erſte Frau willigte ein, die zweite neben ſich zu dulden. Die Gegend, wo beide Frauen ſich zuerſt begrüßten, heißt noch das Freudenthal.

Dieſelbe Sage wird von dem Herrn von Rodenſtein (Wolf, heſſiſche Sagen Nr. 235), Montfort (Steub, drei Sommer, 154), von dem von Jagow (Temme, Sagen der Altmark) und nach einem altfranzöſiſchen Gedicht von dem Herrn Gilion de Trasignyes erzählt.

Eine der ſchönſten und jedenfalls merkwürdigſten hiſtoriſchen Sagen des deutſchen Volkes hat zur älteſten Quelle den ſchon oben mitgetheilten Mythus von Wieland, deſſen Bruder Egill auf Befehl des böſen König Nidung einen Apfel vom Kopfe ſeines Vaters ſchießt. In die geſchichtliche Zeit wird dieſer Mythus zuerſt verlegt in Dänemark. Saxo Grammaticus hist. Dan. X. 166 erzählt von einem gewiſſen Toko, der den Dänenkönig Harald Blaatand (Blauzahn) erſchoß.

Harald hatte ihn ſchwer beleidigt und ſeinen Trotz gereizt. Im Uebermuth befahl er ihm, den Apfel vom Kopf ſeines Sohnes zu ſchießen. Als Toko dies gethan, frug ihn der König, warum er noch einen zweiten Pfeil zu ſich geſteckt habe? Toko antwortete: mit dieſem hätte ich dich getroffen, wenn ich meinen Sohn verletzt haben würde. Dafür wurde er gefangen in des Königs Schiff geſchleppt, mußte im Sturm rudern helfen, befreite ſich durch einen Sprung, lauerte dem König nachher auf und erſchoß ihn.

Daß dieſe däniſche Erzählung nur Sage und keine wahre Geſchichte iſt, hat Dahlmann in ſeiner däniſchen Geſchichte nachgewieſen. König Harald iſt auf ganz andere Art geſtorben. — Die Sage wiederholt ſich auf däniſchem Boden ſelbſt. Im Kriege des Dänenkönigs Chriſtian I. mit dem empörten Landvolk der Marſchen wurde ein Anführer der letzteren, Henning Wulf, vom König gefangen, mußte auf deſſen Befehl einen Apfel vom Kopf ſeines Sohnes ſchießen und drohte dem Tyrannen mit

dem zweiten Pfeile. Müllenhoff Nr. 66. Ebenso heißt es in einer rheinischen Sage von einem gewissen Puncker, einem berühmten Bogenschützen, Fürsten und Adel hätten ihn einmal gezwungen, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schießen, und als er es gethan, habe er ihnen erklärt, wenn er gefehlt hätte, würde er mit dem zweiten Pfeil unter die Herren geschossen haben. Malleus maleficarum II. 16. — Die Sage findet sich auch in England wieder, hier heißt der Held William of Cloudesles und schießt den Apfel vom Kopf des Sohnes auf Befehl des Königs.

Berühmter aber als alle diese nördlichen Sagen ist die südliche von Wilhelm Tell. Sie wurde erst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bekannt und lautet nach der Chronik des Tschudy:

> Kaiser Albrecht I. wollte den freien Schweizern in den Alpen ihre angestammte Freiheit rauben und setzte den grausamen Landvogt Geßler über sie. Dieser, um sie gründlich zu knechten, baute die feste Burg Zwing-Uri und befahl, das Landvolk solle vor seinem auf einer Stange befestigten Hute sich so tief beugen als vor ihm selbst. Da ging Wilhelm Tell mit seinem kleinen Sohne vorbei, ohne den Hut zu grüßen, und ward ergriffen. Der Landvogt wollte ihm das Leben lassen, wenn er, als ein berühmter Armbrustschütz, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes herabschösse. Tell that es und traf den Apfel. Da frug ihn Geßler, warum er noch einen Pfeil zu sich gesteckt habe? Um dich, war die Antwort, zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte. Geßler ließ den Tell fesseln und nahm ihn mit über den Vierwaldstädtersee. Ein heftiger Sturm auf dem See aber nöthigte ihn, dem Tell die Ketten abnehmen zu lassen, damit er, als der stärkste Mann im Schiffe, rudern helfe. Da ersah Tell die Gelegenheit, faßte seine Armbrust und sprang auf einen Felsen, welcher der Aren hieß, indem er das Schiff mit gewaltigem Fußstoß hinter sich in's Wasser zurück schleuderte. Dann lauerte er dem Geßler in der hohlen Gasse bei Küßnacht unter dem Rigi auf und erschoß ihn mit seinem letzten Pfeil.

Die Schweizer Sage hat sich ohne Zweifel ganz unabhängig von der dänischen ausgebildet. Saxo Gr. lebte und schrieb zwar im 12. Jahrhundert und Tell soll erst im Beginn des 14. Jahrhunderts gelebt haben, Saxo's Buch wurde aber erst 1514 gedruckt. Wahrscheinlich schöpfte die Sage im Süden wie im Norden gemeinschaftlich aus einer älteren mythischen Quelle. Es gibt sehr ausführliche Schriften über die Tellsage, die beste von Ideler 1836, dann die von Häuser 1840. Tell kann wirklich existirt haben, so daß nur die Züge der alten Sage, zunächst in

Volksliedern, auf ihn übertragen wurden. Bemerkenswerth ist, daß der dänische Toko (schweizerische Töckeli, der Schmetterling) und der Tell (der Tolle, Unbesonnene) gleichbedeutende Beinamen sind.

Ich reihe hier noch die schöne Sage von einem blinden Schützen an, nach Schreibers Sagen II. 33.

Oswald von Fürsteneck, der beste Schütz im Rheingau, wurde von seinem Feinde Wilhelm von Salnack gefangen und geblendet, aber einmal, als der Ritter Gäste hatte, aus seinem tiefen Keller herausgeholt, um auch noch blind seine Geschicklichkeit als Schütz zu erproben. Er sollte ein Glas, das ihm der Salnacker durch den Klang bezeichnen wollte, mit dem Pfeil treffen, aber Oswald lauschte der Stimme und erschoß den Ritter selbst.

Eine merkwürdige Rolle in der deutschen Sage spielt Margaretha Maultasch, die berühmte Erbin von Tirol im 14. Jahrhundert. Der Beiname ist noch im Schloß Maultasch erhalten, die Sage leitet ihn aber von ihrem großen Mund und vielleicht von ihrer großen Wollust her. Vgl. Beda Weber, Tirol II. 400. Grimm, deutsche Sagen Nr. 502. Steub, drei Sommer S. 303.

Lieblich ist die Sage von Otto dem Schützen. Spangenberg, Adelsspiegel II. 9. 3. Grimm, deutsche Sagen Nr. 562.

Otto, Sohn des Landgrafen Heinrich von Hessen, sollte Geistlicher werden, entfloh aber und diente dem Grafen Adolf von Cleve unbekannt als Jäger, dessen schöne Tochter Elisabeth ihn heimlich schon liebte, als die Entdeckung seiner edeln Geburt durch einen zufällig ankommenden Ritter aus Hessen unverhofft ihre Ehe möglich machte. Er kehrte mit ihr nach Hessen zurück, beerbte seinen Vater und hauste mit seiner schönen Frau lange auf dem Schloß Spangenberg, im 14. Jahrhundert.

Kaiser Max auf der Martinswand ist auch eine unserer beliebtesten Sagen:

Maximilian I. verstieg sich einmal auf der Gemsenjagd in dem schroffen Abhang der s. g. Martinswand am Inn, gegenüber von Inspruck. Ein Landmann rettete ihn. Nach der Sage aber war es ein Engel, der ihn herabführte. Vgl. Hormayr, Taschenbuch 1820 S. 208 f.

Ich schließe hier noch eine Reihe Sagen von unbestimmtem Datum an, oder die sich über viele Jahrhunderte und Oertlichkeiten verbreiten.

Wohl am weitesten verbreitet sind die Sagen von der List der Belagerten. Damit es scheine, sie hätten noch reichliche Vorräthe, warfen

ſie zu Girlanden ihre letzte Kuh mit dem letzten Waizen gefüllt über die Mauer, die Belagerer ließen ſich täuſchen und zogen ab. Stöber, Elſäß. Sagenbuch. Zu Neuſtadt an der Aiſch ſteckten ſie den letzten Schinken auf das Horn der letzten Kuh. V. Herrlein, Speſſart, 198. Vom Schloß Greifenſtein wurde die letzte Sau mit Waizen gefüllt herabgeworfen. Weber, Tirol, II. 402. Von Neuffen der letzte Scheffel Gerſte. Schwab, rauhe Alb, 131. Und ſo noch an vielen Orten.

In einigen Sagen wiederholt ſich der Zug, daß die Belagerer ein Pferd drei Tage dürſten und hungern laſſen, worauf es die verborgene Waſſerleitung entdeckt, durch welche die Belagerten ihr Waſſer beziehen. Dieſe zerſtört man und die Burg oder Stadt muß ſich ergeben. So die Burgen Birg, Grünewald, Walburg, Oſterburg und Lichtenberg, Panzer Beitrag S. 37. 39. 162. 186. 201. Oſterburg, Bechſtein, Franken I. 100. Schneider, Rhön 167.

Zu den beliebteren Sagen gehört auch die von der Rettung einer Stadt durch Zurückſtellung der Uhren. Der Feind wollte Baſel um 12 Uhr angreifen, man ſtellte aber die Uhr auf 11 Uhr zurück und hatte Zeit, ſich gegen den Feind in Verfaſſung zu ſetzen. Daſſelbe wird von Gunzenheim erzählt in Stöbers Kochersberg S. 61.

Wettbauten ſind auch ein beliebter deutſcher Sagenſtoff. Ein Meiſter baut mit dem andern unter Beiſtand des Teufels, oder auch mit dem Teufel ſelbſt um die Wette.

Die merkwürdigſte Sage dieſer Art iſt die vom Kölner Dom.

> Derſelbe blieb unvollendet, weil ſein Meiſter Gerhard, als er einſt das ſchön gediehene Werk ſelbſtgefällig betrachtete, von einem fremden Meiſter, welches der Satan war, herausgefordert wurde. Der Fremde erbot ſich, eine unterirdiſche Waſſerleitung von Trier bis Köln zu führen und Gerhard gelobte ihm ſeine Seele, ſobald er eine Ente auf dem vollendeten Graben werde nach Köln ſchwimmen ſehen. Nun war der Teufel bald fertig, die Ente ſchwamm und Meiſter Gerhard ſtürzte ſich vom Kranz des Thurmes herab. Weyden, Kölns Vorzeit I. 181.

In dieſer Sage iſt nicht nur die Nichtvollendung des Dombaues ſinnig erklärt, ſondern auch der Contraſt der gothiſchen Baukunſt mit der altrömiſchen, denn unter dem Teufelsgraben iſt eine altrömiſche Waſſerleitung gemeint, deren Spuren man aufgefunden hat. Uebrigens geht von derſelben Waſſerleitung auch dieſelbe Sage zu Trier um. Ihr

Erbauer soll mit dem Erbauer des römischen Amphitheaters zu Trier um die Wette gebaut und durch eine List den Sieg errungen haben, worauf sich sein Gegner vom Amphitheater herabstürzte. v. Steinau, Volkssagen S. 36.

In mehreren deutschen Sagen wiederholt sich eine Bluttaufe der Glocken, indem ihr Guß mit einem Morde zusammenhängt.

Schon vom Mönche Tancho in St. Gallen, der unter Karl dem Großen die erste Glocke in Deutschland gegossen haben soll, wird erzählt, er habe Silber, was zum Glockenguß gebraucht werden sollte, veruntreut, da habe Niemand die Glocke läuten können; als aber Tancho selbst den Glockenstrick gezogen, sey der Klöpfel herabgefallen und habe ihn erschlagen. Monachus S. Gallensis de vita Car. M. bei Hahn, monum. II. 560. Als Romanze behandelt von Wolfg. Müller in Simrocks Kerling. Heldenbuch S. 127.

Die Glocke der M. Magdalenenkirche zu Breslau wurde von einem Lehrling, der aus Neugier den Zapfen zog, in Abwesenheit des Meisters gegossen und gerieth vollkommen, der Meister erschlug aber den Lehrling aus Zorn, weshalb das erste Geläute der Glocke ihm zur Hinrichtung läutete. Seitdem ist sie als Armensünderglocke beibehalten worden. Grimm, D. S. Nr. 125. Kern, schles. Sagenschatz 145.

Diese Glockensage wiederholt sich zu Lunow (Kuhn, nordd. Sagen Nr. 45), zu Stolberg (Thüringen und der Harz II. 214), Groß-Möhringen (Kuhn, märkische Sagen Nr. 11). Aehnlich die Sage von der Glocke zu Atterdam, Grimm, D. S. Nr. 126. — Noch schöner sind die Sagen vom wunderbaren Ton der Glocken.

In einer kleinen Kapelle auf dem Berge Tschriett bei Praßberg klang einmal die Glocke so süß und in so weite Ferne, daß ein Türke in Constantinopel sie hörte und unwiderstehlich von den Tönen angezogen denselben nachging, bis er hieher kam und die Glocke zum letztenmal hörte, indem sie vor aller Augen plötzlich verschwand. Nur fromme Hirten hören noch zuweilen ihren süßen Klang im Walde. Seidl, Tirol und Steyermark S. 259.

Ein Wirth aus Meinungen hatte Geschäfte in Rohr. Auf dem Heimwege an einem Walde hört er ein schönes Glockengeläute und frägt ein vorübergehendes Weib. Die meint, es werde zu Rohr einer begraben. Es sey sehr schön, meint der Wirth. Aber wie er noch hundert Schritte weiter geht, sinkt er um und ist todt. Es war sein eigenes Grabgeläut gewesen. Bechstein, Sagenschatz d. Thüringerlands III. 200.

Das Glöckchen in der kleinen Kirche St. Barbara bei Linz an der Donau hörte man einst auf dem Berge zur ungewöhnlichen Stunde läuten und sah nach, da hörte man sie wieder wo anders und ging dem Tone nach, bis man

im Wald die Leiche eines Erſchlagenen fand, da hörte ſie auf. Sie hatte dem Todten nur eine chriſtliche Beerdigung gewähren wollen. Seidl, Tirol und Steyermark S. 285.

Sagen von wunderbaren Rettungen eines jungen Kindes, des einzigen noch übrigen Sprößlings eines berühmten Geſchlechts. So die von Bodmann. Schwab, Bodenſee 83. Die Amme ließ das Kind in einen Keſſel den hohen Berg hinabrollen. So die von Manteuffel. Temme, Sagen aus Pommern. Auch hier rettet die Amme. — Merkwürdig oft wiederholt ſich die Sage von einem Kinde, das bei einer großen Ueberſchwemmung in ſeiner Wiege fortgeſchwommen und gerettet worden ſey durch eine Katze, die mit auf der Wiege war und das Gleichgewicht hielt. Sage von der Ueberſchwemmung des Suggenthals. Baader Nr. 72, von einer andern der Werra, Thüringen und der Harz VIII. 29, des Zuger See's, Meyer von Knonau, Erdkunde der Eidg. I. 409, im Dithmar'ſchen Lande, Müllenhoff Nr. 175.

Wo man zwei alte Burgruinen bei einander findet, knüpfen ſich daran gerne Sagen von feindlichen Brüdern.

Zwei Herren von Reichenburg in Steyermark, Brüder, wohnten auf zwei Schlöſſern nahe bei einander und legten einſt, von gleicher Mordluſt getrieben, aus den Fenſtern die Gewehre auf einander an und tödteten ſich beide. Im Grabe rückten noch ihre Todtenköpfe dicht zuſammen, und ſo oft man ſie auch trennte, immer kamen ſie unter der Erde wieder zuſammen. Valvaſor, Krain I. 575.

In Müllenhoffs holſt. Sagen Nr. 44—46 werden vier Sagen erzählt von zwei Brüdern, die ſich beide in daſſelbe Mädchen verliebten, worauf einer den andern todt ſchlug, ſelbſt aber nachher getödtet wurde oder fliehen mußte. Die Sagen beziehen ſich örtlich auf die Häuſer Schalkholz, Philippsburg, Pellworm und Borsfleth. Eine ganz ähnliche Sage vom Wolfſtein bei Harrys I. 28, und vom Biberſtein, Schreiber, Sagen I. 10. Zwei Brüder von Franchimont in Flandern ermordeten ſich, als die letzten ihres Geſchlechts, Wolf, niederl. Sagen Nr. 322. — Zwei Zwillingsbrüder von Vooſt waren einander ſo feindlich, daß ſie ſchon unmittelbar nach der Geburt mit einander rangen. Steub, Tirol S. 338. Vergl. noch Müllenhoff Nr. 257, Kuhn, nordd. Sagen S. 42. — Reginald von Falkenberg hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Geiſt ihm aber erſcheint und mit der Hand ins Geſicht greift, daß die Spuren nie mehr weggehen. Wolf, niederl. Sagen, 210.

Oefter wiederholen ſich die Sagen von einem übermüthigen Fräulein.

Auf dem Kynast im schlesischen Gebirge hauste einst die reiche Erbin Kunigunde, die keinen Mann heirathen wollte, er wäre denn zuvor auf der schmalen Mauer rings um die Burg geritten. Jeder, der es versuchte, stürzte in den Abgrund. Endlich kam der schöne Landgraf Adelbert oder Albrecht von Thüringen unerkannt auf die Burg, das Fräulein verliebte sich in ihn und er allein machte glücklich den Ritt, erklärte ihr aber dann, indem er ihr ihre Grausamkeit vorwarf, er sey schon verheirathet, worauf sie sich in Verzweiflung von der Mauer stürzte. Büsching, Volkssage I. 26.

Aehnliche Sagen vgl. bei Schreiber, Sagen Nr. 68. Pröhles Märchen Nr. 30. v. Hormayr, Taschenbuch 1833. S. 222.

Wo irgend in deutschen Gebirgen zwei parallele Felsen, zwischen sich einen Abgrund, einander gegenüberstehen, hört man gewiß auch eine Sage, daß hier einmal eine von Räubern verfolgte Jungfrau, oder ein fliehender Ritter, oder ein Hirsch in einem ungeheuren Satz hinübergesprungen sey.

Unter den Jungfernsprüngen ist am berühmtesten der von der sog. Roßtrapp. So heißt ein Felsen im Harz über einem Abgrund mit einer Vertiefung, die einem großen Pferdehufe ähnlich ist. Davon gibt es viele Sagen.

1) Eines Hühnenkönigs Tochter wettete, mit ihrem Roß dreimal über den Abgrund zu setzen und that es zweimal, zum drittenmal aber stürzte sie in die Bode hinab. Ein Taucher wollte ihre goldene Krone holen, tauchte dreimal unter, das drittemal aber kam er nicht wieder und es quoll nun Blut auf. Man sagt, die Königstochter habe ihn unter dem Wasser umgebracht, indem sie selbst noch fortlebe. Behrens, kur. Harzwald S. 121. 2) Die Prinzessin wurde von einem Prinzen auf einem Zauberpferde über den Abgrund entführt. 3) Sie hatte einen heimlichen Liebhaber, wurde von ihrem erzürnten Vater verfolgt, setzte über den Abgrund, verlor aber im Sprunge ihre Krone. 4) Sie hieß Emma und wurde von dem Riesen Bodo verfolgt. Sie kam glücklich mit ihrem Roß hinüber und verlor nur die Krone. Er aber stürzte in den Abgrund und gab dem Fluß den Namen. In der Tiefe des Wassers bewacht er seitdem als schwarzer Hund die goldene Krone. 5) Sie setzte sich mit ihrem Geliebten auf das hohe Roß des Riesen, auf das sie mittelst einer Leiter hinaufsteigen mußte und floh, während der Riese schlief. Dieser erwachte und verfolgte sie. Die Liebenden kamen glücklich hinüber, der Riese aber stürzte. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 318. 6) Ein Roß sollte geopfert werden, riß sich aber los und sprang über die Bode. Kuhn, norddeutsche Sagen Nr. 193.

Unzählige andere Sagen von Jungfernsprüngen in Deutschland melden

von ganz ähnlichen Verfolgungen und Rettungen, oder Entführungen. Es würde zu weit führen, sie alle zu verzeichnen.

Unter den Ritterſprüngen iſt beſonders berühmt der des Landgrafen Ludwig, aus ſeinem Gefängniß in Gibichenſtein über die Saale hinüber, wovon er der Springer zubenannt wurde. Grimm, Deutſche S. Nr. 548. Und der des Raubritter Ezzelin von Geilingen, den ſein Zauberroß durch einen Sprung über den Stadtgraben von Nürnberg rettete. Daſ. Nr. 129. Gleiche Sprünge werden von vielen andern berühmten Räubern erzählt. Zuweilen läßt der Fliehende ſeinem Roſſe die Hufe verkehrt aufſchlagen, damit man, wenn man auch ſeine Spur finde, ihm nicht folge, oder ſchleudert ſein Roß ein Hufeiſen ſo gewaltig, daß es in der Wand ſtecken bleibt.

Mehrfach wiederholen ſich Volksſagen von kühnen Mägden, die um Mitternacht zum Galgen oder zu andern von Geiſterſchauern umgebenen Orten hingegangen ſeyen, um einer Rettung oder einer Wette willen. Die älteſte Spur dieſer Volksſage finde ich in der Leipziger Märchenhandſchrift, Haupt, altd. Blätter II. 167 f.

Hier erkauft eine Tochter ihrem gefangenen Vater das Leben durch eine kühne That, indem ſie allein um Mitternacht in eine verfallene Kirche geht, der Geiſterſpuckes wegen bisher Niemand nahen wollte. Hier ſagt ihr ein Verdammter, die hier irrenden armen Sünder, vormalige Mönche, könnten nur erlöst werden, wenn die Kirche wiederhergeſtellt werde. Der König läßt ſie wiederherſtellen und ſo hat die muthige Tochter die Geiſter und auch den Vater erlöst.

Andere Sagen dieſer Gattung ſind:

Zu Königsberg in Franken lief eine Magd um Mitternacht zu einer einſamen Kapelle, ſah ein Pferd davor ſtehen und hörte darin ein Gewinſel, ſchnitt ſchnell einen Bündel vom Pferde ab und lief zurück. In dem Bündel war koſtbare Beute, welche der Beſitzer des Pferdes, ein Räuber, zuſammengebracht hatte. Bechſtein, Sagenſchatz des Frankenlandes I. 188.

Aehnlich eine Sage in der Geſchichte der Gotteshäuſer Oeſterreichs I. 192, die unter dem Titel „die Räuber von Maria Kulm" in Wien auf die Bühne gebracht wurde.

Am Gollenberge bei Cöslin in Pommern hörte ein Reiſender Nachts im Ungewitter Räuber. Die kühne Magd des nächſten Wirthshauſes, wo der Reiſende einkehrte, wagte ſich auf den Berg, ſah die Räuber und

entfloh ihnen auf einem ihrer Rosse. In allzu großer Hitze die Magd verfolgend, geriethen die Räuber in die Gewalt der Cösliner. Temme, Volkssagen von Pommern Nr. 157. Auch bei Lübeck findet eine kühne Dirne am Rabenstein um Mitternacht ein weißes Pferd, entflieht damit und wird dadurch Entdeckerin eines Mordes. Asmus, Volksſ. von Lübeck S. 51. Desgleichen bei Bremen, Wagenfeld, Bremer Volksſ. I. 9. Eine ganz ähnliche Sage von Entdeckung und Gefangennehmung von Räubern am Galgen durch die kühne Magd in Brieg in Schlesien. Curiositäten V. 466.

Eine andere Wendung nimmt die Sage, wenn ein Mädchen muthwillig Gott versucht, indem sie um Mitternacht auf den Kirchhof geht, auf einem Grab ein Wahrzeichen einstecken will, sich aber im Dunkel selber mit dem Rock an das Grab annagelt und nun nicht fortkommend vor Angst fast stirbt. So ging es einer Magd bei Malterdingen im Breisgau, Schnezler, bad. Sagenbuch I. 317. Aehnliches in Müllenhoffs holst. Sagen Nr. 235. Panzer, Beitrag, 177. Stöber, Elsäß. Sagenbuch, 571.

Von einer tapfern Müllerin erzählen Grimms deutsche Sagen I. Nr. 127:

> Sie war schwanger und allein in ihrer Mühle bei Wels in Oesterreich, als die Hebamme kam und ihr mit einem Messer den Tod drohte, wenn sie ihr nicht alles Geld gäbe. Da führte sie das böse Weib in eine Kammer, zeigte ihr das Geld und schloß sie geschwind ein. Darauf schickte sie ihr siebenjähriges Söhnlein nach dem Vater. Der Mann der Hebamme aber, der draußen lauerte, fing den Knaben auf, wollte ins Haus, fand es verschlossen, drohte der Müllerin, und stach, als diese nicht aufmachte, den Knaben wirklich todt. Nun wollte er auf dem Mühlrade ins Haus steigen, aber die Müllerin setzte die Mühle in Bewegung und das Rad zermalmte ihn.

Echt deutsch und wohl sehr alt ist die Sage von Walthers Schlag und Hieb.

> Herr Walther, ein alter Held, gedachte seiner Sünden und wurde ein Mönch. Da fielen Räuber über die Klostergüter her und plünderten auch den alten Walther selber aus, als er kam, ihnen Vorstellungen zu machen. Geduldig ließ er sich von ihnen alles nehmen, bis sie ihm auch die Hosen nehmen wollten, das litt er nicht, und plötzlich ballte er die Faust und schlug sie alle nieder. Grimm und Schmeller, lat. Gedichte des 10. Jahrhunderts, 109. Chron. novaliciense II. 7. Später öfter variirt und noch aus jüngster Zeit

vom ſtarken Bedienten eines in Italien reiſenden Herrn erzählt, der echte deutſche Michel.

Eine uralte Sittenlehre enthält die Volksſage von der Roßdecke.

Ein alter König in Frankreich überließ das Reich ſeinem Sohne, wofür ihn dieſer unterhielt. Bald aber mißfiel ſein Alter, die Huſten ꝛc. der jungen Königin, ſo daß ſie nicht ruhte, bis er vom Tiſche entfernt wurde und ſein Bett unter der Treppe bekam. Nachher bekam die Königin einen Sohn, der ſich des alten Großvaters annahm und ihm täglich zu eſſen brachte. Einſt verlangte der Alte eine Decke, weil ihn ſo friere. Da nahm der Knabe eine Roßdecke, zerriß ſie aber in der Mitte. Sein Vater frug, warum er ſie zerreiße? Die andere Hälfte, ſagte der Knabe, behalte ich für dich übrig, wenn du auch einmal unter der Treppe liegen wirſt. Altes Volkslied in des Knaben Wunderhorn II. 269 und bei Erlach I. 434. Kommt auch ſchon im Coloczaer Kodex vor S. 143, in Laßbergs Liederſaal I. Nr. 78, Hagen Geſammtabentheuer Nr. 48, Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 412, bei Hans Sachs II. 2. 106.

Aehnlich die Volksſage von der Keule oder dem Schlegel.

Ein alter Mann vertheilt ſein Erbe bei Lebzeiten an die Kinder, die ihn nun hungern laſſen. Er ſtellt ſich, als habe er noch einen Geldkaſten vor ihnen verborgen. Da werden ſie wieder freundlich und pflegen ihn gut bis an ſeinen Tod. Als ſie aber die Kiſte öffnen, liegt ein ſchwerer Schlegel darin mit der Beiſchrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und ſelber dabei leidet Noth,
Den ſoll man ſchlagen mit dieſem Schlegel todt.

Coloczaer Codex, 157 f. Pauli Schimpf und Ernſt Nr. 411. Hans Sachs II. 2. 105.

Grimm in Haupts Zeitſchrift V. 72 und Büſching in Fr. Schlegels deutſchem Muſeum IV. 77 f. gedenken ſolcher Keulen vor den Thoren vieler norddeutſchen Städte.

Ich ſchließe mit der merkwürdigen Sage vom Tanz zu Kolbeck.

Nach Pauli, Schimpf und Ernſt von 1535 Nr. 368 und Banges, Thür. Chron. 39 hielt in einem ſächſiſchen Dorf zur Zeit Kaiſer Heinrichs II. der Prieſter Rupertus zu Weihnachten eine Meſſe um Mitternacht, da fingen achtzehn Perſonen zu tanzen an. Der Prieſter erzürnte ſich darüber ſo, daß er rief, nun wollte ich, ihr müßtet ein ganzes Jahr tanzen. So geſchah es auch. Des Prieſters Tochter tanzte mit, ihr Bruder wollte ſie wegzerren und riß ihr den Arm aus.

Die Weihnachtszeit und der Name Ruprecht laſſen hinter dieſem

Tanz einen altheidniſchen Neujahrstanz vermuthen. Dieſelbe Sage meldet Kuhn in ſeinen märk. Sagen Nr. 187 von Donſtadt bei Halberſtadt; hier iſt ſogar der Ort von Zwergen benannt (Zwergſtätte), die Sage alſo wohl ſehr alt. Bei Grimm, Deutſche S. Nr. 231, deſſen Quellen noch Berckenmeyers Kur. Antiqu. S. 698 hinzuzufügen wäre, ſind beide Sagen verbunden. Die Zeit iſt die Chriſtnacht, der Prieſter heißt Ruprecht, das Dorf liegt bei Halberſtadt und heißt Kolbeck. Sie tanzten einen tiefen Ring in die Erde, entſprechend den Elfenringen. Vgl. auch Büſchings Volksſagen S. 383, der das Dorf bei Magdeburg liegen läßt. Gottſchalk, Sagen S. 337, der behauptet, es gebe bei Magdeburg gar kein ſo genanntes Dorf und es ſey das Vorwerk Kölbik bei Köthen gemeint. Vgl. Beckmann, anhalt. Chronik III. 4. 4. Auch Stahl, weſtphäl. Sagen S. 103, der den Ort Körbeke nennt.

6.

Schwänke von einfältigen Bauern und Schildbürgern.

Im Ausgang des Mittelalters tritt in der Poeſie der alte heilige Ernſt, wie der ritterliche Seelenadel immer mehr zurück und gewinnt die Luſt an Schwänken und Poſſen die Oberhand. Der kirchliche Verfall ſteht damit in nahem Zuſammenhang, denn ungeheuer viele und gerade die boshafteſten Schwänke ſind gegen die Pfaffen gerichtet und man merkt, daß die Kirche, allzubegierig, ihre äußere Macht zu behaupten, der Verwilderung der Sitten und weltlichen Ueppigkeit nicht mehr ausreichend vorbeugte. Auch der Verfall des alten Reichs hängt damit zuſammen, die beginnende Kleinſtaaterei und Kleinſtädterei, die Verdumpfung des Bauernſtandes unter dem Druck der höheren Stände.

Eine gute Anzahl vortrefflicher Schwänke ſind für ſich beſtehende Dichtungen, wie das Lalenbuch, Eulenſpiegel, der Pfaff vom Kalenberg ꝛc. Sehr viele ſind zu Faſtnachtsſpielen verarbeitet. Andere ſind erſt ſpäter in beſonders ihnen gewidmeten lateiniſchen und deutſchen Sammlungen zuſammengetragen worden. Solche Sammlungen ſind: die facetiae des Prof. Bebel in Tübingen 1506; Pauli, Schimpf und Ernſt 1522; Luthers Tiſchreden; Nachtigall (Lycinius), joci 1524; Gaſt Tiſchreden, Melan-

der jocoseria 1604; Schumann, Nachtbüchlein 1559; Kirchhoff, Wendunmuth 1563; Claus Narrenhiſtorie 1572; Wickram, Rollwagen 1557; (Frey, Gartengeſellſchaft und Montanus, Wegkürzer, ſind der 2. und 3. Theil des Rollwagen); Fatzbüchlein; Katzipprus; Raſtbüchlein von Lindner 1558; Maynhinkler Sack 1612 (das gröbſte von allen). In allen dieſen Sammlungen findet man neben Späſſen und Satiren, die erſt im giftigen Hader der Reformationszeit entſtanden ſind, doch eine große Menge viel älterer, noch harmloſer echter Volksſchwänke, die bisher im Volksmunde lebten und erſt jetzt niedergeſchrieben wurden. Dazu haben ſich in neuerer Zeit die fleißigen Aufzeichnungen unſerer Volksſagenſammler geſellt, die mit den Sagen vermiſcht auch noch zahlreiche gute alte Schwänke mittheilen.

Dem Plane des vorliegenden Werkes getreu will ich den reichen Stoff auch hier wieder möglichſt klar und natürlich eintheilen und gehe daher von dem älteren, noch unbefangenen Volkshumor aus.

Der Humor iſt allen germaniſchen Stämmen angeboren. Er iſt nicht Witz und Spottluſt, noch Freude am Lächerlichen allein, ſondern auch Selbſtironiſirung, eine urſprünglich unſchuldige und gemüthliche Lächerlichmachung ſeiner ſelbſt, das Hervorheben der ſchwachen Seiten und der eigenen Volksthümlichkeit, Natur und Leiſtung. Er wurzelt alſo in einer gewiſſen Demuth und in einem tiefen Gefühl für Wahrheit. Wir haben dieſen Humor ſchon in den Volksmärchen hervorbrechen ſehen, die vom älteſten Datum ſind. Er übt überall eine poetiſche Gerechtigkeit, er läßt in der armſeligen Kröte eine verwünſchte ſchöne Prinzeſſin und im dummen Hans einen göttlichen Heros erkennen, während er jede Anmaßung, das allzuſichere Ehr- und Glücksgefühl beſchämt und beſtraft. Auch in den Schwänken, zu deren Betrachtung wir übergehen, bleibt noch der gemüthliche Humor vorherrſchend und tritt die Satire, der boshafte Spott, noch zurück.

Die gegenſeitige Verſpottung der Volksſtämme, von denen gerne einer den andern für dumm hält, iſt uralt in Deutſchland und nicht böſe gemeint, ſondern ſogar Selbſtironiſirung. Der vortrefflichſte aller Schwänke dieſer Gattung, das Märchen von den ſieben Schwaben iſt ohne Zweifel in Schwaben ſelbſt erſonnen oder vielmehr aus vielen einzelnen Zügen ſinnig zuſammengetragen worden. Die ältere Auffaſſung nennt

neun ſtatt ſieben, die Siebenzahl iſt aber die ſprüchwörtlich gewordene. In Kirchhoffs Wendunmuth I. Nr. 274 heißt es:

Neun Schwaben machten eine Wallfahrt zum heil. Rock nach Trier und trugen gemeinſchaftlich einen langen Spieß, um ſich zu vertheidigen. Da in der Dämmerung eines Juniabends hörte einer einen Roßkäfer ſummen, ſchrie auf: Gott, ich höre trommeln! und ließ aus Angſt einen ſtreichen. Ja wohl, rief ein Anderer, ich rieche ſchon das Pulver. Sie flohen. Einer trat auf einen Rechen, womit man den Tag über Heu gemacht, ſchlug ſich damit vor die Stirne und ſchrie: ich gib mich gefangen. Wir auch, wir auch! riefen die andern. Nachher erſt merkten ſie, daß gar kein Feind da ſey. Nach etlichen Tagen ſahen ſie einen Haſen in der Sonne ſitzen, der ſich hinter dem Ohr kaute, und ſie erſchraken ſehr. Indem ſie aber aus großer Furcht Gott um Hülfe anſchrien, lief der Haſe davon. Endlich kamen ſie an die Moſel. Der Fährmann rief ihnen vom andern Ufer zu, ſie ſollten warten, ſie verſtanden aber „waten" und gingen ins Waſſer, einer nach dem andern und alle ertranken, weil jeder den Hut des Vorgängers noch auf dem Waſſer ſah und im Quacken eines Froſches deſſen aufmunternde Rede zu vernehmen glaubte.

Die ausführlichere neuere, vielleicht aber in ihrem Kern ältere Auffaſſung iſt die in Auerbachers Volksbüchlein, beſonders edirt Stuttgart 1832.

Sieben Schwaben laſſen ſich in Augsburg einen langen Spieß machen, um das Ungeheuer am Bodenſee zu beſtehen. Voran der ſtarke lange Allgäuer, dann der Seehaas (vom Bodenſee), der Neſtelſchwab (von den vielen Neſteln an ſeinem Kleid), der Knöpflenſchwab (vom Knöpfleneſſen), der Spiegelſchwab (weil er die Naſe am Ermel putzt), der Blitzſchwab (weil er immer Potz Blitz ſagt) und der Gelbfüßler (weil er einmal die Eier, damit ihrer mehr in denſelben Wagen gingen, zuſammengetreten hatte). Sie ziehen zum Bodenſee und beſtehen unterwegs allerlei kleine Abentheuer, in die moderner Witz hinſpielt. Uralt aber iſt das ſchon von den Herulern (Th. I. S. 4) auf ſie übertragene Abentheuer vom blaublühenden Flachsfelde, durch das ſie ſchwimmen wollen, weil ſie es für einen See halten. Endlich kommen ſie an den wirklichen Bodenſee und ſehen den Haſen, auf den ſie als das vermeintliche Seeungeheuer mit vereintem Muth, jedoch mehr hinter ſich als für ſich, losgehen, bis der Haſe ſelbſt davonläuft. Da begleiten ſie den Seehas in ſeine Vaterſtadt Ueberlingen, legen hier zu ewigem Andenken den Spieß nieder und ſtiften eine Kapelle zum „ſchwäbiſchen Heiland", weil der Heiland ihnen geholfen habe.

Ich ſchließe hier noch einige kürzere Schwänke von einfältigen Bauern an.

Einem Bauern legte ſeine Henne zu langſam Eier, alle Tage nur eins.

Da wollte er die Eier auf einmal haben und ſchlachtete die Henne. Kurzweilige und lächerliche Geſchichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 22. Luther, Tiſchreden, S. 54. Ein Bauer ſah das Bild des Teufels in der Kirche und zündete vor ihm, wie vor einem Heiligen, eine Kerze an, zu ihm betend, er möge ihm doch nichts thun. Daſ. S. 34. Pauli, Schimpf und Ernſt, 87.

Einen plagten die Flöhe ſo arg, daß er ſich nicht mehr zu laſſen wußte und da er ſie auf keine andere Art zu vertreiben wußte, ſein Haus anzündete und es ſo mit den Flöhen verbrannte. Kurzweilige und lächerliche Geſchichten, Frankf. Feierabend 1583 S. 16. — In ſpäteren Anecdotenſammlungen heißt es, ein Geiger habe ſeine Hütte der Wanzen wegen verbrannt und geigend dem Brande zugeſehen, indem ſein Weib dazu ſang: wenn das nicht gut für die Wanzen iſt, ſo weiß ich nicht, was beſſer iſt.

Ein reicher junger Bauer freite ein armes adeliges Fräulein. Sie ſchenkte ihm ein Paar feine Handſchuhe, die zog er an, aber es regnete und ſie verdarben. Du hätteſt ſie in den Buſen ſtecken ſollen, ſagte ſeine Mutter. Das anderemal ſchenkte ihm das Fräulein einen Falken, den ſteckte er in den Buſen und erdrückte ihn. Du hätteſt ihn auf der Hand tragen ſollen, ſagte ſeine Mutter. Das drittemal empfing er ein Sieb und trug es auf der Hand. Du hätteſt es an deines Roſſes Schweif binden ſollen, ſagte die Mutter. Zum viertenmal bekam er ein Stück Speck, das hing er dem Roß an den Schwanz. Nun ging die Mutter ſtatt des dummen Sohnes ſelber zum Fräulein. Der Sohn aber wollte ein Mahl bereiten, ließ den Wein aus dem Faß in den Keller laufen und ſchüttete, um aufzutrocknen, alles vorhandene Mehl hinein. Da ſchrie die Gans. Er glaubte, ſie werde ihn verrathen und erwürgte ſie, zog ſich dann nackt aus, beſchmierte ſich mit Honig, wälzte ſich in den Federn der Gans und ſetzte ſich ſelbſt als Gans brütend über ihre Eier. So fand ihn die heimkehrende Mutter. Bald nachher kam das Fräulein und die Mutter unterwies ihn, wie er ſeine Aeuglein lieblich auf ſie werfen ſolle. Da ſtach er den Schafen im Stalle die Augen aus und warf ſie auf ſie. Dennoch aber nahm ihn das Fräulein zum Mann, denn er hatte — Geld. Bebel, facetiae I. 40. Kirchhoff, Wendunmuth I. 81.

Die kluge Elſe, ein Bauernmädchen, ſollte heirathen. Ihr Vater ſagte, ſie ſey gar zu dumm. Ja, meinte Hans, wenn ſie nicht geſcheidt wäre, möge er ſie nicht. Einſtweilen ſolle ſie auf des Vaters Befehl Bier aus dem Keller holen, kam aber nicht zurück. Man fand ſie weinend, im tiefſten Kummer darüber, daß, wenn ſie heirathe und ein Kind bekomme, das Kind vielleicht einmal in den Keller kommen und eine Hacke, die an der Wand hing, auf ſeinen Kopf fallen könnte. Als Hans das hörte, meinte er, Elſe ſey geſcheidt genug und heirathete ſie. — Einmal fand er ſie in der Erndte auf dem Felde eingeſchlafen, denn ſie hatte lieber geſchlafen als gearbeitet. Da hing er ihr Schellen an. Als ſie erwachte und die Schellen hörte, frug ſie: bin ichs oder bin ichs nicht? lief heim und frug den Hans: ob die Elſe drinnen

ſey? Hans ſagte Ja! da ſchrie Elſe: ach Gott, da bin ichs nicht! und lief zum Dorfe hinaus. Grimm, Märchen Nr. 34. Eine ähnliche Geſchichte ſteht in Schuppius lehrreichen Schriften, Hanau 1663 S. 813, noch witziger dadurch, daß die Mutter von der Angſt der Tochter angeſteckt mit ihr weint und heult.

Unter den vielen ähnlichen Geſchichten will ich nur auf die vom Bauer Lorenz (aus Frey's Gartengeſellſchaft und den kurzw. Geſchichten, Frankfurt 1583 S. 538), vom Bauern Krebs (Grimm, Märchen Nr. 98, Bebel, facet. S. 62), vom Kätherlieschen (Grimm, Märchen Nr. 59), von der dummen Frau (Müllenhoff, holſt. Sagen 413) aufmerkſam machen.

Aerger noch als die einfältigen Bauern wurden die ſogenannten Schildbürger oder Kleinſtädter verſpottet. Es gibt kein Land und Ländchen in Deutſchland, wo nicht irgend eine kleine Stadt ſprüchwörtlich wäre wegen der Einfalt ſeiner Einwohner. Die wirklich vorhandene Einfalt erklärt dies nicht allein. Man muß auch erwägen, daß in Deutſchland die nächſten Nachbarn ſeit uralter Zeit immer geneigt waren zu gegenſeitigem Hader, zu gegenſeitiger Verſpottung. Fiel da nun einmal etwas recht Einfältiges vor, da wurde es bald und für immer dem Urſprungsort zur Laſt gelegt und der Spott darüber verewigt. Ferner iſt nicht zu vergeſſen, daß die Deutſchen urſprünglich keine Städte hatten und daß die kleinen Bürgerſchaften in den erſten Städten als gemeine Freie, wenn auch der Waffenehre theilhaftig, doch dem vornehmen Landadel nicht gleich kamen und demſelben linkiſch oder als das, was wir noch jetzt Spießbürger nennen, erſchienen ſind. Der ältere Spottname war Schildbürger, das ſind bewaffnete Bürger, Stadtſoldaten.

Es gibt ein eigenes altes Volksbuch von den Schildbürgern, ohne Zweifel aus vielen Schwänken nach und nach zuſammengetragen und geordnet. Der Name iſt wohl nicht von Schilda entlehnt, ſondern nur erfunden, um die Gattung zu bezeichnen. Die älteſte Ausgabe dieſes Buchs iſt von 1597. Es führt den Titel: Geſchichte der Schildbürger und das Lalenbuch oder Geſchichte der Lallen von Lallburg. Endlich erſchien es auch unter dem Titel: Grillenvertreiber oder Geſchichte der Witzenburger, 1623. Ueberall daſſelbe nur mit verändertem Namen. Der Grillenvertreiber erhielt noch zwei weitere Theile oder Fortſetzungen von anderer Hand. Vergl. Görres Volksbücher 183. Hagens Narrenbuch,

welches das alte Buch ſelbſt und S. 425 die lit. Nachweiſungen enthält. Eine Ausgabe erſchien auch in Stuttgart bei Schelble 1839.

Die Schildbürger ſtammten von einem der ſieben weiſen Meiſter ab, daher ſie ihrer Weisheit wegen überall hin berufen wurden, um zu rathen und zu helfen. Da ſie nun ſo lange ausblieben, wurden ihre Weiber böſe und ſchrieben ihnen, ſie ſollten heimkommen. Als dies geſchehen war, gab ihnen ein alter Schildbürger den Rath, ſie ſollten ſich fortan der Thorheit ſtatt der Weisheit befleißigen, dann werde ihrer Niemand mehr begehren und ſie könnten ruhig daheim bei ihren Weibern bleiben. Alſo thaten ſie nun. Da begannen ſie ein neues Rathhaus zu bauen und fällten Holz auf einem Berge. Als ſie daſſelbe mühſam den Berg hinabgeſchleppt, fiel ihnen ein, ſie hätten es bequemer gehabt, das Holz nur den Berg hinabrollen zu laſſen. Da ſchleppten ſie es wieder den Berg hinauf und ließen es rollen. Als das Rathhaus fertig war, hatten ſie die Fenſter vergeſſen und wußten nicht, warum es ſo finſter ſey? Sie rathſchlagten, das Licht draußen aufzufangen und hineinzutragen, bis ſie endlich einſahen, wo es fehlte. — Um wohlfeileres Salz zu haben, ſäeten ſie es. Da verrichtete einmal ein Schildbürger auf dem Salzacker ſeine Nothdurft und wurde von Neſſeln tüchtig gebrannt. Nun lief er voller Freude in die Stadt und verkündete, das Salz ſey gewachſen. — Der Kaiſer wollte nach Schildburg kommen und ſollte ihm vom Schultheißen reimweiſe geantwortet werden. Daher ſollte der beſte Reimer Schultheiß werden. Man wetteiferte (in witziger Verſuchung der leichteſten Reime z. B. ich bin der Nachtwächter Hildebrand und ſtell meinen Spieß an die Mauer), bis der Schweinhirt den Preis davontrug. Dieſer gab ſeinem Weib einen ſchönen Pelz und als ſie mit demſelben zum erſtenmal in die Kirche kam und zufällig gerade die ganze Gemeinde ſich erhob, glaubte ſie es geſchehe ihr und ihrem Pelz zu Ehren und dankte. Der Kaiſer ließ den Schildbürgern ſagen, ſie ſollten ihm entgegenkommen halb geritten, halb gegangen. Das thaten ſie, indem ſie auf Steckenpferden ritten. Als der Kaiſer kam, kauerte der Schultheiß gerade und verrichtete ſeine Nothdurft, hielt ſich aber mit der einen Hand die Hoſen und reichte die andere dem Kaiſer. Man brachte dieſem einen großen Topf voll Senf als Ehrengeſchenk, der Topf zerbrach, nun reichte man dem Kaiſer wenigſtens eine Hand voll hin, damit er rieche, wie gut der Senf geweſen ſey. Beim Mahle wurden gereimte Räthſel aufgegeben (alle ſcheinbar die obſcönſten Dinge verrathend, bei der Auflöſung aber ganz unſchuldig). Dann zeigten ſie ihm die Bürgerluſt, einen Hund, dem eine Blaſe mit raſſelnden Erbſen angehängt iſt. Der Kaiſer gab ihnen nun zum Entgelt ebenfalls einen Schmauß, wobei ihre Beine ſo unter einander geriethen, daß ſie ſie verwechſelten und keiner das ſeine wiedererkannte, bis ſie Prügel bekamen.

Des Schultheißen Sohn nahm eine Braut. Die wurde von ihrer Mutter belehrt, bei der Hochzeit fein manierlich zu eſſen und die Beine ſäuberlich auf

den Tisch zu legen. Als sie nun gegessen, hob sie ihre eigene Beine auf und legte sie auf den Tisch. — Auf der Stadtmauer wuchs Gras, da zog man eine Kuh am Strick hinauf, das Gras zu fressen. Als sie nun unterwegs erstickend die Zunge herausstreckte, meinten sie, es geschehe aus Leckerei nach dem Grase. — Eine Schildbürgerin trug Eier zu Markte, phantasirte sich vor, was sie alles mit dem Gewinn daraus anfangen und wie sie immer reicher werden wolle, hüpfte vor Freude und ließ die Eier fallen (uralter Stoff, der schon bei den Indern vorkommt). — Die Schildbürger machten eine lange Wurst, die jedem einmal ums Maul geschlagen wurde, worauf er sein Stück abbiß. — Einer wollte einen Mühlstein den Berg] hinabbringen, steckte den Kopf hinein und rollte in den Fluß. — Aus Mitleid wollten sie einen dürren Nußbaum ins Wasser ziehen, damit er trinken könne, wobei einer von ihnen durch Zurückschnellen des Baumes umkam. — Der Müller ritt einmal durch den Wald, da hörte er einen fremden Gauch (Kukuk) lauter und besser singen, als den einheimischen von Schildburg, stieg vom Pferde, kletterte auf einen Baum und half seinem Landsmann guguken. Unterdeß stahl ihm ein Dieb sein Roß. — Zur Kriegszeit verbargen sie ihre Glocken im See und machten, um die Stelle wieder zu finden, einen Schnitt in den Kahn. — Einer wurde von seinem Krebs gebissen, da verurtheilten sie das unbekannte Thier zum Wassertode und warfen es in den Fluß. — Im Kriege ließ sich einer einen Panzerfleck vor das Herz nähen, der Schneider nähte es aber an den Hintern; als der Schildbürger nun auf der Flucht von hinten gestochen wurde, schützte ihn der Panzerfleck. Da entdeckte er erst die Verwechslung und sagte: der Schneider hat wohl gewußt, wo mir das Herz sitzt. — Als sich die Mäuse allzusehr in der Stadt häuften, kauften sie eine Katze, als diese aber alle Mäuse gefressen, fürchteten sie, nun werde das grimmige Thier auch Vieh und Menschen fressen und trachteten es zu verderben. Da sie es aber nicht habhaft wurden, entschlossen sie sich, das Haus, auf dem sie saß, anzuzünden. Alsbald sprang die Katze in ein anderes Haus. Auch das wurde angezündet und so fort, bis die ganze Stadt in Asche lag.

Görres und Hagen haben dieser gut erfundenen Geschichte Gerechtigkeit widerfahren lassen, nur Gervinus hat in blasirter Weise sie bekrittelt. Da sie eine Satire gegen den klugen Aberwitz reichsstädtischer Pedanterei ist, so versteht es sich von selbst, daß die Erfindung erst dem späteren Mittelalter angehört. Doch ist sie originell deutsch und nicht aus antiken Reminiscenzen der Humanisten entlehnt. Die Erzählung scheint erst für den Druck von einer neuen Hand überarbeitet worden zu seyn und ist deßhalb, besonders im Anfang, weitschweifig. Ludwig Tieck hat die Geschichte der Schildbürger geistvoll, aber zu frei behandelt und

Anspielungen auf die Revolution eingetragen, die dem guten altdeutschen Volksbuch hätten fremd bleiben sollen.

Viele komische Motive der Schildbürger finden sich in der mündlichen Volksüberlieferung vieler andern deutschen Städte wieder. Ich habe sie zu hunderten aus allen Theilen deutscher Erde gesammelt, will aber hier nur noch einige der besten Preis geben.

Die Bürger einer kleinen Stadt sahen zum erstenmal einen von Kindern verfertigten Papierdrachen über der Stadt schweben und riefen Gottes Barmherzigkeit an. Als sie ihren Irrthum inne wurden, verspottete man sie. Daher sie ihrem Pfarrer befahlen, in der Predigt nie mehr das Wort Barmherzigkeit zu gebrauchen, auch es jedem übel vergalten, der in ihrer Gegenwart das spottende Wort zu gebrauchen wagte. Francisci, lustige Schaubühne I. 982.

Zu Büsum in Friesland badeten und schwammen neun Einwohner ins Meer hinaus. Um zu wissen, ob keiner ertrunken sey, zählten sie sich, jeder aber zählte nur die acht andern und vergaß sich selbst. Nun jammerten sie über den armen Ertrunkenen, konnten aber durchaus nicht herausbringen, welcher von ihnen es sey? Kohl, die Marschen II. 346.

Zu Hardenberg im Großherzogthum Berg, wählte man den Bürgermeister auf folgende Art. Die Rathsherren legten alle ihre Bärte auf einen runden Tisch und setzten eine Laus mitten hinein. In wessen Bart sie kroch, der wurde Bürgermeister. Antihypochondriacus V. 129.

Die „blinden Hessen" sind sprüchwörtlich seit folgender Begebenheit. Die Hessen zogen vor Mühlhausen ab, weil sie die über die Mauer hervorragenden Holzpflöcke für Bewaffnete ansahen und sich vor der Menge derselben fürchteten. Thüringen und der Harz VI. S. 35.

Die Einwohner des Dorfes Jagel bei Schleswig konnten einmal einen Balken trotz aller Mühe nicht durchs Thor bringen, bis sie einen Sperling sahen, der einen Strohhalm der Länge nach durchs Thor nach sich zog. Da machten sie es auch so. Müllenhoff, holst. Sagen Nr. 107. Die Kisdorfer hielten eine Sense für ein böses grasfressendes Thier und umzäunten sie, Nr. 113. Die Fockbeker hatten einen Aal gefangen, hielten ihn für ein böses Thier und beschlossen, ihn zu ersäufen, Nr. 114.

Der Schultheiß von Kandersvil war abgesetzt worden, da begegnete ihm am Fluß ein Bauer, der von seiner Entsetzung noch nichts wußte, und erbot sich höflich, ihn über das Wasser zu tragen. Mitten im Wasser sagte der Schulz: wenn mir Gott wieder zu meinem Amte hilft, will ich dir's lohnen. Was? rief der Bauer, seyd ihr nicht mehr Schultheiß? Nein, sagte dieser. Nun so wollt ich, daß ich so einen Lump trüge! rief der Bauer und warf ihn ins Wasser. Eiselein, Sprüchw. 557.

Es regnete ſo lange, daß die Miſtelgauer das Ausbleiben des Frühlings beſorgten und nach Nürnberg ſchickten, um den Frühling zu holen. Man gab ihnen einen Hummel in einem Schächtelchen. Unterwegs waren die Boten neugierig zu wiſſen, wie der Frühling ausſähe, machten die Schachtel auf und das Thierchen flog davon. Nun ſchrien ſie ihm nach: nach Miſtelgau, nach Miſtelgau! Panzer, Beitrag II. 173.

Ein Eſel ſoff Nachts am Ufer und den Bauern ſchien es, als ſaufe er das Spiegelbild des Mondes im Waſſer mit hinein. Da nun gleich darauf der Himmel ſich verfinſterte, glaubten ſie, der Eſel habe den Mond gefreſſen. Philo, magiologia p. 699.

Zu dieſer Gattung gehören noch die Ausreden der Schützen, auf 17 Blättern mit einem Holzſchnitt, verfaßt von Hans Heinrich Grob zu Zürich 1602, abgedruckt in Haupts Zeitſchrift III. 240, ein Loblied auf die löbliche Schützengeſellſchaft, worin aber auf humoriſtiſche Weiſe alle Ausreden der ſchlechten Schützen zuſammengetragen ſind.

Unter den Handwerkern wurden die handfeſten Schmiede am meiſten geachtet, die ſchwächlichen Schneider am meiſten verſpottet.*) Man hielt die Schneiderei für weibiſch, weil in alten Zeiten nur die Weiber allein Kleider gemacht hatten. Einer der harmloſeſten Schwänke iſt folgender vom Schneider im Himmel.

Ein Schneider bat den h. Petrus um Einlaß in den Himmel und ſagte, er könne allerlei gute Dienſte leiſten, auskehren, Kleider flicken ꝛc. Aus Mitleid ließ ihn Petrus ein. Gott und alle Heiligen waren im Paradiesgarten ſpazieren und der Saal leer. Da ſetzte ſich der Schneider auf Gottes Stuhl und ſah hinunter in die böſe Welt, und wie er ein altes Weib erblickte, die gerade zwei Schleier ſtahl, warf er voller Zorn den Schemel auf ſie. Als Gott aus dem Garten zurückkam und den Schemel vermißte, bekannte der Schneider, was er gethan. Da ſagte Gott: wenn ich jede Sünde ſo ſtrafen wollte, hätte ich längſt keine Geräthe mehr im Himmel übrig. Hier ſoll niemand ſtrafen, als ich. So mußte der Schneider wieder auswandern nach Warteinweile, wo die frommen Soldaten ſitzen. Grimm, Märchen Nr. 35.

Warum die Schneider immer mit dem Geisbock geneckt werden, iſt

*) Im Schmiede lag noch immer die Erinnerung an den alten Donnergott mit ſeinem Hammer. Wenn mehrere Volksmärchen auch ein kluges Schneiderlein kennen, das ſich in Noth und Gefahr liſtig zu helfen weiß, den Wolf betrügt ꝛc., ſo liegt darin eine elbiſche Erinnerung. Wie das Spinnen und Weben des Lebens der großen Naturgöttin, ſo kam das Zuſchneiden des Laubes und der Blumen, überhaupt des Naturkleides den Elben der Pflanzenwelt, vielleicht auch dem Gott „Freyr“ zu, der in der nordiſchen Mythe als ſchwertlos, entwaffnet und ein wenig weibiſch erſcheint.

nicht genügend erklärt und dürfte wohl aus einer uralten mythischen Erinnerung stammen. Neuere Erklärungen s. zuerst bei Hans Sachs in einem Schwank (II. 4. 64):

Ein Schneider, der einem Edelmann ein Kleid machen sollte, behielt nach Schneiderart einen guten Theil des Tuches für sich, wurde dafür aber verurtheilt, dem Edelmann eine Gais ein Jahr lang unentgeldlich zu ernähren. Natürlich ließ er nun das arme Thier fasten und plagte es so lange, bis es verreckte. Dann wollte er das todte Thier in den Schloßgarten werfen, es war ihm aber zu schwer, er verwickelte sich in die Hörner desselben, fiel mit ihm in den Graben und brach den Hals. Seitdem werden die Schneider mit der Gais verspottet. — In einer belagerten Stadt meckert ein patriotischer Schneider wie ein Bock, um den Feind glauben zu machen, es sey noch Schlachtvieh in der Stadt. Rottmann, lustige Historien I. 68. Eine verwandte Erklärung auch in Hagecks böhmischer Chronik zum Jahr 1422.

Auf dem Schloß Krempelstein an der Donau bei Passau wohnte in einem Thurme ein Schneider und hatte keine Gesellschaft außer einer Ziege, die ihn mit ihrer Milch versorgte. Als sie verreckte, wollte er sie in die Donau hinabstürzen, verwickelte sich aber in ihre Hörner und fiel mit hinab. Adelbert Müller, die Donau I. 116. Vogt, Balladen 1846 S. 109. In Hoffmanns schles. Volksliedern Nr. 215 wird eine Schneiderhochzeit verspottet, eine ausgestopfte Ziege stellt die Braut vor. Schon im Jahr 1469 kamen die Schneider in Regensburg klagbar ein wegen eines sie mit der Gais verspottenden Liedes. Gameiner, Chronik III. 447.

In Kirchhoffs Wendunmuth I. 278 heißt es von den Schneidern zu Basel: Sie hielten einen Tanz, da brachte einer als Schalkheit eine geputzte Gais unter sie. Voller Zorn wollten sie dieselbe aus dem Fenster werfen, besannen sich aber, daß sie dadurch zum Gespött werden könnten und hielten es für besser, lustig fortzutanzen und die Gais mittanzen zu lassen. In Justinus Kerners Reiseschatten, S. 378 findet sich ein Schneider durch das Meckern eines Bockes beleidigt und bindet mit ihm an. In einem Volkslied im Wunderhorn II. 360 jagt der Schneider zu Günzburg einen Bock aus der Kirche, leistet ihm aber nachher Abbitte, indem er sich einbildet, der Bock habe ihn verklagt. — Im Wunderhorn II. 374 heißt es in einem Volksliede, 70 Schneider wollten ins Niederland fahren, machten sich einen papiernen Wagen und spannten die Gais vor. Da kam ein Bock und stellte sich vor die Gais, ein Schneiderlein stach den Bock, der wurde böse, die Gais floh über Stock und Stein, der Bock nach und die Schneider alle, bis auf einen, ertranken im Bach. Nach einem Liede bei Erlach I. 478 ersäuft sich ein Schneider, der vor einer Gais ins Wirthshaus geflohen, freiwillig im Wein. Zu Backnang

essen die Schneider einen abgezogenen Hund für einen Rehbock und rühmen „das zarte Wesen". Wunderhorn II. 370.

Einige Schneidersagen verrathen Zusammenhang mit der Sage von den sieben Schwaben.

Wie die sieben Schwaben mit dem langen Spieß gegen das Häslein am Bodensee, so zieht nach einer Sage, die uns Tragus in s. Kräuterbuch S. 684 aufbewahrt hat, ein tapferes Schneiderlein mit langem Spieß ins Feld. Da treibt der Wind einen dürren Distelkopf ihm entgegen, dessen unheimliches Daherrauschen ihn so erschreckt, daß er den Spieß fallen läßt und flieht. In einem Volksliede des Wunderhorns I. 335 sind es drei Schneider, die eine Schnecke für einen Bären ansehen und sich verstecken. Da heißt es ganz so, wie in der Sage von den sieben Schwaben: der erste sprach, geh du voran ꝛc. Keiner will voran, doch noch sprechen sie sich Muth zu, da streckt die Schnecke ihre Hörner heraus und entsetzt lassen sie die Waffen fallen und fliehen.

An die Pygmäen der Alten erinnern die Schneider, wenn sie in Masse beisammen sind.

Ich weiß nicht, wie alt das Volkslied von den 9 mal 99 Schneidern ist, das in Kölns Vorzeit von Weyden S. 264 steht. Besagte Schneider essen von einer gebratenen Maus und trinken dazu aus einem Fingerhut, tanzen dann auf einem Kartenblatt und schlafen auf einem Strohhalm. Da knispel eine Maus und vor Schreck fahren sie alle zum Schlüsselloch hinaus. Im Wunderhorn II. 376 und bei Erlach I. 480 sind moderne Zusätze angebracht. Die Schneider fahren zu Schlitten auf einem Gaisbock, reiten auf einem Haselstock, betrinken sich, schlafen in einer Lichtscheere und werden mit ihr zum Fenster hinausgeworfen, um in der Gosse zu ersaufen. In einem Volksliede bei Büsching, wöchentl. Nachrichten III. 204, verfertigen 300 Schneider die Juppe eines Bauern, tragen sie dann mit einander fort, lassen sie aber, weil sie ihnen zu schwer ist, in den Koth fallen. Im possierlichen Marculfus 1741 Nr. 66 werden die Schneider von einer Magd mit dem Auskehricht weggefegt, weil sie sie gar nicht merkt, und nachher schlafen ihrer 7000 in der Degenscheide des Kaiser Ruperam.

Ein viel grausamerer Spott traf die Juden. Hier mischte sich National- und Glaubenshaß ein. Wie die Schneider mit dem Bock, so wurden die Juden mit dem Schwein verhöhnt. Die deutsche Sage, einmal gewohnt, das feindliche Winterschwein dem in der Christnacht geborenen neuen Licht entgegenzusetzen, brachte das Schwein auch in Verbindung mit dem Judenthum und identificirte es mit demselben um so mehr, als die Juden selbst sich gegen die Vergleichung sträubten. Die

Abneigung der Juden gegen das Schweinefleisch wird in der Sage ausdrücklich aus einer Verwandtschaft des Schwein- und Judenfleisches erklärt.

Eine Jüdin versteckte sich mit ihren Kindern hinter eine Wand, der Jude frug höhnisch den vorbeiwandelnden Christus, was hinter der Wand stecke? Ein altes Weib, sagte Christus, mit einigen Kindern. Da grunzten die hinter der Wand wie Schweine und der Jude lachte Christus aus. Nun denn, sagte Christus, so sollen es Schweine seyn, und siehe da, hinter der Wand spazierte eine Sau mit ihren Ferkeln hervor. Seitdem essen die Juden kein Schweinefleisch aus Furcht, einen Verwandten zu verspeisen. Prätorius, Weihnachtsfrazzen S. 137. Aehnlich eine flandrische Sage in Wolfs niederl. Sagen Nr. 579.

Zum Schwein gehört der Koth. Die Wahlverwandtschaft zwischen Judenthum und Koth ist kaum je unflätiger gedacht worden als in einem Fastnachtsspiel bei Keller I. 20.

Weil sich ein falscher Messias unter ihnen aufgethan, sollen die Juden bestraft werden. Alle möglichen Martern und Schändungen werden ersonnen. Man soll jedem in den Mund hofiren, jeden auf seine eigene Mutter binden, oder unter ein Abtrittloch stellen ꝛc. Endlich wird beschlossen, die größte Muttersau herbeizubringen und sämmtliche Juden an deren Zitzen zu legen, den falschen Messias aber unter das Schwänzlein.

Dieser Schwank scheint sehr populär geworden zu seyn, denn die Juden unter der Sau wurden in Stein gehauen und dieses berüchtigte Bild auf der Mainbrücke zwischen Frankfurt am Main und Sachsenhausen zur Verhöhnung der Juden aufgestellt, wo es noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts zu sehen war. Auf demselben erblickte man die Sau in der Mitte, unter ihr an den Zitzen saugte ein Jude, hinten fing ein anderer, was die Sau von sich gab, mit dem Munde auf. Daneben stand eine Jüdin, die einen Bock hielt.

Sehr verbreitet war auch der Schwank vom neuen Messias in Worms.

Eine schöne Judentochter in Worms wurde von einem jungen Pfaffen verführt und geschwängert. Um ihre Eltern zu beruhigen, verkündigte er ihnen des Nachts mit verstellter Stimme, ihre Tochter sey vom Herrn ausersehen, den Messias zu gebären. Von Stund an ward nun im Hause Alles voller Freude und wurde die ganze Judenschaft mit der frohen Nachricht beglückt. Als aber die Tochter niederkam, gebar sie — ein Mädchen. Eisenmenger, entd. Judenthum II. 664 f. Dasselbe wird in einem alten Volksliede von einer

Jüdin zu Planiz erzählt. Mone, Anzeiger VIII. 365. Und aus Böhmen, Bebel, facet. II. 203.

Zu den beliebtesten Judenverspottungen gehörte „der Jude im Dorn".

Ein armer Knecht, der seinem geizigen Herrn treu und fleißig drei Jahre lang gedient, bekam doch nur drei Heller Lohn. Da begegnete ihm ein Männlein, das gab ihm für seine drei Heller drei Wünsche frei, die waren ein Vogelrohr, das Alles trifft, eine Geige, nach der alles tanzen muß, und die Gabe, daß ihm Niemand eine Bitte abschlagen könne. Nun traf er einen alten Juden, der einen Vogel singen hörte und ihn gar zu gerne gehabt hätte. Da legte der Knecht sein Vogelrohr an und schoß den Vogel, daß er in die Dornen fiel. Der Jude wollte ihn aus den Dornen holen, wie er aber mitten drin war, fing der Knecht zu geigen an und der Jude mußte tanzen, daß er sich den ganzen Leib in den Dornen zerkratzte. Endlich kaufte er sich mit einem Beutel Geld los, klagte den Knecht aber nachher bei Gericht an, er habe ihn beraubt. Der Knecht sollte gehenkt werden, erbat sich aber am Galgen, noch einmal geigen zu dürfen, da tanzte alles, Richter, Henker, Jude und Publikum, so lange, bis der Jude gestand, daß er gelogen und noch dazu das Geld selbst gestohlen habe. Da ward er an des Knechts Stelle gehenkt. Grimm, Märchen Nr. 110. Als Fastnachtsspiel behandelt von Ayrer, opus theatr. Bl. 97, und von Dietrich, 1618. Beide machen aber aus dem Juden einen Mönch in reformatorischer Polemik.

7.

Schalksnarren.

Aus den ältern Bauernschwänken des Mittelalters führt uns Nithart unmittelbar in die spätere Zeit hinüber, sofern auf einen zweiten Nithart, angeblichen Hofnarren in Wien, der ganze Charakter des ersten übertragen wurde. Unter den Schwänken des späteren Nithart, als der mythischen Person seines Namens, wo er als Hofnarr, aber immer noch als Bauernfeind erscheint, kommen schon Späße vor, die sich öfter bei späteren Hofnarren wiederholen.

Einer der beliebtesten Schwänke des Mittelalters war „Nithart mit dem Veiel", als erzählendes Gedicht aus einem alten Druck bei Hagen, Minnesänger III. 299. Dramatisch behandelt in Kellers Fastnachtsspielen aus dem 15. Jahrhundert Nr. 21 und 53. Von Hans Sachs IV. 3. 49.

Nithart sieht im Garten das erste Veilchen, deckt seinen Hut darüber und

eilt, es dem Herzog zu sagen, damit er selbst das glückverkündende Blümchen breche. Unterdeß kommen Bauern, die ihn schon lange wegen seiner Späße hassen, pflücken das Veilchen und setzen etwas viel Uebelriechenderes dafür hin, den Hut wieder darüber. Als der Herzog mit der Herzogin kommt, findet er die Bescheerung. Nithart ist voller Wuth, merkt gleich, daß ihm die Bauern den Streich gespielt haben müssen und überfällt sie, indem sie eben das Veilchen auf eine Stange gebunden haben und um dasselbe tanzen und singen. Er erobert die Blume und bringt sie dem Herzog. Die Bauern aber wollen sich rächen und sagen dem Herzog, Nithart habe eine sehr hübsche Frau. Sogleich stellt er ihr nach, Nithart aber hat es gemerkt und seiner Frau gesagt, der Herzog sey etwas taub, wenn er käme müsse sie sehr laut schreien. Eben so sagt er dem Herzog, seine Frau sei taub. Nun schreien sie einander an und finden sich beiderseits nichts weniger als liebenswürdig. — Vergl. Berckenmeyer kur. Antiqu. I. 613 und die Taubmanniana. — Nach Görres Volks- und Meisterliedern, Vorrede XXXVIII. traf Nithart einst als Pilger verkleidet auf Bauern, die ihn nicht erkannten und ihm eine Büchse mit Koth gaben, damit den bösen Nithart zu salben. Nun machte er sie aber trunken und salbte sie selber.

Eulenspiegel, der niederdeutsche Bauer, dessen lustige Schwänke eines der beliebtesten und charakteristischesten Volksbücher der Deutschen geworden sind, vertritt den gesunden und derben Bauernverstand gegenüber der Eitelkeit und Hoffahrt der höhern Stände, wie schon früher Markulfus; aber weniger in Sprüchen, als praktisch in Beispielen. Er ist eine viel poetischere Figur als jener ältere Markulfus, viel concreter und persönlicher. Auch diabolischer und boshafter, weil in der späteren Zeit des Mittelalters, in welcher Eulenspiegel entstand, der Bauernstand sich schon gedrückter fühlte. Es ist etwas von der alten Bosheit kluger Zwerge aus dem deutschen Heidenthum auf ihn übergegangen.

Die Schwänke Eulenspiegels sind in Prosa geschrieben, ohne Zweifel zuerst niederdeutsch, weil alles bei ihm auf Niederdeutschland hinweist. Der älteste bekannte Druck ist ein Straßburger von 1519. Er ist aber ohne Zweifel auch schon früher gedruckt gewesen. In der Hettlingischen Sassenchronik (Abel, Sammlung aller Chroniken S. 185) heißt es: Während einer Pest im Jahr 1350 starb Ulenspeygel to Möllen. Möllen liegt nicht weit von Ratzeburg. Hier sah man ehemals wirklich an der Kirchenmauer einen Grabstein, auf dem eine Eule und ein Spiegel eingehauen waren. Berckenmeyer, kur. Antiquarius I. 666. Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 460. Doch ist die wirkliche Existenz eines

Eulenspiegel gleichgültig, da er offenbar nur Träger einer gewissen Gattung des Volkswitzes werden mußte und in seine Schwänke eine gute Anzahl von andern bekannten Schwänken des Pfaffen Amis, des Pfarrer vom Kalenberg, des Nithart ꝛc. übergegangen sind. Thomas Murner soll zu Luthers Zeit den Eulenspiegel zuerst ins Hochdeutsche übertragen haben. Auch ging er in die meisten europäischen Sprachen über. Vgl. Gräße, allg. Literaturgeschichte II. 2. 1020. Görres, Volksbücher S. 159. Flögel a. a. O. Ueber die polnische Bearbeitung siehe das Ausland 1841. Nr. 230. Gödeke, Beitrag S. 117. Vgl. auch Lessings Werke XI. 492.

Fischart brachte den Eulenspiegel in Reime, Ayrer und Hans Sachs einzelne Schwänke desselben auf die Bühne. Geistlose Fortsetzungen und Nachahmungen erschienen bis auf unsere Tage in Menge. — Ein berühmter und äußerst seltener Kupferstich des Eulenspiegel von Lucas von Leyden siehe Flögel S. 475. Nagler VII. 494. Schon im Jahr 1644 zahlte man 50 Dukaten für diesen Stich. Er stellt den E. dar, hinter dem Weib und Kinder gehen. Ein Stich von Rembrandt von 1641 zeigt den E. zu den Füßen einer Schäferin, frech unter deren Röckchen blickend. Huber VI. 18. Neuere Illustrationen zu E. fünfundfünfzig radirte Blätter von Ramberg, Kunstblatt 1827 S. 291. Scenen aus seinem Leben malte Schröter zu Düsseldorf. Füßli II. 623.

Eulenspiegel gehört zu den fahrenden Leuten des Mittelalters, die sich überall herumtrieben, verläßt aber nie den niedrigen Standpunkt seiner Geburt und schwingt sich in höhere Regionen nur, um sie mit seinem witzigen Unflath zu besudeln und zu verhöhnen. Auch übt er alle seine Bosheiten aus reiner Lust, ohne Interesse, selten aus Rache. Was seinen Namen betrifft, so hat man in seinem Charakter etwas Eulenartiges gesucht, allein besser ist Vilmars Auslegung (Nat. Lit. 2. Aufl. S. 466), welcher auf das Sprüchwort hinweist: Wenn sich die Eule auch im Spiegel besieht, merkt sie doch nicht, wie häßlich sie ist.

Das deutsche Volksbuch läßt Eulenspiegel zu Knetlingen in Sachsen geboren werden. Man taufte ihn Tyll und zwar dreimal, einmal mit dem Taufwasser, dann in dem Graben, in den seine Wärterin mit ihm fiel, und drittens in dem warmen Wasser, womit man ihn wusch. Als er heranwuchs setzte ihn der Vater hinter sich aufs Pferd, da hob der Kleine den Hintern auf. Der Vater setzte ihn vor sich, da streckte er die Zunge heraus und neckte die Leute, ohne daß es der Vater sah. Dann lernte er auf dem Seile gehen

und fiel. Aus Rache betrat er das Seil wieder, wollte den Leuten ein Wunder zeigen, ließ sich von allen ihre Schuhe geben, band sie zusammen und ließ sie dann wieder durch einander herunterfallen, so daß sich die Leute um die Schuhe bald herumschlugen.

Seine Mutter that ihn nun zu einem Becker, das Handwerk zu lernen, wo er aber nur Possen trieb. Einst des Nachts kroch er in einen leeren Bienenkorb. Da kamen Diebe und trugen ihn fort, meinend, der Stock sey schwer voll Honig. Er aber griff im Dunkeln heraus und zupfte bald den Dieb vorne, bald den hinten, bis sie in Streit geriethen und einander blutig schlugen. Dann folgen unflätige Späße, die er als Arzt trieb. Einmal heilte er alle Kranken in einem Spital plötzlich, indem er sagte, er wolle sie sämmtlich mit der Asche dessen kuriren, welcher der kränkeste wäre und den er verbrennen wollte. Da waren alle gesund. Wiederum bei einem Becker siebte er das Mehl in den Hof, weil ihm der Meister befohlen, es im Mondschein zu sieben. Den Schalksnarren des Königs von Polen überwand er, indem er seinen eigenen Koth fraß und jenen aufforderte, es nachzuthun. Als ihm der Herzog von Lüneburg das Land verbot, kam er doch wieder, als ihm aber der Herzog begegnete, schnitt er seinem Pferde den Bauch auf, stellte sich darein und sagte, er stehe auf dem Pferde und nicht auf des Herzogs Boden. Dem Landgrafen von Hessen sollte er ein Bild malen, da ließ er die Tafel leer und vollbrachte die Zeit mit Essen und Trinken. Als der Herzog endlich das Bild sehen wollte, zeigte es ihm Eulenspiegel und bemerkte, nur unehelich Geborne vermöchten es nicht zu sehen. Der Herzog schwieg, ebenso die Herzogin und das ganze Gefolge, bis auf eine Närrin, die gestand, sie sähe nichts. In Prag auf der hohen Schule beantwortete er alle ihm gemachte Fragen und siegte im Räthselwitz über alle. In Erfurt nahm er einen Esel in die Schule und lehrte ihn wirklich zwei Vocale, J und A.

Zu Nugenstetten in Thüringen wusch er den Bäuerinnen ihre alten Pelze in Milch, um sie wieder neu zu machen und als sie in der Milch tüchtig gesotten hatten, verschwand er. In Nürnberg nahm er einige Bohlen aus der Brücke, daß die Scharwächter, die ihn verfolgten, zu Fall kamen. In Bamberg hörte er, man könne um 24 Pfennige essen und bat sich dann das Geld von der Wirthin aus, weil er verstand, man bekomme so viel, wenn man esse. In Ulm verschaffte er für 100 Dukaten seiner Wirthin die Ehre, mit dem Papst zu reden. In Quedlinburg kaufte er einem Bauernweib ihre Hühner ab, bezahlte sie nicht, ließ ihr aber den Hahn zum Pfande. Folgen wieder Unflätereien. Dann diente er einem Schmiede, der ihm sagte, er solle eins für das andere schmieden, was er habe. Da schmiedete er alles bunt durcheinander, das ganze Schmiedgeräth. Eben so zerschnitt er einem Schuster alles Leder; sott bei einem Brauer statt Hopfen den Hund, weil er Hopf hieß; machte drei Schneidergesellen vom Laden fallen; versprach den Schneidern eine höchst wichtige Entdeckung mitzutheilen (daß man, ehe man den

Faden einfädle, hinten einen Knopf machen müsse). Einmal wurde er, weil er in Lübeck einen Weinzapfer betrogen, zum Galgen verurtheilt, kam aber los, weil er sich vor dem Tode noch eine letzte Bitte gewähren ließ, die Niemand erfüllen wollte (nämlich ihn, wenn er todt sey, im Hintern zu küssen). Als Taschenmacher machte er einem, der eine große Tasche bestellt hatte, eine ungeheure Tasche von ganzen Kuhhäuten. Als Schreiner bohrte er nichts als Löcher in den Tisch. Als Brillenhändler fand er keine Nahrung, weil die Leute alle durch die Finger sehen. Als Hausknecht schmierte er einen Wagen aus- und inwendig. Einmal ward er selbst betrogen, als er eine lederne Tasche verloren hatte. Ein altes Weib setzte sich drauf und sagte, sie sitze darauf. E. aber verstand es anders, glaubte, sie wolle ihn verspotten und sagte: die kannst du behalten. — Einem Bauern gewann er sein grünes Tuch ab, indem er ihn überzeugte, es sey blau. Den Bäuerinnen schüttete er alle ihre Milch zusammen und ließ dann wieder jede die ihrige herausschöpfen. Fünf Blinden machte er weiß, er habe einem von ihnen einen Gulden gegeben. Folgen wieder Unflätereien. Einmal frug ihn, als er gerade auf einem Rade lehnte, eine Frau, die ihn nicht von Person, wohl aber seine bösen Streiche kannte, ob er nichts von Eulenspiegel wisse. O, antwortete er, der liegt auf dem Rade. Eine andere Frau, bei der er auf seiner Reise nach Rom einkehrte, hob er nackt aus dem Bette und setzte sie in die heiße Asche des Heerdes, damit sie ein Stückchen von dem berühmten Eulenspiegel erlebe. — Endlich kam er zum Sterben, setzte aber dem Beichtvater, der ihn tröstete, ein Gefäß mit Koth hin, das oben mit Gold leicht bedeckt war, und verlockte ihn, einen tiefen Griff hineinzuthun. Als er todt war, warfen die Schweine ihn auf der Bahre um. Als sein Sarg eingesenkt wurde, rissen die Stricke und er kam auf die Füße zu stehen.

Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel, der als Gesell, Knecht, Bräutigam, Landwirth ꝛc. in und um Trebbin allerlei lustige Possen übt und die Leute foppt, ist meistens weniger boshaft, aber auch weniger pikant, als Eulenspiegel. Volksbücher von Wolff Nr. 39.

Eine platte Nachahmung des Eulenspiegel ist „der lustige Kirmeßbruder", dessen Herausgabe in den Volksbüchern von Wolff Nr. 45 wohl sehr überflüssig war.

Der Kirmeßbruder, Hans Schonemann, betrügt die Zollwache, indem er in einen Topf oben etwas Butter, unten Kuhmist thut und sie hineingreifen läßt. Er malt den Weibern einen weißen Hahn hinten auf die Röcke. Er sprengt eine Gesellschaft auseinander durch einen Müller, dem er vorher eine Purganz eingegeben. Er legt heimlich Eier in die Betten, die unter den Schlafengehenden zerbrechen. Er hängt sich an einen Baum, um vorübergehende Bauern zu erschrecken, springt dann geschwind auf einem Umweg vor-

aus und hängt sich wieder hin, so daß die Bauern sich entsetzen, immer wieder denselben Erhenkten zu sehen. Das ist etwa noch der beste Witz. Nachher kommen noch Obscönitäten. Ein Räthsel, welcher König die meisten Unterthanen habe? Der rothe. Mittelst Pferdestaub, den er in einen Tanzsaal streut, macht er den Tänzerinnen unerträgliches Jucken ꝛc.

Ein Seitenstück zu Eulenspiegel ist ferner der schelmische Bauer Dosch, von dem in des Montanus Wegkürzer mehrere Spitzbübereien und lustige Schwänke stehen.

Die fahrenden Schüler, welche selber Volkslieder erfanden und sangen, wurden auch nicht selten Gegenstand derselben. Sie priesen ihr fahrendes Leben, die Poesie ihrer Armuth, die lustigen Abentheuer, die sie erlebten, die Schelmenstreiche, die sie begingen. Maßgebend ist dafür das längere Lied vom fahrenden Schüler in Grimms altd. Wäldern II. 49 f.

Darin beschreibt er sein hartes Lager, sein Frieren im Winter, seinen Hunger und Durst und rühmt doch sein freies Leben und beschreibt, wie er die Bauern, und sonderlich die dummen Weiber betrüge, was er ihnen alles für Zauberei und Hexerei vormache, um ihnen von ihren Schäden und Klagen zu helfen, und sich von ihnen beschenken zu lassen, wie er ihnen Wachsbilder zum Zaubern mache, wie man den alten Weibern die Runzeln vertreibe, wie er sie lehrt „Kohlen waschen, brunzen in die Aschen, Nachts nacket stehen, erlingen von der Thüre gehen" ꝛc. Das sind die bekannten Hexereien der Andreasnacht, in der alte Jungfern ihren Künftigen herbeizaubern wollen.

Grimm führt das Seitenstück im Volkslied aus Fischarts Gargantua Cap. 8 an, worin ein armer Knecht mit viel Humor seinen Haushalt beschreibt, sein Haus sey so leer, daß man des Nachts nicht anstoße, daß nicht einmal eine Maus darin zu finden sey ꝛc. Vgl. das Lied vom armen Schwartenhals im Wunderhorn I. 23. — Ein altdeutsches Gedicht von Johann von Nürnberg aus dem 14. Jahrhundert schildert mit guter Laune das Vagabundenleben eines damaligen fahrenden Schülers, wie er bettelt, stiehlt, betrügt, einfältigen Weibern Zauberstücke vormacht ꝛc. um nur das Leben zu fristen. Vgl. Grimm, altd. Wälder II. 49.

Eine Anzahl Schwänke erzählt von schlauen Dieben.

Ein Gauner stahl einem Bauern bei Köln die Kuh aus dem Stall und verkaufte sie demselben Bauern auf dem Markt, der sich freute, nun zwei so schöne und ganz gleiche Kühe zu haben. Kurzweilige und lächerliche Gesch. Frankf. Feierabend 1583. S. 111.

Ein Dieb will dem Pfarrer sein Pferd stehlen, verkleidet sich als Bettler,

wirft seine Krücken auf einen Baum an der Straße, setzt sich daneben und weint, als der Pfarrer vorbeireitet, klagend, ein böser Bube habe ihm die Krücken auf den Baum gethan, daß er nicht weiter könne. Der menschenfreundliche Pfarrer steigt nun vom Pferde, klettert auf den Baum und holt die Krücken. Unterdeß reitet der Dieb mit seinem Pferde davon. Hans Sachs IV. 3. 58. Prätorius, Weltbeschreibung I. 286. Grünau, Chronik 19. 6. Tettau und Temme, ostpr. Sagen Nr. 131.

Von einem Meisterdieb erzählt auch ein Märchen aus Thüringen in Haupts Zeitschrift III. 292. Das Pathenkind eines Grafen war ein Räuber geworden und stellte sich einmal dreist beim Grafen ein; da bot ihm dieser Verzeihung an, wenn er ihm sein gut bewachtes Leibpferd aus dem Stalle, ihm selbst das Bettuch unter dem Leibe, der Gräfin den Ring vom Finger und den Pfarrer und Schulmeister aus der Kirche stehle, was er wirklich alles mit List ausführte. Das Märchen steht auch bei Grimm in der fünften Auflage seiner Märchen Nr. 192.

Auch Meisterlügner waren beliebt. Das Buch Montevilla und vielleicht schon die Lügenmärchen Lucians mochten darauf Einfluß üben.

Wilhelm Wackernagel hat in Haupts Zeitschrift II. 560 das Bruchstück eines ziemlich alten Lügenmärchens aus einer Wiener Handschrift abdrucken lassen. Es ist von der reinen Lust am Lügen und an frappanten Contrasten eingegeben. Der Lügner erzählt, wie er habe eine Mücke seichen sehen, daß ihr Wasser vier Mühlen getrieben habe; wie er eine Ameise habe das Meer austrinken sehen; wie er ferner die Berge habe wie Falken fliegen sehen; wie er aus Eis Feuer machen könne ꝛc. Vgl. Uhlands Volkslieder Nr. 240. — Vom Schlaraffenland und Lügenberg war bei Hans Sachs schon die Rede. Zu den viel späteren Jagdlügen des Herrn von Münchhausen finden wir schon frühe Quellen in Kirchhoffs Wendunmuth, wo (Ausgabe von 1563) I. 254—261 folgendes steht. Dasselbe auch in Bebels facet. III. 49. 51. 231. 233.

1) Ein Schlosser zu Kannstadt, der entsetzlich log, erzählte einmal, als er im Kriege gewesen, habe er einmal die Feinde in eine Stadt hinein verfolgt; da habe das Fallgitter die hintere Hälfte seines Pferdes abgeschnitten, er aber sey auf der vorderen Hälfte fortgeritten, ohne es zu merken. 2) Derselbe sah einmal auf der Jagd ein altes blindes Schwein, das den Schwanz eines jungen im Maul hielt und sich so führen ließ. Da schoß er dem jungen das Schwänzchen ab und führte die blinde Sau, die nichts merkte, in die Stadt. 3) Einmal versteckte er sich, von einem Wildeber verfolgt, hinter einem Baume und der Eber rannte sich mit seinen Zähnen im Baume fest,

so daß er ihn leicht tödten konnte. 4) Einst kam ein Wolf auf ihn zu, da griff er ihm in den offenen Rachen, griff ihn durch und durch, packte seinen Schwanz und kehrte ihn um, daß alles Inwendige auswendig wurde. 5) Einst fror er auf dem Sattel so an, daß er mit dem Gaul hinter den Ofen reiten mußte, um aufzuthauen. 6) Im Eise eingebrochen, suchte er lange unter demselben einen Ausweg, auf dem Grund umherspazierend, endlich aber entschloß er sich, von unten auf die Eisdecke aufzustoßen und kam wohlbehalten heraus. 7) Wieder einmal unter das Eis gerathen fiel er in ein Fischnetz. Zum Glück hatte sich aber schon vorher ein großer Fisch darin gefangen, der ihn verschlang. Als dieser Fisch nachher geschlachtet wurde, kam der Schlosser wohlbehalten heraus. — Von einem andern Lügner heißt es 8) er habe gesehen, wie ein Henker dem Verbrecher den Kopf so unmerklich abhieb, daß der Getroffene es erst merkte, als er sich schneuzte, und der Kopf ihm dabei abfiel.

Aehnliche Jagdlügen siehe bei Bebel, facet. III. 235 und Rottmann, lustige Historien I. Nr. 34.

Hier schießt der Jäger mit einem Schusse einen Hirsch durch beide Augen, einen eben aus dem Wasser aufsteigenden Fisch und einen am Ufer fliegenden Vogel.

Die Schwänke, welche von Claus Narr, dem bäurischen Narren am Hofe Kurfürst Friedrichs des Weisen von Sachsen, erzählt werden, sind meist nur die rohesten Unflätereien. Doch sind die 1572 und 1616 gedruckten Schwänke dieses Claus Narr verfälscht und eine gemeine Buchhändlerspeculation gewesen. Ayrer hat in einem Fastnachtsspiel mehrere Possen dieses Claus zusammengestellt.

Viel besser sind die Schwänke, die vom schlesischen Berggeist Rübezahl erzählt und stets vermehrt wurden. In ihnen liegt eine gewisse poetische Gerechtigkeit, der Geist neckt und straft hier und lohnt dort immer nach Verdienst. In des Joh. Prätorii daemonologia Rubinzalii Silesii, d. i. Bericht von Rübezahl, Leipzig 1662, ist das Meiste gesammelt. Ich wähle nur die besseren Stücke aus:

Rübezahl neckt einen böhmischen Glaser, der mit Glaswaaren beschwert über das Gebirge geht, bringt ihn zum Fallen, daß alle seine Gläser zerbrechen, läßt sich aber nachher von ihm als Esel um gutes Geld an einen Müller verkaufen. — Er begegnet Studenten, nimmt dem Einen seine Laute, schwingt sich auf den Gipfel eines Baumes und singt die tollsten Schelmenlieder, bis er mit einem ungeheuren Knall aufhört. — Er hört, ein übermüthiger Edelmann habe einem armen Bauern befohlen, eine große Eiche ganz auf den Schloßhof zu fahren. Da holt Rübezahl die Eiche und macht sie

so hart, daß kein Ast abgehauen werden kann, und so liegt sie nun dem Edelmann zur großen Last im Hose. — Er besucht bei Nacht ein Kaufmannsweib in der Gestalt ihres Buhlers, verwandelt sich aber am Morgen in eine Elster und spottet sie aus. — Er verkauft Schweine, die im Wasser als Strohwisch fortschwimmen. — Er ladet vornehme Herrn und Damen zu Gaste, zaubert ihnen die köstlichsten Weine aus dem trockenen Holze und macht dann den Herren Ochsen-, den Damen Kuhköpfe. — Er lockt in der Gestalt eines adeligen Fräuleins einen Edelmann immer tiefer ins Gebirge, bis er auf einem Felsen sitzen bleibt und nicht mehr vor, noch rückwärts kann. — Er mischt sich unter Soldaten, zieht mit ihnen gegen ein feindliches Corps aus, das er ihnen nur gespenstisch vorspiegelt und läßt sie alles zusammenhauen und große Beute machen, die sich aber nachher in Heu und Lumpen verwandelt. — Er geht mit einem Müller und erschreckt ihn tödtlich, indem er sich plötzlich seine Nase eine Elle lang wachsen läßt. — Er verwandelt sich in einen Dreschflegel und prügelt grobe Bauern durch, verkauft Perücken, die sich auf den Köpfen der Herren alsbald in wunderliche Strohnester, Eselsschwänze ꝛc. verwandeln, läßt sich als riesenhafter Hecht auf einer vornehmen Tafel auftragen, begrüßt die Gesellschaft und verschwindet. Er schlüpft in eine Schreibfeder und schreibt ganz andere Dinge, als der Herr der Feder will; er verwandelt sich in den langen Spieß eines Boten und neckt denselben auf alle mögliche Weise, indem er ihm in der Hand zuckt, ihn schlägt, ihm aus der Hand fährt ꝛc.

Die Sammlung des Prätorius, vermehrt durch noch anderes von Schwenck und mehreren Ungenannten, in der Historie von Rübezahl, Hirschberg 1738. 4°, enthält noch Folgendes:

Rübezahl nimmt drei Frauenzimmern, die ihn necken, jeder einen Schuh und läßt sie so im Sumpf tappen. Er verwandelt sich in ein Rad und neckt den Fuhrmann, indem er ihm davonläuft. Er kutschirt einen Reisenden, der nach Prag will, blitzschnell nach Rom. Er haut als Kutscher mit der Peitsche ein Pferd mitten entzwei. Er läßt sich als vornehmer Herr von Spielleuten aufspielen, wendet dann das Pferd, welches drei Aepfel fallen läßt und jagt davon. Sie schimpfen, einer aber behält seinen Apfel, der zu Golde wird. Er bezahlt einen Bierbrauer, um sich satt zu trinken und trinkt ihm dann das ganze Bräuhaus aus.

8.

Schwänke von Weibern.

Der deutsche Humor war unerschöpflich in Schwänken von Weibern. Die alte volksthümliche Kraft gibt sich noch in den vielen Erzählungen

von der an bösen Weibern geübten Zucht zu erkennen, aber auch die neue Sittenverschlimmerung wird nicht vermißt. Die Rohheit und Unflätere der Fastnachtsschwänke geht mehr und mehr in das Raisonnement von weiblicher Untreue und lustigen Hochzeitsgeschichten über.

Die reichste Auswahl von Portraits böser Weiber findet man bei Hans Sachs.

So sagt er in seinem Schwank von den „neunerlei Häuten der bösen Weiber", sie hätten neun Häute und jede müsse besonders durchgeklopft werden, wenn das Weib Frieden geben soll. Der Ehemann prügelt nun an seinem Weibe neunmal erst die Stockfisch-, dann die Bären-, Gänse-, Hunde-, Hasen-, Roß-, Katzen-, Sau- und Menschenhaut. In einem andern Schwank verzeichnet er 12 Eigenschaften der bösen Weiber. In der „geschwätzigen Rockenstube" verspottet er das Weibergewäsch und Geklatsch. Den Ursprung der Kahlköpfe erklärt er daraus, daß einmal ein Mann zwei Weiber gehabt, eine junge und eine alte, die junge habe ihm nun sorgsam alle weißen, die alte alle schwarzen Haare ausgerissen. — Sachs erzählt ferner von einem Wittwer, der kam nach seinem Tode ans Himmelsthor. Da erfuhr er von St. Peter, seine Frau sey bereits im Himmel. Auf der Stelle wandte nun der arme Mann um und wollte lieber in die Hölle gehen. — Ein böses Weib gewinnt ihrem Manne seine Hosen, Messer und Tasche und somit die ganze Herrschaft im Hause ab. — Ein Ehemann beweist, daß sein Weib sein schlimmster Feind, sein Hund aber sein treuster Freund sey, indem er beide schlägt. Das Weib wehrt sich wie der tapferste Feind, der Hund liebkost ihn. — Ein geplagter Ehemann jammert, daß ihm überall, wo er geht und steht, Kifferbeskraut wachse. Im Sommer verdorrt, im Winter erfriert es nicht, es wuchert ihm in allen Zimmern, rankt wie Hopfen an den Wänden hinauf und erstickt ihn fast. Auch muß er es in jeder Suppe, aus jeder Schüssel essen, aus jedem Becher trinken, und es sticht so schmerzlich und schmeckt so bitter: das ist das Keifen seines bösen Weibes. — Ein anderer kommt weinend aus der Küche, sein böses Weib hat ihn geschlagen. Er sagt aber, es komme nur vom Rauch her, der ihn in die Augen gebissen habe.

In der Hätzlerin Liederbuch II. Nr. 52 steht ein tolles Lied von einem bösen Weibe, das immer mit ihrem Manne zankt.

Will er sunst, sie will so.
Ist er traurig, sie ist froh.
Will er schlagen, sie will raufen.
Will er kratzen, sie will reisten.
Will er sartzen, sie will sch — ꝛc.

Bei Mone, Forschungen I. 158 das alte Volkslied von der Frau,

der man beim Tanze ſagt, ihr Mann ſey krank, die aber luſtig forttanzt, bis er geſtorben iſt, mit dem Refrain: iſt er krank, Gott Lob und Dank — will er ſterben, dann kann ich erben — iſt er todt, da gibts eine Braut. Vom allerbeſten Humor iſt das Lied im Wunderhorn II. 420 von einer Säuferin, die ins Wirthshaus geht und, wenn ſie betrunken heimkommt, ihren Mann durchprügelt.

Einer der beſten Schwänke iſt folgender vom Körbel.

In einer gewiſſen Stadt pflegte ein frommer Korbmacher, wenn er mit einem Korbe fertig war, zu ſagen: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Er verlangte, ſeine Frau ſolle das auch ſagen, da ſie aber nicht wollte, zerſchlug er ihr den Korb auf dem Kopf und ruhte nicht, bis ſie unter Heulen und Schreien rief: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht! Ihr Geſchrei wurde gehört, die Nachbarweiber gaben ihr Recht, aber die Männer nicht. Der Bürgermeiſter, bei dem die Frau klagte, bekam darüber mit der eigenen Frau Streit und am Ende wurden alle Weiber in der ganzen Stadt von ihren Männern geprügelt, bis eine wie die andere rufen mußte: Gott ſey Dank, das Körbel iſt gemacht. Montanus, Wegkürzer 1557. Schreger, Zeitvertreib 1753, S. 626.

Aehnlich, aber nicht ſo gut, ein Schwank bei Hans Sachs (IV. 3. 42).

Hier zankt ſich ein armes Ehepaar, wer den Korb tragen ſoll. Andere miſchen ſich darein und ſo entſteht eine allgemeine Schlägerei.

Sehr alt und weit verbreitet iſt folgender Schwank.

Ein böſes Weib nannte ihren Mann immer Läuſeknicker, bis er ſelber böſe wurde und ſie erſäufte. Da ſchrie ſie ihm jenes Wort immer noch aus dem Waſſer zu, und ſelbſt als ſie unterſank, machte ſie noch mit den Händen über dem Kopf die Bewegung des Läuſeknickens. Alte Anecdote, ſchon in Sebaſtian Brandts Beiſpielen, 29. In Poggis und Friſchlins facetiis. Auch in Legrand, fabliaux, deutſch III. 166.

Hieher gehört noch der Schwank vom Halseiſen.

Ein gutmüthiger Mann ließ ſich für ein Verbrechen, das ſein Weib begangen hatte, ſtellvertretend ſtrafen und ins Halseiſen ſperren. Nachher hatte er einmal Zank mit ſeinem Weibe und ſie warf ihm höhniſch vor: ſchäme dich, du haſt müſſen im Halseiſen ſtehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 28.

Vieles findet man auch in den Volksmärchen und Sagen, z. B.

Peter, der Fiſcher, hörte, daß ein anderer Fiſcher, Andreas, durch Geiſter auf den Meeresboden geführt worden war und einen großen Schatz von da mitgebracht hatte, frug nun aus Neid und Habgier auch ſeinerſeits die Geiſter,

wurde gleichfalls auf den Meeresboden geführt und sollte unter den daselbst befindlichen Töpfen einen wählen, nahm einen und wurde auf die Oberwelt zurückversetzt, fand aber in dem Topfe statt eines Schatzes sein böses Weib wieder, das längst ersoffen war und deren Seele (nach altem Volksglauben) unter einem Topf auf dem Meeresboden hätte bis zum jüngsten Tage gefangen bleiben müssen, wenn ihr Mann sie nicht ins Leben zurückgeführt hätte. Wolf, deutsche Märchen Nr. 12.

Deßwegen läßt in einem Volksliede bei Uhland Nr. 292 der Wittwer 40 Fuder Steine auf das Grab seiner Alten führen, damit sie ja nicht mehr aufstehe.

Eine sehr alte und echt volksthümliche Vorstellung ist die Verjüngung alter Weiber im Jungbrunnen, nach einer uralten heidnischen Vorstellung. Die schöne Idee einer allgemeinen Verjüngung nach dem Weltuntergange war zunächst hergenommen von der jährlichen Verjüngung der Natur im Frühling. Daran aber knüpfte der Humor die Vorstellung von Wiederjung- und Schönwerden alter häßlicher Weiber. Hans Sachs beschreibt die Scene. Lucas Cranach hat sie gemalt in einem in der Berliner Galerie befindlichen Bilde. Auch Beham gestochen und in unzähligen Nürnberger Bilderbögen ist sie unter das Volk gekommen.

Ein guter Schwank bei Hans Sachs ist der „vom Kaufmann".

Ein Kaufmann ergibt sich dem Teufel unter der Bedingung, daß der Teufel ihm guten Absatz aller seiner Waaren binnen sieben Jahren zusichere. Der Teufel thut es, der Kaufmann verkauft alles mit großem Gewinn. Als aber die sieben Jahre um sind, stellt er zwei alte häßliche Weiber zum Verkauf aus. Die will ihm Niemand abkaufen. Der Teufel kommt und will ihn holen. Der Kaufmann aber sagt: halt, guter Freund! erst mußt du den Vertrag erfüllen und bewirken, daß ich meine Waare mit Vortheil verkaufe. Der Teufel besieht die Waare und verzweifelt. Spöttisch bietet der Kaufmann ihm nun die beiden alten Weiber an, sie statt seiner mitzunehmen, aber der Teufel dankt und gibt ihm lieber seine Verschreibung zurück.

Das ist eine der schalkhaftesten Dichtungen unseres Nürnbergers. Aber die alten Weiber wurden auch in eine viel schlimmere Verbindung mit dem Teufel gebracht, nur zu tragisch im Hexenwesen, komisch aber in der gangbaren Vorstellung, der Teufel selber fürchte sich vor alten Weibern.

Der Teufel sah einmal mit großem Kummer zu, wie glücklich ein paar jung brave Eheleute mit einander lebten, denen er lediglich nichts anhaben konnte.

Da entschloß er sich, ein altes Weib zu Hülfe zu nehmen und versprach ihr ein Paar neue Schuhe, wenn sie das Ehepaar uneins machen könne. Das Weib fing nun an, bald dem Mann, bald der Frau ins Ohr zu raunen, eines sey dem andern nicht treu, und sachte ihre Eifersucht dermaßen an, daß sie sich von einander schieden. Nun verlangte das Weib ihren Lohn und der Teufel reichte ihr auch wirklich ein Paar neue Schuhe an einer Stange über einen Fluß hinüber, denn er wagte nicht, ihr näher zu kommen. Daher das Sprüchwort, was der Teufel nicht kann, das kann ein altes Weib. Kirchhoff, Wendunmuth I. 366. Luthers Tischreden I. 310. Schwank von Hans Sachs, II. 4. 9. Illustrirt in den fliegenden Blättern von 1849. Keller, Fastnachtspiele Nr. 57.

In Kellers Fastnachtsspielen I. Nr. 56 kommen drei böse Weiber vor, die erst ihre Männer prügeln und dann die Teufel selber, von denen sie geholt werden sollen, in die Flucht schlagen.

Unter den Satiren auf die Weiber war auch ein Flohlied beliebt. Man verspottete die Weiber, weil sie immer Flöhe haben. Das Flohlied des Ambraser Liederbuchs Nr. 213 beginnt:

Die Weiber mit den Flöhen
Die haben einen steten Krieg.

Sehr ausführlich behandelt denselben Gegenstand später Fischarts Flöhhaz in einem eigenen kleinen Buche. Auch ein Lied „der Flohjammer" in Widmanns musikalischer Kurzweil 1618 (bei Hoffmann, Gesellschaftslieder S. 263). Auch das größere lateinische Gedicht Floia in den facetiis facetiarum.

Die Erzählungen von der Weiber List und von betrogenen Hahnreihs stammen großentheils aus fremder, namentlich italienischer und französischer Quelle. Schon die im frühen Mittelalter umgehenden Schwänke dieser Art stimmen mit italienischen Novellen und altfranzösischen Fabliaux überein. Adalb. von Keller hat in seinen sept sages eine Menge Quellen nachgewiesen, darunter auch morgenländische. Auch Hans Sachs hat viele solche fremde Stoffe in seinen Schwänken verarbeitet. So sein Schwank vom Brunnen.

Ein lüderliches Weib kam des Nachts immer spät heim. Da verschloß einmal der sonst geduldige Mann das Haus und ließ sie nicht ein. Sie that wie verzweifelt und warf einen großen Stein in den Brunnen. Der arme Mann glaubte, sie habe sich ersäuft, lief schnell heraus und ließ die Thür

offen. Während er aber im Brunnen ſuchte, lief die Frau ins Haus, ſchloß zu und zankte zum Fenſter hinaus, wie lüderlich er ſey, daß er ſo ſpät heimkomme.

Ein Volkslied bei Uhland (289), das auch Roſenpluet als Schwank behandelte (Bragur IV. 78) vom Schreiber im Garten.

Der Schreiber lag bei der Frau ſeines Herrn, da kam der Herr zurück. Geſchwind ſchickte die Frau den Schreiber in den Garten und nahm den Herrn freundlich auf. Als dieſer aber nach dem Schreiber frug, ſagte ſie, der ſey im Garten und wache, daß ihr in ſeiner Abweſenheit nichts geſchehe. Er ſolle ſich einmal ihre Kleider anziehen und ſelber prüfen. Da zog der Herr die Kleider der Frau an und ging in den Garten. Der Schreiber aber, indem er ſich ſtellte, als hielte er ihn für die Frau, gab ihm einen derben Backenſtreich und hieß ihn Zucht und Ehre beſſer wahren und des Nachts nicht aus dem Hauſe gehen.

Das Loch im Thurm oder der Schwank von einer ſchönen Fürſtin, die ihr eiferſüchtiger Gemahl in einen Thurm einſperren ließ, die aber durch ein Loch in der Mauer mit einem Ritter verkehrte und ſich zuletzt von ihm entführen ließ, iſt nur eine burleske Anwendung der alten babyloniſchen Sage von Pyramus und Thisbe und war im Mittelalter weit verbreitet, deutſch ein Schwank „vom Ritter und Kaiſer", franzöſiſch bei Legrand noch ſpäter bearbeitet von Arnim, Kotzebue und Graf Platen.

Ebenſo verbreitet war der Schwank von dem Ringe, den von drei Frauen diejenige bekommt, die in Weiberliſt die andern übertrifft. Keller, Faſtnachtsſpiele III. 1300.

Der hölzerne Johannes iſt nur eine Umbildung des weltberühmten Schwanks von der Wittwe von Epheſus.

Eine Wittwe konnte ſich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ ſich alſo einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübſcher Burſche war, einmal ſtatt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch wohl zufrieden, und als ſie am Morgen das Frühſtück nicht kochen laſſen konnte, weil die Magd ſagte, es ſey kein Holz mehr da, befahl ſie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen. Kirchhoff, Wendunmuth I. 348. Ayrers Faſtnachtſpiele S. 50.

Auch die Wiedervergeltung iſt oft variirt zu leſen.

Ein Bauer merkt, daß ſeine Frau den Nachbar in der Kammer habe, läuft geſchwind in des Nachbars Haus, holt deſſen Frau herüber und thut

mit ihr dasselbe, was das andere Paar in der Kammer. Altdeutscher Schwank in Kellers Fachsnachtsspielen S. 1444.

Desgleichen der Schwank von der Beichte.

Ein Edelmann verkleidete sich als Beichtvater und hörte seiner eigenen Frau Beichte. Da sagte sie, sie habe bei einem jungen Edelmann, bei einem Krieger, bei einem Narren und bei einem Pfaffen geschlafen. Nachher aber erklärte sie ihm, er selber sey der junge Edelmann, der Krieger, der Narr, weil er ihr nicht getraut, und der Pfaffe, weil sie ihm gebeichtet. Wahrscheinlich aus einer welschen Quelle, in den kurzweiligen und lächerlichen Geschichten. Frankfurt bei Feierabend 1583 S. 195.

Eine listige Frau klagte dem Beichtvater, ein junger Mann stelle ihr nach und bat ihn, er möge denselben von seinem bösen Vorsatz abbringen. Der Beichtvater stellte sogleich väterlich den jungen Mann zur Rede, der ganz unschuldig war, jetzt erst erfuhr, wie sehr die Dame sich für ihn interessire und sie sogleich besuchte. So wurde der Beichtvater Kuppler, ohne es zu wissen. Bebel, facet. III. 127.

Das Urtheil, welches bei Cervantes Sancho Pansa fällt, kommt auch als deutscher Schwank vor.

Eine Dirne klagte einen Gesellen an, er habe ihr die Ehre genommen. Der Geselle entschuldigt sich, sie habe es gerne geduldet. Der Richter befahl ihm, ihr eine Summe Geldes zu geben, schickt ihn aber dann ihr nach, er solle ihr den Beutel wieder nehmen. Es gelang ihm nicht, weil sie laut aufschrie und Leute zusammenrief. So, sagte dann der Richter zu ihr, hättest du es auch machen sollen, als der Geselle dir deine Ehre nehmen wollte, und gab dem Gesellen sein Geld zurück. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 15.

Ich will mich mit diesen wenigen, aber die ganze Gattung charakterisirenden Schwänken begnügen und nur noch einige hinzufügen, in denen die deutsche Einfalt und unser ursprünglicher Humor treuer hervortritt.

Der Schwank vom ehrlichen Teufel.

Der Teufel sah ein hübsches Mädchen zum Schloß hinaufgehen und warnte sie. Sie lachte, als sie aber nach mehreren Monaten schweren Leibes vom Schloß zurückkam, frug er sie, warum sie so traurig sey? Sie erwiederte: ich bin droben verführt worden, der Teufel hat mirs gerathen, daß ich da hinaufgegangen bin. Da schlug sie der Teufel und rief: es ist nicht wahr, ich habe dich gewarnt. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 78.

Der Schwank vom Händetrocknen.

Ein Vater prüfte, welche von seinen drei Töchtern zuerst einen Mann brauche, indem er ihnen befahl, sich die Hände zu waschen. Welcher Hände

dann zuerſt trocken ſeyn würden, die müſſe nothwendig die hitzigſte ſeyn. Die jüngſte Tochter hatte kaum den Zweck des Waſchens erfahren, als ſie mit den naſſen Händen abwehrend um ſich ſchlug „ſie wolle keinen Mann, ſie wolle durchaus keinen Mann. Da wurden aber ihre Hände zuerſt trocken. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 14.

Die Apfelprobe.

Ein junger Mann will erproben, welches Mädchen ſich am beſten zu ſeiner Frau, und welcher Jüngling am beſten zu ſeinem Freunde eignen werde. Er gibt alſo drei Mädchen jeder einen Apfel und ſieht, wie ſie ihn eſſen. Eine ißt ihn ungeſchält, die zweite ſchneidet dicke Schalen davon ab, die dritte aber ſchält ihn fein. Dieſe wählt er. Dann bittet er drei Jünglinge jeden um ein Stück Apfel; der eine gibt ihm faſt alles, der andre nur ein wenig, der dritte theilt mit ihm. Dieſen wählt er.

Der Schwank von der Hundreiterin.

Eines Edelmanns Frau war der Gefahr ausgeſetzt, von einem galanten Caplan verführt zu werden, wenn der Mann nicht zu Hauſe blieb. Der Edelmann mußte aber eine Reiſe machen, da rieth ihm ſein ſchlauer Knecht, der Frau zu verbieten, daß ſie auf dem großen Hunde reite. Als es nun alſo geſchah, bekam die Frau, die ſonſt nicht daran gedacht hätte, die größte Luſt, auf dem Hunde zu reiten, verſuchte es endlich, wurde aber von dem Hunde gebiſſen und lag krank im Bett, ſo daß ſie den Caplan gar nicht empfangen konnte. Als es der Edelmann nach ſeiner Heimkehr ſo fand, lachte er und konnte abmerken, wie es ihm ergangen wäre, wenn er der Frau verboten hätte, den Caplan zu ſehen. Pauli, Schimpf und Ernſt Nr. 298.

Der Schwank vom Liebeszauber.

Ein junger Geſelle vermaß ſich, er könne jedes Mädchen in ſich verliebt machen. Ein fürwitziges Mädchen wollte es darauf ankommen laſſen. Da er aber gar nicht zaubern konnte und nur geſcherzt hatte, gab er ihr ein Stück ganz gewöhnlichen Kuchen. Sie aber war gleich außer ſich, liebkoste ihn närriſch und rief aus: ach, mein Freund, wie hab ich dich jetzt ſo lieb! Bräuner, Curioſitäten S. 102.

Der Schwank vom Bader.

Eine Magd wollte gerne wiſſen, wen ſie zum Manne bekommen würde, kleidete ſich deßhalb in der Andreasnacht nackend aus und griff im Dunkeln zur Thür hinaus, um irgend ein Zeichen ihres Zukünftigen zu erhalten. Der Hausknecht aber lauerte ihr auf mit einem Eimer kalten Waſſers und ſchüttete ihn über das arme nackte Mädchen her. Sie aber, weit entfernt, zu erſchrecken, rief ganz vergnügt: ein Bader alſo, ein Bader! Minſicht, Albertäten S. 199.

Der Schwank vom hungrigen Liebhaber.

Ein Cavalier verliebte ſich in ein tugendhaftes Fräulein und wollte ſie verführen. Sie nahm ihn an, ſperrte ihn aber ein und ließ ihn zwei Tage lang hungern. Dann führte ſie ihn in ein Zimmer, auf deſſen einer Seite ein Bett ſtand, in das ſie ihn zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaft einlud, auf deſſen anderer Seite aber ein Tiſch voll Speiſen ſtand. Der Cavalier ſtürzte auf den Tiſch zu und ließ Bett und Dame ſtehen. Seitdem hatte ſie Ruhe vor ihm. Rottmann, luſtige Hiſtorien III. 80.

9.

Pfaffenſchwänke.

Der angeborene Humor der Deutſchen ſchloß auch die Geiſtlichkeit von den Schwänken nicht aus, weder activ noch paſſiv. Dabei ſoll nicht beſtritten werden, daß es ſchon ein ſtarkes Herabſinken des Klerus ins Gemeine bezeichnet, wenn Pfaffen als Spaßmacher populär werden konnten. Immerhin aber nahm das Volk dergleichen noch Jahrhunderte lang äußerſt harmlos auf und erſt gegen das Ende des 15. Jahrhunderts forderte der Uebermuth unwiſſender und roher Pfaffen die Satire eines unverſöhnlichen Haſſes heraus.

Des älteſten Spaßmachers unter den Pfaffen iſt ſchon im erſten Bande gedacht, des Pfaffen Amis (I. 421). An ihn ſchloß ſich ſpäter der berühmte Pfaff von Kalenberge (bei Wien), Wigand von Theben, der Liebling und geiſtliche Hofnarr Herzog Ottos des Fröhlichen in Steyermark, welcher 1339 ſtarb. Seine Schwänke wurden von Philipp Frankfurter geſammelt und 1550 erſtmals gedruckt. Vgl. Flögel, Hofnarren S. 252. Abgedruckt in Hagens Narrenbuch. In Knittelverſen.

Wigand war Student in Wien, als er einmal einen ſehr großen Fiſch ſah und kaufte, um ihn dem Herzog Otto zu bringen. Der Thürhüter ließ ihn nicht ein, ehe er ihm verſprach, den Lohn mit ihm zu theilen. Otto nahm den Fiſch gnädig auf und ließ Wigand den Preis ſelber fordern. Da verlangte Wigand geprügelt zu werden, und als es geſchehen war, ſagte er dem Herzog, nun ſolle er dem Thürhüter denſelben Lohn geben. Der Schwank gefiel dem Herzog und er machte den jungen Studenten zum Pfarrer von Kalenberg. — Als ſolcher trieb er bald Spott mit ſeinen Bauern, platte, ſogar eckelhaft rohe Späſſe. Er ließ ihnen die Wahl, ob ſie das Dach zum

Chor oder zur Kirche bauen wollten? Sie wählten den Chor, weil er kleiner war. Nachher aber baute er ihnen das Dach zur Kirche nicht und wenn sie nicht beregnet werden wollten, mußten sie es selber bauen. Als sie ihm einmal arbeiteten, liefen sie beim Geschrei eines Raben vor der Zeit nach Hause „das sey der Zeitvogel, der habe ihnen gerufen". Nachher ließ er sie aber bis in die Nacht hinein arbeiten, weil der Zeitvogel nicht kam. Einmal war er zu faul, lange Gottesdienst zu halten und hosirte unter der Messe auf den Altar, um die Bauern zu vertreiben. Ein andermal hing er seine Hosen als Kirchenfahne bei einer Processsion aus, damit seine Bauern eine neue Fahne kauften. Einmal hatte er sauer gewordenen Wein und wollte ihn den Bauern verkaufen. Damit sie aber Lust bekämen, ihn zu trinken, kündigte er an, er werde vom Thurme auffliegen, besteckte sich ringsum mit Pfauenfedern und blieb auf dem Thurm, während die Bauern unten, immer wartend, seinen Wein austranken. Endlich sagte er ihnen, sie würden doch keine solche Narren seyn, zu glauben, daß ein Mensch fliegen könne. Seinen Wein aber mußten sie ihm bezahlen — Auch seinen Bischof überredete er, er könne Wunder thun und in den Fasten Fische in Vögel und Wildpret verwandeln, die er ihm untergeschoben hatte. Der Weihbischof befahl ihm, zu jeder Kirchzeit zu kommen. Das war ihm lästig, weshalb er mit der Schaffnerin, mit welcher der Weihbischof zuhielt, eine Schalkheit ersann. Unter dem Bette derselben versteckt sah er, wie Nachts der Weihbischof kam. Die Schaffnerin aber wollte ihn diesmal nicht eher zulassen, als bis er ihre kleine Capelle eingesegnet hatte, zu welchem Behuf schon brennende Kerzen bereit waren. Wohl oder übel mußte der Weihbischof die unanständige Ceremonie verrichten, als plötzlich der Pfaff unter dem Bett ihn mit geistlichem Gesange begleitete und sich nachher entschuldigte, er selbst habe ja befohlen, bei jeder seiner Kirchzeiten anwesend zu seyn. — Einer Fürstin heizte der Pfaff einmal mit den hölzernen Heiligen ein, wofür sie ihm neue mußte machen lassen. Indem er einen Heiligen nach dem andern in den Ofen warf, höhnte er jeden aus.

Man sieht, wie diese ganze Dichtung schon auf Entweihung des Heiligen ausging.

Peter Leu, der andere Kalenberger, ist ein Gedicht von Widmann zu Schwäbisch Hall, gedruckt Nürnberg 1560, abgedruckt in Hagens Narrenbuch.

Peter Leu lebt in Schwäbisch Hall und trägt Blöcke. Von seiner großen Körperstärke heißt er Leu. Sein anderer Name Peter mahnt an die vielen starken und dummen Peter des deutschen Volksmärchens, in denen eine Erinnerung an den altheidnischen Donnergott Thor erhalten scheint. Aber der hallische Peter Leu enthält diese Züge nur in blasser Abschwächung und ist ein Träger von durchaus schon modernen Schwänken.

Sein Herr ſchickt ihn in eine Lohmühle, ſtatt deſſen geht er ins Wirthshaus und verſpielt alles. Die Nacht bringt er in der leeren Mühle zu, da kommen Geſellen mit einem ſchönen Weibe und wollen ſich gütlich thun mit Speiſe und Trank. Indem einer die ſchöne Frau beſichtigen will, ſtreckt Peter neugierig gleichfalls ſeinen Kopf aus dem Verſteck auf dem Boden hervor und fällt hinunter zwiſchen ſie. Die Erſchreckten entfliehen und laſſen ihm alles zurück. Dann geht er in den Krieg und endlich dient er einem Pfaffen. Einmal läßt er zwei Bauernmädchen in weißen Hemden ins Ofenloch ſchlüpfen und hört ihre Beichte, bis ſie ganz ſchwarz wieder herauskriechen. Er ſtiehlt dem Pfarrer die Fiſche aus dem Teich, ſägt dann Kirſchbäume am Ufer an und bewirkt dadurch, daß Bauern, die Kirſchen pflücken, ins Waſſer fallen, die er dann als die Kirſchendiebe angibt. Unter der Meſſe ißt er am Altar einen Kuchen, angeblich Himmelsbrod, das ihm durch ein Wunder geſpendet werde. Ein andermal hat er eine Wurſt und Schinken unter dem Meßgewand, und als ihm der Meßner das Gewand aufhob, glaubt er es ſey ein Hund, der nach ſeiner Wurſt ſtelle, und gibt ihm von hinten einen Tritt. In einen Pelz als Bär verkleidet ſtiehlt er bei Nacht Birnen. Als ein ſtark nach Schwefel riechender Höhenrauch einfällt, predigt er, das komme von einem Loch in der Hölle her, das man nur mit geweihter Leinwand zuſtopfen könne, und läßt ſich von allen frommen Weibern Leinwand geben. Später zog er wieder nach Hall.

Wie neben ſolchem Wohlgefallen an Pfaffenſchwänken im deutſchen Volke dennoch eine heilige Scheu vor dem Anſehen der Kirche in den Gemüthern wurzelte, beweist die Auffaſſung der berüchtigten Sage von der Päpſtin Johanna. Sie iſt ohne Zweifel deutſchen Urſprungs, wie denn die älteſten Quellen derſelben die Päpſtin auch als eine Deutſche in Mainz geboren ſeyn laſſen.

Papſt Leo IV. ſtarb 855. Die Sage gibt ihm ein Weib zur Nachfolgerin, die authentiſche Geſchichte weiß nichts davon. Da ſich die Proteſtanten aus Haß gegen die Katholiken Mühe gaben, die hiſtoriſche Wahrheit nachzuweiſen, und die Katholiken die Gegenbeweiſe führten, ſo iſt viel über die Sache geſchrieben worden. Man folgt den Erörterungen am beſten, wenn man Spanhemius, de papa foemina, Lugd. 1691, den Artikel bei Bayle, Schröckh, Kirchengeſch. XXII. 83 f. und die kurze und treffliche Ueberſicht in Gfrörers Kirchengeſchichte III. 2. 975 f. nachlieſt. Das Reſultat iſt, daß nie eine Päpſtin exiſtirt hat, daß alles nur eine witzige Erfindung und allmählig ausgebildete Sage iſt, deren Spuren bis ins 11. Jahrhundert hinaufreichen, während ihre wirkliche Ausbildung erſt bei einem Schriftſteller am Ende des 13. Jahrhunderts, nämlich

in der Chronik des Martinus Polonus vorkommt. Dieſer ſagt (bei Spanhem. p. 59 iſt die Stelle abgedruckt): Ein Mädchen aus Mainz wurde von ihrem Liebhaber nach Athen entführt, wo ſie männliche Tracht anlegend, in den Schulen ſtudirte, ſich ſehr auszeichnete, in Rom unter dem Namen Johannes der Engländer auftrat und nach Leos IV. Tode ſelber Papſt wurde. Allein nach zwei Jahren befand ſie ſich von ihrem Liebhaber ſchwanger und hatte das Unglück, das Kind gerade während einer Proceſion zu gebären, wobei ſie aus Scham ſtarb. Boccaccio ſagt in ſeinem Werke von berühmten Frauen, ſie ſey aus Mainz geweſen und mit ihrem Buhler zuerſt nach England gegangen. Die Kölner Chronik, gedruckt 1499 führt an, die Einen laſſen ſie eine Engländerin, die Andern eine Deutſche ſeyn. Wieder Andere ſchicken ſie nach Paris ſtatt nach Athen. Auch hat ſie in den verſchiedenen Berichten gar verſchiedene Namen, meiſt Johanna, aber auch Agnes, Guta, Gilberta, Margaretha ꝛc. — Ein ſchon alter Spottvers auf ſie lautet:

Papa pater patrum peperit papissa papellum.

Man hat früher ſchon und mit Recht in der ganzen Erfindung eine Satire geſehen, nur täuſchte man ſich im Gegenſtande derſelben. Man glaubte, unter der Päpſtin ſey die Ueppigkeit der Päpſte zu verſtehen geweſen, insbeſondere zu den Zeiten der lüderlichen Römerin Marozia, als ſie Päpſte ab- und einſetzte, alſo gleichſam ſelbſt Päpſtin war. Allein was hätte dann Deutſchland und was die gelehrte Schule mit der Sage zu thun? Offenbar hat Gfrörer Recht, wenn er a. a. O. in dem liſtigen Mädchen aus Mainz eine Hinweiſung auf die von Mainz ausgegangenen falſchen Decretalen, und in dem Studium zu Athen eine auf das Bündniß Leos IV. mit den Byzantinern findet. Die Satire will ſagen, die päpſtliche Gewalt ſey damals durch Mainz mißbraucht, gleichſam zur Hure gemacht worden.

Im Jahr 1480 ſchrieb Theodorich Scharnberg oder Scharnbek ein „Spiel von Frau Jutten", welches 1565 zu Eisleben von Tileſius herausgegeben und auch in Godſcheds nöthigem Vorrath II. 81, ſowie in v. Kellers Faſtnachtsſpielen Nr. 111 abgedruckt iſt. Es iſt wohl zu beachten, daß es keine Spur von Satire mehr enthält, ſondern den Stoff legendenartig mit größtem Ernſt behandelt und dabei die Jungfrau Maria

verherrlicht, denn am Schluß wird durch ihre Fürbitte der Päpstin — verziehen. Uebrigens hat das Spiel viel dramatische Effekte, wie Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 79 f. bereits nachgewiesen hat.

Lucifer ruft seine Teufel zusammen, auch Lilis, seine Großmutter, nimmt an dem höllischen Tanze derselben Theil. Dann legt Lucifer seinen Plan vor, die kluge Jutta zu bethören. Solhoras erscheint ihr und verleitet sie, sich in männlicher Tracht zu geistlichen Würden emporzuschwingen. Die Entwicklung des Dramas ist rasch. Bald sehen wir das schlaue Mädchen mit der Tiare geschmückt. Da bringt man vor sie einen besessenen Knaben, und sie soll den Teufel aus ihm treiben. Da fühlt sie zum erstenmal Furcht. Sie rafft sich zusammen und beginnt den Exorcismus, aber der Teufel verkündet höhnisch aus des Knaben Munde, sie sey ein Weib und trage ein Kind. — Die Scene ist im Himmel, Christus beschwert sich gegen seine Mutter über die Päpstin, sie bittet aber für sie und erhält Gnade. Da wird der Engel Gabriel zur Päpstin abgeschickt, um ihr ihren baldigen Tod anzukündigen. Sie büßt und betet, darauf gebärt sie auf offener Straße das Kind unter dem Zulauf des Volks und stirbt. Zwei Teufel schleppen ihre Seele zu Lucifer, aber durch die h. Jungfrau wird sie befreit, indem diese den h. Michael schickt, der das Schwert ziehend auf Lucifer einhaut und ihm die Beute entreißt. — Der höllische Tanz, die päpstliche Krönung, das himmlische Gespräch, die erschütternde Scene der Teufelsbeschwörung, die Reue und Buße, die öffentliche Geburt, dann der Jubel und die Angst in der Hölle, der Kampf Michaels und daneben die Angst der für Roms Schicksal zitternden Cardinäle, endlich der allversöhnende Schluß beweisen, daß dieses Schauspiel, gut aufgeführt, von ungeheurem Erfolge gewesen seyn muß.

Auch Hans Sachs hat die Päpstin bearbeitet II. 3. 167. — Im Jahr 1794 erschien in Paris ein Drama von Flins, sehr unzüchtig, aber nicht ohne Geist. Schirges, französisches Theater 106. Ein überaus phantastisch-romantisches Drama ist das von Arnim in seinen Werken Band 19. Siehe meine Beurtheilung im Literaturblatt 1847. Nr. 50.

Nicht minder eigenthümlich ist die Sage vom Bruder Rausch, behandelt als Volksbuch in mehreren alten Drucken, auch niederdeutsch in einem einzigen Druck (der Meusebach'schen Bibliothek), auch dänisch in Versen und englisch in Prosa. Vgl. die ausführlichen Untersuchungen von Wolf und Endlicher in Scheibles Kloster XI. 1070 f.

Der Teufel Rausch sieht, wie fromm die Mönche des Klosters Eßrom in Seeland zusammenwohnen. Das ärgert ihn und er beschließt, sie zu verderben. Indem er in die Dienste des Klosters tritt und als Knecht zu arbei-

ten anfängt, frägt ihn der Abt: Kannst du auch Hunde koppeln? o mehr als Hunde, antwortete Rausch, ich kann auch Männer mit Frauen koppeln und z. B. euch, Herr Abt, ganz heimlich bei Nacht eine schöne Frau in eure Zelle bringen. Der Abt muß lachen, er läßt sich verlocken und vom Teufel wirklich ein Weib zuführen. Die andern Mönche desgleichen. Als er aber den Küchendienst versäumt und der Koch ihm deshalb grollt, wirft er diesen in den siedenden Kessel. Die Mönche glauben, er sey hineingefallen und ernennen Rausch zu seinem Nachfolger. Nun nährt der Teufel die Mönche mit den besten Bissen, macht sie immer fauler und geiler, schnitzt aber Prügelstöcke, was die Mönche anfangs nicht begreifen, bis sie, unter sich Händel bekommend, alle seine Prügel abholen und einander gräulich schlagen. Darauf ersinnt Rausch eine neue Schalkheit, schneidet einer Kuh auf der Waide ein Viertel ab und macht einen Braten daraus. Der Bauer aber, dem die Kuh gehört, ist der Meinung, wer ein Viertel von ihr geholt, werde auch das übrige holen und versteckt sich auf einen Baum in der Nähe. Da versammeln sich über Nacht die Teufel und rühmen gegen einander, was sie Böses gethan haben (wie die Hexen in Shakespeare's Macbeth). Der Bauer hört alles und sagt es am andern Morgen dem Abt. Dieser bereut seine Vergehen, waffnet sich aber mit der ganzen Stärke seines Priesterthums, bannt den Teufel Rausch, verwandelt ihn in ein Pferd und entläßt ihn endlich. Nun geht Rausch nach England und fährt dort in die schöne Königstochter. Kein Mittel kann sie von ihm befreien, bis der Abt davon hört, sich auf den Weg macht und alsbald den Teufel aus der Prinzessin austreibt, ihn zwingend, wieder Pferdegestalt anzunehmen. Der König will den Abt reichlich lohnen, er nimmt aber nur eine Last Blei, um sein Kloster damit zu decken und Rausch muß das Blei übers Meer zum Kloster heimtragen, alsdann auch den Abt selber, und zuletzt wird er in die Tiefe eines Berges gebannt.

Hier, wie im Spiel von Frau Jutten, ist keine Satire auf die Geistlichkeit beabsichtigt, sondern deren Ehre gewahrt und wird nur ein Exempel zur Warnung aufgestellt.

In Pauli Schimpf und Ernst, Nr. 377 wird ein harmloser Schwank von den Weibern erzählt, die unter einander Beichte hören wollten.

Es waren Beguinen, geistliche Schwestern, die es für eine Schande hielten, daß sie nicht auch Beichte hören sollten, da sie doch so gut wie Männer wären. Sie kamen zum Papst, der ihnen ein Büchslein gab und sagte, sie sollten es aufbewahren und beileibe nicht aufmachen, bis er zu ihnen käme und ihnen Bescheid gäbe. Unterwegs aber wollten sie gerne wissen, was in dem Büchslein wäre, thaten es auf und — der Vogel, der drinn war, flog auf und davon. Sie gingen nun zum Papst zurück und baten, er möge ihnen einen andern Vogel geben. Er aber lachte und sagte: wie, wenn ihr einander Beichte

hörtet und wüßtet, was die Andere gethan hat, und erzürntet euch nachher wider einander, würdet ihr die Büchse nicht auch aufthun und den Vogel herauslassen? Die Geschichte wird von Spätern dem Papst Innocenz II. oder Johann XXIII. zugeschrieben. Vgl. Pater Abraham, Judas IV. 11. Hagedorns Fabeln und Webers Päpste II. 16. — Nach einer andern Sage beichtete ein Priester bei der ersten Nonne, die dazu Erlaubniß erhalten und sagte, er habe ein Ei gelegt. Nach einer halben Stunde wußte das ganze Kloster um das Geheimniß.

Den Uebergang zu der fast unübersehlich reichen Schwank- und Satirenliteratur des Reformationszeitalters, worin alles erdenkliche Böse von den Pfaffen erzählt wird, bilden die schon in den altdeutschen Erzählungen des Laßberg'schen Liedersaals und in den von Keller gesammelten Erzählungen und Fastnachtsspielen enthaltenen Anecdoten von den Lastern, besonders von der Buhlerei der Pfaffen. Hier einige Proben aus der ersten Quelle.

Ein Pfaffe buhlte mit einer Fischerin, fiel aber, als er vor dem heimgekehrten Fischer sich verstecken wollte, in dessen Reusse und wurde gefangen. In den andern Reussen hatten sich ein Hase, sieben Rebhühner und viele Fische gefangen. All diesen Fang führte der Fischer auf einem Wagen öffentlich auf die Burg. Der Pfaff mußte das Land meiden, der Frau wurde verziehen. Laßberg, Liedersaal Nr. 202.

Ein schönes Weib in Kolmar beichtete bei einem Predigermönch, der ihr Liebesanträge machte; entrüstet ging sie zu einem Barfüßermönch, um ihre Beichte zu erneuern, aber auch dieser bestürmte sie mit Liebe; sie kam nun zu einem Augustinermönch, der es nicht besser machte. Da sagte sie ihrem Mann, was ihr geschehen sey, und dieser rieth ihr, alle drei Mönche zu einem Stelldichein zu laden. Als nun der erste kam, machte der Mann ein Geräusch, und der erschrockene Mönch flüchtete in einen dazu bereit gestellten Badezuber, der aber voll siedenden Wassers war, so daß er sogleich sterben mußte. Dem zweiten und dritten Mönch ging es nicht besser. Laßberg I. 305. Hagen, Gesammtabentheuer Nr. 62.

In Kellers Erzählungen aus altdeutschen Handschriften finden sich viele grobe Pfaffenschwänke aus dem Beginn der Reformation und der kurz vorhergehenden Periode.

Ein Pfaff läßt sich zu Roß seine Stiefel flicken, der Schuster sticht ihm eine Pulsader am Fuße an und der Pfaffe verblutet und stirbt. Der Schuster bindet die Leiche auf dem Rosse fest und treibt das letztere in ein Haberfeld. Der Bauer, dem der Haber gehört, ruft den Pfaffen zornig an und schlägt ihn, da er keine Antwort bekommt. Der Pfaff fällt vom Pferd und der

Bauer meint, er habe ihn erſchlagen, packt ihn auf und legt ihn in des Nachbars Haus in einen Backtrog, nachdem er den Teig herausgenommen. Der Nachbar findet den Pfaffen und bildet ſich ein, derſelbe habe ſich von dem Teige todt gefreſſen, trägt aber die Leiche zum Meßner und lehnt ſie an die Thür. Der Meßner findet den Pfaffen, heißt ihn weggehen und ſtößt endlich die Thür ein. Wie der Pfaffe fällt, meint er Schuld an ſeinem Tode zu ſeyn, zieht ihm Meßgewande an und ſtellt ihn in die Kirche. Da kommt ein altes Weib, ihm die Hand zu küſſen, und zieht ihn bei der Hand. Er fällt um und ſchlägt das alte Weib todt.

Aehnliche Erzählungen vom Leichenverbergen kommen auch in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache vor und ſogar in den arabiſchen 1001 Nacht. Aber nicht von Pfaffen. Die deutſche Erzählung iſt ausdrücklich auf die Pfaffen gemünzt und drückt die tiefſte Herabwürdigung derſelben aus.

Aehnlich iſt bei Keller, Erzählungen S. 345 die Geſchichte von den drei Schülern.

Drei Schüler (junge Pfaffen) ſchleichen ſich bei einer ſchönen Fiſcherin ein und werden von ihr in einer trockenen Grube verſteckt. Der heimkehrende Fiſcher läßt, um ſeine Fiſche aufzubewahren, Waſſer in die Grube. Die Schüler ertrinken, ein Knecht ſoll die Leichen wegbringen. Er meint aber, es ſey nur einer, und wird ſehr böſe als er den zweiten und dritten ſieht, in der Meinung, es ſey immer der nämliche. Als er den dritten in die Donau geworfen hat, begegnet ihm ein lebendiger Pfaffe. Da glaubt er, das ſey wieder der nämliche, und wirft ihn ebenfalls ins Waſſer.

In einem Volksliede bei Uhland Nr. 286 lockt ein kluges Fräulein elf Mönche, die ihr alle unerlaubte Anträge gemacht haben, in den Keller und läßt ſie hier ſchmachten, bis ſie ſich mit Geld löſen müſſen. Hans Sachs hat einen Schwank vom blinden Meßner.

Eine Meßnerin, die mit einem Pfaffen buhlt, betet zum h. Stolprian, er möge doch ihren Mann blind machen. Der Mann hört es aus ſeinem Verſteck und räth ihr, als ob er der Heilige wäre, ihren Mann gut zu füttern und zu pflegen, dann werde er binnen drei Tagen blind ſeyn. Sie folgt dem Rath, er ſtellt ſich, als ob er allmählig erblinde, als aber das Weib und der Pfaff ſeiner nicht mehr achten, ergreift er einen Stock und prügelt ſie beide jämmerlich.

Ein überaus frivoler Schwank ſteht in Kellers Erzählungen S. 443. Die Nonnen in einem Kloſter raufen ſich um einen „Zagel“. Nicht

besser ist der Schwank von „Bertha mit der langen Nase" in Haupts altdeutschen Blättern I. 105.

Die Hebamme sagte einer Wöchnerin, ihr neugebornes Kind sehe dem Vater sprechend ähnlich. Hat es auch eine Tonsur? frug die Mutter. Kirchhoff, Wendunmuth I. 338. Bebel, facet. I. 78.

Das Frechste, was die deutsche Lyrik in der Zeit des sinkenden Glaubens hervorgebracht hat, ist eine s. g. Abendvesper (Keller, Erzählungen S. 390). Hier sind die lateinischen Verse aus echten kirchlichen Hymnen gemischt mit den obscönsten deutschen Versen, durch welche der Sinn jener parodirt wird. Ein Vorspiel zu dem, was in der französischen Revolution geschah, gleichsam eine Verunreinigung der heiligen Kirchengefäße mit dem ekelhaftesten Unflath. Damals aber ging die Unsauberkeit von den verdorbenen Pfaffen selbst aus. Jenes ruchlose Lied hat wahrscheinlich einen solchen zum Verfasser und das Lied wurde bei pfäffischen Orgien gesungen. Ein gleichfalls freches Lied, in welchem der Papst selbst alle Weiber und Maiden die Buhlerei lehrt und empfiehlt, aus einer Gothaer Handschrift in Grimms altd. Wäldern III. 164. — Ein höchst freches und üppiges Lied von einem Pfaffen, der bei des Bauern Frau lag, in Körners hist. Volksliedern Nr. 28. — Ein tolles Lied aus dem 15. Jahrhundert, halb lateinisch, halb deutsch (Hoffmann, in dulci jubilo p. 85) führt einen Esel ein, der aus der Mühle lauft, Pfaff wird und die erste Messe lesen will, als sein Treiber kommt, ihn schlägt und wieder in die Mühle jagt.

Sehr verbreitet war der Schwank vom fahrenden Schüler.

Ein fahrender Schüler kommt in ein Bauernhaus, wo die Frau in Abwesenheit des Mannes eben den Pfaffen bewirthet. Plötzlich kommt der Bauer zurück, Braten und Wein werden sammt dem Pfaffen versteckt. Der Schüler aber gibt sich für einen Zauberer aus, zaubert das verborgene Essen hervor und verspricht, den Bauer auch den Teufel sehen zu lassen. Während nun der Bauer in einem Zauberkreise stehen muß, aus dem er bei Leibe nicht heraustreten darf, geht der nackt ausgezogene und schwarz mit Ruß bemalte Pfaff bei ihm vorbei und entkommt. Altdeutscher Schwank in Kellers Fastnachtspielen S. 1172 und bei Hans Sachs. Oft variirt. Einen viel schlimmeren Ausgang nimmt die Sache in einem Gedicht in von der Hagen Gesammtabentheuern Nr. 61, indem hier, nachdem das verborgene Essen und Getränk verzehrt ist, der Pfaff hervorgeholt und erst gegen ein Lösegeld entlassen wird.

In diesem Fastnachtsspiele, wie in den spätern facetiis von Bebel, in Schimpf und Ernst von Pauli, im Rollwagen ꝛc. wimmelt es von ähnlichen Schwänken, die bis ins Unglaubliche zotenhaft werden. Wie viel Wahrheit auch darin liegen mag, wie oft gottlose Pfaffen ihren heiligen Beruf wirklich schändeten, so war es doch auch ein sündiges Gelüsten, dergleichen mit Behagen und Uebertreibung wieder zu erzählen. Die Laster der Pfaffheit dienten oft nur zum Vorwand, um auch die Laster der Laien zu entschuldigen und um den Altar selbst besudeln zu können.

Von der Völlerei der Pfaffen ein guter Schwank bei Hans Sachs (V. 339).

Ein Abt hat sich so vollgefressen, daß er nicht mehr kann, und will ins Wildbad, um wieder Appetit zu bekommen. Unterwegs kehrt er bei einem bekannten Edelmann ein. Der verspricht ihn um billigeres Geld und in kürzerer Frist zu heilen, daß er des theuren Wildbades nicht nöthig habe, sperrt ihn ein, läßt ihn drei Tage lang hungern und hat ihn wirklich vollständig curirt.

Der berühmteste Schwank vom Ablaßkram vor der Reformation ist der von einem umherreisenden Ablaßkrämer, welcher eine Feder des Engel Gabriel zur Anbetung vorzuzeigen pflegte, als sie ihm aber einmal zum Spott verbrannt wurde, und man ihm eine Kohle beilegte, diese sogleich für eine Reliquie vom Rost des h. Laurentius ausgab. Von Hans Sachs und vielen Andern erzählt. — Ungleich harmloser ist der Schwank bei Bebel von St. Otmars Flasche.

Zwei fahrende Schüler kommen zu einem reichen Bauer. Der eine zapft heimlich das Weinfaß an und verbirgt sich hinter dem andern, um ihm von Zeit zu Zeit seine ihm hinterrücks gereichte Flasche unvermerkt wieder zu füllen, bis der Bauer sich überreden läßt, das sey St. Otmars Flasche, die sich immer von selber fülle, und für die er dem fahrenden Schüler eine große Summe Geldes bezahlt.

Sechstes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

Eine große und ſchreckliche Kataſtrophe zerſtörte im Beginn des 16. Jahrhunderts den Beſtand der alten Kirche und zerriß unſer Vaterland in zwei Religionsparteien, die einander über ein Jahrhundert lang zerfleiſchten. Natürlicherweiſe mußte ſich in dieſer beklagenswürdigen Zeit auch die Poeſie verfinſtern und verbittern. Sie wurde die Magd der Parteien, von ihnen auf alle Art geſchändet und mißbraucht.

Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und ſchrieb der deutſche Menſch roher, ungeſchliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des fünfzehnten und ſechzehnten. In die Atmoſphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten ſich die Geiſter auf eine ganz merkwürdige Weiſe, man kann es faſt eine Beſeſſenheit nennen.

Das Ueberhandnehmen der Teufelsgeſpenſter, der Hexenprozeſſe, der magiſchen Künſte ꝛc. hängt genau damit zuſammen. Nie weder vor- noch nachher hatte der Teufel größere Macht in Deutſchland, was ſelbſt die zugeben müſſen, welche das wirkliche Daſeyn des Teufels leugnen und ihn nur in der Einbildung exiſtiren laſſen. In die ſchauerlichen Nachtſtücke dieſes Zauber- und Geſpenſterweſens, dieſer Scenen in Folterkammern und am Rabenſtein pfiffen ſodann die luſtigen Piccoloflöten der Humaniſten hinein, von denen jeder ein kleiner Lucian ſeyn wollte und die alte wie die neue Kirche zugleich verhöhnte, lachende luſtige Teufel

neben den grimmig grinsenden, wie in den gleichzeitigen Gemälden von Callot und Höllenbreughel.

Das Gesammtbild der deutschen Dichtung im Reformationszeitalter ist ein Zerrbild, halb mit dem Ausdruck menschlichen Irrsinns, halb mit dem teuflischen Triumphes. Das wenige Gute und Gesunde, zuweilen sogar noch eine Spur des verlornen Heiligen, nimmt sich doch nur dürftig aus im Vergleich mit der breiten Masse des Schlechten und Gemeinen. Das fromme Vaterlandsgefühl äußert sich nur noch klagend unter der Tyrannei ausländischer und dämonischer Gewalten.

Die gebundene Rede wich je mehr und mehr der ungebundnen. Die Prosa wurde in jeder Beziehung Meister über die Poesie und hauptsächlich durch die große Verbreitung der unübertrefflichen Luther'schen Bibelübersetzung wurde die Schriftsprache festgestellt. Indessen war diese letztere schon lange vor Luther im s. g. Mitteldeutsch vorgebildet, welches naturgemäß zwischen der ober- und niederdeutschen Mundart, als eine Mischung aus beiden, immer breiteren Boden gewonnen hatte. Zur Einführung einer gleichförmigen deutschen Schriftsprache half am meisten der zunftmäßige Bücherdruck. Man pflegt diese Veränderungen in Sprache und Schrift zu preisen und als segensreiche Frucht der Reformation anzusehen. Aber sehr mit Unrecht. Die deutsche Sprache hat dadurch an ihrem ursprünglichen Reichthum und an der Fähigkeit, aus dem innern Organismus heraus sich fortzubilden, so wie an Wohllaut wesentlich verloren. Sie ist viel ärmer und viel steifer geworden, als sie früher war. Mit Mühe und Noth hat man sie, und zwar erst im vorigen Jahrhundert, wieder geschmeidiger gemacht. In Luthers Zeit selbst und noch länger als ein Jahrhundert nach ihm, war sie ganz unnatürlich hart, ungelenk, knorrig, borstig, so daß Kaiser Karl V. Recht hatte, wenn er sie mit einer Pferdesprache verglich und nur an der weichen niederländischen Mundart Gefallen fand.

1.

Die kirchliche Satire.

Die Verderbniß der Kirche hatte längst zur Satire aufgefordert. Schon seit einigen Jahrhunderten hatte man sich an den Pfaffenschwänken

ergötzt. Aber die Harmlosigkeit dieses Spottes wurde nach und nach vergiftet durch lauernden ingrimmigen Haß, der bald in juvenalischer Entrüstung, bald in lucianischer Frivolität der Kirche einen unversöhnlichen Krieg ankündigte. Die ärgsten Spötter, die den Ton angaben, traten in Italien, gleichsam unter den Augen Roms selber auf. Die frommen Deutschen folgten erst langsam nach.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schrieb der Zürcher Felix Hemmerlin, der sich lateinisch Malleolus nannte, mehrere starke Satiren gegen die verderbte Pfaffheit, die Sebastian Brant erst 1497, lange nach Hemmerlins Tode, herausgab, contra validos medicantes (gegen die Bettelmönche), de negotio monachorum, eine epistola contra superbum clericum, doctoratus in stultitia und ähnliche beißende Verspottungen des damaligen Unfuges in Klöstern und auf Universitäten.

Der berühmte Aeneas Sylvius, der als Legat im 15. Jahrhundert in Deutschland wirkte und nachher Papst wurde, liebte die Deutschen, verherrlichte ihren Ruhm in seinem Roman Euryalus und Lucretia, verbreitete aber auch unter den Deutschen die Liebe zur italienischen Literatur, die schon eine Neugier nach den altrömischen und griechischen Classikern einschloß. In Boccaccio war der erste eigentlich moderne Geist aufgetreten, der das ganze Mittelalter überfliegend die letzten Classiker mit den ersten Humanisten verknüpfte, gewissermaßen unter Vermittlung der arabischen Bildung. Denn Boccaccio schrieb im Styl des 1001 Nacht mit dem freien Geist des Lucian. Der Ulmer Steinhövel übersetzte 1471 die berühmten Frauen des Boccaccio zum erstenmal ins Deutsche. Gleichzeitig unternahm Niclas von Wyle, Stadtschreiber in Eßlingen, zuletzt Kanzler in Stuttgart, eine Menge Uebersetzungen aus den Alten.

Auf den Universitäten aber kam die classische Philologie, das Studium der altrömischen und altgriechischen Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber unter dem Namen des Humanismus auf. In diesem Namen lag schon der Anspruch, durch den Unterricht nicht mehr Christen, sondern Menschen zu bilden. Der Humanismus nahm von Anfang an eine Stellung der Kirche gegenüber. Die ganz vom Geist der alten Heiden trunkenen Gelehrten haßten heimlich die Kirche. Um aber die ganze Bedeutung des Humanismus zu verstehen, muß man erwägen, daß er zunächst eine Reaction des romanischen Geistes gegen den germa-

nischen war und als Mittel allen den Mächten und Parteien diente, welche das bisherige Uebergewicht des deutschen Kaisers und Reichs in Europa brechen wollten.

In den romanischen Ländern, hauptsächlich in Italien und Frankreich, waren die antik heidnischen Erinnerungen unter dem mächtigen Einfluß des Christenthums, der germanischen Eroberer und der mittelalterlichen Romantik längst verschwunden oder hatten sich nur Spuren davon in romantischer Umkleidung erhalten. Aber in dem Maaße, in welchem Italien und Frankreich sich in nationalem und politischem Interesse der Uebermacht des deutschen Reichs erwehrten, nahm diese welsche Opposition gegen Deutschland auch antike Elemente in sich auf und verstärkte sich durch den Geist der wiedererweckten alten Classiker. In dem Maaße ferner, wie in den romanischen Ländern und zunächst in Rom selbst bei der übermüthigen und siegesstolzen Geistlichkeit die weltliche Ueppigkeit überhand nahm, mißfiel dort die keusche Strenge der s. g. altfränkischen Zeit oder der Gothik, und wandte man sich der schönen Sinnlichkeit der antiken Vorbilder zu. Ja selbst der sittliche Ernst gefiel sich darin, auf die immer steigende Entartung der Kirche den Spott anzuwenden, mit dem Lucian einst die Entartung des Heidenthums seiner Zeit gegeißelt hatte. Die classische Sprachform, der klare antike Verstand, das Schönheitsgefühl des Alten mußte in je mehr verwildernden Zeiten nothwendig imponiren. Dem von Deutschland her schwer gedrückten Italiener mußte die Fiction, er sey der direkte Nachkomme der großen Römer, außerordentlich schmeicheln.

So nahm zunächst die italienische Poesie einen immer stärker hervortretenden antiken Charakter an, bald auch die bildende Kunst und Architektur, während auf den Universitäten eifrig die alten Classiker hervorgesucht und neu herausgegeben wurden. Italienische Fürsten nahmen sich dieser Renaissance oder Wiedergeburt des antiken Geistes aus politischen Gründen an, z. B. die mediceischen. Die weltliche Fürstenmacht in Italien konnte sich nur ausbreiten auf Kosten der beiden veralteten Institute des Kaiserreiches und der Kirche. Gegen beide war die Renaissance ihr natürlicher Bundesgenosse. Wunder muß es nehmen, daß die Päpste selbst der Renaissance so großen Vorschub leisteten. Wenn unter Leo X. die Auffindung der berühmten Gruppe des Laokoon wie das Erscheinungsfest

des höchsten, welterlösenden Geistes mit einer Pracht und einem nationalen Jubel gefeiert wurde, wie nie zuvor ein christliches Fest, so hätte der Papst überlegen sollen, daß der hier geweckte Geist ihm nicht blos in seinem Kampfe wider den deutschen Kaiser dienen, sondern den Stuhl Petri selbst erschüttern würde.

In Deutschland war der gute Kaiser Max am Ende des 15. Jahrhunderts eben so unbesonnen, sich zum Beschützer des Humanismus aufzuwerfen und den ganz in die Classicität vernarrten Conrad Celtis, einen Mann sehr zweideutigen Charakters, seine Schule in Wien ausbreiten zu lassen. Der deutsche Kaiser hätte niemals den Geist pflegen sollen, der das deutsche Wesen principiell verleugnete. Wenn gleichzeitig oder kurz vor- und nachher viele deutsche Fürsten das nämliche thaten, neue Universitäten gründeten und auf denselben Humanisten als erste Leuchten anstellten, so lag das in ihrer Sonderpolitik, wie in derjenigen des französischen Königs und der italienischen Fürsten. Der neue classische Geist war den Souverainetätsbestrebungen aller derer günstig, die bisher vom alten Kaiser abhängig gewesen. Die gelehrten Humanisten waren fast alle eifrige Höflinge und Schmeichler der Fürsten. Fast in jedem steckte ein kleiner Horaz. Die fürstliche Gunst diente ihnen aber nur als Mittel, ihr eigentliches Augenmerk war, Eroberungen auf Kosten der Kirche für die Schule zu machen. Sie ergriffen in ihrer ungeheuren Mehrheit Partei gegen die alte Kirche.

Als Patriarchen des deutschen Humanismus stehen zwei große und weltberühmte Männer, Erasmus und Reuchlin, an der Schwelle der Reformation.

Erasmus, geboren 1467 zu Rotterdam, der berühmteste und einflußreichste Humanist seiner Zeit, wirkte in England, später an der Universität Basel für die classische Philologie und schrieb nebenbei nur einige Satiren im Geiste Lucians. Selbst die große Bewegung der Reformation konnte ihm keinen Ernst abgewinnen. Er spöttelte nur über alles mit seiner Ironie und der Streit unter Christen war ihm, dem Heiden, wirklich gleichgültig. Seine geistvollste Satire ist das Lob der Narrheit (encomium moriae oder stultitiae laus).

Die Narrheit rühmt sich, die Mutter des menschlichen Geschlechts zu seyn, denn nicht nur sey das Fortpflanzungsorgan selbst etwas sehr Lächerliches,

ſondern auch und faſt noch mehr, daß ſich die Menſchen deſſelben bedienen. denn die Hauptnarrheit der Welt ſey das Heirathen und Kinderzeugen, weil jeder nur Sorge und Noth daraus ſchöpfe. Die Narrheit beherrſcht ferner die ganze Kinderwelt, denn offenbar ſind alle Kinder nur eine Art von Narren. Wäre die Narrheit nicht in der Welt, durch die Weisheit würden die Menſchen längſt umgekommen ſeyn. Das Lernen, die Erfindungen, die Leidenſchaft des Beſſerwiſſens ruiniren das Geſchlecht, durch die Narrheit allein werde es conſervirt. Die ganze Hälfte der Menſchheit, die weibliche, ſey zum Glück närriſch und werde nie weiſe. Auch die Nationen würden nur erhalten durch die närriſche Einbildung ihrer Vorzüge, die Staaten nur durch das närriſche Vorurtheil der Gewohnheitsrechte. Jeder Sterbliche ſpiele nur, ſo lange er lebe, die ihm zugewieſene Narrenrolle, die ganze Welt ſey nur eine Comödie. Ein Fürſt ohne Charakter und Moral, durch und durch unwürdig, ſpiele nur die Fürſtenrolle; ein Gelehrter ohne Geiſt, der nur mit ungeheurer Oſtentation lehrt, der Blutegel habe zwei Zungen, oder eine dialectiſche Minutioſität auskramt, ſpiele nur die Gelehrtenrolle. Aber auch die Kirche, ſey ſie nicht ein bloßes Theater? Die Katholiken ſeyen Narren, weil ſie, in die Maria mehr als in Chriſtum verliebt, zugleich Hülfe von den Heiligen erwarten, weil ſich ihre Mönche, die faulen Bäuche, nur um Allotria, die Form der Kutten, und um Wohlleben bekümmern; aber auch die Proteſtanten ſeyen Narren, weil ſie theologiſche Haarſpalterei treiben und um Geheimniſſe der Gottheit zanken, die ſich nie werden begreifen laſſen. In Summa, die ganze Welt ſey närriſch und werde es wohl immer bleiben.

Des Erasmus colloquia, vormals ein Lieblingsbuch aller Gebildeten und in ſehr vielen Auflagen gedruckt, jetzt aber vergeſſen, enthalten im eleganteſten Latein eine bunte Menge von Geſprächen, zum Theil lehrhaft, zum Theil burlesk von ganz ähnlichem Geiſte.

Darin wird nicht blos die äußere Verderbniß der Kirche verſpottet, ſondern auch das Heilige ſelbſt mit Ironie behandelt. Wir leſen darin von einem Ehemann, der nur einen Honigmonat im Leben habe, während ſie der Pfaff das ganze Leben durch genieße; vom Ablaß, den man kaufen und erhalten könne, wenn man Chriſtum ſelbſt beſtehlen wolle; von den Pfaffen, die, wenn ſie auch als Knaben Engel wären, im Alter Teufel werden; von der Meſſe, durch die man ſich zu Wolluſt, Jagd, ſelbſt zu Verbrechen ſtärke; von Beichtvätern, welche das Ohr der Unſchuld durch die ſchmutzigſten und ſchändlichſten Fragen entweihen; von falſchen Reliquien, die doppelt und dreifach vorhanden ſeyen, vom h. Kreuz allein eine ganze Schiffsladung Holz ꝛc.; von Mönchen, die Höllenangſt vor dem Teufel haben, wenn ſie ohne Kutte ſind, aber in der Kutte die ſcheußlichſten Laſter zu begehen nicht ſcheuen. Erasmus ſpöttelt aber auch über die Maria, die ſo viele Anbeter, und über Chriſtus ſelbſt, der ſo

viele Bräute habe, über die Heiligen, die er als eine Heerschaar mit verschiedenartigen Waffen wie Falstaff seine Rekruten mustert ꝛc. Er wendet sich zur Philosophie, man empfiehlt ihm die Stoa, aber er will nicht glauben, daß es einen echten Stoiker gebe, und entschuldigt dafür den Epikur. Das letzte Gespräch ist ausschließlich ihm gewidmet, so daß man Wieland zu lesen glaubt. Auch liebt Erasmus sehr das Schlüpfrige. In einem Gespräch reden zwei, der eine von einer Brautnacht, der andere von einem Schiffbruch, äußerst burlesk. In einem andern beredet Pamphilus die Maria zur Ehe und entwickelt auf die cynischeste Weise die Bedürfnisse der menschlichen Natur nunc incidit, ut vitium sit non coire, coire virtus). Er verspricht ihr Töchter (pro una virgine multas dabimus). Ebenso cynisch ist das Gespräch mit einer Mutter, worin die Vereinbarung der Seele mit dem Leibe im Phötus abgehandelt wird. Ein öfter wiederkehrender Lieblingsgedanke des Erasmus ist, die Menschen seyen nur höhere Thiere, oft nicht viel besser als Thiere, wer Ochsenfleisch esse, selber ein Ochse ꝛc. Am besten sind die reinen Humoresken, z. B. die Weiberrepublik, in der die Weiber rathschlagen, das bacchische Gelag der Mönche, eines niederländischen Meisters würdig. Auch bloße Wortspiele kommen vor, z. B. das Gespräch mit dem Echo. Im Einzelnen begegnen uns höchst geistreiche Gedanken, z. B. als man ihm wünscht, er möge Papst und Kaiser zugleich werden, erwiedert Erasmus: ihm wäre lieber, wenn er deutscher Kaiser und König von Frankreich zugleich wäre.

So nahm Erasmus denn bereits einen von der Kirche unabhängigen Standpunkt ein und hielt sich übrigens von der Hitze und dem Schrecken des Reformationskampfes möglichst fern. Ein anderer Humanist, der berühmte Reuchlin, sollte desto tiefer in ihn hineinführen, indem es sich aus Anlaß seines Wirkens darum handelte, wie sich das Studium der alten Sprachen überhaupt zur Kirche zu verhalten habe. Die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) und die Zerstreuung der von dort geflüchteten gelehrten Griechen trug wesentlich dazu bei, neben dem bisher fast ausschließlich gepflegten Studium des Lateinischen, auch die alten Griechen zu lesen, zu verbreiten, zu übersetzen. Endlich hatten die Niederländer, insbesondere in der Schule von Deventer, und einige andre fromme deutsche Gelehrte Werth zu legen angefangen auf die Kunde der alten Sprachen, sofern daraus ein tieferes Verständniß der theils hebräisch, theils griechisch gefaßten h. Schrift hervorgehen mußte. Es war begreiflich, daß, wenn sich die Philologen der h. Schrift bemächtigten, um etwas Anderes darin zu suchen, als bisher die Kirche darin gefunden hatte,

dadurch das Ansehen der Kirche gefährdet wurde. Auf der andern Seite konnten hinwiederum Päpste, welche die Renaissanceschwärmerei in Rom selbst guthießen und förderten, gegen die Classiker nicht barbarisch verfahren. Daraus erklärt sich, warum es nur rohe Eiferer und Plänkler waren, die von Kölln aus im Namen der Kirche gegen den Vater des hebräischen Sprachstudiums in Deutschland, dem berühmten Schwaben Reuchlin, Professor in Tübingen, in brutaler Weise losbrachen, ohne von der Kirche legitimirt zu werden, denn der Papst behielt sich das Endurtheil vor und Reuchlin und seine Freunde hatten Zeit, mit allen Mitteln ihrer Gelehrsamkeit und ihres Witzes die Köllner Eiferer zurückzuschlagen. Der Streit wurde auf dem Felde der Satire geführt. Reuchlin selbst, durch die fanatischen Mönche aus Heidelberg vertrieben, schrieb gegen sie eine lateinische Comödie unter dem Titel Sergius vel Capitis caput, ohne Jahr und Ort gedruckt, aber 1507 zu Pforzheim nachgedruckt, also jedenfalls früher erschienen. Vgl. Flögel, Geschichte der com. Literatur III. 149.

Die Satire ist hauptsächlich gegen den Augustinermönch Holzinger in Heidelberg gerichtet, den er Sergius nennt und dessen Todtenschädel als Reliquie mit allerlei Opfern gefüllt wird, was dem Dichter Anlaß gibt, alle schlechten Seiten seines Gegners zu besprechen. Obgleich alles in die muhamedanische Welt versetzt und nur auf die Person des Sergius bezogen wird, meint Reuchlin unter dem todten Kopfe, dem alles huldigt, der alles besitzt und erwirbt, doch eigentlich das Papstthum und den geistlichen Stand.

Diese Comödie wurde sogleich auf den Universitäten verbreitet, es wurden sogar Vorlesungen darüber gehalten, deren einer Luther noch als Student anwohnte. Simler schrieb einen gelehrten Commentar zum Sergius. Ein Beweis, wie weit die der alten Kirche feindselige Stimmung schon verbreitet war.

Eine fast gleichzeitige Satire auf die Pfaffen war Pauli Olearii (Oehlschlägels) de fide concubinarum in sacerdotes, Heidelberg 1504. (Später noch einmal hintangedruckt dem Buche Jacob Hartliebs de fide meretricum in suos amatores ohne Jahrzahl und Ort). Das Buch enthält abwechselnd in Küchenlatein und grobem Deutsch Schwänke von Pfaffen, die von ihren Zuhalterinnen betrogen werden, voll der rohesten Zoten. Nie vorher war die Buchdruckerkunst zu solchen Schändlichkeiten

mißbraucht worden.*) Hartliebs Buch hat denselben Styl, die deutsche Construction im Mönchslatein noch ausgeprägter.**)

Des Olearius Buch ist als der Vater des noch weit berühmtern epistolae obsc. virorum zu betrachten. Es ist wenigstens sehr wahrscheinlich, daß Crotus, als er jene Briefe zu schreiben unternahm, sich dabei den Styl des de fide zum Muster nahm. Johann Jäger aus Dornheim in der Gegend von Arnstadt in Thüringen, nannte sich Venator, Rubianus (von rubus, Brombeerstrauch, der, weil er dornig ist, auf seinen Geburtsort hinweist), endlich Crotus (von κροτέω, Garaus machen oder κέρας Horn), lehrte in Erfurt, innig verbunden mit Eoban Hessus und Mutianus, alte Sprachen und schrieb in dem Reuchlin'schen Streithandel die berühmten lat. Briefe der Dunkelmänner.

Die epistolae obscurorum virorum sind nach Strauß (Ulrich von Hutten I, 256 f.) von Crotus allein ausgedacht, angelegt und im ersten Theil (1515) vollendet worden, am zweiten Theil hat dagegen Ulrich von Hutten und haben einige andere Freunde mitgearbeitet. Der erste Theil ist weitaus der beste. Der gute Humor, die behagliche Selbstbespiegelung der Dummheit, wodurch die erste Arbeit des Crotus sich auszeichnet, ist von den Fortsetzern nicht mehr erreicht worden. Sie sind entweder plumper oder wiederholen nur. — Das berühmte Buch hatte den Zweck, Reuchlin gegen Hochstraten und Pfefferkorn, die damaligen Kölner Ketzerriecher, zu vertheidigen. Die epistolae waren erdichtete Briefe, welche sich die Kölner und ihre Freunde unter einander im geistlosesten Mönchslatein schrieben und worin sie die ganze Unwissenheit, Völlerei und grobe Sinnlichkeit eines großen Theils der damaligen Klerisei offen zur Schau legten.

Das Buch erregte ungeheures Aufsehen und bekam die Lacher auf seine Seite. Unter allem, was für und wider geschrieben wurde, ragte Capnionis thriumphus (Reuchlins Triumph) hervor, erst 1519 edirt, aber schon 1517 dem Erasmus bekannt, gewiß unter Mitwirkung des Ulrich von Hutten geschrieben, vielleicht auch von Hermann von dem Busche. Die Untersuchungen bei Strauß, Hutten I. 217 f.

*) Eine Probe. Die Pfaffen unterhalten sich von ihren Concubinen. Ipse autem continuam concubinam secum non habebat, denn er behalf sich mit des Glöckners Tochter. Fuit autem idem sacerdos pluralis, quia pastor in Locheim, lector in Leymingen, canonicus in Beißmirsloch, vicarius in Darßbach ꝛc. ꝛc. Cum tot habeas beneficia, posses vel nobilem educare, puta aut unam de Rotzenhausen, aut unam de Ofenloch, aut unam vom Rotenschliz ꝛc.

**) Dilecte socio carissimo, ego mitto te sciro, quod ego nuper insteti pro uno Guvernamine et ex Dei gratiam factus sum scholirega et beno sto, quia habeo multum scholares et parvus et magnus, pauperes cum divitis, ego vellem quod tu veneris apud nos etc.

Reuchlin kehrt als Triumphator nach Pforzheim zurück. Vor ihm werden die Attribute der von ihm beſiegten Superſtition, Barbarei, Dummheit und Bosheit zur Schau getragen, hinter ihm die gefangenen Gegner in Ketten nachgeſchleppt, ſo der feuerſpeiende Hochſtraten, der ſtinkende Tungarus (Arnold von Tungern), der beſoffene Ortuin, vor allen ausgezeichnet aber der Jude Pfefferkorn, der (wie damals alle Juden, die ein todeswürdiges Verbrechen begangen hatten) bei den Beinen aufgehängt wird, dem man Zunge, Naſe und Ohren ausſchneidet, die Zähne und Nägel auszieht unter lautem Gelächter der Knaben und der Männer.

Strauß ſieht in dieſem Machwerk einen Sieg des Lichtes über die Finſterniß, er hätte doch aber auf die ſchauderhafte Grauſamkeit und Malice aufmerkſam machen ſollen, die hier allen guten Witz ausſchließt.

Erſt bei der Fortſetzung der epistolae betheiligte ſich der berühmte fränkiſche Ritter und abentheuernde Humaniſt, Ulrich von Hutten. Keiner in jener Zeit iſt von ſeiner Partei und von der Nachwelt mehr überſchätzt worden, als Hutten, indem man alle ſeine ſittlichen Flecken gefliſſentlich überſehen und ſeine Aufſchneiderei für wahres Heldenthum genommen hat. Hutten war von Jugend auf grundlüderlich, aus dem Kloſter entſprungen, ſein ganzes Leben hindurch veneriſch, von ſeiner eigenen Familie ausgeſtoßen. Nur bei den Humaniſten, zuerſt in Erfurt, fand er Schutz, indem er anſtatt dem Dienſte des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.

Sein Gönner Mutianus in Erfurt ſchwärmte ſo ſehr für das claſſiſche Heidenthum, daß er ohne Anſtand einer myſtiſchen Obergottheit in zwei Geſchlechtern als Untergötter Jupiter, Sol, Chriſtus, Ceres, Tellus, Maria ꝛc. neben einander unterſtellte. Hutten hatte für das Chriſtliche gar keinen Sinn, ſo wenig, daß er noch Jahre lang nach Luthers erſtem Auftreten über denſelben, als über einen abergläubiſchen Mönch ſpottete. Alle ſeine Schriften athmeten nur heidniſche Luft der Claſſiker. Durch den weltberühmten Humaniſten Conrad Celtis, auch ein lüderliches Genie, nach Wien berufen und vom alten Kaiſer Max zum Poeten gekrönt, ſchrieb Hutten für dieſen Kaiſer ſeine erſte Satire gegen den (eben verſtorbenen) kriegeriſchen Papſt Julius II. im Jahr 1513.

Papſt Julius, der Bullenhändler, iſt ſelbſt zur Bulle (bulla, Waſſerblaſe) geworden, indem ſein irdiſches Daſeyn ein Ende nahm. Er will den Himmel aufſchließen, ſein Schlüſſel paßt aber nur zu irdiſchen Schätzen. Petrus kommt

und weist ihn ab. Vergebens zählt Julius seine Verdienste her, sie stehen sämmtlich im gröbsten Widerspruch mit dem, was die wahre Nachfolge Christi verlangt. Da wird Julius grimmig und will gehen, alle die Armeen, die er schon auf Erden aufgestellt hat, gegen den Himmel zu führen.

Auch gegen Venedig, welches den Kaiser befehdete, schrieb Hutten eine Satire, worin er aus dem Löwen von St. Marco einen sich aufblasenden Frosch machte, den der Adler in seinen Sumpf zurückjagen soll. In einer andern Satire „Phalarismus" macht er aus dem Herzog Ulrich von Württemberg, der einen seiner Vettern ermordet hatte, einen Tyrannen Phalaris. Seine Betrübniß über den Mord des Vetters ist affectirt, er liebte keinen seiner Verwandten und wurde von keinem geliebt. Der Mordfall diente ihm nur, von sich selber reden zu machen. In seiner Aula schildert Hutten das Hofleben, das er einem trügerischen Meere vergleicht. In seiner Fortuna zürnt er der Glücksgöttin, die aus ihrem Füllhorn das Köstlichste nur denen zuwerfe, die es nicht verdienen. Unterdeß war Luther in Wittenberg aufgestanden und Hutten, ihm anfangs abgeneigt, wurde bald neidisch auf ihn, weil Luther unermeßlich viel mehr Popularität erlangte, als er. Fortan liebte er sich immer wetteifernd neben Luther zu stellen und den Haß gegen Rom zu übertreiben. Immer hat er sich forcirt. Im Jahr 1520 schrieb er den Vadiscus mit dem Motto jacta est alea (als ob er damals noch etwas gewagt hätte, nachdem die Fürsten sich Luthers schon so kräftig angenommen hatten!) voll wüthender Schmähungen auf Rom, und die Inspicientes, welches seine beste Satire ist.

Apollo und sein Sohn Phaeton überschauen vom Sonnenwagen aus die Welt, loben die Deutschen, äußern sich aber höchst ungnädig über die Kaufleute und über die Pfaffen. Da findet der päpstliche Legat Cajetan, es sey in Deutschland zu kühle und trübe Luft und schilt die Sonne. Apollo und Phaeton entschuldigen sich, aber der Legat schilt immer heftiger und thut endlich die Sonne in den Bann. Da verhöhnt ihn Phaeton und stolz schwebt die Sonne davon. Dieser zu aristophanischer Höhe sich erhebende Schluß ist in der That geistreich.

Es war indessen kein großes Wagniß, dergleichen zu schreiben. Schon seit drei Jahren waren Luthers Thesen in Wittenberg angeschlagen und hatte Zwingli in Zürich sich gegen die Curie erhoben, hatten sich die Fürsten und der Kaiser selbst den antirömischen Bestrebungen hold er-

wieſen. Luther hatte bereits ſo gewaltigen Anhang, daß Hutten ſeinem Impulſe folgte und jetzt erſt (denn bisher hatte er immer nur lateiniſch geſchrieben) deutſch zu ſchreiben anfing, ja ſogar die claſſiſchen Citate auf einmal mit bibliſchen vertauſchte. Das war bei ihm, dem eingefleiſchten Humaniſten und Libertin, in dem keine chriſtgläubige Ader war, unnatürlich und lediglich gemacht. Luther hatte eben die päpſtliche Bulle verbrannt. Da ſchrieb Hutten eine bulla vel bullicida.

Darin balgen ſich die päpſtliche Bulle und die deutſche Freiheit herum. Die letztere wird unterdrückt und ruft um Hülfe. Da kommt Hutten: „Was gibt es hier? wer iſt da? wer ruft?“ — „Die Freiheit,“ antwortet dieſe, „die Freiheit wird unterdrückt, Hutten. Ich ſelbſt bin es, ich rufe. Dieſe dort iſt es, die mich unterdrückt, des zehnten Leo Bulle.“ Jetzt bekommt es die Bulle mit dem heißblütigen Ritter zu thun. Zu ihrem nicht geringen Schrecken nennt er ſich den Bullentödter, der, wenn auch kein Lutheraner, doch gegen die Bullen und gegen Rom überhaupt noch feindſeliger als ſelbſt Luther geſtimmt ſey. Zuletzt platzt die Bulle, denn ſie iſt eine hohle Blaſe.

Aus dieſem Gedicht blickt eine nicht ſehr rühmliche Eiferſucht auf Luther heraus. Hutten will ſich ihm vordrängen, den Ruhm des Bullentödters, der ohne Zweifel dem Wittenberger allein gebührt, ſich vindiciren.

Dann ſchrieb Hutten den „Warner“, worin er Luther ſelbſt auftreten läßt, um ihn zu belehren, er ſolle revolutionärer vorgehen. Auch Sickingen tritt auf und ihm wird von Hutten zugemuthet, die Rolle des Ziska zu ſpielen. In dem Geſpräch „die Räuber“ ſucht Hutten, was er früher gegen die Kaufleute und Bürger geſchrieben, wieder gut zu machen und ſchlägt eine innige Verbindung derſelben mit dem Adel vor, um die Revolution Deutſchlands durchzuführen. Endlich erließ Hutten auch ein aufdringliches Mahnſchreiben an den Kaiſer. Begreiflicherweiſe wurde er von allen Seiten desavouirt. Auf dem Reichstage zu Worms entſchieden ganz andre Männer als er, und wurde alles ohne ihn abgemacht.

Der bald darauf erſchienene „neue Karſthans“, worin die Bauern ins Intereſſe der deutſchen Revolution gezogen werden, entſpricht zwar ganz der Geſinnung und Situation Huttens, es iſt aber wahrſcheinlicher, daß er von einem andern ausgegangen iſt.

Sickingen hatte nach dem Wormſer Reichstag kurze Zeit dem Kaiſer gedient, dann ſeinen berüchtigten Zug gegen Trier unternommen, in dem er unterlag. Von Hutten fehlen alle Nachrichten aus dieſer Zeit. Daß

ihm Sickingen, so lange bis er selbst auf der Feste Landstuhl belagert wurde und umkam, Schutz auf seinen Burgen zugesichert, ist beurkundet. Wie es scheint, wollte Hutten ihn nicht compromittiren oder fürchtete zu viel für sich selbst. Kurz, er flüchtete nach Basel. Hier aber fing er, ganz seinem Charakter gemäß, mit dem alten Erasmus Händel an und ließ eine maßlose Schmähschrift (expostulatio) gegen ihn drucken, als gegen einen Verräther, der die große Zeitbewegung mit habe veranlassen helfen und ihr jetzt hemmend entgegentrete, oder sich wenigstens passiv verhalte. Doch würzte Hutten, wie immer, diese Polemik mit den gehässigsten Persönlichkeiten. Erasmus antwortete mit überlegenem Verstande in einer kleinen Schrift unter dem Titel „Schwämme, um die Beschmutzungen Huttens abzuwaschen". Hutten ging nun nach Mühlhausen, von wo er floh, da er erfuhr, man stelle ihm nach. Zürich nahm ihn auf, im Bade Pfäffers versuchte er noch einmal vergebens eine Heilung und bald darauf starb er auf der kleinen Insel Ufnau im Zürchersee, erst 35 Jahre alt. In seinem Nachlaß fand man noch einen Dialog „Arminius", worin er diesen deutschen Helden in der Unterwelt klagen läßt, daß die Deutschen, die unter ihm die alten kraftvollen Römer geschlagen, sich jetzt von den verweichlichten Welschen überwältigen und beherrschen lassen.

Man muß das große Talent Huttens gelten lassen und ihn wegen seines Mißgeschicks bemitleiden. Man darf auch seine krankhafte Erhitzung und maßlose Leidenschaft mit seinem körperlichen Zustand entschuldigen. Allein seine Affectationen können uns nicht gefallen und uns auch keine Achtung vor ihm einflößen. Die Eitelkeit und der Drang, sich um jeden Preis vor andern geltend zu machen, haben ihn doch viel mehr beherrscht, als echte Begeisterung. In seiner patriotischen Erzürnung vermissen wir das sittliche Moment, und in seinem Reformationseifer den Glauben.

Ein Volksbuch vom Kaiser Friedrich dem Rothbart, 1519 gedruckt, enthält die sagenhafte Geschichte unseres großen Kaisers.

Der wahren Geschichte zuwider erobert er hier Jerusalem, bleibt im Bade nicht todt, sondern wird von den Türken gefangen, durch Verrath des Papstes, wird aber wieder frei und zieht gegen den Papst zu Felde. Zuletzt wird er in einen hohlen Berg entrückt, in dem er noch leben soll, um dereinst wieder zu kommen. Dann wird er seinen Schild an einen dürren Baum hängen, der wird davon blühen und er wird die Geistlichen strafen.

Vgl. Maßmann zur Kaiserchronik III. 1121. Man erkennt leicht, daß dieses Volksbuch unter dem ersten lebhaften Eindruck der Reformation verfaßt ist. Es drückt im Sinn Huttens, der aber keinen Antheil daran hatte, den grimmigen Haß des weltlichen Staates gegen die Kirche aus und ist, obwohl einseitig und gehässig gedacht, doch unendlich geistreicher, als die meisten Satiren der Zeit. Vgl. Haupt, Zeitschrift V. 250. 268.

Dr. Martin Luther auf der neu errichteten kursächsischen Universität Wittenberg faßte die Kirchenreformfrage viel tiefer und mit einem altdeutschen, an den alten Donnergott Thor und an die Nibelungennoth erinnernden Zornfeuer auf, sehr weit entfernt von der witzigen Frivolität und Eitelkeit Huttens und der Humanisten. Seine weltberühmten Streitschriften berühren das Gebiet der Satire nur oberflächlich. Er wurde oft witzig, aber sein Witz war selten von der feinern Art. Man muß ihm Schuld geben, durch sein Beispiel die Grobheit und Rohheit Anderer entschuldigt und bestärkt zu haben. Wenn Luther selber „die Lügend (Legende) von St. Chrysostomus", und „wider Hans Worst", d. h. den Herzog Heinrich von Braunschweig, schreiben konnte, so darf man sich nicht wundern, daß auch gegen ihn, „wider das wild geifernde Eberschwein Luther" von Amnicola (Rivander) und „wider den Hurenwirth von Sachsen", d. h. den Kurfürsten konnte geschrieben werden. Die Kirche wurde ein Tummelplatz des wildesten Zankens, Scheltens und Schreiens. Es schien, anstatt des Heilandes und der Heiligen, führe der Teufel und Hanswurst das große Wort. Auf die Gegenpartei wurde rücksichtslos jede ersinnliche Beschimpfung und Verleumdung gehäuft. Wie es in der damaligen Kriegführung üblich war, in die festen Städte und Burgen Fässer voll Koth zu schleudern, ganz so verfuhr die kirchliche Polemik. Unter anderm ließ Luther (nach dem Bericht des Sleidanus) Karikaturen verbreiten, die den Papst darstellten reitend auf einer Sau und einen rauchenden Koth in der Hand, zu dem die Sau den Kopf aufhob, oder mit Eselsohren versehen und von vielen Teufeln gekrönt ꝛc. Ein stehender Witz in Bayern wurde umgekehrt der mit einer Wurst in der Hand auf einer Sau eilends davonreitende Luther nach einer Volkssage bei Schöppner I. 472.

Luther war in München, mußte schnell fliehen und vergaß in der Send-

linger Gasse, wo er gewohnt hatte, in der Eile die Wurst zu bezahlen, mit der er auf einer Sau davonritt.

Die geistvollste Satire, die wir aus Luthers Feder besitzen, ist die Fabel vom Löwen und Esel, die er den wenigen für seinen Sohn Johann übersetzten Fabeln Aesops hinten angehängt hat als „eine neue Fabel Aesopi, neulich verdeutscht gefunden".

Der alte Löwe stirbt. Sein Sohn kann aber das Reich der Thiere nicht antreten, weil sich eine mächtige Opposition erhebt, die unter Leitung des Fuchses den Esel zum König vorschlägt. Wettkämpfe sollen entscheiden. Zuerst: wer über einen breiten Graben springt, soll König werden. Der Löwe springt leicht hinüber, der Esel fällt hinein, da man aber einen Fisch in seinem Ohr findet, legt der Fuchs es aus, als habe der Esel ein erstaunliches Kunststück vollbracht und zwar aus Kraft des Kreuzes auf seinem Rücken. Zweitens soll gewinnen, wer das schnellste Thier fängt. Der junge Löwe fängt einen Hasen, aber der Esel, der ruhig eingeschlafen, fängt mit dem Maul einen Raben, der sich auf ihn gesetzt hatte, in der Meinung, er sey todt. Da graut dem Löwen schon vor der Wunderkraft des Kreuzes. Drittens soll gewinnen, wer zuerst in die Mühle kommt. Der Löwe rennt über den Berg, findet in der Mühle einen Esel, glaubt es sey sein Mitbewerber und will den Wettlauf in umgekehrter Richtung noch einmal machen, findet aber seinen Mitbewerber, der keinen Schritt gethan hat, nun auch am zweiten Ziele vor sich, erkennt die Allgewalt des Kreuzes und überläßt das Reich dem Esel, der es immer noch regiert.

Unter dem bekreuzigten Esel ist ohne Zweifel die Kirche, unter dem Löwen der Staat zu verstehen.

Masenius, speculum imag. Col. 1664 p. 162 erzählt, auf dem Reichstag zu Augsburg sey vor Karl V. und Ferdinand I. ein stummes Schauspiel aufgeführt worden.

Zuerst erschien Reuchlin und streute Holzscheiter aus, dann kam Erasmus und sammelte sie wieder auf einen Haufen, ferner Luther, der den Haufen anzündete. Nun erschien der Kaiser zornig und schlug mit dem Schwert das Feuer auseinander. Dieses verbreitete sich aber um so weiter und nun kam der Papst voll Angst und wollte löschen, ergriff aber statt Wasser Oelkrüge und machte das Feuer noch ärger.

Michael Styfel schrieb 1521 ein Gedicht zu Ehren Luthers:

Er laßt sich nit erschrecken
Die schuhen Fledermyß.

Dazu 1532 eine Vergleichung des allerheiligsten Papstes mit „dem

fremden Gast" Jesus, der „bei uns veracht" ist. Vgl. Meister, Beiträge I. 295 f.

Im höchsten Grade abgeschmackt war 1522 „der neu deutsch Bileams Esel", worin berichtet wurde, wie die schöne Germania durch Zauberei zur Papsteselin verwandelt, aber durch einen Heiltrunk erlöst worden. Seb. Maier schrieb 1535 „des Bapstes und seiner Gaistlichen Jahrmarkt". Schon 1521 erschien ein Buch „von dem Pfründt Markt der Courtisanen".

Im „Abgott zu Meißen" 1539 schildert Günther Strauß in groben Knittelversen die durch die Reformation abgeschaffte Andacht zum schwarzen Herrgott, ein Crucifix in Dresden, und zum h. Benno, Bischof von Meißen.

Der schwarze Hergot, dem aldo
Die alten Weiber gar geno
Die fues vor lauter Innikeit
Abfressen han.
— Als nun der schwarze Hergot sach,
Das es wollt werden ungemach,
Auch mit ihm, daß er räumen mußt
Sein Nest ꝛc.

Man erkennt aus dieser Probe die ungeheure Gemeinheit der Zeit.

Eine der wüthendsten Schmähschriften war „das Wolfgesang", ohne Ort und Jahr im Anfang des 16. Jahrhunderts gedruckt.

Auf dem Titelholzschnitt thront der Wolf als Papst, umgeben von Wölfen als Cardinälen. Affen als Kapuziner spielen den Gänsen auf, welche Rosenkränze im Schnabel tragen. Hinter den Gänsen aber kommen Füchse in geistlicher Tracht, Bischofshut ꝛc. und werfen ein großes Netz über die Gänse. — Im Text werden erst alle bösen Eigenschaften der Wölfe beschrieben und dann wird ihre Vergleichung mit der römischen Geistlichkeit durchgeführt.

Eine der boshaftesten und zugleich populärsten Satiren auf Rom dichtete Hans Sachs (II. 4. 90) zur Erklärung des bekannten Hundegrüßens.

Die Hunde schicken einen Gesandten nach Rom und lassen den Papst bitten, er möge ihnen erlauben, auch Freitags Fleisch zu essen. Die Bittschrift wurde dem Gesandten unter den Schwanz gesteckt, er kam aber gar nicht wieder und seitdem beriecht jeder Hund den andern, ob er vielleicht den Dispens aus Rom bringe?

Der berühmte Nürnberger, Willibald Pirkheimer schrieb eine lat.

Satire wider Eck, den ebenso berühmten Gegner Luthers, Eckius dedolatus.

Eck saust sich im Weine beinah zu Tode und liegt erbärmlich da. Der Arzt glaubt ihm nicht anders helfen zu können, als indem er ihm die alte sündhafte Haut abhobelt. Der Chor aber singt hiezu, hier sey alle Müh umsonst. Daran knüpfen sich dann noch allerlei zeitgemäße, lehrhafte oder blos witzige Bemerkungen.

Derselbe schrieb auch ein laus podagrae.

Zwingli schrieb ein Labyrinth (vgl. Meister, Beiträge II. 285), eine christliche Allegorie, fast einem spanischen Auto ähnlich.

Theseus durchirrt das Labyrinth und läßt sich durch an den Wänden gemalte Thierbilder erschrecken, indem er sie für lebendig hält. Der Faden Ariadnes leitet ihn indeß glücklich, er wirft dem Minotaur den Garnknäuel in den Rachen und tödtet ihn, worauf er Ariadnes Hand empfängt. Das ist der Sieg der Tugend über das Laster und ihr Lohn.

Die realistische Grobheit war hervorgerufen durch die Uebertreibung und den mystischen Schwulst, in den die katholische Poesie ausgeartet war. Wenn die letztere das berüchtigte Buch des Albizzi (liber conformitatum) schaffen konnte, in welchem der h. Franciscus von Assisi in allen Stücken mit Christo selbst verglichen wird und als ein neuer zweiter Christus in der That den alten einigermaßen in den Schatten stellt, so war das eine so gewissen- und geschmacklose Uebertreibung der Heiligenverehrung, daß dadurch das ursprüngliche Bild des in seiner kindlichen Demuth so liebenswürdigen Franciscus verloren gehen, das Uebermaaß von Respect, welchen man ihm erwies, zum andern Extrem des Eckels führen mußte. Auf einen Albizzi mußte ein Alberus folgen, das war natürlich, wie auf eine Ueberladung die Purganz, aber einer, wie der andere, gehört eben nicht gesunden Zuständen der Poesie an.

Erasmus Alberus schrieb „der Barfüßer Mönch Eulenspiegel und Alcoran", mit einer Vorrede von Luther (wahrscheinlich 1531), worin er des Albizzi Buch durch den Koth zieht. Noch schrieb er gegen einen, der von Luther wieder zur alten Kirche abfiel: „widder Jörg Witzeln Mammeluken und Ischariothen", einen sehr groben Dialog vom Interim, ein Weibergespräch über die Ehe, und Fabeln, meist äsopische, aber gepfeffert mit Satiren gegen Papst und Klerus. Es ist derselbe, der auch viele Kirchenlieder gedichtet hat. In seinen Satiren aber brach die

Galle des die Reformationszeit beherrschenden Hasses in der schwärzesten Bitterkeit aus.

Der bei weitem witzigste Satiriker unter den Katholiken, der gegen Luther schrieb, war Thomas Murner, Franciskaner in Straßburg. Zuerst schrieb er 1508 seine Narrenbeschwörung, die keineswegs eine bloße Nachahmung des Narrenschiffs von Brant ist. Murner hatte bei weitem mehr Feuer und Geist als Brant, mehr erfinderische Phantasie und mehr ausschlagende Derbheit.

Er classificirt seine Narren nicht so langweilig, wie Brant, sondern faßt viel lebendiger die einzelnen Narrheiten der Welt je unter Sprüchwörtern zusammen, die den einzelnen Abtheilungen seines Gedichts als Ueberschriften dienen, z. B. eine wächserne Nase machen, Narren säen, Narren schneiden, Narren brüten, mit Gott die Gais hüten, Löffel schneiden, Esel gürten, Strohbart flechten, Affen scheeren ꝛc.

Auch genirt er sich nicht, die Wahrheit auf die unverschämteste Weise zu sagen, und ergötzt wenn nicht durch den Witz, so doch durch die Naivetät seiner Sprache. — In der etwas später herausgegebenen Schelmenzunft verfolgt er dieselbe Methode. In kurzen Knittelversen werden die Schelme, wie vorhin die Narren, abgehandelt in Capiteln, die je wieder ein Sprüchwort oder eine übliche Redensart voranstehen haben, z. B. von blauen Enten predigen, ein Loch durch einen Brief reden, der Eisenbeißer, den Schulsack fressen, Ohren melken, Läuse in den Pelz setzen ꝛc.

Im Jahr 1514 schrieb Murner die „geistliche Badenfahrt", vorn ein Holzschnitt, der einen Mönch und ein nacktes Weib in einer Badewanne sitzend zeigt. Ein unanständiges Buch, wieder in Versen mit Capitelüberschriften, die alle vom Baden entlehnt sind und worin die schlechten Sitten, insbesondere der Geistlichen, verhöhnt werden. Auch die Geschichte der Päpstin Johanna findet sich hier. — 1515 edirte Murner die „Mülle von Schwündelsheim", worin ein Müllereselbie Hauptrolle spielt. Er ist davongelaufen, sein Herr sucht ihn und hört die seltsamsten Dinge von ihm, wie er bald reich, bald geadelt, bald ein Doctor, bald ein Prior geworden sey. Kurz man erfährt hier, was aus einem Esel alles werden kann. Der Grundgedanke ist witzig.

Im Jahr 1519 schrieb Murner die „Gäuchmatt zur Straf allen weiblichen Mannen".

Der Gauch oder Kukuk erscheint hier als Vogel der Venus. Die Gäuche sind Venusdiener, die sich von den Weibern auf alle Art herumholen, locken, betrügen lassen. Der Name Matte ist schweizerisch und bedeutet eine Wiese, in der Matte unterhalb Bern war von jeher ein berühmtes Bordell. Dieses Gedicht in denselben Versen und in derselben Eintheilung, wie das vorige, enthält nicht blos allgemeine Schilderungen und Betrachtungen, sondern mischt eine Menge Liebesgeschichten ein, größtentheils aus den Klassikern gewählt. Nicht ohne Geist ist der Kukuk mit seinen Eiern, Flügeln, Federn, seiner Stimme ꝛc. auf die mannigfachste Weise dem Ganzen eingeflochten von Anfang bis zu Ende.

Murners berühmtestes Werk ist das „vom großen lutherischen Narren", 1522, eine grobe, aber witzige Satire auf unsern großen Reformator.

Luther erscheint hier, ungefähr wie Gargantua bei Rabelais, als ein durch seine Größe und Dicke unbehülflicher, also in jeder Situation lächerlicher Narr. Als der ihn plagende schadenfrohe Teufel ist auf den Holzschnitten dazu allezeit eine Katze in Franciskanertracht um ihn, das ist Murner selbst. Da fährt der große dicke Riesennarr zu Schlitten, da liegt er in seinen Nöthen da und kann sich vor Dicke und Geschwulst kaum mehr rühren, weil alles in ihm voll junger Narren (die Lutheraner) steckt. Der Kater geigt ihm vor und unter der Musik gehen die Narren von Luther ab. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt sich mit einem weiblichen Teufel von scheußlichem Ansehen nach evangelischem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöstern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundschuhs auf, schmiert den Bundschuh ꝛc. Dabei gebärt er immerfort Narren, aus allen Taschen, aus den Stiefeln, aus den Ohren, und kommt unter die Presse, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft werden, worunter die verschiedenen Anhänger der Reformation verstanden werden, die nach und nach, zum Theil aus weltlichen und sehr unheiligen Interessen, ihm beifielen. Mittlerweile buhlt der satyrische Kater selbst um Luthers schöne Tochter, Adelheit mit der Lauten (darunter ist Luthers Ruhm gemeint), bekommt sie auch zur Frau, prügelt sie aber bald aus dem Hause, weil er findet, daß sie den Erbgrind habe. Schließlich fällt der große Narr in den Abtritt, wozu ihm Murner mit andern Katzen eine Katzenmusik bringt. Luther wird begraben, aber über das Erbe seiner großen Narrenmütze entsteht blutiger Krieg.

Was Murner sonst noch schrieb, meist Streitschriften in der lutherischen Sache, eine barocke Prosodie ꝛc. findet sich in Waldaus Nachrichten

von Murners Schriften, Nürnberg 1775, wieder nachgedruckt in Scheibles Kloster IV. 506 ff. Bemerkenswerth ist der Küchendieb- und Katzenkalender, eine kurze Zusammenstellung aller Vorwürfe, welche man katholischerseits den Reformatoren machte. Schon Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 211 bezeichnet dieses Buch als ein verlorenes.

Cochläus (Wendelstein), ein sehr bekannter Gegner Luthers, schrieb unter anderm adversus cucullatum Minotaurum Wittenbergensem, 1523. Und zwar aus Anlaß eines damals eben in einem sächsischen Dorfe zur Welt gekommenen mißgeborenen Kalbes mit einem Anwachs am Halse ähnlich einer Mönchskutte. Dieses Mönchskalb und zugleich der Minotaurus im Labyrinth der Meinungen sollte nun Luther seyn. — Cochläus schrieb auch einen „siebenköpfigen Luther" (1529), worin er ihn mit dem Drachen vergleicht, und ein „Bockspiel Martini Luthers", dessen Autor jedoch zweifelhaft geblieben ist. Unter dem Bockspiel ist ein Kartenspiel verstanden.

Unter allen Satiren über Luther ist Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia (Mönchshurenkrieg) von 1530 die unflätigste. Sie ist verfaßt von Lemnius, einem Graubündtner, der sich daher auch Rhetus canus nannte, und eigentlich Lemmchen hieß.

Luther hat die Nonne Käthe schon im Kloster verführt, ist ihrer aber satt und will eine andere heirathen. Da kommt Käthe und macht ihm die Hölle heiß. Er sieht sich, um öffentlichen Scandal zu vermeiden, genöthigt, sie zu heirathen. Dasselbe thun seine Freunde Spalatinus und Jonas, indem auch sie Nonnen, die mit der Käthe aus dem Kloster gelaufen sind, heirathen. Alle drei Männer zeigen sich nun aber als bereits blasirt und impotent, weshalb die jungen Weiblein sich gleich Liebhaber halten. Ein gewisser Valens von Bibra ist der Curtisan Käthchens und setzt Luther Hörner auf. Das ganze Schandgedicht ist mit Zoten der unflätigsten Art gespickt.

Derselbe Lemnius, dessen Leben Strobel 1792 beschrieben, dichtete auch bissige Epigramme, amores und bucolica; in den letztern preist er die Stadt Basel und besonders ihre vielen schönen Mädchen.

Ein Jahr später (1531) erschien zu Landshut des Böhmen Johann Hasenbergs ludus ludentem Luderum ludens, ein sehr seltenes Buch.

Im ersten Act singt, lacht, scherzt und trinkt und treibt Schalkheit M. Luderus mit seiner Katharina von Bora. Im zweiten kommt die religio christiana, einzig noch von der honestas begleitet, einst die Königin von ganz

Europa, jetzt verfolgt und auf der Flucht und wird vom orator christianus getauft. Im dritten stolzirt die haeresis (Ketzerei) einher, die jetzt anstatt der wahren Religion Königin geworden ist, mit ihren Hofdamen seditio und corruptio scripturae. Im vierten treffen Luderus und orator zusammen und disputiren auf Leben und Tod, der höchste Richter aber, Philochristus, entscheidet für den orator und verdammt Luderum zum Feuertode.

Paulus, Abt zu Alden Zellen, schrieb 1532 ein „Schnoptüchlein auf Luthers Geifer".

Nasus, ein Franziscaner in Ingolstadt, schrieb wüthende Bücher gegen Luther, z. B. ein Urtheil, daß alle lutherischen Weiber Huren seyen (1569), ein Buch, worin er als zweiter Simson die Schwänze aller lutherischen Philister zusammenschweißt (1581). — C. Andreas schrieb „200 Proben, wie der Luther an der Verwüstung deutscher Nation Schuld sey" (Ingolstadt 1607) meist in Versen.

Der Kampf des Theaters gegen die Kirche begann in den Fastnachtsspielen, in denen vor der Reformation schon die Laster der Pfaffen, während und nach der Reformation aber auch die römische Kirche überhaupt, in ihren Dogmen und in ihrem Cultus verhöhnt wurden. Geschah das anfangs noch unter dem Vorwand eines heiligen Eifers für den neuen Glauben, so währte es doch nicht lange, bis auch der neue Glaube von dem ganz verweltlichten Theater ausgespottet wurde.

Einige Dichter der Reformation, wie Nic. Manuel in Bern (gest. 1530), legten es eigentlich darauf an, das Fastnachtsspiel im antirömischen Sinn auszubeuten. Vgl. dessen Leben und Werke von Grüneisen 1837. Manuel war ein nicht unberühmter Maler. In Prosa beschrieb er die berüchtigte Betrügerei der vier Predigermönche in Bern, und einen „letzten Willen der Messe" als ob die Messe in dem letzten Zügen läge.

In gereimten Versen sind seine Unterschriften des Todtentanzes, ein Lied von der Schlacht bei Pigogga (im langweiligen Landsknechtston), Satiren auf die päpstliche Partei im Geschmack Ulrich von Huttens. Unter andrem eine Klagered der Götzen, d. h. der Heiligenbilder, die er verbrennen läßt. Weit am besten ist der Spruch „der alte und der neue Eidgenoß", eine satirische Vergleichung der Vatertugenden mit den Lastern der Söhne.

LIBRARY U

Dazu noch einige Fastnachtsspiele.

1) Die Wahrheit in Schimpfweise vom Papst gemeldet. — Der Papst Eutchristello sieht einem Leichenbegängniß zu und bemerkt, vom Tode zöge er doch den größten Profit, der Tod ängstige die Menschen, der Kirche alles zu gewähren. Nun zieht eine ganze Reihe Pfaffen, Pfaffendiener und Pfaffenhuren auf und sagt dem Pfaffenthum alle erdenkliche Schande, bis endlich ganz hinten der Apostel Petrus kommt und sich nicht genug verwundern kann. Am feinsten ist der satirische Zug, daß dem Sultan eine Entrüstung über das tolle Unwesen in der Christenheit in den Mund gelegt wird. 2) Wie auf einer Seite der Heiland auf einer armen Eselin geritten, auf der andern reit der Papst im Harnisch mit großem Kriegszug. Nur kurz, ohne Zweifel der berühmten Vorstellung nachgebildet, die schon zur Hussitenzeit in Prag das größte Aufsehen erregte. 3) Von einem Hadern und Fechten. Elsli spricht den Uli um die Ehe an, weil er sie verführt. Sie wird abgewiesen als eine große Hure. Ihre Mutter gibt seiner Mutter den Vorwurf zurück. Nun sagen sie einander alle Schande von Hurerei, wobei auch die Pfaffen übel wegkommen. Am Ende aber versöhnen sie sich und die Heirath kommt zu Stande. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Eine höhere Bedeutung kommt dem Pamphilus Gengenbach zu, dem Gödeke 1856 eine ausgezeichnete Monographie gewidmet hat. Gengenbach war Buchdrucker und Bürger in Basel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In seinen kleinen, meist gereimten Schriften beurkundet er einen ausgezeichneten Geist und einen unerschöpflichen Humor, so daß er auf der reformirten Seite dem geist- und erfindungsreichen Murner auf der katholischen ungefähr die Wage hält. Die meisten andern Satiriker auf beiden Seiten sind rohe, leidenschaftliche Grobiane ohne feinen Geist und Witz. Nur Murner und Gengenbach haben etwas, was an Rabelais und Aristophanes erinnert.

Die einzelnen Dichtungen sind:

1) Der welsche Fluß, eine satirische Schilderung von Karls VIII. Feldzug in Italien unter dem Bilde eines Kartenspiels. Ein damals beliebtes Kartenspiel hieß nämlich der Fluß. 2) Der alte Eidgenoß, eine patriotische Abmahnung an die Schweizer, sie sollten fremden Königen nicht dienen. 3) Der Bundschuh, eine Schilderung der mißlungenen Bauernverschwörung des Bundschuh und armen Konrad. 4) Tod, Teufel und Engel, die Geschichte dreier Gauner, die in der Verkleidung des Todes, des Teufels und eines Engels einen Wirth erschrecken und ausplündern wollen, aber von der wachsamen Tochter entdeckt, verhaftet und in ihren Verkleidungen an den Galgen gehenkt werden. 5) Fünf Juden, eine Criminalgeschichte von Juden, die we-

gen Mißhandlung eines Marienbilds hingerichtet werden. 6) Die zehn Alter, lehrhaft von dem Charakter der menſchlichen Lebensalter handelnd. An dieſes Gedicht knüpft der gelehrte Verfaſſer eine äußerſt umfangreiche und erſchöpfende Abhandlung über die Vorſtellungen von den Lebensaltern und ihrer Eintheilung von den früheſten Zeiten her an. 7) Der Rollhart. Ich gebe hier Gödekes Auszug wieder. Die politiſchen Mächte fragen der Reihe nach den Bruder Methodius, Birgitta und die Sibylla von Cumä um ihre Zukunft. Es treten auf der Papſt, der Kaiſer, der König von Frankreich, der Biſchof von Mainz, der Pfalzgraf, der Venediger, der Türke (dürkeſt = türkiſch 49), der Eidgenoß, der Landsknecht (Bruder Veit) und endlich der Jude. Jedem Stande werden ſeine Fehler geſagt; beim Eidgenoſſen wird der Dichter warm in patriotiſchem Eifer, beim Venediger in Groll und Haß. Der Landsknecht weckt ſeinen Humor. Unverkennbar iſt in dieſem Stücke des Dichters Vorliebe für das Kaiſerhaus und eine feindſelige Erbitterung gegen Frankreich.

8) Die Gouchmat. Gengenbach ſchildert in der Gouchmat, die er gegen ein kürzlich ausgegangenes Gedicht, daß Unkeuſchheit keine Sünde ſey, gerichtet hat, wie verſchiedene Alter und Stände auf die Gouchmat laufen, d. h. ſich an lüderliche Weiber hängen und darüber arm und krank werden. Der Narr, der an der Fürſten Höfe nicht mehr gedeihet, weil alle Welt in ſein Gewerbe greift, hütet die Gouchmat der Frau Venus und warnt die Herandringenden: den Jüngling, den Ehemann, den Kriegsmann, deſſen Etter Heiny Winkelried Frau Venus erſt kürzlich betrogen und ihm Hof und Haus und all ſein Vieh aufgerieben hat; ferner den Doctor, den alten Gouch von neunzig Jahren, endlich den Bauern, dem die Bäurin nachlauft und in die Haare fällt, worauf der Narr ihnen die Britſche ſchlägt und der Hofmeiſter zum Beſchluß anzeigt, daß ſich Frau Venus mit ihren Töchtern jung und alt zu Baſel in der Malenzgaſſe, d. i. im Siechenhauſe niedergelaſſen habe. Wen es verdrieße, daß Jung und Alt, Mönch und Pfaff zu ihr laufe, der möge vom Ehebruch abſtehen und nicht wie die Sau im Kothe liegen. Das Spiel zerlegt ſich in ſechs Abſchnitte, in jedem wiederholt ſich die Bitte um Einlaß; die Warnung des Narren, die bald geradezu ausgeſprochen, bald ſpöttiſch eingekleidet iſt; die Liebesbewerbung der Gäuche um Venus oder ihre Frauen Circes (aus der Odyſſee, vgl. 489) oder Paläſtra (aus Lukians Lukios, vgl. 948). Sie machen einen Tanz, werden ausgezogen und in Lumpen oder weibiſcher Kleidung entlaſſen und mit dem Spott des Narren abgeführt. Gengenbach hat verſucht, die Charaktere zu individualiſiren: der Kriegsmann pocht und prahlt; der Alte, der am Stabe einherſchleicht, fühlt ſich auf der Gouchwieſe vom Anblick der ſchönen Frauen entzündet, ſein Herz gumpelt und rumpelt im Leibe, er will nichts mehr vom Stecken wiſſen, ſeine Füße werden ihm leicht und ſein ganzer Leib geht empor. Als ihm der Seckel leer geworden, ſchleicht er mit hängenden Backen wie der Tod einher. Bauer und Bäurin ſpielen die Prügelſcene der alten Faßnachtſpiele, die im ganzen Jahrhundert wiederkehrt. In den

Reden des Narren und der Weiber tritt wieder jene Sucht hervor, Beispiele und gute Lehren aus heiliger und profaner Literatur aufzukramen. An lokalen Anspielungen scheint das Stück sehr reich zu seyn. — Dieses Gedicht Gengenbachs ist mit dem gleichnamigen von Murner oft fälschlich verwechselt oder doch nur als eine Bearbeitung oder Nachahmung desselben genommen worden.

9) Die Todtenfresser. Das sind die Geistlichen und ihr Anhang, die von den Todtenmessen Unterhalt gewinnen. Der Papst verwirft des blinden Luthers Tand und fordert die Seinen auf, sich nicht daran zu kehren, denn Christus habe für unsere Sünden genug gethan, so daß wir es nicht mehr zu thun brauchten. Der Bischof, der weltliche Priester, der Bernhardiner, der Bettelmönch, die Klosterfrau und die Pfaffenmagd loben das gute Leben, das sie von den Todtenmessen haben, das aber leider in Abgang zu kommen drohe, da kein Bauer mehr opfern wolle. Der Teufel freut sich seiner auserwählten Kinder, aber die Seelen und Bettler, der Pfarrer, Edelmann und Bauer klagen über die Todtenfresser, die ihnen das Ihre nehmen.

10) Practica. Eine Satire auf die Kalendermacher, die alles vorher zu wissen vorgeben.

11) 12) 13) 14) enthalten einen Pfaffen- und Laienspiegel, den evangelischen Bürger und von den drei Christen. Im Parteiinteresse der Reformation, doch ist die Autorschaft Gengenbachs zweifelhaft.

15) Die Jacobsbrüder, eine wunderschöne Legende, von Gengenbach nach Kunz Kistener behandelt. In Bayern lebt ein Graf Adam mit seiner Frau zwölf Jahr in kinderloser Ehe, bis ihnen durch Gebet zum heil. Jacob das Glück geschieht, daß die Frau schwanger wird. Der Herr gelobt, falls ihm ein Knabe geboren werde, ihn, wenn er leben bleibe, die Fahrt gen Compostella zum heiligen Jacob machen zu lassen. Eines Tages, als er eben auf der Jagd ist, gebiert die Frau einen schönen Knaben. Ein Knecht eilt alsbald in den Wald, wo er den Grafen findet, begehrt das Botenbrod und meldet ihm die frohe Kunde von der Geburt des Knaben. Freudig beschenkte ihn der Herr mit 10 Gulden, die er anlegt und ein biderber Mann wird. Der Herr reitet eilends heim und überläßt den Dienern, die ihm im Burghofe das Botenbrod abverlangen, was er hat und den Mantel dazu. Bei dem Eintritt des Herrn ins Zimmer ruft er den Knaben gleich Jacob, sitzt zum Bett, in dem die Frau wie eine Rose ruht. Die Taufe wird beredet. Eine herrliche Schaar zieht in die angelweit geöffneten Thore. Der Knabe, der Jacob genannt ist, erwächst zur Freude der Eltern und aller bis ins zwölfte Jahr. Der Vater wünscht oft mit bekümmertem Herzen, wenn er die schwere Reise nur erst überstanden hätte. Der Sohn forscht dem Grunde nach, und ist, als er das Gelübde vernimmt, sofort bereit, die Jacobsfahrt anzutreten. — Der junge Graf findet einen Gefährten, einen Schwaben aus Haigerloch, den er bittet, wenn ihm ein Unfall zustieße, seinen Eltern Nachricht von ihm zu geben. Der junge Graf wird darauf krank und stirbt, aber der Schwabe nimmt seine

Leiche in einem ledernen Sack mit nach St. Jacob, wo er wieder lebendig wird. Glücklich heimgekehrt freuen sich die gräflichen Eltern unendlich und setzen den treuen Schwaben zum Pfleger über das Land. Der Schwabe will nun aber nach Jahr und Tag einmal seine armen Eltern wiedersehen und reist nach Haigerloch. Dort wird er vom Aussatz befallen und nichts soll ihn heilen können, als das Blut eines jungen Kindes. Nach Bayern zurückgekehrt wird er durch den jungen Grafen geheilt, der kürzlich geheirathet hat und sein erstgebornes Kind opfert, um mit dessen Blute dem Retter seines Lebens zu lohnen. Nach dieser blutigen That will der junge Graf das Land meiden, zuvor aber noch einmal seine Eltern und sein Weib sehen. Die Eltern wollen ihn, der einen Grund für seine Reise erfindet, nicht fort lassen und während sie noch reden, bringt die Amme das Kind, das Gott auf Fürbitte des heil. Jacob wieder lebend und gesund gemacht hatte. Er springt in Freuden auf, wie einer, dem noch nie weh gewesen, ruft den Bruder herbei, den sie erstaunt seiner Krankheit entladen sehen. Der junge Graf erzählt den Hergang und der rothe Faden um den Hals des Kindes, die blutnassen Kissen der Wiege und der geheilte Bruder bewähren die wunderbare Kunde. Da weinen Frauen und Männer und beten zu Gott. Zur Ehre des Wunders bauen sie ein Kloster Gnadau für Frauen und Männer, wo man Gott noch dient.

16) Novella. Der lahme, podagraische Pfarrer, der sich auf seine Bibliothek auf dem Brett und im Kasten beruft, vor 30 Jahren auch wohl noch der priesterliche Held gewesen wäre und jetzt noch so lebhaft sich aufregen kann, daß er selbst nach Wittenberg laufen möchte, um mit Luther zu disputiren und ihn mit Allegaten in die Enge zu treiben, daß er weder aus noch ein wissen sollte, — wenn nur leider das verfluchte Podagra nicht wäre; diese Figur ist vorzüglich angelegt und meisterhaft durchgeführt. Nach einem Zwiegespräch mit dem Meßner geht der Pfarrer auf den eigentlichen Stoff über. In seiner Pfarre, erzählt er seinen Gästen, ist ein Bauer Karsthans gestorben, der größte Narr, der sich von Luthers Glauben durch nichts wollte abbringen lassen. Der Pfarrer möchte gern wissen, wie es jetzt um ihn stehe, ob ihn der Teufel hin habe, oder ob er in den Himmel gekommen. Vierzehn Tage darauf erscheint Karsthans dem Pfarrer als Gespenst. Auf Rath des Doctors des Prediger-Ordens wird Murner geholt, um den Geist zu beschwören. Murner kommt und geht zur bestimmten Zeit mit dem Meyer, dem Doctor, Pfarrer und Meßner auf den Kirchhof, wo der Geist sich eingestellt hat. Die Beschwörung des Doctors hilft nichts. Da kriegt ihn der Murner dran und setzt ihm hart zu. Der Geist bekennt, daß er zwar nicht Karsthans, aber der große Narr sey, dem Karsthans, als Murner ihm den Harn besehen, im Hintern gesessen. Er habe keine Ruhe, weil er auf seinem Todtenbette eine Begine begehrt habe, und werde nicht eher gestillt werden, bis er wieder einen Narren verschlucke. Für den nächsten Morgen seine Wiederkunft verheißend, verschwindet er. Die übrigen haben keine Lust, wieder dabei zu seyn, aber Mur-

ner überredet sie. Auch finden sie sich wieder ein. Der Geist hält dem Murner eine Rede, er habe Narren beschworen, Schelmen die Ohren gemolken und manchem einen strohen Bart geflochten, nun sey er alt geworden. habe kein Glück mehr auf Erden und gefalle mit seiner Weise Niemand mehr. Obwohl Murner sich sträubt, wird er vom Narren verschluckt. Der Meßner frohlockt und schlägt vor, ihm das Requiem zu singen: Requiescat in pice! Verständlich wird das Ganze erst, wenn man Murners Gedicht kennt, wie er den großen lutherischen Narren beschworen hat. Der Dichter der Novella hat Recht, die große Bewegung der Welt ging über Murner hinweg und verschlang ihn.

17) Combißt. Eine Verspottung des Papstes, dem die weltlichen Mächte, der Kaiser, Frankreich ꝛc. nicht helfen wollen, die Ketzer zu vertilgen, weil es nicht in ihrem Interesse liegt.

18) Der neuere deutsche Bileamsesel. Germania ist des Papstes Esel geworden. Bitter klagt der Esel, wie schwer der Papst drücke, wie er ihn hungern lasse, plage und schlage ꝛc. Petrus und Paulus geben dem armen Esel heimlich zu fressen. Unterdeß mißlingt der Ablaßkram, der hier sehr lebendig geschildert wird. Der Papst geräth in Zorn. Aber Christus will den Unfug nicht länger mit ansehen und beauftragt den Apostel Paulus, gegen den Papst zu Felde zu ziehen. Paulus wirbt die „erbarn leut herum". Die Soldaten Christi werfen den alten Menschen ab und laufen zum neuen. Paulus stellt sie an die Brücke, wo er (der Papst) beim Wasser über den Felsen herab muß; er gebietet, des Esels zu schonen; selbst übernimmt er den ersten Angriff. Der Papst empfindet des Esels Widerstand. Der Esel weigert sich, weiter zu gehen, da vorn komme sein Erlöser. Im Getümmel werden alle über den Felsen hinabgestürzt, daß man weder „Stüp noch Stap" mehr sieht. Der Esel wird gebracht. Petrus verbietet das Beuten. Die Soldaten betheuern, daß nichts der Art geschehen sey. Petrus muß, auf Paulus Geheiß, den Esel zu sich nehmen, dem Urlaub gegeben wird. Christus verzeiht die Sünden und gibt der Eselin Menschengestalt und Sinn wieder. Germania sagt Gott Dank für die Erledigung von dem hellschen Cerberus. „Jetzt bin ich wider ausbereit und sehe eim freien Deutschen gleich!"

19) Liber vagatorum, eine Schilderung der damaligen Vagabunden.

20) Rebhänslein, der Segen eines dämonischen Weinbergkobolds (oder eines nach ihm benannten Säufers) gegen die schädlichen Wirkungen des Weins.

Naogeorgus, auf deutsch Thomas Kirchmaier, ein lutherischer Pfarrer in Kahla, arger Stänker und Zänker, der wegen seiner bissigen Angriffe auf den sanften Melanchthon vertrieben wurde und dann in Süddeutschland umherirrte, bis er in Wiesloch starb (1563), schrieb ein regnum

papisticum voll Schmähungen, sodann fünf s. g. tragoediae Pammachius, mercator, incendia, Haman, Jeremias, wozu später noch Judas kam, ferner Satiren (1550) und einen Liederwald (1553) nebst vielen Uebertragungen aus Sophokles, Plutarch ꝛc. Vgl. Strobels Misc. III. 109 f.

Das regnum papisticum ist ein Lehrgedicht in lat. Hexametern.

Darin wird die ganze römische Hierarchie beschrieben, das Mönchthum, der katholische Kultus, die Ceremonien, die Reliquien und Bilder ꝛc. und wird aller und jeder Scherz darüber ausgegossen. Seitenlang geht die Verhöhnung der Messe fort. Der Cölibat wird den Priestern als eitel Hurerei und Sodomiterei ausgelegt ꝛc.

Am berühmtesten ist sein Pammachius von 1538.

Petrus und Paulus erschrecken über den üblen Zustand der Christenheit und bitten Christum, er möge helfen. Eben so besorgt ist Kaiser Julianus, während der Papst Pammachius seine Ansprüche und seinen weltlichen Uebermuth immer höher steigert. Dessen freut sich Satanas und hält hohen Rath; da kommt auch der Papst, ihm zu huldigen, und empfangt von ihm die dreifache Krone, eine Scene, welche sicher ihre Wirkung nicht verfehlt hat. Die Lehre von der Allmacht des Papstes auf Erden wird nun unter dämonischem Einfluß mit brennendem Fanatismus ausgebreitet und Satanas gibt ein colossales Zweckessen zur Feier seines Siegs. Das ist eine großartige Abspiegelung des Mahles Belsazars. Denn jetzt erscheint Christus und indem er dem Lauf des Elbestroms aus Böhmen heraus bis nach Wittenberg nachblickt, weckt er in Luther den Retter und Befreier von der Tyrannei Satanas und des Papstes. Die beim Mahl Schmausenden erfahren nur noch, ein Aufstand wider sie sey in Sachsen ausgebrochen, und rüsten sich gewaltig. Aber der Vorhang fällt. Den Ausgang, sagt Naogeorg, werdet ihr am jüngsten Tag erfahren.

Incendia, deutsch „der Mörtbrandt, 1541" stellt den Papst als Mordbrenner dar, welcher das Evangelium vernichten will. Mercator handelt von einem Kaufmann, der sich von der falschen zur wahren Religion bekehrt, wieder voll Schmähungen auf die alte Kirche.

Der Kaufmann liegt krank da und bereut seine Sünden, aber durch alle Mittel der alten Kirche vermag er den auf seine Seele lauernden Teufel nicht zu vertreiben. Die letzte Oelung wird verhöhnt ꝛc. Endlich kommt Paulus mit dem Arzte Cosmar und purgirt dem Patienten alles Katholische, was noch in ihm ist, ab, so daß, was den Katholiken heilig und werth ist, im Stuhlgang von ihm abgeht. Das allein hilft nun. Ein schändliches Machwerk, welches gleichwohl an Gervinus einen Bewunderer gefunden hat.

In den Satiren verfolgt N. abermals das seiner Meinung nach

prostratum pene extinctumque papatum, gibt aber auch Lehren z. B. einem angehenden Geistlichen, einem rauhen Nimrod ꝛc. — Im Jeremias spielt Satan die erste Person und jauchzt über den Untergang Jerusalems ungefähr wie Naogeorg selbst über den Untergang Roms gejauchzt haben würde.

In neuester Zeit ist unter den Satirikern jener Periode keiner so hoch gepriesen worden als Fischart, genannt Mentzer, der 1581 als Stadtschreiber in Straßburg starb. Gervinus hat ihn „als einen der weit Vorgerücktesten in seinen Begriffen religiöser Freiheit" in dem Sinn gepriesen, wie Lichtfreunde und Deutschkatholiken. Nur deshalb findet er in Fischart einen großen Geist, eine erhabene Gesinnung. Aber auch Vilmar gesteht ihm einen hohen Patriotismus und eine Weisheit zu, die sich der Narrheit nur als Maske bedient habe. Zwei Zeugnisse aus so entgegengesetzten Lagern sprechen für Fischart. Ich kann aber nicht zustimmen. Ich finde in Fischart nur die Kraft des Hasses mit unreinem Geschmack und rohen Liebhabereien verbunden. Seine Grobheit war nicht Satirmaske eines feinen Sokrates, sondern angeboren. Die Wortmacherei, die Erfindung von seltsamen neuen Ausdrücken, die man ihm zum Ruhm anzurechnen pflegt, ist eine bloße Bizarrerie und Sache persönlicher Eitelkeit, etwas nicht Natürliches, sondern Gemachtes. Seine größte Wonne war, auf Andere zu schimpfen, Andere zu verspotten, und da der Spott über die römische Kirche fast schon erschöpft war, ergriff er mit Freuden jede Gelegenheit, um als Calvinist, oder überhaupt als „Vorgerückter" auch die frommen Lutheraner zu verhöhnen.

Sein berühmtestes Werk ist eine freie Uebersetzung des Rabelais, zuerst 1575 erschienen unter dem affectirten Titel „affenteurliche und ungeheurliche Geschichtschrift vom Leben ꝛc.", der in den spätern Ausgaben noch affectirter lautet: „Affentheurliche Naupengeheurliche Geschichtsklitterung von Thaten und Rhaten ꝛc." Wie man dieser plump erfundenen, völlig unnatürlichen Sprachweise irgend hat Geschmack abgewinnen können, ist mir nicht begreiflich. Sie ist mir von Anfang bis zu Ende ekelhaft erschienen. Außer dieser Sprachverderbniß aber und mehreren für die Sittengeschichte interessanten Notizen enthält das berühmte Buch nichts Eigenes. Ferner bearbeitete F. des Rabelais prognostication und die 1508 von Heinrichmann lat. herausgegebene prognostica in dem Büchlein:

„Aller Practic Großmutter. Die Dickgeprockte Pantagruelinische Betrugdicke Procdic oder Pruchnastikatz Lastafel, Bauernregel und Wetterbüchlein ꝛc. durch den wohlbeschreiten Mausstörer Winhold Alcofribas Wüstblutus von Aristephans Nebelstatt ꝛc.“ 1574. Spott über die Kalendermacher und Wetterpropheten. Ich enthalte mich von Fischarts Wortmacherei mehr als diese Titel anzuführen. Sie werden genügen, das Willkührliche und Abgeschmackte darin zu charakterisiren. — Eines der berühmtesten Bücher Fischarts, der römische Bienenkorb, ist wieder nur Uebersetzung aus dem Niederländischen. Hier wird die römische Hierarchie mit einem Bienenkorb verglichen, eine durch ein ganzes Buch durchgeführte höchst langweilige Allegorie. Von einem sehr schlechten Geschmack zeugt ferner Fischarts Flohhatz, worin er grobe Späße über die Weiber macht, über die sich die Flöhe und die sich über die Flöhe beklagen. Auch dieses Thema ist nicht einmal originell, denn es kehrt bei den Humanisten in größeren lat. Gedichten, wie namentlich auch in Epigrammen immer wieder. — Das Ehzuchtbüchlein Fischarts ist auch nicht originell, sondern geschöpft aus Plutarch und Guevara. Im Podagrammisch Trostbüchlein hat F. nur ein lat. Gedicht Pirkheimers übersetzt und spaßhafte Betrachtungen hinzugefügt. Nicht zu vergessen ist, daß Fischart des Bodinus de magorum daemonomania, eine wüthende für die Hexenverfolgung gegen den menschenfreundlichen Wierus gerichtete Schrift übersetzt, empfohlen und vermehrt hat.

Unter Fischarts Satiren auf die römische Kirche begegnen uns zuerst seine Auslegungen der von wilden Thieren abgehaltenen Messe auf alten Steinbildern am Straßburger Münster. Hier verräth sich die ganze Perfidie seines Hasses. In jenen Steinbildern zu Straßburg wie in ähnlichen vielen andern alten Kirchen, hatten die frommen Stifter der Kirchen nicht den Klerus und Gottesdienst verspotten, sondern nur warnende Exempel, Spottbilder solcher Kleriker aufstellen wollen, die ihres heiligen Amtes nicht würdig seyen. Aus dieser arglosen Warnung echt Gläubiger zu einer Zeit, in welcher die Kirche noch allmächtig war, macht nun hinterdrein der ungläubige Dichter eine boshafte Verhöhnung des gesammten Klerus, des Gottesdienstes, der Kirche überhaupt. — Nur zu geistlos ist Fischarts „geistlose Mühle“. Hier schüttet der Tod einen Sack voll Pfaffen auf die Mühle und unten kommen Schlangen und

Kröten heraus. — Eben so grob ist „der Barfüßer Sekten- und Kuttenstreit".

Eine um etwas bessere Erfindung verräth sich in Fischarts „Jesuitenhütlein", so daß man versucht wird, nach einem unbekannten Originale zu fragen.

> Christus hat Lucifers Horn der Macht und Stärke gebrochen. Lucifer beschließt, es wieder aufzurichten, aber versteckt und ohne Anstoß zu erregen. Zuerst stutzt er es als Mönchskappe zu, dann macht er daraus die zweigehörnte Mitra der Bischöfe, ferner die dreifache päpstliche Tiare und endlich das viergehörnte Jesuitenkäppchen, ohne welches die Tiare verloren wäre. Um dieses Käppchen zu nähen, hat des Teufels Großmutter mit den Teufelinnen vollauf zu thun, denn es werden alle erdenklichen Listen, Pfiffe und Laster hineingenäht.

Noch weniger Werth haben Fischarts Schmähschriften gegen Personen, z. B. in seiner ersten Schrift, der Nachtrabe, gerichtet gegen einen gewissen Rabe, der schon Protestant gewesen war und wieder katholisch wurde, in der Polemik gegen den Katholiken Naß in Ingolstadt, gegen die Lutheraner Nigrinus, Spangenberg, Osiander ꝛc.

Fischarts glückhaftes Schiff 1576 beschreibt einfach die lustige Fahrt der Zürcher mit dem Hirsebrei, den sie auf dem Rhein noch warm nach Straßburg brachten, zu einem dortigen Freischießen.

Die beste Uebersicht über seine erhaltenen und verlornen oder ihm auch wohl fälschlich zugeschriebenen Bücher s. bei Flögel, Geschichte der com. Lit. III. 390 und Gödeke.

Cyriacus Spangenberg schrieb 1562 „wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffelspiel". Auf dem Titelholzschnitt sitzt der Papst da, mit Fuchsschwänzen decorirt. Im Buche selbst spielt der Teufel als Sechs, der Papst als Sieben ꝛc. mit dem Kaiser, der als Taus (Aß) die schlechteste Karte ist, also immer gestochen wird.

Rauscher, Hofprediger zu Neuburg an der Donau, schrieb 1565 „hundert papistische Lügen" oder Wundergeschichten, aus denen er die katholische Superstition nachweisen wollte.

Georg Nigrinus bekämpfte den Ingolstadter Naß in groben Satiren: „vom Bruder J. Nasen", 1570 und „Affenspiel J. Nasen" 1571, worin alle schlimmen Eigenschaften erst des Esels, dann des Affen auf den armen Gegner angewandt werden. Dieses elende Zeug glaubte Ger-

vinus preisen zu müssen, nur weil es gegen die Katholiken gerichtet war. — In Eisleben erschien 1577 anonym die „Wundergeburt einer Jesuitensau", satirische Anwendung einer seltsamen Mißgeburt.

Ein fliegendes Blatt vom Jahr 1580 schildert „der Maulesel Aufruhr zu Rom", dedicirt dem P. Canisius.

> Ein feierlicher Umzug des Papstes in Rom wird beschrieben, dabei kommt eine Eselin in Koller und steckt die Esel, dann die Maulthiere an, so daß die tollgewordenen Thiere ihre heiligen Reiter abwerfen, in die Reihe der zu Fuße schreitenden Mönche eindringen und eine lächerliche Verwirrung verursachen. Abgedr. in Scheible's Schaltjahr V. 307 f.

Friedrich Dedekind, Pastor in Lüneburg (gest. 1598) nicht zu verwechseln mit dem spätern Christian D., schrieb einen papista conversus, in welchem der Papist, und zwar nur weil und nachdem er sich zum Lutherthum bekehrt hat, aus großer Noth gerettet wird. Derselbe Dichter verherrlichte auch die lutherische sola fides. In seinem „christlichen Ritter" wird ein Ausbund von Lüderlichkeit, weil er das Gesetz nicht erfüllt, durch Moses verdammt, aber durch Paulus, der ihm den lutherischen Glaubensweg zeigt, gerettet. Ueberhaupt wird Paulus, im Gegensatz gegen den römischen Petrus, von den protestantischen Dichtern gern als der Ihrige in Anspruch genommen. Auch Wittels Zelotypia (das Eiferopfer) von 1571 stellt dem Strafeifer die Rechtfertigung durch den Glauben entgegen. Stricer in seinem „Schlemmer" (1588) läßt diesen gleichfalls den Sündenstrafen entgehen durch den Glauben. Die Poeten folgten hier häufig der Gleißnerei der Theologen, die es den fürstlichen Personen, sowie auch den souveränen Räthen der Reichsstädte bequem machen wollten, zu sündigen. In der, jetzt vergessenen aber zu ihrer Zeit sehr berühmten Polemik der Dillinger Jesuiten contra den großen Kanzler Pfaff in Tübingen im Anfang des 18. Jahrhunderts wetteifert jesuitischer und lutherischer Servilismus, den weltlichen Großen das Sündigen zu erleichtern durch die laxeste Observanz der Vergebung.

In des Friedrich Mosellani Reuterischer Strigel wider die Scharteken der Jesuiten, Neustadt an der Hardt 1608, ist in sehr groben Knittelversen die ungeheuerste Wuth über die Jesuiten ergossen. Sie sind vom Anfang an des Teufels, der Papst selber der Antichrist, alles was zur Hierarchie, zum katholischen Dogma und Cultus gehört, durch und durch

teufliſch. Das Ganze iſt witzlos, nur Ausbruch des blindeſten Haſſes. Aehnlich des Palaeus jeſuitiſch Eulengeſchrei 1609.

Dachtler ſchrieb 1613 ein „Affenſpiel der Bettelmönche", ein Buch „wider die Janitſcharen des Papſtes" (die Jeſuiten), einen „jeſuitiſchen Schlangenbalg" ꝛc.

Rinckhart, Diaconus in Eisleben, ſchrieb 1613 den Eislebiſchen chriſtlichen Ritter zu Ehren Luthers, eine der geiſtvollſten, wenn auch partheiiſcheſten Dichtungen dieſer Gattung.

König Immanuel (der Friedefürſt) hat drei Söhne, Petrus, Martin und Johannes. Er empfiehlt ihnen Frieden, als er aber todt iſt, maßt ſich der älteſte Sohn allein das Erbe an. Die beiden andern ſtreiten deshalb mit ihm. Da hat der jüngſte, der aus der Schweiz kommende Johann (Calvinismus) den rohen Einfall, des Vaters Leiche aus dem Grabe zu holen und vorzuſchlagen, ſie ſollen alle nach des Vaters Herzen ſchießen und wer es träfe, ſolle der Erbe ſeyn. Petrus (Katholicismus) ſtimmt zu, nur Martin (Lutherthum) hat zu viele Ehrfurcht vor dem Vater. Darauf erſcheint dieſer Vater ſelbſt, ſchilt die beiden andern Söhne und lobt allein Martin.

Deſſelben Verfaſſers „Münzeriſcher Bauernkrieg" behandelt den Gegenſtand zu frivol.

Friedrich Rappolt, Profeſſor in Leipzig, feierte 1617 das Jubiläum der Reformation mit heroiſchen Gedichten in lateiniſchen Hexametern, (poemata heroica, Leipzig 1670), indem er nicht nur Luthers Theſenanſchlagung, ſondern auch den ſchmalkaldiſchen Krieg und den ſtandhaften Kurfürſten beſang. Dieſe Dichtungen wimmeln von den wüthendſten Schmähungen gegen Rom und „die geſchorne Rotte" (rasa cohors).

Zum erſten Jubelfeſt der Reformation 1617 wurde, wahrſcheinlich zu Stettin, die Comödie Tetzelocramia aufgeführt (gedruckt zu Stettin, und nochmals zu Wittenberg 1618). Sie bringt nicht etwa blos ſpaßhafte Scenen aus dem alten Ablaßkram, ſondern faßt den Kampf mit der alten Kirche ſummariſch auf.

Der Papſt, den ſeine Träger, während er ſeinen Triumph feiert, abſichtlich fallen laſſen, kann nicht wieder aufſtehen und bedroht voller Wuth die treuloſen Träger mit dem Bann, aber vergebens, eine Menge Kinder kommen herbei und ſpotten ihn aus:

Der Papſt hat ſich zu Tode gefallen
Von ſeinem hohen Stuhle ꝛc.

Der Papſt hat ſeine Schlüſſel verloren,
Was will er nun beginnen? ꝛc.

Tragicomödia vom Visitator venereus Curd. 1617. Abgedruckt in Scheibles Schaltjahr V. 564 f. Der Verfaſſer nennt ſich Pamphilus Münningsfeind.

Curd, der Mönch, längſt ſchon in allen böſen Tücken geübt, verführt die Grete, ein Bauernweib, ihr Mann aber legt ihm in der Nacht eine Schlinge, daß er beim Einſteigen ins Fenſter ſich ſelber darin fängt und erwürgt.

Oräus ſchrieb 1620 einen „reformirten Spiegel des Papſtes und wahren Antichriſt", worin er die Weiſſagungen auf den letztern als dem erſten geltend nachzuweiſen ſuchte, ganz ernſthaft und myſtiſch. In demſelben Jahr erſchienen des Ambroſius „Gleichniſſe mit dem Jeſuiter und Floh", worin gezeigt wird, wie ſich der Orden überall einniſte; 1634 erſchien ein „Mönchsgott" von Kuttenberg.

Jacob Gretſer in Markdorf unweit vom Bodenſee (geſt. 1625) wurde der Ketzerhammer genannt, weil er ſo harte Schläge auf ſie fallen ließ in ſeinen Satiren: Bavius et Maevius, Ingolst. 1605. Lutherus academicus 1610. Vespertilio haeretico-politicus etc. — Von Forer in Dillingen erſchien 1629 ein „lutheriſcher Katzenkrieg", worin die Zänkereien der Lutheraner über die Ubiquität mit den nächtlichen Raufereien miauender Katzen verglichen werden.

Die Streitſchriften zwiſchen Lutheranern und Calviniſten oder Kryptocalviniſten, dann wieder der einzelnen Schulen gehen gleichfalls ins Gebiet der Satire über, aber einen ſehr groben, weil blinde Leidenſchaft vorherrſchte. Zu den calviniſtiſchen Schändern des Lutherthums gehört namentlich der oben ſchon erwähnte ſehr überſchätzte Fiſchart. Eine feinere Ausnahme macht Wenzel Schilling mit ſeinen Satiren gegen die in der proteſtantiſchen Theologie wiedergeborne Scholaſtik: ecclesiae metaphysicae visitatio, 1616, de notitiis naturalibus etc. 1616, worin enormis metaphysicae doctrinae abusus perstringitur. Er wagte die Behauptung, es ſey am Wort Gottes genug, die philoſophirende Theologie werde nur davon abführen. In ſeinem Haß und Spott gegen die Scholaſtik erinnert er ſehr an Rabelais. Daß er überall verfolgt wurde, verſteht ſich von ſelbſt. Als er kaum eine Zuflucht in Magdeburg gefunden, wurde dieſe Stadt von den Kaiſerlichen erobert und zerſtört, bei welchem Anlaß er

unter der stürmenden Soldateska den Tod fand. — Der „calvinische Postreuter“ wurde 1592 für Luther gegen die Calvinisten geschrieben, ebenso ein Lutherus redivivus durch Rivander 1593.

Bernhard Herxheimer gab im Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein „Fastnachtsküchlin oder Warnungsbüchlin“ heraus, worin er in noch sehr an Hans Sachs erinnernden Reimereien über die orthodoxe Verfolgung klagt, allgemeine Duldung in Anspruch nimmt und das Recht der Privatmeinung oder ecclesiola in Glaubenssachen verficht, wie Seb. Frank und Schwenkfeld dasselbe thaten.

Johann Major, Professor in Wittenberg (gest. 1600) als Kryptocalvinist schwer verfolgt, schrieb lat. Gedichte vom Kreuz, vom Grabe Christi, von der Auferstehung, von Adams Garten, von Simson, ein hist. Gedicht vom Churfürsten Moritz von Sachsen, eine Klage über die kirchliche Verfolgung unter dem Bild einer Synode der Vögel.

Ein „verdecktes und entdecktes Carneval“ ohne Ort und Jahr gedruckt, hatte den Mansfelder Adjuncten Zeidler (gest. 1711) zum Verfasser und ist eine Satire auf die lutherische Geistlichkeit, die sich zu ihrem Amte wie zu einem Carneval maskire, heuchlerische Frömmler voll Schalkheit und Sinnlichkeit im Herzen. Diese merkwürdige Schrift ist schon ganz lichtfreundlich, will alle Rechtgläubigkeit, alles Priesterthum verbannt wissen und den Laien allein überlassen, was sie glauben wollen oder nicht. In einer andern Schrift „neun Priester Teufel“, angeblich 1540 gedruckt, desgleichen in den „sieben bösen Geistern“, in der „metaphysica als Kammerjungfer der theologia“, in der „gnostologia oder Allwisserei“ und noch vielen anderen Schriften, die man bei Flögel (Geschichte der com. Lit. III. 452 f.) aufgezeichnet findet, wiederholt er dasselbe.

Im Beginn des dreißigjährigen Krieges wimmelte Deutschland von fliegenden Blättern, welche Spottverse und Karikaturen enthielten. Ich besitze deren nebst politischen Flugschriften jener Zeit über 400. Am zahlreichsten sind die Satiren auf die Jesuiten und auf den Winterkönig Friedrich, dessen Hoffart so schnell bestraft wurde. Sehr beliebt war die Satire in Allegorien, oft sinnreich, meist aber zu gesucht. Im Ganzen fehlt dieser schon mehr politischen Satire die Energie des Religionshasses, der die älteren Spottschriften der Reformation auszeichnet. Im Verlauf des schrecklichen Krieges verstummt der Spott und bricht erst wieder auf

protestantischer Seite hervor nach Gustavs Siegen. So in dem Volkslied „Fleuch, Tilly, fleuch!“ ꝛc.

Ein nicht unmerkwürdiges Denkmal aus dem dreißigjährigen Kriege ist die lat. Comödie Stargaris des Rector Prätorius.

Darin wird der Zustand der Stadt Stargard zur Zeit des großen Krieges während der abwechselnden schwedischen und kaiserlichen Garnisonen und die colossale Verwilderung der Sitten, die daraus erfolgte, anschaulich gemacht. Ehre tragen allein die Frauen davon, die zuletzt mit ihren Spinnrocken und allerlei andern Waffen kommen und ihre verführten Männer den von den Soldaten zurückgelassenen Dirnen wieder abjagen.

Die „schwedische Comödia“ gedruckt 1632 stellt die Augsburgische Confession als eine Jungfrau dar, welche von der babylonischen Hure (dem Papstthum) unterdrückt und durch Tilly grausam gefangen gehalten wird, während ihre Schwestern Fides und Veritas glücklich nach Schweden entkommen, von wo sie den Helden Gustav Adolph mitbringen, welcher sodann die gefangene Confessio befreit. In rohen Knittelversen. — Der „Held aus Mitternacht“ von Joh. Sebast. Wieland (Heilbronn 1633) ist abermals Gustav Adolph, anposaunt als Befreier der Protestanten in Süddeutschland. Hiezu die „Siegesfahne Gustavi Adolphi“ von Adam Olearius.

Barth. Anhorn faßte die Siege und Niederlagen der katholischen Partei in Norddeutschland allegorisch auf, 1613 in der lat. Pomeris, unter welcher Nymphe er das von Wallensteins wilden Horden befreite Pommern versteht, und 1632 in dem deutschen Schauspiel „die blutige Hochzeit der schönen Parthenia“.

Die schwesterlichen Nymphen Pomeris, Megalinnis und Prussilla (Pommern, Mecklenburg und Preußen) sind bereits gefangen, geschändet, eben so die ihnen dienenden Nymphen (die Städte und Festungen). Nur die schöne Parthenia (Magdeburg) wiedersteht noch unter Leitung ihres klugen Vormunds Falcomontius (Falkenberg) dem um sie werbenden alten Contilius (Tilly). Aber auch sie unterliegt der Gewalt und muß sich von dem Alten schänden lassen. Deß freut sich der arglistige Jolola (Loyola, der personificirte Jesuitismus). Jämmerliche Klage erheben im Chor die geschändeten Jungfrauen, die Noth ist am größten, da erscheint Agathander, der Held (Gustav Adolf), schmettert den alten Contill und die Seinen nieder und befreit alle Leidenden.

Die Verse sind überaus hart und roh, keine kunstreichen Alexandriner, sondern noch Knittelverse. Auch gegen die Auffassung ließe sich viel ein-

wenden, aber das Ganze ist ein wahrer Ausdruck der Zeitstimmung. Diese Arbeiten Anhorns scheinen beliebt gewesen zu seyn, denn der berühmte Geschichtschreiber Pommerns, Mikrälius, schrieb noch eine schwache Fortsetzung „vom siegreichen Helden Agathander" 1633, wie er die Sebasta, jüngste Tochter der Teutonia, d. h. die Evangelischen auch im südlichen Deutschland befreit.

Laurenburg († 1659), ein Mecklenburger, schrieb zwei Comödien vom Raube der Orithyia und von der Bedrängung des Phineus durch die Harpyen (1635), nicht ohne Beziehung auf die schreckliche Zeit des 30jährigen Krieges. Unter Orithyia ist Deutschland, unter ihrem Entführer Aquilo Gustav Adolph zu verstehen, aber unter dem hungernden Phineus wiederum Deutschland und unter den Harpyen die darin übel hausenden Armeen.

Grefflingers (Celadons von der Donau) „der Deutschen 30jähriger Krieg" (1657) erzählt in Alexandrinern den ganzen Verlauf des Kriegs so nüchtern wie in Prosa. Auf dem Titelkupfer reitet eine Furie über die niedergestreckte Germania hinweg. Der Dichter ruft in jedem Buch die Muse Calliope an. Er hält sich auf der protestantischen Seite und vergleicht den sterbenden Gustav Adolph mit einem Pelikan, dessen Blut die Jungen genährt, die Feinde des Kaisers gemehrt habe. Am Schluß fällt ihm auf, daß ein Pfalzgraf in Prag den Krieg begonnen und wieder ein Pfalzgraf in Prag ihn geendet habe. Aber kleine Metaphern und Antithesen dieser Art unterbrechen nur selten die trockene Erzählung. — Celadon schrieb noch schwache Epigramme (Rosen und Dörner, Hülsen und Körner), geistliche Lieder, ein Leben Davids, eine Beschreibung der türkischen Kaiser und der Könige aus dem Hause Stuart, ein geistloser Vielschreiber.

Freinsheims teutscher Tugendspiegel, gedruckt in Folio zu Straßburg 1639, enthält in harten Alexandrinern ein bewunderndes Lob des Herzog Bernhard von Weimar und seiner damaligen Schlachten. Dabei wird zurückerinnert an den großen Sachsenhelden Wittekind. Uebel angebrachter Patriotismus ohne irgend ein Verständniß der bernhardinisch-französischen Politik. —

In der 1645 anonym erschienenen „Japeta" wird allegorisch die große Politik der Zeit erörtert.

Japeta d. i. die Jungfrau Europa hat den begehrlichen Spanier zum Freier, den aber der wachsame Franzose an Ausführung seiner Pläne hindert, während der deutsche Michel (hier Adelmann genannt), anstatt sich selbst geltend zu machen, nur den andern dient.

In dem „friedewünschenden Deutschland" Rists von 1647 wird das „alamodische Deutschland" noch bitterer getadelt.

Arminius, Arioviſt, Civilis und Wittekind, die vier alten deutschen Helden treten auf, hören, wie entartet die Deutschen seyen und wenden sich entrüstet ab. Darauf erblicken wir Deutschland als ein üppiges Weib, wie sie von vier ausländischen Courtisanen verführt wird und sich eckelhaft in französischen und spanischen Weinen berauscht. In diesem Taumel jagt sie ihre treue Dienerin, den Frieden, fort. Nun aber kommt Mars, der Kriegsgott, feuert die vier Courtisane an, die Trunkne und Ohnmächtige zu berauben und mißhandelt sie aufs schrecklichste, um ihr durch Qualen das Geständniß abzupressen, wo sie noch verborgene Schätze habe. Herr Sausewind, ein lüderlicher Student, welcher Soldat geworden, tritt nur in einem lustigen Zwischenspiel auf. Das zertretene, zerlumpte, an vielen Wunden blutende Deutschland ist zur elenden Bettlerin herabgesunken und bekennt ihre Sünden in tiefster Zerknirschung, da erbarmt sich ihrer Gott und die Hoffnung wirft ihr vom Himmel einen Mantel herab, um ihre Blöße zu decken.

Daran reiht sich noch ein friedejauchzendes Deutschland, ein Perseus (1634) und ein Wallenstein (1647), weich letzterer verloren ist. Vgl. Moller, Cimbr. lit. 546. — In der Dianea des Dietrich von Werder (1644) sind berühmte Personen des 30jährigen Krieges unter Schäfernamen versteckt. — Johann Angelius von Werdenberg schrieb 1641 eine Germania supplex in lat. Hexametern, worin er Kaiser Ferdinand III. dringend anflehte, bald Frieden zu machen.

Charakteristisch für die Zeit ist ein Huldigungsgedicht für den Herzog Friedrich Wilhelm von Coburg, 1642 mitten im 30jährigen Kriege verfaßt vom Pfarrer Selfried, worin es heißt:

Wir leben jetzt im Bettlerorden
Und sind fast alle Barfüßer worden,
Unsre Kleidung ist Lappen Art,
Die Nahrung gering, die Armuth hart,
Wie man sieht an unseren Leibern,
An Kindern und ehlichen Weibern.

2.

Das Hereinragen der Hölle in die deutsche Dichtung.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes, und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Natürlicherweise war es nur eine Kinderfurcht, eine Vorspiegelung der Angst, wie sie der böse Knabe empfindet, wenn er sich im Dunkeln allein gelassen sieht von der erzürnten Mutter. Das ganze Hexenwesen war natürlicherweise nur ein böser Traum, wie viel tausend Menschenleben es auch kostete. Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts bewährte natürlicherweise ihren Gegenzauber und heilte die besessene Menschheit ganz einfach dadurch, daß sie nicht mehr an den Teufel glaubte. Aber der Teufel ist, wie man zu sagen pflegt, ein Schelm. Er geht, wenn er mißfällt, und kommt in gefälligerer Gestalt wieder. Faust entsetzte sich an dem nilpferdartigen Ungeheuer, hieß es aber nur in etwas eleganterem Costüm wiederkommen. Hat es die aufgeklärte Menschheit anders gemacht als Faust?

Wir kommen mit der bequemen Art, wie man heute bei Nennung des Teufels lächelt, nicht über die geschichtliche Thatsache hinüber, daß er vom 16. bis 18. Jahrhundert die Phantasie der Menschen beherrscht hat. Sei es auch nur die Phantasie gewesen, warum konnte sie sich von seinem entsetzlichen Bilde nicht losreißen? Ich glaube, es läßt sich nur auf eine Art erklären. Die Gottentfremdung war noch neu; das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheimzufallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche sicher geschlummert hatten. Kaum hatte Luther die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche hinausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel

ſah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt. Luthers Werke, Halle 1743. XXII. 1171.

Schon vor Luther hatte ſich in der ſchuldbeladenen katholiſchen Welt das böſe Gewiſſen in einer neuen, nie vorher ſo arg graſſirenden Teufelsangſt geregt und zu Verfolgung der Hexen angetrieben. In der Leidenſchaft derer, welche die alte Kirche zerſtörten, lag auch etwas von böſem Gewiſſen. In dem gallenbittern Haſſe beider Parteien niſtete ſich immer behaglicher das böſe Princip ein und beide wetteiferten im Herumſchlagen mit Teufelsgeſpenſtern und in immer gräßlicheren, immer zahlreicheren Hexenprozeſſen.

Der reichen poetiſchen Flora, die auf dem Grunde des Glaubens gedieh, wie wir ſie im dritten Buche kennen gelernt haben, trat daher am Ausgang des Mittelalters und im Reformationszeitalter eine vom Teufel beſeſſene Dichtung entgegen. Die alte Gottesminne verwandelte ſich in Teufelsminne, denn die in ihrem Glauben geſtörte und geirrte Welt wurde nicht bloß von einer entſetzlichen Furcht vor dem Teufel angeſteckt, ſondern entbrannte auch im wahnſinnigen Gelüſte, mit des Teufels Hülfe alle Arten irdiſchen Glücks zu gewinnen.

Die uralten, noch im Volke lebenden Erinnerungen aus dem deutſchen Heidenthum miſchten ſich in dieſes Teufels- und Zauberweſen ein, aber in entſetzlicher Verzerrung. Von der Milde und Klarheit, von der Herzensgüte und Gemüthlichkeit der Rieſen- und Elbenmärchen blieb keine Spur mehr übrig. Alles verfinſterte und verbitterte ſich zur Teufelei. Dazu geſellte ſich der ganze, durch die Humaniſten wieder aufgewärmte, Aberglaube der ſpäteren Römerzeit und der gelehrten Muhamedaner, deren magiſche Künſte von Spanien und Süditalien aus in unſere Univerſitätsgelehrſamkeit eindrangen.

Die Literarhiſtoriker haben bisher verſäumt, die betreffenden Dichtungen in ein Geſammtbild unter dem richtigen Geſichtspunkt zuſammenzufaſſen, als poetiſche Spiegelung des vom Dämon beſeſſenen Zeitalters überhaupt. Sie bilden eine Maſſe, die nothwendig zuſammengehört. Der in ihnen ausgeprägte Geiſt übte zwei Jahrhunderte hindurch den größten Einfluß im geſammten Volke. Auch iſt, der rohen Form ungeachtet, mehr

Poeſie in ihnen, als in den Ausläufern des Meiſtergeſangs und den Anfängen der Renaiſſance, zwiſchen welchen ſie in Verbindung mit den Schwänken die Mitte einnehmen. Zwiſchen ihnen und den Schwänken beſteht eine eigenthümliche Wahlverwandtſchaft. Beide ſind aus dem Zerfall des Glaubens hervorgegangen, der Spottgeiſt wie die Teufelsangſt und Teufelsſucht. Auch greifen ſie in einander über.

In kunſtgerechten Dichtungen oder auch nur in zuſammenhängender romanhafter Erzählung wie in dem Buche von Fauſt und einigen andern berühmten Zauberern iſt nur wenig aufgezeichnet worden, deſto mehr in Sammlungen, die den Stoff nur roh zuſammenhäufen, in der zahlreichen Literatur über die Hexerei, und in faſt allen Chroniken, Relationen der Tagesgeſchichte und Ortsbeſchreibungen der Zeit. Die alten Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts wimmeln davon. Ueberall ſtreckt der Teufel die Hörner heraus oder ſpucken Geſpenſter und macht ſich der gröbſte Aberglauben breit. Die Buchhändler ſpeculirten damals auf die Teufelsfurcht und Teufelsſucht und überſchwemmten den Büchermarkt mit Dämonologie, magiſchen, ſympathetiſchen, alchymiſtiſchen Lehrbüchern und Höllenzwängen. Ich hebe hier nur einige der vorzüglicheren Werke hervor, aus denen man ſich über den Teufelsglauben jener Zeit am beſten belehrt: Sprengers malleus maleficarum (Hexenhammer) von 1489, Bodini daemonomania, Franciſci hölliſcher Protheus, Goldſchmidt Höll. Morpheus, Prätorii Weihnachtsfrazzen und Blorberg, Wierus, de praestigiis, Tharſanders Schauplatz ungereimter Meinungen, die geſtriegelte Rockenphiloſophie (Chemnitz 1701), Breuner Curioſitäten, Männling cur. Albertäten, Godelmann de magis, Teufel- und Hexenhiſtorien (1693).

Unter den neueren Werken über dieſen Gegenſtand iſt weitaus das reichſte Görres, Geſchichte der Myſtik, welche zugleich am tiefſten in den dämoniſchen Charakter der Zeit eindringt. Soldans Geſchichte der Hexenprozeſſe iſt, obgleich zu rationaliſtiſch in der Erklärung, doch ſehr brauchbar wegen der mitgetheilten Thatſachen. Zudem noch Horſts Zauberbibliothek und Dämonologia.

Das Hexenweſen, wie es hauptſächlich erſt nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die tiefſte Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja ſelbſt des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich

erſcheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozeſſen als das Gegenbild der früheren Minne und Frauenehre, die Angſt vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutſchen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens iſt die Furcht der Männer vor den Weibern und Haß der Männer gegen die Weiber, ſofern die letzteren nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was ſonſt den Männern gebührte, ſondern auch mit Hülfe des Teufels ſtärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen laſſen. Nach pſychologiſchen Geſetzen ſteigert ſich die Furcht, wie der Zorn, in raſcher Progreſſion. Nur daraus erklärt ſich, wie es möglich war, daß man am Ende die ganze Welt voll Hexen ſah und dem Teufel eine Macht zuſchrieb, vor welcher die göttliche kaum mehr Platz fand. Nicht das geringſte Uebel oder Unangenehme konnte im gemeinen Leben ſich ereignen, man ſah den Teufel dahinter. Kein Wetter, das nicht die Hexen gemacht hätten; keine Krankheit an Menſchen oder Vieh, die nicht aus Beherung entſtanden wäre; kein Mißwachs, kein Ungeziefer, das nicht Hexen erzeugt hätten; aber auch kein Glück, kein Talent, keine Wiſſenſchaft, die nicht Gabe des Teufels geweſen wäre! Wie bei einer Sonnenfinſterniß der ſchwarze Schatten allmählig die ganze goldglänzende Scheibe bedeckt, ſo umnachtete der Hexenglauben die abendländiſche Chriſtenheit.

Neben der Angſt vor dem Teufel auf der einen Seite hatte ſich in der rohen Zeit auch ein freches Gelüſten nach dem Bündniß mit dem Teufel und nach dem daraus zu erwartenden Gewinn offenbart, bei Weibern wie bei Männern. Wenn wirklich Adepten die ernſtlichſten Verſuche anſtellten, Gold oder den Stein der Weiſen zu machen, wenn wirklich Aſtrologen und Magier die Sterngeiſter zu bannen hofften, wenn wirklich ſelbſt gelehrte Männer, wie Agrippa von Nettesheim ꝛc., Zauberbücher ſtudirten und den Teufel zu citiren ſich alle Mühe gaben, wenn im gemeinen Volke Jäger nach Freikugeln, Soldaten nach magiſchen Mitteln, um ſich feſt zu machen, Spieler nach untrüglichen Mitteln zu gewinnen, Freudenmädchen nach Liebeszaubermitteln trachteten, wie hätte es nicht auch Weiber geben ſollen, die ſich nach der Hexen Weiſe mit dem Teufel einzulaſſen wirklich Luſt bezeugten.

Zum poetiſchen Teufelscult gehörte zunächſt die Nacktheit. Im Norden, wo alles ſich gegen das Clima verhüllt und auch viel größere

Sittenſtrenge herrſcht, war die Nacktheit immer etwas, woran ſich dämoniſche Schauer knüpften.

Daher der Glaube, man ſolle ſich nie beim Licht nackt auskleiden, weil dann der Böſe um den Weg ſey; oder wenn man um Mitternacht zwiſchen zwei Lichtern nackt in den Spiegel ſehe, ſehe man hinter ſich den Teufel. Sehr merkwürdig iſt, was Pröhle in ſ. Harzſagen V. 124 berichtet. Zwei Weiber waren bei großer Sommerhitze in einer abgelegenen Gegend ins Gras gegangen und hatten ſich hier, um weniger von der Gluth des Tages zu leiden, bei ihrer Arbeit ganz ausgekleidet. Da war alsbald Geiſterſpuck um ſie und ſie hörten die wilde Jagd in der Luft vorüberziehen.

Eine Menge Zauberei kann man nur bewirken, wenn man dabei nackt iſt. So müſſen die Mädchen, die in der Andreasnacht ihren Freier ſehen wollen, nackt ſeyn. Eben ſo die Hexen, ehe ſie durch die Luft fortfliegen können.

Der zauberiſche Bilſenſchnitt, durch den man ſich fremdes Getreide anеignet, kann man nur nackt vornehmen, indem man eine Sichel an den Fuß bindet. Bei großer Dürre zaubert man Regen herbei durch ein Mädchen, welches nackt Bilſenkraut an den kleinen Finger der rechten Hand und an die kleine Zehe des rechten Fußes bindet, oder ganz in Blumen und Gras eingehüllt und ins Waſſer geworfen wird. Vgl. Grimm, D. Myth. 560 f.

Die Hexe kleidet ſich, wenn ſie zum Sabbath fahren will, nackt aus, reibt ſich am ganzen Leibe mit einer Salbe ein, ſpricht dann einen kurzen Zauberſpruch, nimmt den erſten beſten Beſen, Spinnrocken ꝛc. zwiſchen die Beine und reitet durch den Schornſtein in alle Lüfte.

Die Salbe wird bereitet aus dem Fett neugeborner Kinder, die zu dieſem Behuf von böſen Hebammen geſchlachtet werden. Prätorius, Blorberg S. 301. Bodinus II. 4.

Ferner gehört zur Hexenſalbe das Waſſer der Kröte, Salban S. 225, oder der Koth der mit geweihten Hoſtien gefütterten Kröte, daſ. 206, zuweilen auch mit dem des Raben vermiſcht. Der Saft von ſieben Kräutern, wahrſcheinlich unter planetariſchem Einfluß, Görres Myſtik III. 597.

In den zahlreichen Hexenprozeſſen des Elſaßes wiederholt ſich das Reiten der Hexen auf Wölfen, gewiß ein ſehr alterthümlicher Zug. Alſatia 1856 S. 302. In vielen Sagen fährt ein Neugieriger der Hexe, die er belauſcht hat, nach, ruft aber in der Angſt den Namen Gottes an; dadurch iſt der Zauber gelöst und er fällt aus der Luft herunter in ein fremdes Land.

So blieb einer auf einem wilden Gebirge ſitzen, ein anderer, der ſeiner Frau nachgefahren war, fiel in einen Sumpf. Prätorius, Blorberg S. 205. 259. Vgl. Horſt, Dämonomanie II. 211 f. Ein Bauer, den ſein Weib geſalbt, ritt auf einem Kalb von Urach nach Prag, eine Botſchaft für den Grafen von Württemberg zu holen. Als er aber auf dem Rückweg in einem Sprung über das Uracher Thal kam und ausrief „ſo einen Sprung hab ich noch nie geſehen," verſchwand das Kalb. Sage in dem altd. Gedicht „die Mörin". Ein Mädchen aus Bergamo wollte ihrer Mutter nachfolgen, rief aber unterwegs den Namen Jeſu aus und wurde im Venetianiſchen nackt auf der Erde gefunden. Schotti phys. cur. 95.

Die Hexen verſammelten ſich in der Regel auf Bergen, zuweilen auch in Ebenen unter einem alten berüchtigten Baume, unter dem Galgen und auf Richtplätzen. Das erſtere iſt noch echt heidniſch, das letztere ſcheint ſchon chriſtlich, indem man für die Hexen alles Ekelhafte, alſo auch die häßlichſten Verſammlungsſtätten ausſuchte. Der berühmteſte aller Hexenberge iſt unſer deutſcher Blorberg oder Brocken.

Kein Hexenſabbath ohne eine gemeinſchaftliche Mahlzeit der Hexen und Zauberer am Tiſch des Teufels. Bemerkenswerth dabei iſt die überall im Hexenweſen vorkommende Umkehr des Guten ins Schlechte. Die Hexen eſſen nichts als die ekelhafteſten Speiſen, die für ſie aber Delikateſſen ſind. Nach Görres, Myſtik IV. 2. 216 war Menſchenfleiſch von Leichen zu eſſen der Gipfel des Genuſſes für die Hexen. Die Hexenmahlzeit iſt nur Schein. Wenn die Hexen heimkehren, haben ſie nichts gegeſſen und hungern. Salz darf nicht auf den Tiſch kommen, wenn man nur den Namen des Salzes nennt, verſchwindet der ganze Spuck. Denn das Salz iſt heilig. Sehr merkwürdig iſt folgender Gebrauch. Am Schluſſe jedes Hexenſabbaths ruft der Teufel mit Donnerſtimme: rächt euch, oder ihr müßt ſterben! Godelmann, von Zauberern S. 196. Das iſt die Rache, die Lucifer in ohnmächtiger Wuth zu nehmen lechzt, oder die Rache der von ihren Altären geſtürzten Heidengötter.

Wenn auch der Hexenſabbath urſprünglich aus einem unſchuldigen heidniſchen Frühlingsfeſt hervorgegangen ſeyn mag, ſo iſt er doch ohne allen Zweifel im chriſtlichen Volksglauben zu einer Jubelfeier der Hölle und zu einer abſichtlichen Antitheſe gegen das Chriſtenthum ausgebildet worden. Man bemerkt, daß dem Teufel auf dem Blorberg alle die Ehre und Anbetung zu Theil wird, die anderwärts Chriſto gebührt, daß ſeine

Selbſtverbrennung eine Nachahmung des Opfertodes Jeſu ſeyn ſoll, und daß auch eine Menge andrer Ceremonien des Hexenſabbaths nur eine Parodie des chriſtlichen Cultus ſind.

Die Selbſtverbrennung des Bocks und die Vertheilung der Aſche, ſo wie der ſilbernen Laus entſpringt dem Abendmahl. Statt des Bockes erſcheint nach Bodinus I. 1. zuweilen ein ſchwarzer Mann von dreißig Jahren, welcher angebetet wird. Das iſt, um den Heiland von gleichem Alter zu verhöhnen. Dem Teufel wird eine förmliche Meſſe celebrirt, Calmeil, Wahnſinn, von Leubuſcher S. 148. Während dieſer Meſſe ſtreckt man die Zunge aus, entblößt ſich unanſtändig, geht rückwärts zum Altar und macht alles verkehrt und zum Hohn. Görres, Myſtik IV. 2. 293. Eine ſchwarze Hoſtie wird erhoben, wie in der katholiſchen Kirche die weiße. Görres IV. 2. 284. Dem Abendmahl geht auch eine Beichte vorher. Wie der Chriſt das Böſe, was er gethan und gedacht, reuig beichtet, ſo beichten die Hexen dem Teufel daſſelbe, aber nicht reuig, ſondern mit Stolz, zu ihrem und des Teufels Ruhm, und er feuert ſie dabei zu neuen Uebelthaten an und ſtraft die trägen, die nicht genug Schaden geſtiftet. Jedermann kennt die Unterredung der Hexen in Shakſpeares Macbeth, wo ſie einander ſelbſt erzählen, was ſie alles Böſes gethan haben. Görres a. a. O. Delrio p. 173. Bodinus II. 4. — Als Weihwaſſer dient der Urin des Bocks, mit dem alle Hexen beſprengt werden. De Lancre S. 457. — Auch eine Hexentaufe wird vorgenommen, jede Hexe bekommt auf dem erſten Sabbath, dem ſie anwohnt, einen neuen Namen; zum Taufwaſſer dient ſchmutziges Waſſer aus Pfützen und Wagengeleiſen (Pferdehufſpuren?). Prätorius, Blorberg S. 406.

Abgeſehen von dieſen teufliſchen Nachäffungen des chriſtlichen Cultus wird dieſer letztere auch direkt entweiht. Die Hexen ſtehlen echte Hoſtien aus Kirchen, um ſie auf dem Hexenſabbath zu verbrennen. Einem Hexenmeiſter, der eine ſolche verbrennen wollte, ſchlug ſie ein Blitz aus der Hand. Görres a. a. O. 291. Zu ſcheußlichſter Verhöhnung dient eine große Hoſtie. Daſ. 290.

Anna Vögtly, eine Zauberin, ſammelte in der Schlucht von Pfeffers um Mitternacht Zauberkräuter und mußte ſich dazu einer magiſchen Kerze bedienen. Um den Zauber noch kräftiger zu machen, brauchte ſie eine Hoſtie und raubte dieſelbe. Allein nun umgaben ſie in der Wildniß des Gebirgs eine ſolche Menge von höhnenden Teufelsfratzen, daß ſie aus Angſt die Hoſtie wegwarf in die Dornen. Sogleich blühte aus den Dornen eine ſilberne hellleuchtende Roſe als Monſtranz um die Hoſtie; Hirten fanden ſie und man baute darüber die Kapelle von Ettiswyl. Gedicht von Juſtinus Kerner.

Wie das gute reine Waſſer in Quellen oder im Thau und Regen

oder durch Weihungen geschickt war, Heil und Segen zu bringen, so umgekehrt bewirkte man durch unreines Wasser auf magische Weise Schaden. Sehr oft kehrt daher die Vorstellung wieder, daß Hexen ihr Wasser lassen und durch Umherspritzen desselben Regen und Ungewitter bewirken.

Nach Bodin, daemonomania II. 7, deutsch von Fischart S. 139 wurde eine Hexe nicht zu einer Hochzeit in einem Dorfe bei Constanz eingeladen, rächte sich aber, indem sie in eine Grube pißte und dann das Wasser mit Zauberworten über das Dorf spritzte, worauf es von Hagel überschüttet wurde. Bei Trier machte ein junges unschuldiges Mädchen durch Umrühren und Umherspritzen des eignen Wassers böses Wetter s. Delrio, disqu. mag. II. quaest. 10. Philo, magiologia S. 184. 688. Horst, Dämonomagie II. 76. 88. 246.

Zuweilen fahren die Hexen selber mit im Ungewitter, welches sie machen.

Ein Jäger schoß in die schwärzeste Stelle einer Gewitterwolke und sogleich fiel ein nacktes Weib herunter, welches die Hexe war, die das ganze Gewitter erregt hatte. Mone, Anzeiger IV. 309.

Eigenthümlich ist die Vorstellung, daß eine Hexe im Elsaß, indem sie durch ein ihr vom Teufel geschenktes Horn geblasen, das ganze Land mit Nebel erfüllt habe. Alsatia 1856 S. 312.

Schon 2. Mos. 9, 8 ist erzählt, wie in Aegypten die Pestblattern entstanden seyen durch Ruß, den man zauberisch in die Luft geworfen. Dieser Rußzauber wiederholt sich auch noch spät im Hexenglauben und zwar in Verbindung mit dem Hagelschaden. Die Hexen streuen Ruß und Urin zugleich aus, um den Feldern zu schaden. Horst, Dämonomanie II. 248. Ist vielleicht das rußartige Mutterkorn, der Mehlthau und sind die Blattern erkrankter Pflanzen hier als Wirkungen gemeint? — Mit dem Teufel zeugen die Hexen im Sabbath alles Ungeziefer. Auch Mäuse können sie in Unzahl hervorzaubern. Am häufigsten wird ihnen in den Prozessen vorgeworfen, die Milch aus fremden Ställen, Butter und Vorräthe aller Art aus fremden Häusern durch Zauber abgeführt, ja den Menschen selbst das Herz aus dem Leibe *heraus*- und dagegen den Nachbarn, Kindern, dem Vieh Krankheiten oder schädliche Dinge in den Leib *hineingezaubert* zu haben.

Die Hexe wirkt schädlich, ja tödtlich durch den bloßen Blick, das s. g. *böse Auge*, so wie durch ihren giftigen Hauch und durch ihren Gruß, insbesondere durch ihr Lob. Daher man eine Menge Mittel kannte,

ihre Einwirkung unschädlich zu machen, das antike Zeichen der Feige (Daumen durch die Faust stecken), fromme Sprüche ꝛc. Ueber das rothe Auge der Hexen s. Mone, Anzeiger 1837 S. 360. Man sah in jedem rothen Auge eines alten Weibes, herrührend vom Stubenrauch, angestrengtem Spinnen ꝛc. eine Hexe.

Vom Gift der Hexen steht die gräßlichste Sage in Philos magiologia p. 721.

> Eine Hexe blies noch auf dem Scheiterhaufen den Henker an, daß er den Aussatz bekam. Eine andere wurde verbrannt, da kam aus ihrer Asche eine Kröte hervor und bespritzte den Henker mit Gift, der dadurch siech wurde.

Durch das ganze Hexenwesen geht die Vorstellung einer fleischlichen Vermischung mit dem Teufel. Wie die christlichen Nonnen geistigerweise als Bräute Christi gedacht werden, so die Hexen als Bräute des Teufels, fleischlicherweise. Einer reinen Jungfrau vermag Satan und die ganze Macht der Hölle nichts anzuhaben, deshalb ist die erste Bedingung einer Hexe Entweihung ihrer Jungfräulichkeit. Es liegt darin nicht blos die absichtliche Umkehr des Christenthums in sein teuflisches Gegenbild, sondern zugleich auch die tiefste Entartung der sagenbildenden deutschen Volkseinbildungskraft, die von der zartesten Keuschheit und naivsten Unschuld ausgehend bis zu dieser bewußten Unzucht herabsank.

> Auf dem Hexensabbath hält der Teufel oder Bock, der daselbst angebetet wird, nachdem ihm alle anwesenden Hexen den Hintern geküßt, mit ihnen zu, was als eine Einweihungsceremonie betrachtet worden zu seyn scheint. Außerdem überlassen sich die Hexen nach dem Tanze beim Sabbath mit den anwesenden Teufeln und Hexenmeistern ohne Scham jeder Unzucht. Endlich werden sie daheim vom Teufel buhlerisch besucht. Er kommt als Junker, Jäger, oft auch in Thiergestalt und ist stets unrein. Pater Abraham, Judas II. 171. Magica, Eisleben 1597 S. 63. Einmal wagte sich ein Teufel als schöner Jüngling gekleidet zu einer reinen Jungfrau, kam aber hier nicht an und wurde durch geistliche Mittel vertrieben. Da verbrannte er, ehe er abfuhr, das ganze Bett durch einen furchtbaren Bauchwind. Francisci, höll. Proteus S. 841.

Eine der scheußlichsten Vorstellungen des Hexenglaubens war, daß der Teufel als Weib erst Männer verführe, um dann den empfangenen Samen als Mann wieder zu brauchen, weshalb sich die Hexen über seine Kälte beschweren. Bodini daemonomania S. 130. Prätorius, Blorberg S. 339. — Der weibliche Teufel heißt Succubus, der männliche Incubus.

Der Succubus dient als Maitresse bei ausgelernten Zauberern oder Hexenmeistern. So hielt sich ein gottloser Priester vierzig Jahre lang eine teuflische Maitresse unter dem Namen Hermione, die aber Niemand sah als er. Bodini daemonomonia II. 7. — Oefter noch verführt der Succubus arglose Männer, die ihn nicht kennen. So ließ sich ein Ritter von einem wunderschönen Mädchen verführen, welches sich ihm gleich nach der Umarmung in der wahren Teufelsgestalt zeigte, so daß er vor Schrecken starb. Prätorius, Blorberg S. 349. Wohl Erinnerungen an heidnische Elben- und Nixensagen.

Zuweilen erfahren lüderliche Jünglinge gerechte Strafe dadurch, daß der Teufel selbst sich in ihre Buhlerinnen verstellt.

Ein Soldat glaubte mit einer hübschen Dirne zu thun zu haben und erwachte beim Aas eines Esels. Prätorius, Weltbesch. I. 188. Ein Offizier in Lion, la Jaquiere, erfuhr etwas Aehnliches und lag morgens bei einem todten Pferde. Happel, rel. cur. III. 537. Einem Pagen in Wien, der ein schönes Mädchen zu verführen trachtete, erschien der Teufel in dessen Gestalt und sog ihn dermaßen aus, daß er impotent wurde. Francisci, höll. Proteus S. 856. — Zu Rotenburg an der Tauber erschien ein vornehmer Mann mit zwei Gesellen und warb um eine schöne Bürgerstochter, aber der Vater mißtraute und beim Namen Gottes entflohen die bösen Geister und ließen die Leichen dreier Gehenkten vom Galgen zurück, Magica, Eisleben 1597 S. 60. Ein Teufel kam zu einem Mädchen in Gestalt ihres Geliebten und verführte sie; nachher fand sie ihren wahren Geliebten, der nichts davon wußte, und war gräßlich enttäuscht. Caesar. Heisterb. X. 3. Schotti, phys. cur. 309.

Schauerlich ist die Teufelssage von Freiberg in Sachsen.

Hier wandte sich ein Jüngling an einen Schwarzkünstler, damit er ihm helfe, eine Jungfrau zur Gegenliebe zu bewegen. Der Jüngling mußte in einen Zauberkreis treten, den er aufs strengste einhalten sollte. Dann zauberte ihm der Schwarzkünstler die Jungfrau vor; als aber der Jüngling, alles vergessend, über den Zauberkreis hinaus ihr die Arme entgegenstreckte, verwandelten sich die reizenden und zärtlichen Züge der Jungfrau plötzlich in ein gräßliches Teufelsgesicht und der Teufel, der durch des Schwarzkünstlers Beschwörungen wider Willen gezwungen worden war, der Jungfrau Gestalt anzunehmen, rächte sich jetzt, indem er den Jüngling vollends aus dem Kreise herausriß und an der Wand zerschmetterte. Müller, annales Freiburg. S. 19. Happel, rel. cur. V. 213.

Eine der wunderlichsten Teufelsgeschichten steht in Haupts Aehrenlese V. 187.

Zu Pyrmont war ein blinder Teufelsbanner Namens Simon, der konnte alle Teufel austreiben. Da kam eine schöne Dirne zu ihm, der er ebenfalls den Teufel austrieb, die ihn aber, obgleich er sie nicht sehen konnte, so bezauberte, daß er sie heirathete. Darauf führte sie ihn unter das Dach, stürzte ihn von oben todt herab, schlachtete ihn und machte sich einen Braten von ihm, dessen Geruch die Menschen herbeizog und zur Entdeckung des Verbrechens führte.

Die Jungfrau zu Erfurt.

Ein Student zu Erfurt war sterblich verliebt in eine schöne Jungfrau und wandte sich zuletzt an den Teufel, der ihm versprach, ihm die Jungfrau bei Nacht in die Kammer zu bringen, doch sollte er sie bei Leibe nicht berühren. Als sie aber kam, riß ihn die Liebe hin, er schloß sie in seine Arme und sie fiel todt nieder. Der Teufel brachte sie zwar wieder heim und hauchte ihr ein Scheinleben ein, so daß sie, nur todtenbleich, alle häuslichen Geschäfte wie bisher verrichtete. Als es aber den Eltern verdächtig vorkam und man die Geistlichkeit hinter sie schickte, entwich der Teufel aus ihr und sie sank zusammen, ein stinkender Leichnam. Luthers Tischreden, Jena 1591 S. 112.

Die Hexe von Berneck.

Zu Berneck bei Altensteig verliebte sich eine Hexe in einen jungen, aber schon verheiratheten Mann, zauberte sofort dessen junge Gattin weit hinweg nach Welschland, nahm selber ihre Gestalt an und lebte zwei Jahre lang unerkannt als die rechtmäßige Gattin im Hause, bekam auch ein Kind. Nach zwei Jahren aber gelang es der wahren Frau, heimzukehren, und kaum erblickte sie der Mann, als er ausrief: ich habe zwei Frauen! In dem nämlichen Augenblick aber verschwand die falsche Frau mit ihrem Kinde für immer. Mone, Anzeiger 1838 S. 366.

Merkwürdig ist eine Hexensage in Wagenfelds bremischen Volkssagen II. 5.

Eine Magd besaß die Gabe, während ihr Leib schlief, als Biene aus ihm herauszufliegen. So war sie einmal ausgeflogen, als ihr Liebhaber, ein zärtlicher Schneidergeselle, sich zu ihr schlich und die scheinbar Schlafende durch Küsse zu erwecken bemüht war. Da kam die Biene und wollte hastig in den Mund der Schläferin fliegen, aber der tapfere und behende Schneider wehrte ihr ab, damit seine Schöne nicht verletzt werde. Nach einem langen, sehr ergötzlichen Kampf gelang es der Biene, eine Pause zu benützen und in den Mund der Schlafenden zu fliegen. Da schlug diese die Augen auf und that einen lauten Schrei. Der Schneider aber erkannte, daß sie eine Hexe sey, ging fort und kam nie wieder. — Auch in Hummelgestalt fliegt eine Seele aus dem Leibe. Heer, Glaris 318.

Viele Sagen melden auch von Teufelskindern. Am berühmteſten ſind desfalls die urſprünglich nicht deutſchen Sagen von Merlin und Robert dem Teufel. Ich gebe hier einige deutſche.

Ein Betrunkener flucht ſeinem ſchwachen Weibe, ſie ſolle den Teufel im Leibe haben; da gebärt ſie einen kleinen Teufel, der dem Vater den Hals umdreht. Neuentdeckte Narrenwelt II. 119. Ein Anderer kommt vom Maskenball in einer Teufelsmaske und ſagt ſcherzend zu ſeiner Frau, nun will ich dir einen kleinen Teufel machen. Sie bringt darauf einen böſen und gottloſen Buben zur Welt. Prätorius, Weltbeſchreibung II. 109. Happel, rel. cur. IV. 303.

Am gemeinſten ſind die Sagen von Spielern, Geizhälſen, frechen Burſchen und Dirnen, Sonntagsſchändern, böſen Richtern und geldgierigen Advokaten, gottloſen Pfaffen, unbarmherzigen Landsknechten ꝛc., die der Teufel in der Fülle ihrer Sünden holt. Ich hebe nur die merkwürdigſten hervor. — Ein ſehr altes Motiv liegt in der Sage vom Langenſtein, einem großen Porphyrfelſen bei Mainz.

Mit dieſem Felſen deckte der Teufel zum Hohn einen Schatz zu, den eben ein Wucherer begraben hatte, ſo daß er ihn nun nicht mehr ausgraben konnte und ſich erhing. Lange nachher zeigte der Teufel einmal einem jungen Mann den Schatz und ſchenkte ihm denſelben, wofür er eine Todſünde begehen ſolle, entweder Rauſch, Ehebruch oder Mord. Der Jüngling meinte, ein Rauſch ſey doch ſehr unſchuldig, betrank ſich, verführte ein Weib und ermordete ihren Mann. Schreiber, Sagen II. 28.

Sehr eigenthümlich iſt die Teufelsſage von der Windmühle bei Greifswald.

An die Flügel derſelben band der Teufel einmal einen Armenpfleger an, der die Armen betrogen hatte; ſeitdem geht dieſe Mühle allezeit gegen den Wind. Zeiler, itin. Germ. p. 376. Männling, Curioſitäten S. 80.

Die Teufelsſage von Neurode in Schleſien.

Hier lud einmal ein Edelmann im Jahre 1540 ſeine Nachbarn zu einem Schmauſe ein. Als ſie nicht kamen, erzürnte er ſich ſo, daß er ſtatt ihrer alle Teufel aus der Hölle einlud. Siehe, da wimmelte ſein Hof und Haus von ſchwarzen Gäſten; alles war voll Teufel, die unmäßig fraßen und ſoffen. Da ſah der geängſtigte Edelmann mitten unter ihnen ſein Kind, das einer auf den Armen hielt. Es zu retten erbot ſich ein frommer Knecht und nahm das Kind wirklich durch die Kraft der allerheiligſten Namen dem grollenden Teufel ab, worauf der Spuck ſich verlor. Aelurius, Glötzer Chronik S. 230.

Schaurig ſind die Sagen vom Maler in Lübeck, der den Teufel ſo

häßlich gemalt hatte, daß dieser ihn aus Rache ins Verderben stürzte (Goldschmidt, höll. Morpheus, 194) und die vom Stock in Eisen und Teufelsschloß und Schlüssel zu Wien. Büsching, wöchentl. Nachr. III. 296. Bechstein, österr. Sagen Nr. 2.

Das Lebenslicht.

Die Gräfin Anna Sophia Schack verschrieb sich dem Teufel, wofür er ihr das lustigste Leben von der Welt verschaffen mußte. Nach einer Reihe von Jahren erst sollte er sie haben dürfen und zwar nicht eher, als bis das Wachslicht in der Nacht abgebrannt seyn würde. Als diese Nacht nun kam, wandte sie sich voller Angst an einen Geistlichen, der den Teufel auch glücklich abfertigte, indem er sich des noch übrigen Restes der Wachskerze bemächtigte und dieselbe in die östliche Kirchenmauer vermauern ließ. Nach einiger Zeit aber gerieth die Kirche in Brand. Da sprang die Gräfin barfuß aus dem Bette, eilte zur Kirche und beschwor die Bauern, jene Mauer zu retten. Das geschah auch, aber von Stund an entsagte die Gräfin ihrem schlechten Lebenswandel, betete und starb in Gram. Ihr Geist geht noch um. Müllenhoff, Sagen Nr. 248. — Ein ähnliches Lebenslicht hatte ein Kaufmann in Löwen, den der Teufel betrog, indem er das Licht tief in der Erde vergrub. Wolf, niederl. Sagen Nr. 1456. —

Von dienstbaren Teufeln melden viele Sagen. Sie erinnern zum Theil an die dienstbaren Hauselben, den gestiefelten Kater ꝛc. aus der Heidenzeit, haben aber doch einen andern Charakter, indem ihnen immer etwas Furchtbares inne wohnt und man in ihrer Nähe die Hölle wittert. Auch dient der Teufel nicht umsonst, wie der heidnische Elbe, sondern um die Seele seines Herrn. Noch fast ganz elbisch und uneigennützig erscheint Rechenbergs Knecht.

Ein Dämon diente als Knecht dem Ritter von Rechenberg unter Kaiser Mathias. Einst schickte ihn der Herr mit einem Brief aus und fand ihn bald darauf im Stalle schlafen. Zornig weckte er ihn und frug, warum er seinen Befehl nicht ausgerichtet. Der Knecht aber hatte schon die Antwort in der Tasche. Ein andermal rettete er seinen Herrn, indem er den sie verfolgenden Reitern die Hufeisen von den Pferden wegstahl. Einmal befreite er seinen Herrn aus einem Thurm und führte ihn durch die Luft fort, der Herr rief aber in der Angst „hilf Gott", da schwand der Zauber und er fiel in einen Sumpf. Agricola, Sprüchw. 301. Rivander, prompt. II. 1336. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 174. Luthers Tischreden, 211. Büschings Volkssagen 59. — Nach Gödsches schles. Sagenschatz S. 139 war der Rechenberger bei Wartemberg in Schlesien zu Hause. Langbein hat die Sage als Romanze

behandelt. Einen ganz eben so beschaffenen Knecht hatte der Ritter von Leuenberg bei Cäsar von Heisterbach V. de daemonibus. Montanus, die Vorzeit Cleves II. 356. Eben so der Graf von Rogendorf. Hier soll der Knecht der Geist eines in der Schlacht Gefallenen gewesen seyn, allein er treibt koboldartige Possen und verschwindet dann. Prätorius, Glückstopf S. 173. Ein dritter Geist in Pferdegestalt kommt vor in Wolfs nied. S. Nr. 216.

Eben so allbekannt ist die Sage von Thedel Unververden von Wallmoden.

Derselbe sah im 18. Jahr einer Taufe zu und wurde dabei so gerührt, daß er sagte: wenn er auch so getauft wäre, wollte er sich vor gar nichts in der Welt mehr fürchten. Da sagte ihm der Priester, er selbst habe ihn getauft und ganz auf gleiche Art. Von nun an fürchtete Thedel nichts mehr. Das war dem Teufel gram, daß er so starken Glauben hatte, ritt ihn also unterwegs an, um ihn zu versuchen, auf einem herrlichen schwarzen Roß. Bei ihm waren etliche Verdammte von des Thedel alter Freundschaft, unter anderen dessen Gevatter, der eine dreibeinige Ziege ritt. Dieser raunte ihm zu, daß der Teufel die Absicht habe, ihm den Hals umzudrehen, sobald er das schöne schwarze Roß besteige, belehrte ihn aber, wie er es machen müsse, um den Teufel zu betrügen und das Roß zu gewinnen. Er nahm ihn nämlich hinter sich auf die dreibeinige Geis und ritt mit ihm blitzschnell durch die Luft nach dem heil. Grabe, an welchem Thedel drei Nächte wachen mußte, ohne zu reden und ohne sich durch irgend etwas stören zu lassen, wovon er der Unververde hieß. Der Teufel rief ihm unaufhörlich zu, um ihn zu verlocken: willst du nicht mein schönes Pferd? Aber Thedel schwieg, bis die drei Nächte vorüber waren, da plötzlich rief er: ja, ich will das Pferd, und nun mußte es ihm der betrogene Teufel ausliefern, ohne ihm weiter schaden zu können. Als er heimkam plagte ihn seine Frau sehr mit ihrer Neugier, woher er das Roß habe. Er sagte es ihr aber nicht. Dann machte er auf Turnieren und Reisen mit dem schönen Thier großes Aufsehen. Am Hofe zu Braunschweig wollte Heinrich der Löwe seine Furchtlosigkeit prüfen, steckte sich ein Federchen in den Bart und wartete, bis Thedel, mit dem er sprach, es ihm höflich wegnahm. In diesem Augenblick biß der Herzog nach Thedels Finger, in Erwartung, derselbe werde erschrecken, aber Thedel gab ihm einen Schlag auf die Wange und frug zornig: sind Euer Gnaden ein Hund geworden? — Nach dem Tode seines Weibes zog Thedel nach Livland und diente im Orden der Schwertritter gegen die Heiden. Als er nun mit seinem unwiderstehlichen Roß die größten Thaten vollbrachte, verlangte einmal der Ordensmeister in Gegenwart des ganzen Heeres von ihm zu wissen, was es denn mit seinem schwarzen Roß eigentlich für eine Bewandtniß habe? Thedel erwiederte, wenn ich es sage, muß ich nach drei Tagen sterben. Da schöpfte der Meister Verdacht, der Teufel sey im Spiele, und befahl Thedeln bei des Ordens Pflicht alles zu sagen.

Thedel beichtete, bestellte sein Haus, offenbarte alles und starb nach drei Tagen. Nach dem Gedicht des Thym von Zwickau „des edeln gestrengen weltberühmten und streitbaren Heldes Thedel Unuuerferden von Wallmoden tapferer mennlicher und ritterlicher Thaten viel hübsche alte wunderbarliche Geschichten", Magdeburg 1558. Im Auszug in Horsts Zauberbibliothek II. 292. Hagen und Büsching, Grundriß 492. Wunderhorn II. 302.

Das Teufelspferd zu Reineck.

Dem Ritter von Reineck wurde ein herrliches Pferd zum Kauf angeboten, welches man „das eiserne Pferd" nannte, dem aber der Fluch anhing, allen seinen Besitzern den Tod zu bringen. Der Ritter und alle seine Söhne gingen darüber zu Grunde. v. Herrlein, Sagen des Spessart S. 232.

Sehr allgemein war der Glaube an den spiritus familiaris oder Hausgeist, insgemein ein Alraun (Mandragora, Galgenmännlein) eine Wurzel, die unter dem Galgen wächst und zwar erzeugt durch den Urin der Gehenkten.

Denn man sagt, der Gehenkte müsse das Wasser, womit er getauft worden, am Galgen wieder von sich geben. Davon nun entsteht die Wurzel, die einem verkrüppelten Männlein oder Weiblein ähnlich ist und wirklich lebt. Denn wenn man sie ausreißt, schreit sie hell auf. Auch muß der sterben, der sie auszieht. Daher man nur das Erdreich um sie lockert und sie dann einem Hund an den Schwanz bindet, der, wenn man ihn hinweglockt, sie auszieht und davon stirbt. Wer im Besitz der Wurzel ist, dem bringt sie Geld und Glück. Man kann sie aber nicht wieder los werden, außer wenn man sie verkauft. Stirbt der Besitzer, so erbt sie der jüngste Sohn, muß aber etwas Geld dem Vater ins Grab legen. Del Rio, disqu. mag. IV. 2. 6. Breuner, Curiositäten 226. Grimm, D. Myth. S. 1154.

Denselben Dienst leistet ein kleines im Glase eingesperrtes Teufelchen. Es zeichnet sich in den Sagen besonders noch dadurch aus, daß man es unter gewissen Umständen nicht wieder los werden kann und nach dem Tode eben so in die Macht des Teufels geräth, als man sich denselben im Leben dienstbar gemacht hatte.

Der sogenannte Dueveljong in den Niederlanden kommt nur in die dritte Hand. Der dritte, der ihn hat, muß ihn behalten, wird ihn nie wieder los und wird zuletzt vom Teufel geholt. Wolf, Deutsche Märchen Nr. 326. So kommt auch der in eine Flasche eingeschlossene schwarze Mönch Bruno immer wieder, man mag ihn werfen und verlegen, wohin man will. v. Steinau, Volksb. S. 280. — Fouqué hat die Sage in seinem „Galgenmännlein" noch weiter ausgebildet. Hier ist es Reichard, ein junger Mensch, der den Teufel

im Glase bekommt und durch ihn reich wird und in allen Dingen Glück hat; allein er kann ihn nur um eine geringere Summe verkaufen, als um welche er ihn gekauft hat, sonst bleibt er bei ihm. Je länger, je lästiger wird ihm der unheimliche Gast. Er bringt ihn mehrere Male glücklich zum Verkauf, bekommt ihn aber immer wieder mit andern Sachen, die er zufällig kauft, zurück, bis er ihn um einen Heller erwirbt und es keine geringere Münze mehr gibt. Fouqué ist so barmherzig, ihm im Walde einen Fürsten zuzuführen, dem er das Leben rettet und der ihm zu Liebe Halbheller schlagen läßt.

Es kommt auch ein Teufel im Spiegel vor, der in das Glas desselben gebannt, einer Dame alles sehen lassen muß, was sie will. Bruschius in Leibnit. scr. rer. Brunsv. II. 952. Schon ursprünglich dachte man sich wohl in dem Erzspiegel, der vor den Glasspiegeln allein bekannt war, den Geist des Metalles wirksam. Das Verbot, Nachts in den Spiegel zu sehen (Rockenphilos. II. 8) hängt wohl damit zusammen.

Heckethaler, Heckepfennig, Brutpfenning heißt dasjenige Stück Geld, welches durch Zauberei das Geld mehrt. Wer einen Heckethaler in der Tasche hat, der findet alsbald einen zweiten dabei und wenn er diesen ausgibt, wieder, so daß es ihm nie mehr am Gelde mangelt.

Nach Happels rel. cur. I. 522 muß, wer den Brutpfennig gewinnen will, in der Dämmerung des Weihnachtsabends auf einem Scheidewege unter freiem Himmel dreißig Goldstücke im Kreise um sich her legen und vorwärts und rückwärts zählen. Verzählt er sich, oder blickt er um, so bricht ihm der Teufel den Hals. Zählt er aber richtig und blickt nicht um, so muß ihm der Teufel das 31. Goldstück dazulegen und das ist dann der Brutpfennig, der in jeder Nacht einen andern ausbrütet. Happel erzählt weiter, eine Magd, deren Frau einen solchen Brutpfennig besessen habe, sey zufällig an eine Kiste gekommen, in der sie ein schwarzes Kalb mit offenem Maule erblickt habe, das aber sogleich davon geflogen sey und das ganze Haus in Flammen gesetzt habe. Dieses Kalb bringt die Sage vom Brutpfennig in eine Verbindung mit der Wunschkuh der indischen Sage, d. h. der Kuh, aus der sich alles melken läßt, was man wünscht.

Nach Kuhn, nordd. Sagen S. 20 und 470 muß man zu Neujahr oder in der längsten Nacht einen schwarzen Kater, der auch kein weißes Härchen haben darf, in einen Sack stecken, den Sack mit 99 Knoten zubinden, ihn dann dreimal um die Kirche tragen und jedesmal durchs Schlüsselloch der Kirchthür dem Küster rufen. Dann kommt beim drittenmal der Teufel und kauft den Sack mit dem Kater für einen Thaler und das ist der Heckethaler. Der Verkäufer muß aber heimeilen, denn wenn er nicht zu Hause ist, bis der Teufel die 99 Knoten aufgebunden, so ist er verloren. Der Heckethaler wird in Salz

aufbewahrt. In Wolfs deutſchen Märchen Nr. 331 vertritt ein ſchwarzes Huhn die Stelle des Katers.

Uebrigens heißt es in Grimms Abergl. Nr. 781, der Heckethaler könne nie verloren gehen und kehre immer zu ſeinem Eigenthümer zurück, weshalb er auch nach Wolfs deutſchen Märchen Nr. 331 in Gent der fliegende Schilling heißt.

Gegenüber den alten Helden, die als nackte Berſerker oder ſchlecht bewaffnete Bärenhäuter die mächtigſten Feinde beſiegten, nehmen ſich die viel ſpäter in der Sage aufkommenden Freiſchützen, die aus ſicherer Ferne durch bloße Zauberkunſt ohne alle Gefahr für ſich ſelbſt, den Feind treffen und aus Bosheit gerade auf das Verderben der Unſchuldigen ausgehen, höchſt modern und erbärmlich aus. Der Gegenſatz der pfiffigen Neuzeit gegen die ehrliche Vorzeit kann kaum ſchärfer gefaßt werden.

Ein Jäger lernte vom Teufel die Kunſt, ein Freiſchütz zu werden, d. h. daß ihm jeder Schuß treffen mußte. Er lud nämlich eine geweihte Hoſtie und ſchoß dieſelbe gegen die Sonne ab. Augenblicklich entſtand ein Ungewitter und ſeine Fußſtapfen auf dem weißen Tuch, auf dem er geſtanden, waren blutig. Der Blitz zündete ihm das Haus an und zum Ueberfluß wurde er verdammt, ewig zu jagen. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig Nr. 492. Das in die Sonne ſchießen, um Freiſchütz zu werden, kommt auch in Wolfs heſſ. Sagen Nr. 124 vor.

Wer ein Freiſchütz werden will, muß ſich Freikugeln gießen, die überallhin treffen. Dazu braucht er aber Farrenſamen, den er in der Mitternacht vor dem Johannistage im Walde ſammeln muß, und Himmelsblut, das er auf folgende Weiſe bekommt. Er ſtellt ſich (wahrſcheinlich am Johannistage) zu Mittag, wenn die Sonne am höchſten ſteht, derſelben gegenüber und ſchießt mitten in ſie hinein, dann fallen drei Blutstropfen herab, die miſcht er zu dem Farrenſamen mit dem Blei, aus dem er die Kugeln gießt und dann werden es lauter Freikugeln. Bechſtein, Sagen des Thüringerlandes III. 482. Vgl. Mone, Anz. 1838 S. 224. Harrys, niederſächſ. Sagen II. 16.

Mittelſt des Frei- oder Luftſchuſſes kann der Freiſchütz in der weiteſten Ferne jeden erſchießen, wen er will. Bodini, Dämonologie, deutſch von Fiſchart S. 144. Auf dieſe Art tödtete einer den Mann ſeiner Geliebten in Paris auf 600 Meilen Weite. Göbelmann, von Zauberern S. 75. In Tirol ſchoß ein Gemsjäger als Freiſchütz alle Gemſen an derſelben Stelle an, ſo daß alle Felle derſelben, über einander gelegt, nur ein Loch zeigten. Steub, Tirol S. 63. Drei Freiſchützen ſchoſſen einmal hoch auf der Mauer eines alten Schloſſes ein Kleeblatt. Bechſtein, Thüring. S. III. 170.

Nach einer alten Volksſage wird die letzte Freikugel, deren der Schütz ſich

bedient, vom Teufel gelenkt und der Schütz erschießt sich selbst, oder seine Geliebte. In Apel und Launs Gespensterbuch I. 1 erschießt der Freischütz Wilhelm seine Braut Käthchen auf diese Weise und stirbt im Irrenhause. Aus dieser Erzählung hat Kind einen Operntext gemacht, den Maria v. Weber in seinem berühmten Freischützen componirt hat. Hier heißt der Jäger Max, trifft aber nicht die Braut, sondern den Jäger Caspar, der ihn verführt hatte, und kommt mit heiler Haut davon. Abgesehen von der schönen Musik ist diese moderne Dichtung die schmählichste Entstellung der alten Sage. Max frevelt aus unmännlicher Schwäche und Eitelkeit an Gott, treibt mit Caspar die hölliſche Bezauberung, gewinnt dadurch die Freikugeln und bedient sich ihrer, theilt also mit vollem Bewußtsein den gottlosen Frevel, leidet aber keinerlei Strafe dafür.

Dem Freikugelgießen gerade entgegengesetzt ist das Waidmannsetzen. Wenn man bewirken will, daß der Schütz fehlt, so setzt man ihm einen Waidmann. Man braucht z. B. nur das Tuch, womit er sein Gewehr auswischt, an einen Espenbaum zu hängen, so muß nachher seine Hand beständig zittern wie Espenlaub. Mischmasch 1715 S. 66.

Ans Komische grenzt die Vorstellung vom Seelenhandel und Seelentausch für den Teufel.

Ein Böſewicht verkaufte seine Seele einem Andern, um sie los zu werden, bevor der Teufel sie holen würde. Der Andre aber kaufte sie gern, um sie dem Teufel statt seiner eignen zu übergeben. Kurzweilige und lächerliche Geschichten, Frkf. Feierabend 1583 S. 89.

Die eigenthümliche Mischung von Gräßlichkeit und Lächerlichkeit im Teufel ist am glücklichsten ausgedrückt in der Sage von der Teufelsglocke.

Zu Hof im Vogtlande war eine ungetauft gebliebene Glocke eben deshalb vom Teufel beſessen und gab so fürchterliche Klänge von sich, daß sich alles Volk davor entsetzte. Döbeneck, Volksglauben I. 163.

Die komische Auffassung des Teufels ist sehr alt. Je fester die Kirche stand, um so ohnmächtiger erschien der Teufel. Daher stellten ihn die Künstler äffisch verzerrt dar in den Ecken und unter dem schweren Gebälk der Kirchen gleichsam erdrückt, in ohnmächtiger Tücke. Oft auch gingen ältere heidnische Mythen in Teufelssagen über. An den ungeschlachten bösen Riesen hatte sich längst der deutsche Humor geübt. Was man nun zur Heidenzeit vom Donnergott erzählt, wie derselbe mit den Riesen umgesprungen sey, das erzählte man später von einem christlichen

Schmiede, der den Teufel mit seinem Hammer zerklopft oder mit glühendem Eisen gebrannt habe.

So klemmte nach der Legende der h. Dunstan als Schmied dem Teufel die lange Nase mit glühender Zange ein. Dasselbe that nach unsrer Volkssage der Schmied von Apolda. Der Schmied Apelles fuhr dem Teufel, der ihn in Gestalt eines schönen Weibes verführen wollte, mit glühendem Eisen über das Gesicht. Görres, Geschichte der Mystik IV. 1. 273. Wir haben Theil I. S. 131 schon der starken Schmiede gedacht.

Sinnreich und echt volksthümlich ist eine holsteinische Sage bei Müllenhoff Nr. 373.

Der Teufel will einmal ein Zimmermann werden, haut sich aber mit dem Beil in die Stirne. Er fängt die Sache nun von einer andern Seite an, haut sich aber noch einmal und so, daß beide Wunden ein Kreuz bilden. Da hat er genug.

Einen guten Schwank vom Teufel theilen Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes III. 150 und Nothnagels Sagen S. 78 mit.

Bei der Teufelslache in Thüringen warf ein Roß seinen Reiter ab. Der Reiter fluchte: daß dich der Teufel reite. Da wurde das Roß gleich in die Lache geritten. Der Besitzer lief ihm nach, faßte es beim Schweif, wollte es durchaus nicht fahren lassen und schnitt ihm am Ende, um doch etwas zu behalten, aus Wuth den Schwanz ab. Als er heimkam war das Pferd ganz ruhig im Stalle, aber ohne Schwanz.

Noch besser ist die Sage, warum die Ziegen kurze Schwänze (aber kluge Augen) haben, erzählt in Görres Wallfahrt nach Trier S. 199.

Als Gott alle Thiere geschaffen, hatte er die Gais vergessen. Da machte sich der Teufel daran, schuf das Thier und gab ihm einen prächtigen langen Schwanz. Allein die Gais verwickelte sich damit, weil sie immer das Laub an den Hecken und Zäunen herausholt, in den Dornen und der Teufel mußte ihr endlich ihren lästigen Schwanz völlig stutzen. Darauf benagte die Gais den Weinberg Gottes, wofür er sie durch den Wolf zerreißen ließ. Der Teufel verlangte Entschädigung und Gott versprach sie ihm, wenn alles Eichenlaub gefallen wäre. Da kam im Spätherbst der Teufel, aber Gott schickte ihn nach Constantinopel, wo noch eine immergrüne Eiche stand. Als der Teufel zurückkam, grünten auch die deutschen Eichen wieder. Da war der Teufel betrogen und stach aus Aerger den Gaisen die Augen aus, setzte ihnen aber seine Augen wieder dafür ein, deshalb sehen sie so klug darin.

Besonders volksthümlich erscheinen die Sagen, in denen die deutsche Kraft und Grobheit als solche sich allem überlegen fühlt, nichts fürchtet

und den Teufel selber verlacht. So die lustige Höllenfahrt der Landsknechte.

Eine Schaar deutscher Landsknechte rückte mit klingendem Spiel und fliegender Fahne vor die Hölle. Sie waren nämlich in einer Schlacht gefallen und suchten den Ort der Verdammniß auf, wohin sie gehörten. Die Teufel aber hatten solche Angst vor ihnen, daß sie die Thore schlossen. Sie zogen nun zum Himmel, aber St. Peter ließ sie nicht ein. Sie müssen nun noch immerfort zwischen Himmel und Hölle schweben. Bebelii facet. 73.

Die derbste Abfertigung des Teufels kommt in Luthers Tischreden S. 206 vor. Als der Teufel bei einem Sterbebett auf die Seele lauert, läßt der Sterbende einen Wind und sagt dem Teufel, da nimm diesen Stab und pilgere damit nach Rom. — Nach Beckers lithauischen Volkssagen 1847 S. 11 kam ein Kaufmann, der sich dem Teufel ergeben, dadurch von ihm los, daß er etwas Unmögliches von ihm verlangte, indem er einen Wind ließ und ihm befahl, einen Knoten hinein zu machen.

In mehreren deutschen Sagen wird das Vorkommen von verhaßten Räubern oder Ketzern in einer gewissen Gegend dadurch erklärt, daß einmal der Teufel diese bösen Leute in einem Sack geholt habe und eben im Begriff gewesen sey, sie durch die Luft in die Hölle zu schleppen, als der volle Sack an einer Bergspitze angestoßen und ein Loch darin entstanden sey, aus dem die bösen Leute herausgefallen seyen und nun die Gegend plagen. — So die Sage vom Spitzberg in Schlesien unfern von Liegnitz, wo der Teufel mit seinem Sack angestoßen und die Schwenkfelder (Sekte zu Luthers Zeiten) herausgefallen. Gödsche, schles. Sagenschatz S. 184. — So auch die Sage von Freisack, an dessen spitzem Kirchthurme der Teufel mit dem Sack anstieß, worauf die Herrn von Bredow herausfielen, die als Raubritter die Quälgeister des Landes wurden. Kuhn, märkische Sagen Nr. 145.

In vielen deutschen Städten wird der stark durch die Straßen wehende Wind auf eine satirische Weise erklärt. Der Wind heißt es, sey mit dem Teufel durch die Stadt gezogen, da habe der letztere den ersteren warten heißen und sey zu den Jesuiten ins Haus gegangen, aber nicht wieder herausgekommen. Nun laufe der Wind ungeduldig die Straße auf und ab bis auf den heutigen Tag. So erzählt man von Bonn. Rothnagel, Sagen Nr. 179. So auch von München. Hier ging der

Teufel in die Frauenkirche und wieder hinaus, indem er den Wind aus Freude über einen vermeintlichen Fehler beim Bau vergaß. v. Steinau, Volksſagen S. 119. Eben ſo am Münſter in Straßburg. Stöber, Elſäß. Sagenb. S. 534.

3.

Geſpenſtiſches aus dem Todtenreich.

Wie die Welt im 16. und 17. Jahrhundert voll Teufel war, ſo auch voll Geſpenſter. Die Geiſter der Verſtorbenen konnten in dieſer aufgeſchreckten Zeit weniger Ruhe finden als je vorher. Man hat zwar immer Geiſter geſehen, allein in ſolcher Menge kamen ſie früher nicht vor und ſo lebhaft beſchäftigten ſie jetzt erſt die Einbildungskraft. Das böſe Gewiſſen des Volkes, das überall rächende und hohnlachende Teufel ſah, machte ſich auch in der Geſpenſterſeherei geltend. Ein Gefühl von ungeſühnter Schuld ging durch die Welt.

Geſpenſtergeſchichten kommen daher überall in jener Zeit vor, in geſchichtlichen Werken, Biographien, Lehrgedichten und eigenen Sammlungen. Beſonders reichhaltig ſind: die Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter, Lavater von Geſpenſtern, Männling Traumtempel, die ſchon erwähnten Werke von Franciſci (Proteus) und Goldſchmidt (Morpheus).

Im Volke gehen eine Menge Sagen um von Geiſtern, die erſt dann erlöst werden können, wenn ein junger Geiſtlicher ſeine erſte Meſſe leſen oder Predigt halten wird, deſſen Wiege aus dem Holz eines Baumes gezimmert iſt, der jetzt noch ganz klein iſt; alſo daß ſie oft 100 und mehr Jahre warten müſſen. Vgl. Temme, Volksſagen von Pommern Nr. 58. Bechſtein, öſterreichiſche Sagen I. 139. Von Herrlein, Sagen des Speſſart S. 210. Vonbun, Vorarlb. Sagen S. 23. E. Meier, Sagen aus Schwaben Nr. 4. Weber, Tirol III. 143. Baader, bad. Sagen Nr. 36. Simrock, Rheinland S. 101. Schaubach, Alpen V. 23 ꝛc. Dieſen Sagen liegt ohne Zweifel eine Wahrnehmung zu Grunde, die auch bei Geiſtererſcheinungen der neuern Zeit häufig wiederkehrt. Es iſt ſehr häufig eine ganz beſtimmte Perſon, häufig ein Kind, welchem der irrende Geiſt ſich zu erkennen gibt und von dem allein erlöst werden zu können er verſichert.

Im Sulzbachiſchen erſchien im Jahr 1676 der dreizehnjährigen Anna Beutelin eine geſpenſtiſche Frau in alter Tracht und ſagte ihr, wie lange ſie ſchon auf ihre Geburt gewartet habe, denn nur durch ſie allein könne ſie erlöst werden. Das junge Mädchen that, was der Geiſt ihm vorſchrieb und erlöste ihn durch Gebet. Beim Abſchied dankte ihr der Geiſt, verſichert ihr zum Lohne, ſie werde niemals krank werden, ließ aber in dem Schleier des Mädchens, indem er denſelben berührte, Brandflecken zurück. Happel, relat. cur. V. 332.

Hülfe um Hülfe.

Im Jahr 1671 fiel ein junges Mädchen in eine ſchwere Krankheit. Ein Geſpenſt, das ihr erſchien, behauptete nur von ihr erlöst werden zu können, verſprach ihr aber dafür auch Heilung ihrer körperlichen Leiden. Das Mädchen erlöste nun den Geiſt von jenſeitigen und der Geiſt das Mädchen von dieſſeitigen Leiden. Valvaſor, Ehre des Erzh. Krain III. 251.

Aehnlich die ſchöne Sage von der Nonne Adelheid von Adelhauſen.

Dieſe Nonne wurde auf ihrem Sterbebette von unzähligen ſeligen Geiſtern beſucht, den Schatten derer, die ſie während ihres Lebens durch ihr Gebet aus dem Fegfeuer erlöst hatte, und die nun dankbar wieder für ſie beteten. Steill, Ephemeriden des Dominicanerordens zum 3. Februar, ein wenig bekanntes Buch, aber eine Fundgrube von Poeſie.

Die Brodrinde.

Während der großen Hungersnoth im Jahr 1694 befand ſich ein Hirtenknabe auf dem Felde und hatte nur noch ein kleines Stücklein Brodrinde. Da kam ein Engel und bat ihn um etwas zu eſſen und der gutherzige Knabe theilte mit ihm die Rinde. Der Engel aber ſprach: Gottes Segen iſt in dieſer Rinde, ich will ſie vertheilen und auf allen Wegen ausſtreuen. Und von Stund an wurden die Felder fruchtbar und der Theurung folgte Ueberfluß. Görwitz, Sagenſchatz von Oberfranken S. 47.

Die Todten gewähren Schutz dem, der ſie ehrt.

Zorn von Bulach ging nie über den Kirchhof, ohne für die Todten zu beten. Einmal lauerten ihm bei Nacht am Kirchhof Mörder auf, da ſtiegen die Todten aus den Gräbern und ſchützten ihn. Stöber, Sagen des Elſaßes, S. 152.

Der Böttiger zu Löwen pflegte, ſo oft er über den Kirchhof ging, für die Ruhe der Todten zu beten. Einſt lauerten ihm Räuber auf demſelben Kirchhofe auf, aber die Gerippe erhoben ſich aus den Gräbern und ſchlugen die Räuber zu Boden. Wolf, niederl. Sagen Nr. 318.

Der Thürmer von St. Eliſabeth in Breslau.

Auf dem Thurm der Eliſabethkirche in Breslau, dem höchſten des Landes, ſaß ein armer Thürmer mit vielen nackten Kindern. Da raubte er einmal

vom Kirchhof ein Todtenlinnen, um die Blöße seiner Kleinen damit zu decken. Der beraubte Todte aber kletterte, ein Gerippe, den Thurm hinauf, zum Entsetzen des unglücklichen Diebes, der hinabsah. Schon war das Gerippe oben und griff nach dem Thürmer, da schlug die Glocke Eins und das Gerippe stürzte hinab. Kern, schlesische Sagenchronik S. 157.

Göthe hat den Stoff in einem Gedicht „der Todtentanz" bearbeitet und besonders das Hinaufklettern des Gerippes in seiner Weise gar sinnlich und schauerlich gemalt. Aehnlich der Thürmer von Klagenfurt. Noreja 1837 S. 101.

Die Gäste vom Galgen.

Ein Edelmann in Preußen ritt einmal betrunken beim Galgen vorbei und lud die daran hängenden Diebe zu Gaste. Da kamen sie und luden ihn wieder zu Gaste auf einen bestimmten Tag. Mittlerweile beging er einen Mord und wurde an dem bestimmten Tage an denselben Galgen gehenkt. Grunaus Chronik, XIX. 6. v. Tettau und Temme, ostpreuß. Volkssagen Nr. 127. Nach einer andern Sage in Breuners Curiositäten S. 296 stirbt der Wirth vor Schrecken am dritten Tage, nachdem ihn die drei Gäste vom Galgen besucht haben.

Christburg.

Der Comthur des deutschen Ordens Albrecht von Schwarzburg (oder nach Andern Otto von Sangerwitz) widerrieth den Krieg mit Polen, in dem nachher der Orden unterlag. Als er mit ausziehen mußte und ein Chorherr ihn frug: wem er die Burg übergebe? sagte er: dir und allen bösen Geistern, die zu diesem Kriege gerathen haben. Nach der großen Niederlage starb der Chorherr und seitdem war das Schloß voll Gespenster, so daß alle Menschen auszogen. v. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreußens S. 101. Hartknoch, Preußen S. 389. Schütz, Beschreibung von Preußen 1559 S. 102. Grimm, Deutsche Sagen Nr. 529.

Das Schloß Malin in Böhmen

war lange wegen Geisterspuck verrufen und unbewohnt, bis einmal zwei Prager Studenten dahinkamen. Sie hatten bei einer Kirmes zum Tanz aufgespielt, fanden aber kein Obdach mehr. Es regnete entsetzlich und in der Noth übernachteten sie in dem verrufenen Schlosse. Da erschien um Mitternacht das Gespenst eines Barbiers, legte sein Rasierzeug aus, machte Schaum und forderte einen der erschrockenen, im Bette liegenden Gäste auf, sich auf einen Stuhl zu setzen, um rasirt zu werden. Nur der eine Student, Wenzel mit Namen, hatte Muth genug und setzte sich hin. Das Gespenst aber rasirte ihm nicht nur den Bart, sondern auch die Augenbrauen und alle Kopfhaare weg, bis er gänzlich kahl war. Dann machte er eine Verbeugung und nöthigte

den zweiten Studenten herbei, der vor Angst fast starb, bis er gleichfalls kahl war. Nun aber fiel es dem kecken Wenzel ein, den Geist auch seinerseits zu rasiren, da er bemerkt hatte, derselbe sey sehr dick behaart. Kaum hatte er es zu verstehen gegeben, als auch der Geist sich willig zeigte und sich hinsetzte. Nun schor ihn Wenzel ganz kahl und als er fertig war, fing der vorher stumme Barbier zu reden an und dankte ihm, daß er ihn erlöst habe. Er sey der Diener eines grausamen Grafen gewesen und habe bei Lebzeiten unschuldige Wanderer zum Hohn kahl scheeren müssen. Dafür sey er verurtheilt worden, nach dem Tode keine Ruhe zu finden, bis ihm einmal das Gleiche gethan werde. Wirklich kehrte der Geist nie wieder; der Graf aber, dem das Schloß gehörte und der es fortan wieder bewohnte, beschenkte den Studenten reichlich. Unterredungen aus dem Reiche der Geister I. 289 f. Bekanntlich hat Musäus diese Geschichte in eines seiner Märchen verflochten. Eine ähnliche Sage findet man in E. Meiers Märchen Nr. 45.

Die todten Diener.

Der Graf von Greifenfels, in Kärnthen, zog ins h. Land und ließ sich von seinen Dienern geloben, seine Leiche, wenn er stürbe, heim auf sein väterliches Stammschloß zu bringen. Als er aber starb, behielten die Diener seine Habe und zerstreuten sich. Zur Strafe aber kehrt keiner in die Heimath lebendig zurück, nur ihre Geister erscheinen in der Mitternacht und tragen die Bahre ihres Herrn aufs Schloß. Noreja 1837 S. 27.

Der Graf von Rogendorf hatte einen Bereiter, welcher in der Schlacht erschossen wurde, ohne daß es der Graf wußte, und nun als Gespenst seinen Dienst fortsetzte, bis er endlich seine dämonische Natur durch tolle Possen zu erkennen gab und verschwand. Prätorius, Glückstopf, 173. Grimm, Deutsche Sagen I. Nr. 99. Harsdörfer, jämmerl. Mordgeschichten Nr. 115.

Liebende Geister.

Der Junker von Quad, Bräutigam eines holländischen Fräuleins von Kortenbach, verabredete mit ihr, wer von beiden zuerst sterbe, soll dem andern auch noch als Geist in Liebe dienen und gewärtig seyn. Bald darauf fiel er in einer Schlacht und kehrte als unsichtbarer Geist zurück, um nie wieder von seiner Braut zu weichen. Man sah die Gegenstände, die er ihr brachte, sich durchs Zimmer bewegen, aber nicht die Hand, die sie trug. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 172.

In Kärnthen hatte ein Ritter seine geliebte Frau durch den Tod verloren. Da kam einmal die Amme und sagte ihm, wenn sie das Kind säugen wolle, so sey schon die verstorbene Frau da und thue es selbst. Der Ritter lauschte, sah die todte Frau, eilte zu ihr, hielt sie fest und lebte mit ihr wieder, wie zuvor. Sie gebar ihm zwei Söhne. Der eine davon wurde ein ausgezeichneter und sehr gefürchteter Ritter. Als ihm aber gegen ihren Willen ein edles

Fräulein vermählt wurde, erschien er bei der Hochzeit im Grabgewande, entführte sie auf einem schwarzen Roß und stürzte sich mit ihr in einen Abgrund. Noreja 1837 S. 246.

Ein Fräulein von Donep lebte in so inniger Freundschaft mit ihrem Bruder, daß beide verabredeten, welcher den anderen überlebe, sollte zeitlebens um ihn trauern. Der Bruder starb. Die Schwester trauerte ein Jahr. Dann zwang ihr Vater sie, einmal bei einer Hochzeit weltlichen Putz anzulegen. Sie ging sehr ungerne daran, kaum aber putzte sie sich vor dem Spiegel, so sah sie in demselben die Gestalt ihres verstorbenen Bruders, und der Geist des Bruders blieb fortan bei ihr, folgte ihr überall und leistete ihr kleine Dienste, bis sie wieder die Trauer um ihn anlegte. Da war er verschwunden. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 182.

Das Kirchlein am Meere.

Ein Prediger in Friesland hatte die Verpflichtung, in einem einsamen Kirchlein am Meeresufer zuweilen den Seeleuten zu predigen, die gerade in der Nähe vor Anker lagen. Der Weg dahin war aber sehr beschwerlich, zuweilen waren gar keine Seeleute da, er beschloß daher, gar nicht mehr hinzugehen. Indem er mit diesem Gedanken durch den Wald heimkehrte, begegnete ihm ein altmodisch gekleideter, sehr stattlicher Schiffsmann, nicht lange nachher ganz derselbe, und als er wieder eine weite Strecke gegangen war, derselbe noch einmal. Da erschrack er heftig, der Fremde aber redete ihn an: „ich kenne deinen Vorsatz, aber du sollst davon abstehen, denn die armen Seeleute, denen du zuweilen predigest, bedürfen des geistlichen Zuspruchs. Mancher, der auf dem Meer umkommt, sagt es dir Dank.“ Damit verschwand der Fremde, der Prediger aber dachte nicht mehr daran, sich der frommen Pflicht zu entziehen. Nach Oberlin in Schuberts Symbolik des Traumes, zweite Aufl. S. 267.

Die Stiefmutter und die rechte Mutter.

Rührende Klage eines Kindes über die böse Stiefmutter, die ihm Asche aufs Brod streut, es mit dem Kamme sticht beim Kämmen ꝛc. Meinert, Lieder des Kuhländchens I. 89 (Haupt, altd. Blätter II. 175). Rührendes Lied von einer Mutter, die aus dem Grabe kommt, um ihre von der Stiefmutter vernachläßigten Kinder zu kämmen und das jüngste zu stillen. Die Kinder erschrecken anfangs vor der todtbleichen Erscheinung. Auch der Vater kommt dazu und verspricht, künftig besser für die Kinder zu sorgen. Grimm, altdän. Heldenlieder S. 147. Aehnlich eine niederländische Sage bei Wolf Nr. 326, worin die wahre Mutter als Geist erscheint, das Kind zu säugen.

Die Hand aus dem Grabe.

Ein unartiges böses Kind erkrankte und starb, da wuchs ihm seine Hand aus dem Grabe und zog sich nicht zurück, bis die Mutter mit der Ruthe kam

und ſie ſchlug. Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 422. Hauber, bibl. Mag. III. 421. Grimm, Märchen Nr. 117. Das iſt die mildeſte Form der Sage. In vielen andern Sagen iſt die Rede von gottloſen Söhnen, die ihren Vater oder ihre Mutter geſchlagen und deren Hand aus dem Grabe wächst. Von einem, der die Hand gegen den Vater aufhob, ſiehe Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 120 und Temme, Volksſagen der Altmark Nr. 49. Gegen eine Mutter zu Ingolſtadt ſiehe Kornmann miracula mort. II. 47. Asmus, Lübecks Volksſagen S. 92. Karl, Danziger Volksſagen I. Nr. 42. Vgl. Wagenfeld, Bremer Volksſagen I. 2. Bosquet, la Normandie p. 263.

In Stettin wuchſen ſie zwei Kindern immer wieder heraus, wenn man ſie aufs neue mit Erde bedeckte, bis man ſie mit einem Spaten abſtieß und zum ewigen Andenken in der Kirche aufhing. In der Kirche zu Bergen auf Rügen hängt die Hand eines Vatermörders, desgl. in Stralſund auf der Rathsbibliothek, die gleichfalls nicht begraben werden konnten. Temme, Volksſagen aus Pommern Nr. 92. Desgl. zu Lunow. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 46.

Der Ring im Schädel.

Als der Pfälzer Friedrich nach der Schlacht am weißen Berge mit ſeiner Gemahlin aus Prag flüchten mußte (1621), folgte ihnen die Oberhofmeiſterin von Reitzenſtein nach. In Jungbunzlau übernachtend träumte dieſe, ein weiblicher Geiſt trete vor ihr Bette und erzähle ihr, ſie ſey die Frau des Hauſes geweſen und um einer andern willen von ihrem Manne, einem Metzger, erſchlagen worden. Sie liege unten im Keller begraben, wenn ſie morgen nachgraben laſſe, werde man ſie finden. Sie möge ihren goldnen Ring in ihren geſpaltenen Schädel legen und werde ihn am Morgen am angezeigten Orte finden. Die Frau von Reitzenſtein hatte wirklich den Muth, ihren goldenen Ring vom Finger zu ziehen und ihn in den geſpaltenen Schädel des geſpenſtiſchen Weibes zu legen. Am Morgen machte ſie Anzeige bei den Gerichten, man grub nach und fand das Gerippe der Ermordeten, im offenen Schädel den Ring der Dame. Der Mörder erlitt nun ſeine Strafe. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 312. Happel rel. cur. III. 522. Breuner Cur. 272. Nach Harsdörffers Mordgeſchichten Nr. 75 (gedruckt 1656) hat ſich dieſe Geſchichte in Stockholm zugetragen. Nach einer andern Nachricht in den Unterredungen aus dem Reiche der Geiſter II. 232 vgl. Horſt, Deuteroſcopie I. 127, in Quedlinburg. Nach Baaders bad. Sagen Nr. 91 trug ſich die Geſchichte auch in Schiltach zu. Vgl. auch Kerners Magikon III. 2 und Baaders Volksſagen Nr. 91.

Gerippe auf Hirſchen.

Ein Graf im Schwarzwald verirrte einſt auf der Jagd und ſah plötzlich eine große Heerde Hirſche, auf denen Gerippe ritten, vor ihnen herfliehend aber ein Mann, der einem Jäger glich. Der Graf rief Jeſu Namen an, da

verſchwanden die Hirſche mit den Gerippen, der Jäger aber blieb ſtehen und ſagte ihm, er ſey ſein Aeltervater, der einſt alle Jagdfrevler habe lebendig auf Hirſche ſchmieden laſſen und nun nach dem Tode ewig von ihnen verfolgt werde. Der Graf nahm es ſich zu Herzen, vertheilte all ſein Gut unter die Armen und wurde ein Klausner. Schreiber, Sagen Nr. 54.

Eine merkwürdige Sage von Irrlichtern bei Kuhn, nordd. Sagen Nr. 116.

Ein Kuhhirt in Ferchesar bei Rathenow verlor eine Kuh, ſuchte ſie lange und ſetzte ſich endlich auf einen Baumſtumpf, eine Pfeife ſtopfend. Da liefen ihm viele Irrlichter zu, ihn neckend, bis er um ſich ſchlug und eins traf. Da hatte er einen Knochen in der Hand, den er mitnahm. Bald darauf kamen aber die Irrwiſche ums Haus und dachten es anzuzünden, wenn er ihnen ihren Kameraden nicht herausgäbe. — Demnach ſind die Irrlichter die Seelen, die an die Knochen des zurückgelaſſenen Leibes gebannt ſind. Daſelbſt Nr. 260 heißt es, ein Müller in Gieboldehauſen habe einmal Nachts ein Irrlicht gefangen und in ſeinem Sack mitgenommen, als er den Sack aber zu Hauſe öffnete, war ein Todtenkopf darin. Der Todtenkopf bleibt aus dem Irrlicht auch in Wolfs niederländiſchen Sagen S. 557 zurück.

Die reiche Jungfrau mit dem Todtenkopf.

Eine ſolche kam einmal nach Straßburg und hätte gern mit ihrer Hand einen armen Jüngling glücklich gemacht, aber wer es ſo weit brachte, daß ſie den Schleier vor ihm lüftete, der floh mit Entſetzen vor dem Todtenkopf. Stöber, Sagen des Elſaßes S. 442. An andern Orten erzählt man dieſe Sage von einer überaus reichen Dame mit einem Schweinskopfe. Wagenfeld, Bremens Volksſagen I. 33.

Schöne Sagen von den Todesküſſen und geſpenſtiſchen Geliebten.

Bertha, das geſpenſtiſche Fräulein von der Burg Windeck, erſchien einem auf der Jagd durch einen Hirſch dahin gelockten Ritter und reichte ihm ein Trinkhorn voll köſtlichen Weins. Aber er trank daraus die Liebe ins Herz und konnte nicht leben, nicht ſterben, bis die Jungfrau ihm wieder erſchien und ihn durch ihren Kuß tödtete. Schreibers Sagen I. Nr. 60. In Verſen von Chamiſſo in deſſen Werken III. 147. Vgl. A. Schreibers Gedichte S. 282. Erlach III. 527. Nach einer andern Faſſung in Schreibers Sagen I. Nr. 46 weckt das Fräulein in der Gruft einen ehernen Biſchof, um ſie mit dem Ritter zu trauen; der Ritter aber kommt davon, alles liegt nur hinter ihm wie ein Traum.

Die Jungfrau zu Pernſtein in Mähren läßt ſich zuweilen als eine geſpenſtige Jungfrau ſehen, mit Schlüſſeln oder das Haar kämmend. Einſt erblickte ſie ein junger Knecht, der betrunken war, nahm ſie ohne weiteres beim Arm und küßte ſie derb ab. Aber ſie umarmte ihn mit ſolcher Kraft, daß

ihm die Seele ausging. Balbini miscell. Bohem. III. 192. Francisci, höllischer Proteus S. 464. Büsching, Volkssagen I. 159. Eine ganz ähnliche niederländische Sage in Wolfs deutschen Märchen Nr. 212 und eine niedersächsische bei Harrys I. 19.

In einer irischen Sage kommt ein Kirchhofsgespenst vor, welches als Mädchen Jünglinge, als Jüngling Mädchen überfällt und zu Tode küßt, Erin III. 235. Eine gespenstische Nonne geht um in Köln, wen sie küßt, ist des Todes, Weyden, Kölns Vorzeit S. 206. Eine buhlerische Nonne geht um am Naumberge, Schwarz, Buchenblätter S. 160 und zu Lechrain, Kuhn, märk. Sagen Nr. 77.

Im Oppenauer Thal suchte einst ein Junker von Bosenstein Schätze in der alten Bärenburger Ruine, fand aber nur zerfallene Särge in der Gruft der alten Ritter. Ein einziger Sarg, der nach der Aufschrift eine Jungfrau, die letzte des Bärenburger Stammes, einschloß, enthielt eine goldene Kette und einen goldnen Ring mit einem blitzenden Diamanten. Diese Kleinode nahm der Junker mit sich. Beim Ausgang aus der Burg aber erschien ihm die Jungfrau, begrüßte ihn als Bräutigam, weil er ihren Ring genommen, und wollte ihn zum Manne haben. Da entsetzte er sich und floh, aber wenige Tage nachher war er todt. Schreibers Sagen Nr. 40.

Im Odenwalde lebte eine spröde Jungfrau, die alle Freier verschmähte, bis sie sich einmal sterblich in einen Ritter verliebte, der des Wegs daherkam und einen Labetrunk von ihr erbat. Als er ihr nun sagte, er besitze ein schönes Schloß, ließ sie sich willig von ihm als seine Braut auf die Burg Rodenstein führen, wo er sie aufs herrlichste empfing. Sobald sie aber beim festlichen Mahle aus seinem goldnen Becher trank, verschwanden plötzlich Becher, Bräutigam und Schloß. Sie war allein im Freien und so erschreckt, daß sie nach drei Tagen starb. Wolf, Zeitschrift I. 32.

Zu Brüssel war eine sehr reiche Jungfrau, um die sich zwei Freier bewarben, die aber ausblieben, als sie erkrankte. Darüber grämte sie sich vollends zu Tode. Als sie aber bereits begraben war, erschien sie plötzlich wieder wie vordem in ihrem Hause und die Freier fanden sich auch wieder bei ihr ein. Da verlangte sie von dem Einen eine Liebesprobe, er solle sich Nachts in ein Grab legen, das er auf dem Kirchhof offen finden werde. Dem Andern sagte sie ganz das nämliche, ohne daß er wußte, sie habe es von jenem auch schon verlangt. Beide fanden sich daher auf dem Kirchhof ein, der erste legte sich in das offene Grab, der zweite fiel auf ihn und hintendrein kam die Jungfrau selber, umfaßte beide mit den Armen und drückte sie todt. Am Morgen fand man alle drei und deckte ihr gemeinschaftliches Grab gleich mit Erde zu. Wolf, niederländische Sagen Nr. 429.

Armgart, ein reiches Fräulein auf dem Schlosse Möhren in Mittelfranken, verschmähte alle Freier und ließ sich einen goldnen Schlüssel machen, den sie sorgfältig in ihrem Bett versteckte: nur der soll sie haben, der ihr den gol-

denen Schlüssel bringen würde. Ritter Kunz von Absberg, ein ruchloser, zu allem Bösen geneigter Ritter, bestach ihr Kammermädchen und gewann den Schlüssel. Als Armgart aber den Betrug merkte, erstach sie sich und vereitelte dadurch des Ritters Werbung. Seitdem erschien sie als Gespenst mit Schlüssel und Dolch. Als es Kunz erfuhr, hatte er die Frechheit, sie zum Nachtessen einzuladen, und siehe, sie kam und setzte sich zu ihm zu Tisch. Entsetzt rief er sie im Namen Gottes an, da fielen ihre prächtigen Gewande von ihr ab, ihre Juwelen wurden zu glühenden Kohlen und sie selbst zu einem Todtengerippe, das seufzend verschwand. Schlüssel und Dolch ließ sie zurück. Der Ritter ging in ein Kloster und that Buße. Panzer, Beitrag S. 144. — Diese gewiß alte deutsche Sage ist der südlichen Sage vom steinernen Gast verwandt.

Herr von Diskau, ein märkischer Edelmann, sah auf einer Reise eine schöne polnische Dame, verliebte sich in sie, lud sie auf sein Schloß ein, warb um ihre Hand und feierte auf seinem Schlosse eine glänzende Hochzeit mit ihr. Aber als sie mit ihm in die Brautkammer getreten war, erklärte sie ihm, er werde sie nie wiedersehen, als nach seinem Tode und verschwand. Es war ein Geist gewesen. Goldschmidt, höllischer Morpheus S. 176.

Im braunen Moor zwischen Gersfeld und Hilders traf ein böser Ritter einmal eine reizende Jungfrau, welche Blumen pflückte, ergriff und küßte sie, fand sich aber plötzlich von einem Todtengeripp eng umklammert, welches ihm zurief: deine Zeit ist aus! und versank mit ihr im Moor. Schöppner, bayrische Sagen Nr. 767.

Die deutsche Sage von der Erlinde ist der griechischen von der Braut von Korinth auffallend ähnlich.

Ein junger Ritter, Guntram, verlobt mit der schönen Liba von Falkenburg, kam unterwegs in ein Schloß, wo bei Nacht ein reizendes Mädchen ihn verführte, Erlinde, die schon vor Jahren verstorbene Tochter des Schloßherrn, ein Gespenst. Als Guntram heimkehrte und Liba heirathen wollte, trat das schöne Gespenst dazwischen. Er trug Erlindens Ring, er gehörte ihr auf ewig und mußte sterben. Schreibers Sagen Nr. 33.

Verwandt ist die bergische Volkssage von Adelgunde von Scherwen (bei Montanus I. 423).

Sie wird die Spinnerin von Scherwen genannt, weil sie auf ihrer Burg emsig spinnend die Rückkehr ihres geliebten Ritters erwartete, der ins h. Land gezogen war, und seinem Schwur getreu endlich auch wirklich zurückkam, aber nicht lebendig, sondern als blutbedecktes Gespenst.

Eben so die Sage vom Bräutigamsschiff.

Die Braut eines Schiffers harrte sehnsüchtig am Ufer, ob ihr Bräutigam nicht zurückkäme. Alle Schiffe kehrten heim, nur das seine nicht. Aber sie

blieb am Ufer und weinte und jammerte fort, bis in einer Nacht das längst versunkene Schiff mit ihrem Geliebten landete, sie aufnahm und mit ihr wieder verschwand. Müllenhoff Nr. 223.

Eigenthümlich ist die Sage von einem Todtenschiff, das allemal erscheint und hilft, wenn man es ruft. Es ist schneeweiß, ohne Mast und Segel, schnell und still daherfahrend.

Ein junger Schiffer rief es und fuhr auf ihm davon. Bald darauf kam er mit vier Schiffen mit reicher Beladung wieder und erhielt nun die ihm früher versagte Hand eines reichen Mädchens. Aber am Hochzeitstage kamen vier Todtengerippe und entführten ihn. Asmus, Lübecks Volkssagen S. 114.

Das Todtenschiff heißt auch der fliegende Holländer.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts zeichnete sich unter den holländischen Seeleuten Barend Fokke durch die ungeheure Schnelligkeit seiner Meerfahrten so aus, daß man glaubte, er stehe mit dem Teufel im Bunde. Als er einmal durch widrige Winde zu langem Laviren gezwungen wurde, rief er in der Ungeduld aus, der Teufel solle ihn nach seinem Tode nöthigen, die Südspitze von Afrika und Amerika an einander zu hissen. Das aber ging nach seinem Tode in Erfüllung und noch immer begegnen ihm Schiffer, wie er von einem Cap zum andern lavirt ohne je mehr einen Hafen zu erreichen. Kerner, Magikon III. 372. — Nach einer Sage im Morgenblatt 1824 Nr. 45 führt das Geisterschiff ein gewisser Evert, der einst als Seeräuber eine edle Spanierin an den Mast gebunden verschmachten ließ, nachdem er ihren Bräutigam ermordet hatte. Ihr Fluch verurtheilte ihn, ruhelos auch noch nach seinem Tode auf dem Meere umherzuirren. Sein Schiff ist eine schwarze Fregatte, vorn steht ein Todtengerippe mit einem Spieß, auch die übrige Mannschaft besteht aus Gerippen. Sie fahren überaus schnell, aber unhörbar leise.

Nach Wolfs niederländ. Sagen Nr. 130 führt das Schiff ein Brudermörder, welcher verdammt ist, ruhelos bis zum jüngsten Tage herumzufahren. Nach einem Gedicht von Wendlitz kehrt ein alter König mit dem Gespensterschiff in die Heimath zurück, wo alles anders geworden ist. Nach Gräße, vom ewigen Juden S. 55 war es ein holländischer Schiffer, van der Decken, der im heftigsten Sturm „trotz Gott und Teufel“ ums Cap herum fuhr und der zur Strafe nun ewig fahren muß. — Nach Wolfs deutschen Märchen S. 525 fährt der berühmte Seeheld Jean Bart auf dem „feurigen Schiffe“ gespenstisch umher. Marryat hat einen Roman „das Geisterschiff“ geschrieben, worin er diese Vorstellung der Matrosen ausbeutet.

4.

Magie.

Im Aberglauben des Reformationszeitalters mischte sich uralter heidnischer Volksglaube mit den phantastischen Vorstellungen, die man den alten Classikern, den gelehrten Muhamedanern und Juden entlehnte. Und zwar suchte man, wie Paracelsus that, ein System hineinzubringen, oder man verfolgte dabei praktische Zwecke des Nutzens. Man wollte mittelst der Magie die geheimen Kräfte der Natur zum Dienst des Menschen zwingen.

Die Systematiker wandten die alte Sterndeutung an, erkannten in den sieben Planeten die Urkräfte der Natur, wirksam in den Elementen, Gesteinen, Pflanzen und Thieren, wie in den Organen und Temperamenten des Menschen. Man suchte das Schicksal des Menschen aus dem Stande der Sterne in seiner Geburtsstunde zu lesen. Man bildete sich ein, in dem Stein oder Metalle den darin wirksamen Planetengeist selbst sich dienstbar machen zu können. Die Chemie in ihren rohesten Anfängen mußte dieses Bestreben unterstützen. Man suchte durch chemische Kunst die Urmaterie, das alle andern in sich vereinigende Urmetall, den Stein der Weisen, das fünfte, alle vier andern vereinende Urelement, die quinta essentia, im flüssigen Zustande das Lebenselixir herauszubringen. Durch den Stein der Weisen hoffte man Herr über alle Naturkräfte zu werden, durch das Lebenselixir die Zeit in Ewigkeit zu verwandeln, sich ewig jung zu erhalten. Sofern die Naturkräfte an die Zahl gebunden sind, bildete man eine Magie der Zahlen aus. In der Dreizahl, Siebenzahl ꝛc. sollten besondere Kräfte verborgen seyn. Eben so in den geometrischen Zahlen des Dreieckes, des Pentagramm ꝛc.

Daraus folgte eine eben so wunderliche Medicin und Anwendung der abergläubischesten Heilmittel, wie auch der Gebrauch von Amuletten. In allen Edelsteinen oder durch irgend eine seltne Eigenschaft auffallenden Mineralen, womit man auch oft Meerprodukte und organische Stoffe verwechselte, suchte man eine besondere Wunderkraft der Natur und bewahrte sie sorgfältig zum Gebrauch auf. Eben solche Kräfte schrieb man den Kräutern und Thieren zu. Die Galle, das Herz, die Asche ꝛc. von

besonders scharfblickenden Thieren sollte gut für die Augen seyn, die von kühnen Thieren diente zur Stärkung des Muthes, die von buhlerischen Thieren im Liebeszauber ꝛc. Ueberall suchte man in roher summarischer Weise ein Gesetz der Verwandtschaft in der Natur, durch welches man die magischen Wirkungen bedingt glaubte.

War dieses ganze abergläubische Treiben, die Verwegenheit des Menschen, sich zum Herrn der geheimnißvollen Naturkräfte und dadurch gewissermaßen von Gott unabhängig machen zu wollen, auch vom religiösen Standpunkt eben so verdammlich, wie aus dem Gesichtspunkt der Vernunft lächerlich, so kann man doch nicht leugnen, daß ihm viele Poesie einwohnte. Es knüpfen sich daran eine Menge Volkssagen, die ich in der Geschichte der deutschen Poesie nicht übergehen darf.

Vieles daran ist auch ganz unschuldig, ein rein poetisches Spiel. Man erwäge z. B. die Versuche, aus der Asche, weil darin der Geist, der einst die Materie belebte, sich concentrirt hat, die Materie selbst zu reproduciren. Der berühmte Pater Kircher gab sich viel damit ab. Siehe dessen mundus subterr. XII. 4. 414. Vgl. auch Francisci höll. Proteus 748. Sachs, Gammarologia 243. Keyßlers Reise 488. Hier einige der anmuthigsten Beispiele, die natürlicherweise nur poetische Volkssagen sind.

Wenn man im Mai den Thau auf Wiesen sammelt und aufbewahrt und lange Zeit nachher einen glühenden Kieselstein hineinwirft, so duftet er, als ob das ganze Zimmer voll Blumen wäre. Das Geheimniß der Verwesung und Verbrennung aller Dinge 1729 S. 43.

Ein Arzt in Krakau machte aus seinem Laboratorio einen wunderbaren Blumengarten, indem er unter jeden seiner Destillirkolben die Asche von einer andern Blume brachte, die er nun bei gelindem Feuer im Glase wieder aufleben und frisch blühen machte, Rosen, Mohn ꝛc. Prätorius, Weltbeschreibung I. 145.

Noch tiefer als in der Asche dachte man sich die eigenste Lebenskraft als unvertilgbar im Blute erhalten. Daher schon bei den alten Skythen (Herodot IV. 70) das gegenseitige Vermischen und Trinken des Blutes als Weihe der Waffenbrüderschaft auf Leben und Tod.

Von welchem Nutzen die Blutvertauschung sey, davon melden die „geheimen Unterredungen von der Magie, 1702" S. 90 ff. folgendes.

Zwei Freunde machen sich je eine kleine Wunde am Goldfinger und am

linken Arme, und jeder läßt sein Blut aus seinem Finger in den Arm des andern fließen, worauf man die Wunde wieder schließt. Von nun an empfindet Jeder an derselben Stelle am Arm durch Sympathie, was der Andere empfindet. Sie kommen daher überein, wenn sie weit von einander entfernt sind, sich durch kleine Stiche in den Arm Zeichen zu geben und bilden, indem sie verschiedenen und mehr oder weniger Stichen je eine besondere Bedeutung geben, ein förmliches Alphabet aus, durch welches sie mit einander correspondiren.

Dahin gehört auch die Transfusion, an die man sogar noch in aufgeklärten Zeiten glaubte.

Greise ließen sich in eine geöffnete Ader das Blut von Jünglingen einspritzen. Dies nahm Arnim zum Motiv seines wunderlich-schönen Romans „Bartholds erstes und zweites Leben." Verwundete keilten ihr Blut in einen Baumstamm ein, worauf sie zu genesen hofften, der Baum aber absterben sollte. Dahin gehört auch der sympathetische Zauber, dessen im Historischen Rosengebüsch 1710 S. 831 erwähnt ist. Wenn man aus dem Blut eines Menschen das Fett ausscheidet und daraus eine Kerze bildet, so brennt dieselbe so lange, als der Mensch lebt und färbt sich trüb oder hell, je nachdem er gestimmt ist. — Einer der sich durch Hundebluteinspritzen verjüngen wollte, nahm selbst hündische Natur an. Happel rel. cur. II. 527.

Zur gemeinen Zauberei brauchte man gerne unschuldiges Blut wegen der magischen Kraft darin. Mit diesem Aberglauben hängt auch der Blutbund zusammen, den man mit dem Teufel schloß. Man glaubte, der Teufel fordere, daß der Mensch den Bund mit ihm mit seinem Blut unterzeichne. Blut gehörte namentlich auch zu dem Jägerzauber. Wenn jeder Schuß treffen soll, muß entweder das Pulver mit Blut gemischt (Rockenphilosophie V. 54), oder die Kugel mit Blut getauft seyn (Sympathetischer Mischmasch 1715 S. 82).

Nach dem uralten s. g. Bahrrecht setzte man in Deutschland ehemals die Leichen Ermordeter aus und erkannte den Mörder daran, daß, wenn er sich der Leiche nahte, die Wunden derselben frisch bluteten. Damit hängen die unvertilgbaren Blutflecken in vielen deutschen Sagen zusammen.

Am Wolf'schen Hause in Berlin sollen, ehe es abgerissen und neu erbaut wurde, drei unauslöschliche Blutstropfen sichtbar gewesen seyn, von einem Mädchen, die unschuldiger Weise von einem Bösewicht, dessen Liebe sie verschmäht, des Diebstahls beschuldigt und hingerichtet worden war. Der Böse-

wicht suchte vergebens die drei Tropfen wegzukratzen und stürzte sich am Ende aus dem Fenster. Ziehnert, Preußens Volkssagen I. Nr. 3.

Ebenso die Sagen von blutenden Knochen.

Im Jahr 1585 fand ein Edelmann auf der Jagd in der Nähe von Wien schöne weiße Knochen, die sein Hund ausgescharrt hatte, und nahm sie mit, um sich einen Griff zu einem Hirschfänger davon machen zu lassen. Als sie aber der Schwertfeger in Arbeit nahm, fingen sie an zu bluten. Da entsetzte sich der Schwertfeger, wurde trübsinnig und bekannte, es seyen die Gebeine eines Kameraden, den er einst als Handwerksgesell dort erschlagen und eingescharrt habe, wo man die Knochen gefunden hatte. P. Abraham, Judas I. 277. Eine andere Sage aus der Schweiz in den Alpenrosen von 1838 S. 131.

Die Sympathie des Blutes zwischen Mutter und Kind ist auf die rührendste Weise charakterisirt in einer schönen Tiroler Sage.

Andreas, das Kind von Rinn, wurde 1459 von Juden geraubt und geschlachtet, weil sie von dem unschuldigen Kinderblut abergläubischen Gebrauch machen wollten oder weil es unter ihnen Herkommen war, von Zeit zu Zeit zur Rache an den Christen ein Christenkind zu morden. Seine Mutter war eben auf dem Felde und schnitt Getreide, als ihr ein Blutstropfe auf die Hand fiel. Von schrecklicher Ahnung ergriffen, suchte sie das Kind, fand aber nur noch seine Leiche auf dem noch jetzt s. g. Judenstein. Der Knabe wurde zum Heiligen erhoben und wird noch jetzt am 24. März verehrt. Die Juden wurden schwer bestraft. Des Kindes Heiligkeit beurkundeten Wunder. Aus seinem Grabe wuchsen mitten im Winter Lilien und sieben Jahre lang grünte mitten im Winter die Birke, an die ihn die Juden gebunden hatten. Seine Reliquien werden vorzüglich von kranken oder stummen Kindern besucht, die von ihm ihre Heilung hoffen. Vgl. Austria auf 1845 S. 185.

Der abentheuerlichste Blutzauber war die künstliche Erzeugung eines Menschen, das s. g. Homunculus, aus dem Blute. Man setzte voraus, Blut sey die Quintessenz des Menschen, also müsse auch aus Blut ein ganzer Mensch gemacht werden können.

Borellus hist. rar. observ. Nr. 62 erwähnt, einer habe Blut destillirt, worauf sich im Kolben ein Homunculus gezeigt habe, von rothen Strahlen umgeben. Fludd de. sang. anat. 6. 233 sagt, unter gleichen Umständen habe sich um Mitternacht im Kolben ein Geschrei vernehmen lassen, das von einer aus dem Dunst im Kolben gebildeten menschlichen Gestalt ausgegangen sey; und ein andermal sey aus einem bloßen Ueberrest von Blut auch nur ein Menschenkopf mit Haaren entstanden. In den geheimen Unterredungen von der Magie 1702 S. 88 wird gelehrt, wenn man Menschenblut in ein leeres Ei schütte

und einer Henne unterlege, so brüte sie in demselben einen Homunculus aus; wenn man diesen dann in Brod backe und zwei Feinden zu essen gebe, so müssen sie sich auf der Stelle versöhnen und lieben. Vgl. auch Prätorius, Weltbeschreibung I. 140. 160. 407. — Theophrastus Paracelsus wollte einen Homunculus durch Wärme im Mist erzeugen. Sprengel, Geschichte der Arzneikunde III. 364.

Die Idee des Homunculus hat Göthe im zweiten Theil seines Faust gut benützt. Die Geschichte eines Homunculus enthält der berüchtigte französische Roman „Frankenstein".

Außer dem Blut dienten auch andere Theile des Menschen zu magischen Zwecken. Haare der Geliebten wurden im Liebeszauber gebraucht. Entflohene Diebe glaubte man quälen zu können, wenn man ein glühendes Eisen in deren zurückgelassene Fußspur steckte ꝛc.

Dieselbe Sympathie sollte walten zwischen dem Menschen und seinem Bilde, worauf aller Bilderzauber beruht. Am häufigsten kommen die Wachsbilder vor, denen man anthat, was dem entfernten Original selbst widerfahren sollte.

In Keyßlers Reise S. 45 ist eine Sage von Theophrastus Paracelsus erwähnt. Derselbe soll von einem Apotheker unheilbar vergiftet worden seyn, sich aber, ehe er starb, noch ein Wachsbild desselben Apothekers verfertigt und mit einer Pistole hineingeschossen haben, so daß der Apotheker noch eher todt war, als er selbst.

Erzbischof Eberhard von Trier befahl im Jahr 1067 den Juden, sich zu bekehren oder die Stadt zu räumen. Da verfertigten die Juden ein Wachsbild des Erzbischofs, warteten ab, bis derselbe am Charsonnabend öffentlich die Taufe ertheilte und ließen in derselben Stunde ihr Wachsbild durch einen zu diesem Frevel erkauften Pfaffen taufen. Dadurch entstand ein Rapport zwischen dem Erzbischof und seinem Bilde und indem die Juden nun das Wachsbild ans Feuer legten, brannte auch der Erzbischof innerlich und starb. Calmet, Erscheinungen von Geistern II. Nr. 36.

Vgl. Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 214.

Einer der beliebtesten Zauber wurde das Schauen der Zukunft im Kristall. So ließ man den unglücklichen Herzog Johann Friedrich von Sachsen im Jahr 1563 das kaiserliche Scepter im Kristall sehen, um ihn durch die Aussicht auf glänzendes Glück in die Verschwörung Grumbachs hineinzuziehen. Auch gleichzeitige, aber in weiter Ferne geschehende Dinge sah man im Kristall. So heißt es in der Legende von der h.

Genoveva, ihr Gemahl Sigfrit sey durch einen Zauberspiegel betrogen worden.

Ein Mädchen sah im Kristall, wie ihr Geliebter auf sie zustürzte und eine Pistole auf sie abfeuerte. Später mußte sie einen Andern heirathen und der alte Geliebte machte wirklich einen Mordversuch auf sie. Francisci, höll. Proteus Nr. 78. Rüst. Zeitverkürzung S. 255; Bräuner, Cur. 72. Grimm, D. S. Nr. 118. Ein Ehemann sah im Kristall seine weit entfernte Frau mit einem halb entkleideten jungen Mann und eilte wüthend nach Hause, wo er aber fand, daß es nur ihr Bruder gewesen sey, dem sie eine Wunde geheilt habe. Bräuner S. 80. Eine alte Hexe bewirkte aus Haß gegen einen jungen Menschen, der ihre Liebe verschmäht hatte, daß man sein Bild, als das eines Diebes, im Kristall sah, worauf er unschuldig gehenkt wurde. Harsdörfer, Mordgeschichten 151.

Buschius gedenkt sogar (in Leibnit. script. rer. Brunsvic. II. 952) eines Spiegels, in den der Teufel selbst hineingebannt war, welcher auf Befehl einer Frau, die den Spiegel besaß, sie alles sehen lassen mußte, was sie sehen wollte.

Ein wunderlicher Aberglaube war der, daß man Jemanden zu Tode beten und daß man sich in einem Buche festlesen könne.

Ein Mann fand hinter dem Altar einer Kirche in Hamburg ein Buch, las darin und las sich fest, so daß er nicht mehr aufhören konnte, wie gern er auch wollte. Endlich befreite ihn ein Geistlicher, indem er ihn anwies, alles wieder rückwärts zu lesen. Müllenhoff, Nr. 271.

Der Liebeszauber spielt eine Hauptrolle in den verwilderten Jahrhunderten der Glaubenskämpfe. Die alte echte deutsche Sage kennt den Liebeszauber nicht. Der Glaube daran drang aus der römischen Welt ein und bildete sich erst spät im Hexenwesen aus. Dieselbe sittliche Verderbniß und Abschwächung, die aus dem deutschen Helden einen Freischützen machte, der nicht mehr aus eigener Kraft den Feind bestand, sondern ihn mit Teufelskunst von ferne tödtete, dieselbe gab auch dem Weib ein, nicht mehr durch ihren eigenen Reiz, sondern durch Teufelskunst Männer zu bezaubern.

Ein Oberster dankte die Weibsperson ab, die ihm lange als Maitresse gedient und ihn auf seinen Feldzügen begleitet hatte. Da wollte sie ihn durch einen Liebeszauber wieder zu sich locken und ließ sich durch seinen Diener ein Paar Haare von ihm geben. Der Diener aber gab ihr Haare aus einem Bärenfell. Nun wandte sie den Zauber an, aber statt des Obersten kam

das Bärenfell zu ihr und verfolgte sie auf Schritt und Tritt. Da befahl der Oberst, die Hexe todt zu schießen. Valvasor, Krain I. 358. Daselbst heißt es auch: Wer sich die Milch einer Frau verschaffen kann, vermag sie zu allem zu bringen. Einer bestach eine Magd, ihm die Milch der Frau zu verschaffen, sie brachte ihm aber Gaismilch und von Stund an liefen dem Liebhaber alle Gaisen der Stadt nach. Auch kommt vor, daß ein Mönch einem Mädchen einen Apfel gibt, den sie aber aus Mißtrauen Säuen zu fressen gibt, worauf dem Mönch die Säue nachlaufen. Pauli, Schimpf und Ernst. Philo, Magiologia S. 956. Eben so gieng es einem, der statt der Haare des Mädchens, das er liebte, Kuhhaare bekam und zum Liebeszauber anwandte, worauf die Kuh, von der die Haare waren, ihm wüthend in den Wald nachlief. Görres, Mystik IV. 2. 458.

Seltsame Sagen von Feuerzauber.

Die Mühle von Wittringen bei Rotenburg an der Tauber war einmal von einem Müller bewohnt, der sich gastfrei gegen wandernde Zigeuner bewies und dem sie dafür zum Dank die Mühle bezauberten, daß ihr kein Feuer schaden konnte. Der Zauber steckte in einer s. g. Brandwurzel, die sie im Stamm einer nahen Eiche verkeilten. So lange nun die Eiche stand, blieb auch die Mühle von Feuersgefahr verschont, als aber einmal ein Besitzer die Eiche verkaufte und niederhauen ließ, brannte alsbald die Mühle ab. Bechstein, Sagenschatz des Frankenlandes S. 278. Horst, Dämonomania II. 275.

Der Feuerreiter war eine besonders beliebte Vorstellung.

Als Steinbach durch einen Mordbrenner angezündet worden war und der Ort schon halb in Asche lag, sah man einen fremden Mann zu Roß pfeilschnell dreimal um das Dorf reiten und als er zum drittenmal herum war, erlosch der Brand plötzlich. Bechstein, Sagenschatz des Thüringerlandes IV. 178. Eine ähnliche Sage von Stendal in Kuhns märkischen Sagen Nr. 5. Vgl. auch die Sage vom Grafen Reuß in Moritz, Magazin für Erfahrungsseelenkunde IV. 75. Von einem Fürsten von Hessen heißt es ebenfalls, er habe durch dreimaliges Umreiten des Feuers dasselbe löschen können. Wolf, hessische Sagen Nr. 200. Wer das Feuer durch dreimaliges Umreiten gebannt hat, soll schnell davonfliehen, sonst holt ihn das Feuer selber ein. Grimm d. Myth. Anhang vom Aberglauben CXLIV.

Zur Verwilderung der Zeit gehörte die gräßliche Criminaljustiz (gemäß der Carolina oder heimlichen Halsgerichtsordnung Karls V.) neben den Hexenprozessen. Daher spielten die Scharfrichter eine wichtige Rolle und galten zum Theil selber als Hexenmeister.

Zu Lübeck sollte ein neuer Scharfrichter ernannt werden. Da meldeten sich drei. Der eine hieb einem Verbrecher den Hals so geschickt durch, daß

der Kopf ſitzen blieb und nur ein Strich wie ein rother Faden am Halſe zu ſehen war, bis der Scharfrichter ihn anſtieß und der Hals abfiel. Der zweite hieb Zweien mit Einem Streich beide Köpfe ab. Der dritte legte einem Verbrecher zwei eiſerne Ringe um den Hals und dazwiſchen eine Erbſe und hieb nun die Erbſe und den Hals mitten durch. Dieſen wählte man. Asmus, Lübecks Volksſagen S. 20. Dieſelbe Geſchichte wird von Regensburg erzählt. Hier ſoll der Henker dem armen Sünder ſtatt der Ringe nur zwei Faden um den Hals gelegt haben. Hormayr, Taſchenbuch 1832 S. 377.

Daran reihen ſich andre merkwürdige Sagen von magiſchen Streichen.

Ein Zauberer köpfte vor vielen Zuſchauern ſeinen Diener und ſetzte ihm den Kopf wieder auf. Einmal gelang es ihm nicht. Da bemerkte er, es ſey ein anderer Zauberer anweſend, der ihn daran verhinderte. Nachdem er ihn vergeblich gebeten, ihn in der Wiederbelebung des Dieners nicht zu ſtören, ließ er ſchnell eine Lilie emporwachſen und köpfte ſie und in demſelben Augenblick fiel auch dem ſtörenden Zauberer der Kopf ab, und nun konnte der erſtere dem Diener den ſeinigen wieder aufſetzen. Del Rio disqu. mag. II. 30. Grimm, d. Sagen Nr. 93. Wolf, niederl. Sagen Nr. 268.

Ein Zauberer ſchlug einmal unverſehends allen Anweſenden die Köpfe ab und verſetzte jeden auf einen Leib, dem er vorher nicht angehört hatte. Dann frug er, ob ſie ſich die Köpfe abermals wollten abſchlagen laſſen, damit er jedem den rechten wieder aufſetzen könne. Aber alle fürchteten ſich und behielten lieber von nun an die falſchen Köpfe. Happel, rel. cur. I. 450. Horſt, Zauberbibl. I. 296.

Ein anderes magiſches Stückchen war das Verſchwinden in der Luft mittelſt eines Fadens.

In Magdeburg ließ ſich ein Kunſtreiter ſehen. Nachdem er lange im Ring herumgerannt und getanzt, hielt er inne, beklagte das Elend dieſer Welt, die ſchlechte Zeit und, wie arm er ſey, weshalb er lieber gleich von dannen fahren wolle zum Himmel, wo es ihm beſſer gehen werde. Damit warf er ein Garn in die Luft, dem ſogleich das Roß nachfuhr, er aber hing ſich dem Roß an den Schwanz, ſein Weib hing ſich an ſeine Kleider, die Magd an der Frau Kleider und ſo flogen ſie gen Himmel. Wierus, de praest. daem. II. 7. Prätorius, Blorberg S. 309.

Von einer Hexe, die ſich in ähnlicher Weiſe an einem Zwirnsfaden zum Fenſter hinaus gerettet haben ſoll, meldet Horſts Dämonomania I. 90.

In einer Stadt in Preußen befand ſich ein Schulmeiſter, welcher hexen konnte und des Bürgermeiſters ſchöne Tochter alle Nacht durch Geiſter zu ſich holen ließ. Die Tochter ſchwieg eine Zeitlang aus Scham, dann aber ver-

rieth sie alles ihrem Vater, der ihr einen Faden mitzunehmen rieth, an welchem man bei Tage erkennen könnte, wohin sie bei Nacht geholt worden sey. Als er dadurch den Schulmeister als den Thäter entdeckt hatte, ließ er denselben verhaften und zum Galgen führen. Der Schulmeister bat aber noch am Galgen die anwesende Tochter des Bürgermeisters um ein Andenken und in der Verlegenheit gab sie ihm einen Faden, den sie noch in der Tasche hatte. Da warf er den Faden in die Luft, umarmte das Mädchen, schwebte mit ihr, dem Faden nach, in die Höhe und verschwand für immer. Grunau, Chronik XVIII. 1.

Diese Vorstellung kehrt sehr oft wieder. Am häufigsten ist es eine auffliegende Gans, an welche ein ganzer Zug von Menschen anklebt.

Zwei Brüder sollten Holz hacken, ein armes Männchen bat sie um etwas von ihrem Kuchen und Wein, aber sie gaben ihm nichts, da hieben sie mit dem Beile fehl und verwundeten sich. Der junge Bruder Dummling gab dem Männchen zu essen und zu trinken, fällte einen Baum und fand darunter eine goldne Gans. Im Wirthshaus griffen die drei Wirthstöchter die Gans neugierig an und blieben daran kleben. Der Pfarrer wollte sie erlösen und blieb auch kleben und so noch viel mehr Leute. Da gab es eine Königstochter, die niemals lachte, und der König versprach sie dem, der sie könnte zum Lachen bringen. Als nun der Dummling mit seinem Gefolge kam, mußte sie lachen. (Sie ließ ihn aber noch drei schwere Aufgaben lösen, wobei das dankbare Männchen ihm half) worauf sie ihn heirathete. Grimm, Märchen Nr. 64. Bechstein, Märchen 215. Zingerle, Märchen Nr. 4. Verhandlungen des hist. Vereins der Oberpfalz 1850. 198.

Ein Zauberer entführte ein Mädchen auf einem hölzernen Pferde durch die Luft. Ein Anderer saß gerade beim Herzog von Burgund zu Tafel, sah es durchs Fenster und bezauberte ihn, daß er mit Pferd und Mädchen im Schloßhof gebannt wird. Der gefangene Zauberer zauberte ihm nun aber lange Hirschhörner an, daß er den Kopf nicht mehr durchs Fenster zurückziehen konnte, bis er ihn freiließ. Del Rio, disqu. V. 114. Wolf, niederl. Sagen Nr. 270. Kaiser Friedrich III. lud einmal einen Zauberer zu Tisch, konnte aber selbst zaubern und machte ihm Pferdehufe statt der Hände, daß er nichts essen konnte. Der Zauberer aber erregte einen Lerm im Schloßhof und als der Kaiser zum Fenster hinaussah, machte er ihm so lange Hirschhörner, daß er nicht mehr zurückkonnte. Luther, Tischreden 1591 S. 109.

Eine Menge lustige Schwänke in deutscher Sage haben ihr Motiv in dem Kampf zweier Zauberer, von denen jeder den andern zu überlisten und in seiner Kunst zu überbieten bemüht ist.

Oefters kämpft eine Hexe mit einem Jäger.

Der Jäger schießt unter Wildgänse, da fällt eine als nacktes Weib hinab

und er erkennt sie als eine Bekannte. Sie bittet ihn, daß er ihre Kleider holen lasse. Er willfahrt ihr, bemerkt aber bald, daß alle seine Tauben lahm sind. Sogleich denkt er, die Hexe habe es aus Zorn gethan, weil er sie ertappt; nimmt eine Taube, geht in den Wald, läßt durch seinen Schüler eine noch lebende Taube an den Spieß stecken und braten. Da kommt die Hexe eilends und bittet, die Taube wegzuthun, denn mit der Taube war auch sie durch Sympathie gebrannt. Der Jäger übte nun Gnade aus und ließ sie los. Mone, Anz. VI. 395. Hormayr, Taschenbuch 1839 S. 386. — Eine ähnliche Geschichte ist die von Crailsheim, wo ein Nadler die Schwänze von verhexten Lämmern so lange im Feuer brannte, bis die Hexe kam und flehentlich bat, sie nicht zu verbrennen. Mone, Anz. VI. 308. — Eine Hexe drückt als Alp oder Mahr alle Nacht einen Edelmann, bis er sein Wasser in einer Flasche verschließt. Dadurch wird sympathetisch auch die Hexe geschlossen und muß kommen und flehentlich um Oeffnung der Flasche bitten. Als er sie öffnet, geht auch sie auf und überschwemmt das ganze Zimmer. Wolf, niederl. Sagen Nr. 254. Bräuner, Cur. 132.

Sehr populär war der Schwank vom Hahnenbalken.

Ein Zauberer gaukelte dem Volk vor, als ob ein Hahn einen schweren Balken auf dem Schnabel balanciren ließe. Aber ein Mädchen, das ein vierblättriges Kleeblatt gefunden hatte, erkannte den Zauber und daß der Balken nur ein Strohhalm war. Da sahen es die Bauern auch und jagten den Zauberer fort. Dieser aber rächte sich bald darauf, indem er, als das Mädchen Hochzeit machte und zur Kirche ging, ihr vorzauberte, als wäre Wasser vor ihr. Es war aber ein blau blühendes Kornfeld, in das sie hineingetappt war, und indem sie nun ihre Kleider aufhob, wurde sie allem Volk zum Gelächter. Grimm, Märchen Nr. 149. Müllenhoff Nr. 563 hat eine ähnliche Sage aus Holstein. Auch Kuhn, nordd. Sagen Nr. 139. Schönwerth, aus der Oberpfalz I. 411.

Im Volke leben eine große Menge Sagen von ertappten und bestraften Hexen. Hier wird das Gräßliche immer lächerlich aufgefaßt. Die Hexen sind in Katzengestalt versammelt. Einer kommt dazu, wird von ihnen angefallen, haut aber Einer die Pfote ab. Am andern Tage ist es ein altes Weib, der die Hand fehlt.

Eine vornehme Dame war eine Hexe und bediente sich, wenn sie zum Hexensabbath fahren wollte, eines Zaumes. Den legte sie ihrem Knecht an, verwandelte ihn dadurch in einen Hengst und ritt mit ihm auf und davon. Der Knecht merkte aber, daß der Zauber allein im Zaume steckte und als sie ihn wieder entwandelt hatte, legte er ihr selber den Zaum an, verwandelte

ſie dadurch in eine Stutte und ritt auf ihr heim. Tentzel, monatl. Unterredungen 1693 S. 560.

In vielen andern Volksſagen läßt der Knecht die Stutte beim Schmied beſchlagen und findet die Frau nachher mit Hufeiſen an Händen und Füßen im Bette. Vgl. Schöppner, Sagen Nr. 1304.

Sehr oft wiederholt ſich der Schwank von einem einfältigen Mann, Knecht oder Jungen, der die Hexe beim Salben und Ausfahren belauſcht hat, es ihr nun nachthut, aber anſtatt zu ſagen: oben hinaus und nirgends an! ſich verſpricht und ſagt: oben hinaus und überall an, oder allweg an. Bisweilen ſagt die Hexe auch: über Stauden und Stecken, er aber ſagt: durch Stauden und Stecken. Darauf fährt er aus und ſtößt überall an oder wird durch Dornen und Hecken jämmerlich zerriſſen. Kuhn, norddeutſche Sagen Nr. 71. 154. Müllenhoff, holſt. Sagen Nr. 291. Panzer, Beitrag S. 251. Mone, Anzeiger 1839 S. 311. In Verſen behandelt von Kopiſch, allerlei Geiſter S. 102.

5.

Die Zauberſagen. Dr. Fauſt.

Aus der ungeheuren Menge gemeiner Hexen und Hexenmeiſter erheben ſich weltberühmte Zauberer, deren Namen im 16. und 17. Jahrhundert in Aller Munde war. Vgl. was Theil I. S. 423 über den Zauberer Klingſor geſagt iſt. Aus Sängern, wie jener Klingſor und der noch ältere Virgil, machte man Zauberer. Die Macht des Wortes wurde geradezu als dämoniſch aufgefaßt. Aus demſelben Grunde ſah der Aberglaube in jedem großen Gelehrten ſofort einen Zauberer und knüpfte an ihn wunderbare Sagen.

Albertus Magnus, Graf von Bollſtädt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, war Lehrer in Köln und Dominicaner-Provinzial für Deutſchland, einer der größten Scholaſtiker des Mittelalters, der vornehmſte Verbreiter der ariſtoteliſchen Philoſophie und zugleich der größte Naturkenner ſeiner Zeit, daher man ihn für einen Zauberer hielt.

Am verbreitetſten iſt die Sage, nach welcher er einmal mitten im Winter dem Kaiſer Wilhelm von Holland einen Garten mit blühenden und fruchttragenden Bäumen und ſingenden Vögeln hinzauberte. Trithemii chron. spanh. Lehmann, Speirer Chronik V. 90. Grimm, D. S. Nr. 489. Weyden, Vorzeit Kölns S. 174. Die ſchöne Sage von ſeiner Rettung aus der Ge-

walt der buhlerischen Königin ist oben S. 50 schon erzählt. Nach einem altdeutschen Gedicht (Görres, Meisterlieder S. 195) soll er als Student allnächtlich eine schöne Königstochter aus ihrem Bett in seines geführt haben, bis sie einmal ihre Hände roth färbte und dadurch den Ort, wohin sie gebracht worden, auskundschaftete. A. wurde gefangen vor den König geführt, zog aber einen Garnknaul aus dem Busen, nahm den Faden in den Mund und flog damit auf und davon. — Im Sagenbuch der Städte Gundelfingen ꝛc. Dillingen 1849 S. 33 wird ihm ein Zauberpferd beigelegt. Andere geben ihm einen schwarzen Pudel, einen redenden Kopf, eine kunstreiche Uhr ꝛc. Horst, Dämonomania I. 153. — Er wurde im Alter kindisch und vergaß alles, wie ihm die h. Jungfrau schon im Knabenalter prophezeiht hatte, denn sie war ihm erschienen, als er dem Kloster entfliehen wollte und hatte ihm seine künftige Größe geweissagt, ihm aber auch verkündet, er werde vor seinem Tode noch alle seine Weisheit wieder vergessen, damit er erkenne, daß er sie von ihrer Fürbitte bei Gott und nicht von sich selber habe. Wolf, deutsche Märchen Nr. 167. Hist. ord. praedic. I. 3. 45.

Deutsch (Teutonicus) Johann, Domherr in Halberstadt, war ein berühmter Zauberer.

Als er Domherr wurde, ärgerte es die Adeligen; da veranstaltete er ein herrliches Gastmahl und ließ nach Tisch alle Gäste ihre verstorbenen Väter als Geister sehen. Da sah dann der eine adelige Herr einen Reitknecht, der andere einen Bauern, der dritte gar einen Schalksnarren, und als Deutsch selbst endlich auch seinen Vater produciren mußte, erschien ein dicker und feister Domherr und Deutsch sagte lachend: wer ist nun der Vornehmste unter uns? Derselbe sang im Jahr 1271 in der Christnacht drei Metten zu Halberstadt, Köln und Mainz. Magica. Isleb. 1597 S. 151. 166. Deutsche Ausgabe 1600 S. 113. 125. Wolf, deutsche Märchen S. 276.

Als Zauberer galt auch der berühmte Trithemius, Abt zu Sponheim.

Derselbe ließ einmal dem Kaiser Maximilian I. seine verstorbene Gemahlin Maria von Burgund erscheinen. Das Zauberbild war der wirklichen Maria so ähnlich, daß sogar eine kleine Warze im Nacken nicht vergessen war und der Kaiser sich kaum enthalten konnte, mit ihr zu reden. Wegner, Schauplatz II. 501.

Sehr verschieden von diesen ausgezeichneten Männern, die man zu Zauberern machte, war der berühmte böhmische Gaukler Zyto am Hofe des tollen Kaiser Wenzel. In seiner Sage hat sich die Narrheit des letzteren gleichsam personificirt.

Zyto konnte in allerlei Gestalten erscheinen, fuhr in einem Wagen, den Hähne zogen, auch auf trocknem Boden in einem Schiff ꝛc. An der Tafel des Kaisers bewirkte er zuweilen, daß alle Gäste Ochsen und Pferdehufe bekamen und nicht mehr essen konnten, oder daß ihnen, zum Fenster hinausschauend, Hirschgeweihe wuchsen, so daß sie den Kopf nicht mehr zurückziehen konnten. Bei der Hochzeit des Kaisers mit der bayerischen Prinzessin Sophia fraß er den bayerischen Gaukler mit Haut und Haar auf und gab ihn auf dem natürlichen Wege ganz wieder von sich. — Einem Bäcker zu Prag verkaufte er Schweine, die zu Strohwischen wurden, als sie in die Schwemme kamen. Der Bäcker suchte den Betrüger auf, fand ihn schlafend, zog ihn am Bein, riß das Bein aus und mußte viel Geldbuße dafür zahlen. Zyto setzte sich aber lachend das Bein wieder ein und ging mit dem Gelde fort. Zuletzt holte ihn der Teufel. Balbini miscell. III. 17. 6. Dubravius hist. 23. Geschichtspiegel, Nbg. 1654 S. 290. Happel, rel. cur. I. 465.

Manche Züge aus diesen Sagen sind in das spätere Faustbuch übergegangen. Um die Entstehung der letzteren zu erklären, muß man aber mehr die tiefe Erschütterung, welche der Glauben im Reformationszeitalter erlitt, ins Auge fassen. Der erste Vertreter dieser Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meister in beinah allen damaligen Wissenschaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebnissen, daher Kabbalist, Astrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens einzudringen. In diesem Sinne schrieb er sein erstes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wissenschaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiser Maximilian I. schlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder in Paris und Casale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Jurist in Metz auf, wurde Syndicus dieser Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abentheuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit solchem Glück, daß ihn die Königin Louise, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorhersagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er sein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wissenschaftlichen Dünkels mit seltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde,

und obgleich ihn Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Historiographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Dasselbe widerfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt starb er 1535 zu Grenoble im Spitale. In seinem Schicksale hat sich viel von dem verwirklicht, was die Sage dem Dr. Faust zuschrieb.

Nach der Volkssage soll A. seinem liebsten Schüler befohlen haben, ihn nach dem Tode in kleine Stücke zu schneiden, mit einem Präparate einzusalzen und in einer Tonne stehen zu lassen, auf der eine Zauberlampe brennen solle, dann wolle er nach einiger Zeit wieder als Jüngling aus der Tonne hervorkommen. Gräße, vom ewigen Juden S. 45. Ein anderer seiner Schüler las heimlich in seinen Zauberbüchern, wußte aber die Geister nicht zu bemeistern und wurde vom Teufel erwürgt. Dafür zwang A. den Teufel, in die Leiche zu fahren und sie wieder zu beleben. Der Student stand nun wieder auf und lebte fort, als ob nichts vorgefallen wäre, verrieth aber die Teufelsnatur durch tolle Possen, bis er auf einmal hinsank und als ein schon lange faulender Leichnam erkannt wurde, denn der Teufel war aus ihm gefahren. Del Rio, disquis. mag. I. 2. 29. 356. Agrippa hatte einen schwarzen Pudel, dem er sterbend zurief: packe dich, du bist an meiner Verdammung Schuld, worauf der Hund ins Wasser sprang. Del Rio S. 1044. Bodini, daemonomania p. 260. Wolf Nr. 265. Auf seinen Reisen soll er viel Geld ausgegeben haben, das sich nachher aber in Horn, Muscheln ꝛc. verwandelte. Del Rio II. 29.

Noch ernster und praktischer griff der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus das Studium der Natur an, die Geißel der Aerzte, Reformator der Medicin, dessen Schriften eine wunderbare Mischung von tiefer Einsicht und von Aberglauben enthalten. In seiner Lehre von den Astral- und Elementargeistern ist wenigstens Poesie, wenn auch keine Wahrheit.

Paracelsus beginnt das sechste Buch seiner autidoxorum mit der Behauptung, wenn man alle sieben Metalle zusammenschmelze, so entstehe daraus ein achtes Metall electrum, in welchem die Kräfte aller sieben Planeten enthalten seyen, von denen jeder sonst nur in einem einzigen Metall wirke. Ein spanischer Nekromant habe daraus einmal eine Glocke gegossen, durch deren Klang er alle Geister habe herbeirufen können. Auf jeden Schlag, den man an eine solche Glocke thut, springt ein dienstbarer Geist des einen Elementes hervor, auf zwei, drei Schläge mehrere und auf sieben Schläge die ganze Geisterwelt. 138 Geheimnisse 1726 Nr. 131.

Im Appenzellerlande gibt es eine alte Sage von Paracelsus.

Der spazierte in seiner Jugend einmal im Walde, als er seinen Namen rufen hörte. Niemand war da, Paracelsus horchte und fand, die Stimme komme aus einem Tannenbaum. In diesem steckte ein Zäpfchen mit drei Kreuzen. So wie er aber das Zäpfchen herauszog, kroch eine schwarze Spinne heraus, die sich vor seinen Augen in einen langen schielenden Mann mit rothem Mantel verwandelte der ihm zum Lohn für seine Erlösung zwei kleine Gläser schenkte, wovon das eine die Goldtinktur, das andre das Lebenselixier enthielt. Paracelsus aber, damit noch nicht zufrieden, wünschte zu wissen, wie denn der große lange Mann aus dem kleinen Loch im Baum habe herauskommen können. Da war der Teufel so dumm, es ihm vorzumachen und noch einmal in den Baum hinein zu kriechen. Rasch schlug nun Paracelsus den Zapfen wieder hinein und der Teufel blieb in der Tanne sitzen, noch dazu in einem Walde, der vor Lawinen schützt und in dem daher niemals ein Baum gefällt werden darf. Darin sitzt er also noch. Paracelsus aber wurde der größte Wunderdoctor der Welt, indem er mit der einen Gabe Gold machte und mit der andern alle Krankheiten heilte. Morgenblatt 1817. 231.

Auch in einer hessischen Sage von Doctor Aphrasterus (Theophrastus). Vgl. Scheible, Kloster II. 34 mit einem besonderen Schlusse.

Einmal kam ein anderer Zauberer und ließ sich mit ihm in einen Wettstreit der Kunst ein. Der Doctor forderte ihn auf, ihn zu vergiften, trank aber alles Gift ohne Schaden, bis der Zauberer Magnetgift brachte. Das that seine Wirkung. Aphrasterus aber, sobald er das Gift spürte, schoß eine Pistole zum Fenster hinaus und der Schuß traf und tödtete den fernen Zauberer. Sterbend ließ der Doctor alle seine Zaubersachen durch einen Diener, dem er dafür seine Schätze hinterließ, ins Wasser werfen. Wolf, hessische Sagen Nr. 126. Nach v. Alpenburgs Sagen aus Tirol soll Paracelsus ein Ende gewählt haben, wie Agrippa. Er wollte sich im Alter verjüngen durch ein Zauberpulver. Er gab seinem Diener das Pulver und gebot ihm: „Wenn ich gestorben seyn werde und erkaltet, so zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in diese eherne Truhe, streue dieses Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erst, und keinen Tag früher, daß Gefäß. Dafür soll dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor starb, die Goldtinktur lag, damit kein Nachfolger sie besitze, im Inn, dessen Wasser noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz strahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete schon nach sieben Monaten die Truhe und erblickte mit Schreck in ihr eine menschliche Siebenmonatsfrucht, die krümmte sich und starb vom Zutritt der kalten Luft. Bekanntlich liegt der große Doctor in Salzburg begraben.

Der berühmteste aller deutschen Zauberer wurde Doctor Faust. Man findet alles über ihn gesammelt in Scheible's Dr. Johannes Faust,

in 3 Bänden, Stuttgart, 1846. Es ist wahrscheinlich, daß ein abentheuerlicher Doctor dieses Namens wirklich gelebt hat, die auf ihn übertragenen Schwänke aber stammen meist aus älteren Quellen und das älteste Faustbuch ist die Schöpfung eines von ihm ganz unabhängigen Dichters, der in ihm auf höchst geniale Weise den Geist der Zeit überhaupt abspiegelte. Die Sage vom Faust ist eine Allegorie der Reformation. Aus einer katholischen Schule entstanden, die Schöpfung eines tiefsinnigen Dichters, personificirt sie in Faust die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Sie will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er sich vom Mutterschooß der Kirche losreißt und der eignen Kraft allein vertraut. Sie läßt den Faust sein Werk in Wittenberg beginnen, wo Luther das seinige begann. Sie läßt ihn aus der Theologie flüchten zur Sternkunde, Chemie, Magie, sie läßt ihn schmachten nach der Herrschaft über die ganze Natur. Sie erfüllt ihn mit dem Stolze, ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist zu seyn, der selbst über Himmel und Hölle steht, weil in ihm die höchste Einheit der Dinge realisirt, also auch der Gegensatz von Gut und Böse für ihn verschwunden sey. Sie macht ihn zum Herrn nicht nur über die Natur, sondern auch über die Geschichte. Er kann die Vergangenheit reproduciren, Alexander der Große, die schöne Helena müssen für ihn wieder lebendig werden. Damit bezeichnet die geniale Dichtung den Zusammenhang der Reformation mit dem Humanismus, der Wiederaufnahme der classischen Studien, der neuen Schwärmerei für das Alterthum. In der Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt.

In dem genannten Scheible'schen Werke findet sich (am Schlusse des ersten Theils) das älteste Faustbuch, nach einem in Ulm befindlichen Exemplar zum erstenmale wieder abgedruckt, nachdem es gänzlich verschollen war. Der Inhalt ist:

> Dr. Faustus ist eines Bauern Sohn gewesen zu Rod bei Weimar. Er studierte Theologie zu Wittenberg, sein stolzer Geist aber wollte sich nicht beugen in die Demuth vor Gott, er wollte vielmehr wie Gott selber alles wissen und alles thun können, vertiefte sich daher ins Studium der Magie, „nahm an sich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen." Bald aber sah er ein, sein eigner Geist reiche dazu doch nicht aus und er müsse sich des Teufels bedienen, als der nächst Gott alles wisse

und könne. Er begann also „das zu lieben, was nicht zu lieben war", begab sich bei Wittenberg in einen dicken Wald, wo er den Teufel beschwor, ließ sich durch dessen Gaukeleien nicht schrecken und zwang ihn, sein Diener zu werden. Allein er konnte sich nicht darein finden, sich als einen der Hölle Verfallenen zu betrachten, da er ja die Dämonen beherrschte. Als ihm der Teufel gleichwohl sagte, nach seinem Tode werde er die gebührende Strafe leiden müssen, fuhr Faust im Zorn auf und jagte ihn von sich. „Um deinetwillen will ich nicht verdammt seyn." — Als er aber den Teufel nicht mehr um sich hatte und also auch von seinen Diensten keinen Gebrauch machen konnte, fühlte Faust eine unerträgliche Leere und ließ den Teufel wieder kommen, der sich nun als Mephostophiles zu erkennen gab und mit dem er einen Pakt abschloß, des Inhalts: 24 Jahre lang dienst du mir, nachher kannst du mit mir vornehmen, was du willst. Den Pakt unterschrieb Faust mit seinem Blut, das er sich mit dem Federmesser aus der linken Hand schnitt. Die kleine Wunde bildete die Schrift: o homo, fuge!

Mephostophiles zauberte seinem neuen Herrn zunächst allerlei lustiges Gaukelspiel vor, wie vorher im Walde, nur mehr lustiger Art, Musik, eine Jagd ꝛc., setzte ihm die köstlichsten Speisen und Weine vor, die er aus fürstlichen Küchen und Kellern stahl, und kleidete ihn mit den theuersten und feinsten Stoffen. Der volle Bauch machte Faust üppig. Da wollte er heirathen. Was? fuhr ihn der Teufel an. Heirathen willst du? Die Ehe ist ein Sakrament, ein göttliches Werk, thut dem Teufel Abbruch, also darfst du nicht heirathen. Als aber Faust darauf bestand und ihn erinnerte, er müsse gehorchen, da erschien ihm der Teufel zum erstenmal in seiner wahren Gestalt so furchtbar, daß Faust erbebte und davonfloh. Von einer Ehe war nun nicht mehr die Rede, aber Mephostophiles verschaffte seinem Herrn jede Nacht die schönste Frau, so schön, wie er sich sie selber nur denken wollte, indem ein gefälliger Teufel jedesmal die gewünschte Gestalt annahm.

In der Zwischenzeit zwischen diesen Vergnügungen hielt Faust mit seinem Diener Gespräche über die ewigen Dinge. Darin erfuhr er zu seinem immer erneuerten Aerger, daß es mit dem Stolze des menschlichen Geistes nichts sey. Mephostophiles sagt, ich bin ein Teufel und thue nach meiner Weise, wenn ich aber ein Mensch wäre, wie du, so würde ich mich vor Gott demüthigen und viel lieber Gott dienen, als dem Teufel. Das Wohlleben und diese unbehaglichen Disputationen mit dem Teufel genügten Faust nicht mehr. Er wollte vor der Welt glänzen und hielt Vorlesungen, worin er die Natur erklärte und von der Zukunft weissagte und wodurch er alles in Erstaunen setzte. Aber auch das genügte ihm nicht. Nachdem er vom Teufel alles gehört, was dieser über das Jenseits wußte, verlangte Faust mit dem Jenseits in unmittelbare Berührung zu kommen. Zuerst ließ er sich eine Auswahl der vornehmsten Teufel vorstellen. Als sie ihn aber wieder verließen, blieb das ganze Haus voll Ungeziefer, vor dem Faust fliehen mußte. Das schreckte

jedoch Fauſt nicht ab, dem Herrn in der Hölle den Gegenbeſuch abzuſtatten. Beelzebub kam mit einem beinernen Stuhl auf dem Rücken, darein ſetzte ſich Fauſt und fuhr mit ihm durch die ganze Hölle, deren Flammen, Heulen und Zähneklappen er mit voller Muße betrachten konnte. Glücklich zurückgekehrt wollte er nun auch den Himmel oben ſehen und fuhr auf einem Drachenwagen hinauf, zuerſt ſchief über alle Länder der Erde, nach Oſten zu, ſo daß er tief nach Aſien hinein die ganze Erde überblickte, dann empor zu den Sternen, die er in dichter Nähe wie große Welten ſah, während die Erde unter ihm klein wurde wie ein Dotter im Ei.

Nachdem Fauſt ſeine Neugier oben befriedigt, gelüſtet es ihn, das zu genießen, was ihm am nächſten liegt, die Erde. Mephoſtophiles muß ſich alſo in ein Flügelpferd verwandeln, auf dem reitend er alle Länder und Völker der Erde zu beſuchen unternimmt. Unter andrem kommt er auch nach Rom und bedauert ſehr, daß er nicht Papſt geworden iſt, als er ſieht, wie der Papſt herrlich und in Freuden lebt. Unſichtbar ſeiner Tafel beiwohnend nimmt er ihm die feinſten Speiſen und Weine vom Munde weg. Der Papſt glaubt, es ſey ein Geſpenſt und ſucht die arme Seele zu erlöſen, wird aber ausgelacht. Die Reiſe wird weiter fortgeſetzt. Ueberall ſucht Fauſt die Höhen auf, um ſich von da aus zu orientiren. So blickt er von den Karpathen hinunter nach Krakau und Polen. In der Türkei angelangt, begibt er ſich alsbald in das Serail des Sultans und ſtellt ſich den ſchönen Damen daſelbſt in der Geſtalt des Propheten Muhamed dar, worauf ſie ſich unendlich glücklich ſchätzen, ihr Bett mit ihm zu theilen. Dies geſchieht ſechs Tage lang, während deren eine Wolke das ganze Serail einhüllt und verbirgt. Nachher verſchwindet der vermeinte Muhamed, an den der Sultan ſelber in ſcheuer Bangniß glaubt. Zuletzt beſteigt Fauſt den Berg Kaukaſus und blickt von da ins Land Indien und in die ſeligen Fernen des Paradieſes.

Aber immer wieder zieht es ihn zur alten deutſchen Heimath zurück, und von nun an wagt er ſich an die höchſten irdiſchen Herren. Er erſcheint am Hofe Kaiſer Karls V., der ihn als berühmten Meiſter in der Zauberei empfängt, ihm aber auch eine ſeiner würdige Aufgabe ſtellt, nämlich ihm den größten Helden und König des Alterthums heraufzubeſchwören und leibhaftig vor ihm erſcheinen zu laſſen, Alexander den Großen, der ſich dann auch wirklich dem erſtaunten Kaiſer zeigt. Nun folgen Schwänke, die in die Fauſtſage aus den Sagenkreiſen minder erheblicher Zauberer übertragen ſcheinen, obgleich ſie auch hier nicht unnatürlich motivirt ſind. Dann beſchließt Fauſt, die Vergangenheit in ihrem Köſtlichſten und Schönſten eben ſo zu genießen, wie er die Gegenwart genoſſen, beſchwört die ſchöne Helena aus dem alten Griechenland herauf und wird ſo von ihrem Reiz bezaubert, daß er nicht mehr von ihr laſſen kann, ſie bei ſich behält und ein Kind mit ihr zeugt, welches alles weiß und ihm die Zukunft aller Dinge verkündet.

Aber die 24 Jahre gehen zu Ende. Faust fällt in Schwermuth, der Teufel verspottet ihn. In der Mitternacht des letzten Tages hören die Studenten einen gräßlichen Lermen und finden Faust am Morgen im Zimmer, vom Teufel in Stücke zerrissen. Helena und das kluge Kind waren verschwunden. Fausts Famulus Wagner erbte seine Bücher und seine Zauberkunde.

So das Volksbuch von 1587, das mit Ausnahme der gerügten Schwänke und abgesehen von der rohen äußern Form überhaupt ein tiefdurchdachtes Ganze darbietet. Laut der Vorrede hat es der Verleger von einem guten Freund in Speyer erhalten und war es ursprünglich lateinisch geschrieben. Diese treffliche Dichtung scheint aber bald über dem elenden Machwerk Widmanns, dessen erste Ausgabe 1599 erschien, vergessen worden zu seyn. „Die wahrhaftigen Historien von den greulichen und abscheulichen Sünden ꝛc., so Dr. Johannes Faustus ꝛc. getrieben, durch Georg Rudolf Widmann, Hamburg 1599" lassen gerade das Erhabene und Tiefe aus dem älteren Volksbuch weg und nehmen nur die Schwänke auf, die sie mit einigen andern vermehren. Zudem hat Widmann auch die Disputationen zwischen Faust und dem Teufel in die geistloseste Breite ausgedehnt.

Seine Hauptabweichungen sind. Faust wird in der Grafschaft Anhalt geboren und studiert zu Ingolstadt. Erst von da kommt er nach Wittenberg. Den Teufel hat er (wie Agrippa von Nettesheim) als Hund bei sich. Dieser Hund hieß Präsligiar, er schenkt ihn zuletzt einem Abt bei Halberstadt. Von Fausts Reisen in die Hölle, unter den Sternen, zum Sultan, nach Indien ꝛc. ist nirgends die Rede. Sein ganzes Treiben beschränkt sich auf kleinliche Späße. Zu den schon erzählten kommen hier noch hinzu, daß er zu Leipzig (in Auerbachs Hof) aus einem Keller auf dem vollen Weinfaß heraufreitet, daß er zu Heilbrunn Kühen, deren Gebrüll ihn stört, das Maul offen stehen läßt; daß er zu Borsberg im Odenwald einen Regenbogen mit der Hand greift; daß er zu Schwäbisch Hall „einen Teufel schießt"; als wilder Jäger durch die Luft reitet, dem Kaiser Maximilian bei der Tafel einen Regenbogen in den Saal zaubert ꝛc. Den Studenten läßt er eine Menge berühmter Personen des Alterthums erscheinen. Einmal bringt er einen armen gefangenen Ehemann durch die Luft zu seiner Frau zurück, als dieselbe eben mit einem andern Hochzeit hält. Ein alter Mann möchte ihn gern bekehren, was aber mißlingt. Endlich holt ihn der Teufel und reißt ihn in Stücke, bei welchem Anlaß ganz kurz der Helena und ihres Sohnes gedacht wird, deren Geschichte vorher nicht erzählt ist.

Das Widmann'sche Buch wurde 1674 zu Nürnberg von J. N. Pfitzer abermals mit Zusätzen herausgegeben, ohne im geringsten an Geist zu gewinnen. Als kürzerer Auszug daraus erschien zu Frankfurt und Leipzig 1728 ein Volksbuch „des Erzschwarzkünstlers Dr. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß", ebenso matt und mit denselben Auslassungen wie bei Widmann. Die schon 1587 in Tübingen gedruckte Umschreibung als Volksbuch in Reimen enthält nichts Neues. In einem alten Volksliede bei Scheible I. 120 kommt nur ein neuer Zug hinzu. Faust verlangt vom Teufel das Unmögliche, er solle ihm das wahre Conterfey des Heilands malen. Wahrscheinlich ist auch auf der deutschen Bühne Faust schon bald nach dem Erscheinen des Volksbuchs aufgeführt worden, wenn sich auch erst im 17. Jahrhundert Zeugnisse von der großen Beliebtheit dieses Stückes finden. Vgl. Scheible III. 240. 692. Nach Franz Horn, Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen II. 270 klagte am Ende des 17. Jahrhundert die Berliner Geistlichkeit, daß Faust auf der Bühne öffentlich Gott abschwöre. Als Puppenspiel ist Fausts Geschichte noch im Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach in Deutschland dargestellt worden. Diese wahrscheinlich alten Stücke stammen alle aus einer Quelle und sind nur im Verlauf der Zeit etwas von einander abgewichen. Der Inhalt des Volksbuchs wird abgekürzt, und kommt Kasperle als lustiger Diener hinzu. Alles Großartige der Faustsage ist übrigens auch hier aufgegeben und der Faust des Puppenspiels steht tief unter dem des alten Volksbuchs, wenn auch das Stück neue und geistreiche Gedanken erhält.

Franz Horn a. a. O. war der erste, der das Puppenspiel beschrieb, das er in Berlin von der Schütze'schen Gesellschaft aufführen sah. Nach ihm stellte es Simrock 1846 nach eignen und fremden Erinnerungen vollends her. Hier der wesentliche Inhalt.

Faust sitzt in seinem Studierzimmer und klagt, er habe alles studiert und sey doch nicht befriedigt, müsse sich daher durch die schwarze Kunst helfen. Er citirt die Teufel und wählt den schnellsten unter ihnen zu seinem Diener, den, der so schnell ist wie der menschliche Gedanke. Der Famulus Wagner kommt, der eitle Diener eines berühmten Mannes; dann Kasperle, der Hanswurst, der manchen guten Witz macht. Als komischer Affe des Faust liest er in dessen Zauberbüchern, citirt ebenfalls Teufel und plagt sie, wie ein muthwilliger Bube Hunde und Katzen plagt. Ein Schutzgeist will Faust retten,

aber er ergibt sich dennoch dem Teufel, ein Rab. holt die mit seinem Blute geschriebene Handschrift ab. Faust begibt sich sodann an den Hof von Parma. Voraus fliegt ihm Kasperle durch die Luft und erschreckt den Kammerdiener des Herzogs. Eben will der Herzog Hochzeit halten, die schöne Braut ist erfreut, den bereits als Zauberer berühmten Faust bei sich zu sehen und wünscht von ihm einige Stücke zur größeren Ergötzung der Hochzeitgäste. Auf eine feine Weise läßt Faust nun berühmte Personen der biblischen Geschichte erscheinen, Salomo und die Königin von Saba, Simson und Delila, überall zärtliche Gruppen, wobei Salomo und Simson seine eigenen, die Königin von Saba und Delila die Züge der Braut tragen. Als es ihm aber nicht gelingt, sie zu verführen, läßt er die Judith mit den Zügen der Braut auftreten, in der Hand den Kopf des Holofernes, der sein eigner ist. Da erfährt Faust, der eifersüchtige Herzog wolle ihn während des Mahls vergiften lassen und entflieht. Kasperle bleibt allein zurück und citirt den Teufel, dieser setzt ihm auf einem Sopha ein schönes Mädchen vor, aber es ist seine Schwester, eine andre, aber es ist seine Großmutter. So geneckt läßt sich endlich Kaspar ohne eine Gefährtin allein forttransportiren. Mittlerweile ist Faust tiefsinnig geworden, will sich wieder zu Gott wenden und betet. Da führt ihm der Teufel die schöne Helena aus Griechenland zu, er wird verführt, er stürzt in ihre Arme, aber sie verwandelt sich in eine Furie. Die Frist ist abgelaufen, Faust soll sterben. Da irrt er trostlos in der letzten Nacht umher und stößt auf Kasperle, der unterdeß ein böses Weib geheirathet hat und Nachtwächter geworden ist, und dessen Späße die schauerliche Todesangst des Sünders unterbrechen, den endlich der Teufel holt. — Im Wesentlichen stimmen damit auch die Beschreibungen von von der Hagen in seiner Germania IV. 211 und von Sommer in Ersch und Grubers Encyclopädie s. v. Faust überein.

In einem andern Puppenspiel, welches Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur S. 100) in Berlin aufführen sah, wiederholt sich das Nämliche, nur daß die Scene an den Hof von Padua verlegt ist und die Dame Lucretia heißt. Dann nimmt aber das Stück den schönen Gedanken des Volksliedes in sich auf. Faust verlangt vom Teufel das Unmögliche, betet dann und wird durch die plötzliche Erscheinung der Helena verführt, die sich diesmal nicht in eine Furie verwandelt. In dem Giesenbrechtschen Puppenspiele, abgedruckt bei Scheible III. 747 f. ist Anfang und Schluß derselbe, nur in der Mitte fehlt das ganze Ereigniß zu Padua. In dem Augsburger Puppenspiel bei Scheible III. 818 f. kommt der italienische Hof vor, aber Faust erscheint dabei nicht als tückischer Verführer, sondern entlarvt vielmehr die Feinde des Herzogs und mahnt diesen, ein guter Regent zu seyn (schon ganz im Geschmack

der Sturm- und Drangperiode). Gänzlich abgeschwächt erscheinen die gleichfalls bei Scheible III. 783 f. 805 f. 853 f. abgedruckten Ulmer, Kölner und Straßburger Puppenspiele von Faust, nicht zu gedenken des ebendaselbst S. 884 f. abgedruckten Augsburger Lustspiels, in welchem ein hübsches Mädchen den Faust nackt und unter der Gestalt bald des Teufels, bald der Helena verführt, um ihn zuletzt — zu heirathen.

Dagegen kommt noch ein altes Spiel vor, welches Zoller in seinen Bildern aus Schwaben einer Zigeunerbande abgelauscht (Scheible I. 46. III. 710). Auch hier wählt Faust sich den schnellsten Teufel aus, dieser aber begnügt sich nicht mit der Verschreibung seiner Seele, sondern legt ihm vier schwere Mordthaten auf und Faust ermordet seinen Vater um des Geldes willen, seine Geliebte und ihren vermeinten Liebhaber aus Eifersucht.

Die Faustsage fand aber nicht blos auf der Bühne vor einem Publikum, das sich unschuldig daran ergötzen wollte, sondern namentlich auch im Kreise derer Verbreitung, die dem Faust gern nachgeahmt hätten. So wurde ein dem Faust zugeschriebenes Buch „Dr. Fausts Höllenzwang" in vielen Abweichungen des Textes, und verwandte ihm zugeschriebene Bücher, Fausts Meergeist, Fausts praxis magica ꝛc. in unzähligen Handschriften verbreitet, von denen einige auch gedruckt wurden. Man findet sie im dritten Bande Scheible's beisammen. Sie enthalten nichts als Beschwörungsformeln mit den entsprechenden magischen Zeichen, durch die man in den Stand gesetzt werden sollte, Teufel zu citiren und über die Natur und Geisterwelt zu herrschen. Es ist durchweg kabbalistische Spielerei, mit marktschreierischer Wichtigthuerei von Betrügern zusammengesetzt, um Einfältige zu bethören. Vgl. Horst Zauberbibliothek II. 108. III. 86. IV. 441.

In diesen älteren Literaturkreis, der sich um das alte Faustbuch herlagert, gehört auch noch die sogenannte Fortsetzung der Fausthistorie, welche die Historie seines Famulus Wagner in sich begreift. Sie erschien bereits 1594 im Englischen: the second report of Dr. Faustus, containing his appearances and the deeds of Wagner, London 1594. Holländisch in Delft 1607. Deutsch in Berlin erst 1712. Leutbecher 64. Vgl. Scheible III. 523 und II. (wo die Sage von Wagner nach einer Berliner Ausgabe von 1714 abgedruckt ist). Die Quelle scheint doch

wohl eher eine deutsche, als englische zu seyn. Das Ganze ist phantastisch, aber ungleich schwächer, als das Urbild im Faustbuch. Wagners Teufel heißt Auerhahn und hat Affengestalt, außerdem läßt er sich einen dämonischen Papagai bringen, der alles weiß und sagt. Er reist umher, läßt Todte erscheinen, disputirt mit dem Teufel, treibt Späße und dehnt seine Reisen in die neu entdeckten Welttheile, in den heißesten Süden und kältesten Norden aus, hat aber nichts Nobles, gewinnt keine Helena und wird vom Teufel geholt, ohne daß in seiner Geschichte etwas Grausiges läge, wie in der seines Meisters.

Die Faustsage ging auch ins Polnische über in den Schwänken des Zauberers Twardowski und wurde nicht ohne Geist von dem Engländer Marlowe behandelt. Auf diese fremden Arbeiten wollen wir uns aber hier nicht einlassen.

In Zeillers theatr. trag. 1628 Nr. 19 finden wir eine kürzere und veränderte Auffassung des Faust.

Ritter Canopus verschreibt sich dem Teufel nach 32 Jahren, während welchen ihm alles Glück widerfahren soll. Das findet er nun auch. In jedem Spiel gewinnt, in jedem Kampf siegt er, alle Weiber sind ihm hold. Er heirathet die schöne Callipente, stößt sie aber gern wieder von sich, nachdem er ihren Liebhaber getödtet hat, um sich einer Andern in die Arme zu werfen. Das ist die schöne und reiche Lusinde, aber am Hochzeittag kommt der Teufel, ihn zu holen, denn die Zeit ist um.

Ebenso in Eumelio, einem Schäferspiel des Albinus, gedruckt zu Jena 1657.

Eumelio ist ein Schäfer und Sänger zugleich, der von Wollust verführt sich offen allen Lastern ergibt, im Chore derselben die Tugend verhöhnt und am Ende folgerecht von den Lastern in die Unterwelt zur gerechten Strafe hingeschleppt wird. Allein Apollo, der Dichtergott, dringt in die Hölle ein, um seinen Liebling wieder herauszuholen, denn, sagt er, „mir gehören die Geister, die mir verwandt sind". Vergebens protestiren Pluto, Rhadomand, Charon. Der freche Sünder wird erlöst.

Zum erstenmal wagt es ein Dichter, die Sünden zu vergeben im Namen Apollos und das Genie für erhaben zu erklären über das Sittengesetz. Das ist höchst charakteristisch für die moderne Poesie. Das Drama ist zugleich eine freche Verhöhnung der Höllenfahrt Christi. Nicht mehr der Heiland ist es, der allein die Hölle sprengen kann, sondern der heidnische Gott der Poesie.

In Joh. Joseph Bekh's „Schauplatz des Gewissens" Dresden 1666 ist die Faustsage auf sinnige Art mit der älteren Theophilussage verknüpft.

Cosmophilus (Weltfreund) läßt sich durch den Teufel von Christo abwenden und gewinnt die schöne Helena aus Griechenland. Mit dieser lebt er in solcher Wonne, daß er ganz vergißt, um welchen Preis er sie genieße, bis ihm einmal Helena den mit seinem Blut unterschriebenen Vertrag mit dem Teufel vorzeigt. Da ruft er voll Schrecken den Namen Jesu aus, vor dessen Macht die gespenstische Helena augenblicklich verschwinden muß, den Blutvertrag zurücklassend. Cosmophilus liegt in Ohnmacht, aber ein Pilger (der h. Michael selbst) naht ihm, hebt das Papier auf und rettet den Reuigen.

In dem verkehrten Ophiletes, einem Trauerspiel der Sibylle Schuster, Oettingen 1685 ist dagegen die Grundidee des Faust äußerst verderbt. Die Dichterin hatte keine Ahnung, was sich aus einem solchen Stoffe machen lasse.

Ophiletes hat sich um weltliche Lust dem Teufel verschrieben. Seine Stunde kommt. Sein treues Weib Calia ruft die Kirche zu Hülfe, aber der „christliche Eifer" will den Sünder jedenfalls bestraft wissen. In der Noth unterzieht sich Ophiletes der Kirchenbuße, und wird von seinem alten Genossen der Lust verhöhnt. Da läßt er sich abermals verführen, entflieht und ergibt sich neuen Lüsten. Zum Ueberfluß wird er noch einmal bekehrt und verbannt. Da auf dem Wasser fahrend wird er von den Nymphen verspottet. Schließlich jedoch tröstet ihn „die Hoffnung".

Das Stück endet in elender Halbheit.

In derselben Zeit, wie die Faustsage, entstand auch die eben so tiefsinnige Sage vom ewigen Juden. Beide stehen in einem innern Zusammenhange. In beiden spricht sich der Stolz gegen Gott aus, in Faust kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im ewigen Juden finster grollend in kalter Resignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christenthums, Faust das wiederauflebende Heidenthum, der Jude das Judenthum. Endlich ist in beiden die noch ältere Macht des Bösen, die älteste Verneinung vertreten, im Faust der Teufel, im Juden der Tod.

Die älteste Kunde vom ewigen Juden giebt Mathäus Paris in der hist. Anglica ad annos 1228 und 1252, nennt ihn aber Cartophilus. Dieser sey des Pilatus Thürsteher gewesen und habe dem Heiland auf

seinem schweren Gange nach Golgatha spöttisch auf die Achsel geklopft und zugerufen: geh schneller! worauf der Heiland zu ihm geredet habe: ich will gehen, du aber sollst warten, bis ich wiederkommen werde. Seitdem nun habe der Jude nicht sterben können, irre unstät durch die Welt und warte auf den jüngsten Tag, an dem Christus als Richter über die Lebendigen und Todten wiederkommen wird. Dieselbe Sage wiederholt Monskes in der flandrischen Reimchronik V. 25,525. Im Jahr 1547 gab Dudulāus zu Hamburg eine newe Zeitung vom Juden Ahasverus heraus, worin es heißt, derselbe sey zu Danzig erschienen, als ein langer, uralter, sehr schlecht gekleideter Mann mit Trauern und Seufzen und habe gesagt, er sey ein Schuster zu Jerusalem gewesen. Seitdem will man denselben ewigen Juden auch an andern Orten gesehen haben, zum Theil unter andern Namen z. B. Gregorius und Buttadäus. Vgl. Gräße, die Sage vom ewigen Juden 1844. Görres, Volksbücher S. 201. v. Döbeneck, Volksglauben II. 121. Paullini, Zeitverkürzende Lust S. 596. Sepp, Leben Jesu V. 115. Schudt, jüd. Merkw. V. 14. Zu den Disputationen, die bei Gräße angeführt sind, gehört noch eine von Pommer 1689. Nach Wolffs niederl. Sagen S. 625 wurde der ewige Jude unter dem Namen Isaac Laquedem im Jahr 1640 in Brüssel gesehen. Nach Mitternacht diss. in Joh. 21, 19 sah man ihn zu Naumburg unter der Predigt in der Kirche ruhelos hin- und herlaufen. Die Legende war in deutschen, holländischen, dänischen, englischen und französischen Volksbüchern verbreitet. Vgl. Gräße S. 37 und das Volksbüchlein von Auerbacher, München 1837:

> Christus mit dem Kreuz belastet, will vor Ahasverus Thür einen Augenblick ruhen; der Jude stößt ihn zurück und Christus spricht: Weil du des Menschen Sohne keine Rast vergönntest, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wieder kommen werde. Dieser Fluch geht in Erfüllung, und der Jude muß nun ewig wandern und fliehen, und kann nirgends rasten und nicht sterben. Die Geschichte schildert nun seine Wanderungen und stellt ihn in einer Menge von Situationen dar, die alle sinnvoll gewählt, geistreich erfunden, von tiefer Bedeutung und schauerlicher Wirkung sind. Anfangs erfüllt ihn Ingrimm und wüthende Rachelust, dann versinkt er unter der Last seines Fluches in dumpfe Verzweiflung, aus der ihn das junge Lebensgefühl immer wieder zur Rache an den Christen emporreißt. Endlich bewältigt er die Gluthen der Leidenschaft, bekehrt sich zu Christus und wird Geleitsmann der Pilger nach dem heiligen Grabe. Wir

ſehn ihn Anfangs bei der Zerſtörung Jeruſalems der allgemeinen Vernichtung trotzen, dann in Rom unter den Gladiatoren gleich einem Würgengel raſen und allein als Sieger übrig bleiben, da keines Schwertes Spitze ſein Leben treffen kann. Wir ſehen ihn verzweifelnd in die Flammen des Aetna ſtürzen, aber der Krater wirft ihn lebendig wieder aus. Unter allen dieſen ergreifenden Scenen iſt ohne Zweifel folgende die ſchönſte und erhabenſte: „Der Jude war in Rom während einer Chriſtenverfolgung. Mit boshafter Freude ſah er die Anhänger deſſen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartet werden, und um ſeine Rache an ihnen auszulaſſen, bot er ſich ſelbſt an zum Henkerdienſte. Er aber konnte ſich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er ſchlug, durchſchnitt ſeine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in ſeinem eigenen Eingeweiden; und er ſahe ſie ja ſterben, die Märtyrer, freudig ſterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greiſes, der, Gott lobend und dankend, ſeinen Geiſt aufgegeben, aus der Menge der Zuſchauer ſich mehrere Chriſten hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch ſie ſeien Chriſten und wollten für Chriſto ſterben; und als der weite Platz erſcholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die auf der Stätte umherlagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat; da wurde Ahasverus von dem Geiſte ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg und ſtellte ſich unter die Chriſten, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Chriſtum!" Dieſer letzte Satz kann unmöglich der urſprünglichen Legende angehören, ſondern iſt ſchon ſentimentaler Zuſatz. Der ewige Jude kann nie Chriſt werden.

Auffallend iſt das Andenken an den ewigen Juden in den Volksſagen der deutſchen Alpen. In Tirol geht die Sage, der ewige Jude ſey einmal in die Gebirge gekommen und eine Hexe, die Langtütin (Langbrüſtige) habe mit ihm gelost, wer von ihnen beiden ewig durch die Welt laufen oder ewig auf dem Oelzthaler Feener ſitzen bleiben ſoll. Das letztere Loos ſey aber ihr zugefallen und nun ſitze ſie ewig auf dem Schneeberg feſtgebannt, während der Jude nach wie vor durch die Welt laufe. Weber, Tirol III. 381. Auch über das Matterhorn in Wallis ſoll der ewige Jude gekommen ſeyn, zu einer Zeit als die Alpenwelt noch grün und bewohnt war, und ſoll geſagt haben, er werde noch zweimal über die Alpen kommen und das drittemal werde alles verödet und zu Eis geworden ſeyn. Grimm, D. S. Nr. 343. Am pikanteſten hat Vogt in dem Buche „Im Gebirg und auf den Gletſchern, Solothurn 1844" S. 41 dieſe Sage aufgefaßt.

Ehemals, heißt es da, war die Erde dem Himmel ganz nahe, ſtand im freundlichen Verkehre mit den Sternen und prangte im Kleide des ewigen Frühlings. So fand Ahasver die Alpenwelt, als er zum erſtenmal die Grimſel überſchritt, alle Gipfel mit Reben umlaubt, in allen Bergſchluchten blühende Dörfer. Aber die Erde entfernte ſich je mehr und mehr vom Himmel, durch Schuld der ſündigen Menſchen; die Sterne verſchwanden in immer weitere Ferne und wurden kleiner und ihre Kunde gieng den Menſchen verloren. Die Luft wurde kälter, die Gipfel der Berge erfroren. Als Ahasverus zum zweitenmal auf die Grimſel kam, fand er die Berge voll Nebel, anſtatt der Rebengeländer nur düſtern Förenwald und ſtatt der lachenden Dörfer nur ruſſige Köhlerhütten. Und immer weiter entfernte ſich die Erde vom Himmel und immer ſchrecklichere Eroberungen machte der Winter. Als Ahasverus zum drittenmal auf die Grimſel kam, fand er nur Eis und Schnee um ſich her und war das einzig lebende Weſen in der furchtbaren Oede. Da ſetzte er ſich auf einen Fels nieder und weinte zum erſtenmal über das Wehe der Erdbewohner und ſeine Thränen wurden zu einem Alpenbächlein, das unter den Gletſchern niederrinnt.

Der ewige Jude iſt das Judenthum ſelbſt. Das Herumirren aber bezieht ſich auf die Zerſtreuung der Juden nach der Zerſtörung Jeruſalems. Prudentius apoth. 4 adv. Jud. drückt den Gedanken am klarſten aus:

Exiliis vagus huc illuc fluitantibus errat
Judaeus, postquam patriae de sede revulsus
Supplicium pro caede luit, Christique negat;
Sanguine respersus commissa piacula solvit.

Auch ſchon in den Propheten iſt den Juden dieſes Zerſtreutwerden und Umherirren als Strafe geweiſſagt. Im Ahasver aber wird das ganze Volk perſonificirt. Die Legende vom Ahasver, die ſich erſt im Abendlande und unter den Völkern germaniſcher Abſtammung ausbildete, legt das Hauptgewicht auf das „Sterben wollen und nicht können“. Sie ſtellt den Juden vor als einen, dem das Leben tief verhaßt iſt, als den weltmüden Pilger, dem das Leben zur unerträglichſten Laſt geworden und der doch nirgends deſſen Ziel und Ende findet. Dieſe Legende wird erſt dann richtig verſtanden, wenn man ſie mit der gleichfalls im deutſchen Abendland entſprungenen Legende vom Fauſt vergleicht. Ahasver flieht das Leben und ſucht ſich von deſſen Qual loszureißen, aber vergebens. Fauſt ſucht die Luſt des Augenblicks zu verewigen, eben ſo vergebens. Dort geht das alte Judenthum immer noch wie ein Geſpenſt durch die chriſt-

liche Welt. Hier steigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und bringt Leben und Schönheit der griechischen Helena, erkünstelt blühende Natur durch höllischen Zaubers ärgste Unnatur. Es ist der Tod und der Teufel, jener in der Gestalt des Judenthums, dieser in Gestalt des Heidenthums, die sich in das Reich Christi eindrängen.

6.

Geistliche Dichtung der Protestanten.

Wie eine reine Quelle ihr Rinnsal zuweilen mitten durch einen trüben Sumpf unverdorben fortleitet, so zieht sich der goldene Faden echter Poesie, weil echter Gottesminne, durch die protestantische Lyrik fort. Dieser Faden knüpft sich an die alte Kirche an. Die schönsten und ältesten Kernlieder in evangelischen Gesangbüchern sind eine Uebersetzung älterer katholischer Kirchenlieder. In gleicher Weise fanden die besten evangelischen Componisten, vor allen Sebastian Bach, den heiligen Ton der ältern vlämischen und italienischen Kirchenmusik wieder.

Luther selbst ordnete das erste Gesangbuch seiner neuen Kirche, das von Jahr zu Jahr vermehrt und vielfach abgeändert die Mutter aller unserer kirchlichen Gesangbücher geworden ist. Luthers alte Kernlieder sind fast durchaus nur deutsche, aber vortreffliche Uebertragungen älterer katholischer Lieder. So das: Komm, heiliger Geist (veni, creator spiritus). Aus tiefster Noth schrei ich zu dir (de profundis). Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen (in media vita). Herr Gott, dich loben wir (te deum). In einigen Weihnachts- und Osterliedern hatte Luther altdeutsche Lieder zu Vorbildern. Das schönste Weihnachtslied von ihm ist „vom Himmel hoch, da komm ich her".

Was Luther Eigenes hinzuthat, insbesondere was er im Kampf für seine Sache gesungen, zeichnet sich durch eine gewaltige Mannhaftigkeit und felsenfestes Vertrauen aus. So das berühmte Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott". Desgleichen „Erhalt uns Herr bei deinem Wort", und Wir glauben all an Einen Gott", und „Nun freuet euch, liebe Christen gmein". Den tiefsten innern Kampf verräth das wunderbare Lied „ach Gott vom Himmel, sieh darein". Luther dichtete es im Entsetzen über

seine eigene Partei. Die bürgerliche Ehrbarkeit, die seiner Gemeinde als Erbtheil bleiben sollte, bezeichnet Luther am besten in dem Liede: „Wohl dem, der in Gottes Furcht steht". Es ist ein Familiengemälde wie aus der alten Nürnberger Malerschule.

Neben den lutherischen bilden die Lieder von Decius († 1529) den altkatholischen Kern der protestantischen Gesangbücher. Es sind Uebertragungen älterer lateinischer Hymnen oder ganz in deren Ton gehalten, z. B.:

O Lamm Gottes unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet ꝛc.

oder:

Allein Gott in der Höh sey Ehr!

Durch die böhmischen Brüder, deren Lieder Michael Weiß übersetzte, kam in das lutherische Kirchenlied ein hussitischer Ton, ähnlich der Bußfertigkeit und Streitbarkeit der alten Geißler. Diese Lieder sind häufig in ihrer gleichsam soldatischen Schlichtheit sehr schön, z. B.:

O Wächter wach und bewahre deine Sinne,
Denn die Feinde kommen vor deine Zinnen,
Wollen dein Schloß gewinnen.

oder:

Der Tag vertreibt die finstere Nacht,
O Brüder, seyd munter und wacht,
Dienet Gott dem Herrn!

oder:

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich ꝛc.

In diesen volksthümlichen Liedern tritt das gelehrte Ich mit seiner Prätension noch nicht hervor. Nur Christus spricht zu den Seinen:

O Mensch, thu heut hören die Klag,
Welche dein Gott führt ꝛc.

Ein großes Uebel für die lutherischen Gesangbücher war der Umstand, daß sich allzuviel unberufene Sänger herbeidrängten. Jeder, der etwa nur den guten Willen hatte und ein Paar Reime zusammenbrachte, hielt sich schon für einen Kirchendichter. Die Calvinisten, in vielen Beziehungen immer die Praktischen, sahen diesen Uebelstand ein und beseitigten ihn, indem sie die in's Deutsche übersetzten und gereimten Psalmen

allein zu ihrem Gesangbuch machten. Die Lutheraner aber reimten fort und überschwemmten die Gesangbücher mit einer Summe von Kirchenliedern, die man schon im vorigen Jahrhundert zu 60000 Nummern berechnete. Seitdem ist aber noch viel mehr hinzugeschrieben worden.

Ich halte es nicht für nöthig, hier die ganze Gesangbuchsliteratur abzuwickeln. Man vergleiche die fleißige Titelsammlung bei Gödeke (Grundriß 1857 S. 157 ff.), die übersichtliche kirchliche Hymnologie von Lange, Zürich 1843, das deutsche Kirchenlied von Ph. Wackernagel, Stuttg. 1841, den Berliner „unverfälschten Liedersegen", Knapps „Liederschatz", Mützell, geistl. Lieder der schlesischen Dichter und viele andere Hülfsmittel, die sich in Aller Händen befinden. Noch weniger kann es mir beikommen, die fast unzählbaren Dichternamen an einander zu reihen. Es genügt für meinen Zweck, in der Masse der Kirchenlieder nur die Hauptgattungen und die mit der Zeit etwas abweichende Wendung der Gesangbücher zu charakterisiren.

Maria und alle Heiligen wurden aus den lutherischen und reformirten Gesangbüchern verbannt, die kirchliche Tradition zerrissen, die geistige Architektur der mittelalterlichen Kirche galt als nicht mehr vorhanden. Dem überreichen Idealismus, zu dem die katholische Poesie gerade damals in Spanien unter Calderon sich steigerte, stellte die neue Kirche die strenge und harte Armuth eines fast mehr an das alte, als an das neue Testament sich anklammernden Realismus entgegen. Sie fiel überhaupt in den Judaismus zurück, indem sie zwischen makkabäischen Siegen und babylonischen Gefangenschaften schwankend, als um ihre Existenz kämpfende Partei auch die ganz schroffe Ausschließlichkeit der alten Kinder Gottes annahm. Das war natürlich und lag in den Umständen. Im Hussitenthum und im englischen Puritanismus hatte sich diese Stimmung am höchsten gesteigert. Bei alledem war es ein Rückschritt.

Ferner charakterisirt das protestantische Kirchenlied die Lehrhaftigkeit. Sofern die Predigt Hauptsache des Gottesdienstes wurde, mußte begreiflicherweise auch das Lied vorzugsweise lehrhaft werden. Das Wort Gottes wurde in unzählbare Sprüche auseinandergebrochen und diese wieder gereimt zu Kirchenliedern. Auch der Katechismus gieng gereimt in die Gesangbücher über.

Drittens ist an diesen Büchern ein demokratisches Wesen auffallend.

Die Stimme von oben, die Stimme des Priesters am Altar, die Engelstimmen vom Chore herab, all die Musik, die im Namen Gottes zur Gemeinde tönen soll, ist verstummt. Nur die Gemeinde hat das Wort und schreit überlaut, bestürmt und drängt Gott in oft unanständiger, plebejischer Art. An eine Auswahl wird nicht mehr gedacht. Jeder singt mit. Eine unglaubliche Menge unpoetischer Sänger wagt es, Lieder zu machen, und unharmonische Stimmen führen sie aus.

Damit hängt dann eine in den Liedern selbst sich unschicklich vordrängende Subjectivität zusammen. Viele setzen naiv voraus, nur um ihr kostbares Ich drehen sich Erde und Himmel. Da heißt es immer nur „mein" Jesus, nur „für mich" ist er gestorben. Er hängt mir wohl am Kreuz, es ist ja nur „mein" Nutz und Vortheil. Dieser schändliche Egoismus nimmt in den Gesangbüchern von Jahrhundert zu Jahrhundert zu, bis das Ich im rationalistischen Zeitalter kraft seiner selbstherrlichen Vortrefflichkeit des Erlösers gar nicht mehr bedarf. Es würde kein Schade seyn, wenn man aus den Gesangbüchern alle Lieder, in denen das Wort Ich vorkommt, ohne Ausnahme verbannte.

In der strengen Zeit der Rechtgläubigkeit kamen einige Kirchenlieder auf, in denen der Consistorialhochmuth sichtbar aus dem Wolkenkragen hervorzankt. Sie sind immer noch besser, als die spätern rationalistischen Kirchenlieder, in denen sich die Humanität aus den Freimaurerlogen in die Kirche übersiedelte.

Die sprachliche Härte der ältesten Lieder in der rauhen Kampfzeit entschuldigt, daß man im 17. Jahrhundert in das andere Extrem des Leichttändelnden und Spielenden übergieng und daß insofern die weltliche Schäferpoesie sich gleichfalls in die Kirche einschob. Aus diesen Elementen bildete sich bald darauf das pietistische und herrnhutische Kirchenlied aus.

Schon Luthers Zeitgenossen und nähere Freunde haben viele Lieder gemacht. Melanchthon dichtete nur einige lateinische Hymnen, die sich noch in katholischen Gesangbüchern finden z. B. bei Zabuesnig, Augsburg 1812. I. 196. 202. 208., drei, jedoch nur mittelmäßige Gedichte auf den Täufer, die Heimsuchung Mariä und die Engel. Hans Sachs verherrlichte Luther in einem eigenen Liede als die Wittenbergische Nachtigall, nach einem ältern Volksliede:

Wach auf, meines Herzens schöne,
Du Christenliche Schaar,
Vnd hör das süß Gethöne
Das raine Wort Gottes klar ꝛc.

Luthers Freunde Justus Jonas, Speratus, Agricola ꝛc. behielten von Luther nur die Härte bei ohne den Geist. Bei ihnen tritt die Reflexion schon tyrannisch hervor. Welche Zeit, in welcher, wie die Zeitgenossen berichten, des Speratus Lied „Es ist das Heil uns kommen her" vom lutherischen Volk mit tiefer Andacht und Begeisterung gesungen wurde, ein Lied von 14 siebenzeiligen Strophen voll harter dogmatischer Sätze, worin hauptsächlich die Streitfragen, den Glauben und die Werke betreffend, erörtert werden. — Auch Zwingli dichtete einige sehr kräftige, aber harte Lieder.

Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not
Ich meine, der Tod sey vor der Tür,
Stand, Christe, für ꝛc.

Einmal sagt er keck: ich habe genug gethan, nun kannst du, Gott, auch was thun:

Herr, nun heb den Wagen selb!

Ein anderer Reformirter, Johann Zwick, leistete das Aeußerste in Härte:

Dahär ouch wir jetz frey vom Gsatz
Vnnd dem nit vnderworffen.
Das Gottes Kind hat auch sein Blut
Vergossen zwar gar junge,
Damit uns sölichs käm zu gut
Vnd vnns das Gsätz nit zwunge.

Die nüchternste Resignation spricht sich in dem Liede Blaurers, eines Reformirten aus, das man fälschlich dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen unterschoben hat:

Wies Gott gefällt, so gfällts mir auch
Und laß mich gar nit irren.

Der erste Orthodoxe vom härtesten Schrot und Korn unter den Sängern war Erasmus Alberus († 1553). Man höre:

Ein jeder, der da predigen soll,
Der muß das eben wissen wohl,

Wo nicht der Geist sein Herz beweckt,
Daß er das Amt nicht recht verhegt ꝛc.

oder:

Der Herr verläßt uns nimmermehr,
Er gibt uns gute Prediger,
Die unser pflegen in der Welt,
Bei seinem Wort er uns erhält.

Aber immer wandelte ihn wieder die Angst vor dem Hereinbrechen der Nacht an.

Die Welt kann nun nicht länger stehen,
Ist schwach und alt, sie muß vergehen,
Sie kracht an allen Orten sehr
Und kann die Last nicht tragen mehr.

Ein langes Lied von ihm hat den Refrain:

Das ist ein Zeichen von dem jüngsten Tag.

Und doch war derselbe Alberus ein Satiriker und witziger Kopf.

Sehr harte Prosa brachte auch Lazarus Spengler († 1534) vor z. B.:

Durch Adams Fall ist ganz verderbt
Menschlich Natur und Wesen,
Dasselb Gift ist auf uns geerbt ꝛc.

Wie die Härte und Unbehülflichkeit des Ausdrucks in Verbindung mit der nüchternsten Reflexion kirchenliedliche Ungeheuerlichkeiten erzeugen mußte, davon geben uns leider nur zu viele Lieder Proben. Hier ein Beispiel von Arnold († 1714):

Will etwa die Vernunft dir widersprechen
Und schüttelt ihren Kopf zu deinem Weg,
So wollst du ihre Vestung so zerbrechen,
Daß ihre Höhe sich bei Zeiten leg'.
Kein fremdes Feuer sich bei mir entzündt',
Das ich vor dich in Thorheit bringen möcht',
Womit ich gar dir zu gefallen dächt',
Ach selig, wer dein Licht ergreift und findt!

So etwas sollte die christliche Gemeinde absingen.

Paul Gerhardt, einer der hochverehrtesten Sänger, ist hauptsächlich deshalb bedeutend, weil sich in ihm Luthers Kraft und unerschütterliches Vertrauen gleichsam in zweiter Potenz wiederholte. Luther hatte noch gehofft, der alten Kirche eine neue entgegensetzen zu können,

er ſprach und handelte im Namen ſeiner Kirche. Zu Paul Gerhardts Zeit war man vom Traum dieſer Kirche ſchmerzhaft aufgeweckt worden. Es gab eine ſ. g. Kirche, aber ſie hieng von der Willkühr der weltlichen Fürſten ab. Die Pfarrer, in ihrer ungeheuren Mehrheit von Nahrungsſorgen geplagt, thaten, was der Juriſt ihnen vorſchrieb. Da blieb der Glaube des Individuums allein übrig, ohne äußern Kirchenſchutz, von der Kirche ſelbſt verlaſſen und verrathen. Nur in der eigenen Bruſt konnte jeder noch ſeine Kirche haben. Die Zeit war ſchwerer geworden, als die Luthers. Gerhardt, der Flüchtling mit dem Stab Gottes im finſtern Thal, erſcheint faſt noch muthiger, als der Held von Wittenberg, dem ſo viele Kämpfer zur Seite ſtanden. — Paul Gerhardt, Prediger in Berlin, wurde 1666 vom großen Kurfürſten abgeſetzt und aus dem Lande gejagt, weil er ſich dem neuen, willkührlich erlaſſenen Religionsdekret aus Gewiſſenhaftigkeit nicht unterwerfen konnte. Daß er ſein berühmtes Lied „Befiehl du deine Wege“ auf dieſer Flucht gedichtet habe und ihm unmittelbar darauf Hülfe geworden ſey, iſt ein Volksmärchen, nur inſofern von Werth, als es die Theilnahme bezeugt, die dem edlen Märtyrer geworden iſt. Auch in vielen andern Liedern ſpricht ſich bei Gerhardt der tiefſte Ernſt des Glaubens aus. Voll Majeſtät iſt ſein Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“, das er nach dem älteren Liede des h. Bernhard bearbeitet hat. Friſch und freudig ſein Morgenlied: „Wach auf, mein Herz, und ſinge“; dem das eben ſo beliebte Abendlied „Nun ruhen alle Wälder“ entſpricht. Von außerordentlicher Schönheit, einem frohen Seufzer aus tiefſter Bruſt einer ganzen Nation gleich, iſt ſein Danklied für den weſtphäliſchen Frieden, der dem gräßlichen Morden in Deutſchland ein Ende machte:

Gottlob nun iſt erſchollen
Das edle Fried- und Freudenwort ꝛc.

Allein neben dieſen ſchönen Liedern finden ſich in der 1666 gedruckten Sammlung doch noch viel mehr mittelmäßige, auch ganz geſchmackloſe z. B:

Herr, ich will gar gerne bleiben,
Wie ich bin dein armer Hund ꝛc.

Eben ſo häßlich iſt das Lied von dem „unbeſchnittenen Herzen“.

Paul Gerhardts geiſtliche Andachten erſchienen in neuer Ausgabe mit trefflichem Commentar von Otto Schulz, Berlin 1842.

Johann Heermann, ein Prediger in Schleſien, der während der Greuel des 30jährigen Kriegs ſeine fromme Heerde treu zuſammenhielt, iſt einer unſerer achtbarſten Pſalmiſten. Die ſchrecklichſte Noth lehrte hier beten, die Freude über die endliche Erlöſung vom äußerſten Jammer war die tiefempfundenſte von der Welt, das Vertrauen zu Gott in der Noth wahrhaft rührend z. B. in dem Liede „Gott, du frommer Gott", in der Vergleichung der chriſtlichen Kirche mit Lazarus:

Der arme Lazarus, der lag
Veracht und voll Geſchwür ꝛc.

Im Zagen bei Ungewitter:

Ach Gott, wie ſchrecklich iſt dein Grimm,
Wenn du ſtark auf den Wolken gehſt ꝛc.

In der tiefſten Bußzerknirſchung:

Greulich befleckt iſt mein arm Gewiſſen ꝛc.

Daß in dieſer Zeit des Blutes und der Trübſal Heermann auch von einem purpurrothen Würmlein Chriſtus ſingt, ſollte ihm nicht ſo ſehr zum Vorwurf gemacht werden, obgleich ſo von Chriſto zu reden allerdings unziemlich iſt. Sanfter und weniger bitter ſchmerzhaft ſind die Klagelieder in des David von Schweinitz Herzensharfe (1640) und ſogar tändelnd mit Wohlklang die des Achilles von Löwenſtein. Mützell hat alle dieſe Lieder der Schleſier geſammelt (1858). Zu ihnen gehören noch die geiſtlichen Oden und ſchwermüthigen Kirchhofsgedanken des berühmten Andreas Gryphius.

Eine ſehr edle Einfachheit charakteriſirt den Niclas Herman, beſonders in ſeinen ſchönen Morgen- und Abendliedern. Am treuherzigſten, voll demüthigen Vertrauens iſt ſein Lied:

Wenn mein Stündlein vorhanden iſt
Und ſoll hinfarn meine Straße,
So geleit du mich, Herr Jeſu Chriſt,
Mit Hülf mich nicht verlaſſe.

Eben ſo Martin Schalling (1608) mit ſeinem ſchönen in Wackernagels Kirchenlied S. 424 aufgenommenen Liede:

Herzlich lieb hab ich dich, o Herr!

Diese kindliche Vertraulichkeit geht schon wieder etwas ins Gemeine über bei Christoph Baumann:

Wo soll ich mich hin kehren
Ich dummes Brüderlein,
Allein zu Gott, mein Herre,
Der wird mein Helfer seyn.

Ausgezeichnet ist Philipp Nicolais Lied:

Wie schön leucht uns der Morgenstern.

Zu den besonders innigen Liedern gehört das: „Nun danket alle Gott" von Rinckart († 1649). Dieses überaus schlichte Lied, das die tiefste Ruhe athmet und Gott nur um ein „fröhlich Herz und edlen Frieden" bittet, wurde das Lieblingslied der preußischen Soldaten und von ihnen noch nach dem blutigsten Tagewerk Abends auf dem Schlachtfeld von Möckern (1813) gesungen. Bei diesem Anlaß muß ich überhaupt in Erinnerung bringen, daß in den großen Kriegen vom gemeinen Mann immer geistliche Lieder gesungen worden sind, neben lustigen und derben Volksliedern, während die im gebildeten Publikum verbreiteten Lieder, wie „Lützows wilde verwegene Jagd" als viel zu vornehm und prahlerisch dem gemeinen Mann im Lager fremd blieben, der nur das Einfache liebt.

Eins der guten schlichten Lieder ist das Bußlied Ringwalds († 1598):

O frommer und getreuer Gott,
Ich hab zerbrochen dein Gebot ꝛc.

Festes Vertrauen zu Gott ist schlicht und schön ausgesprochen in dem Liede von Altenburg († 1640):

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Und in dem berühmten Liede Flemmings:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen ꝛc.

Desgleichen in dem allbekannten Liede Neumarks († 1681):

Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Die Kampflieder, die noch eine bedeutende Stelle in Luthers Lie-

dern einnehmen, treten später hinter den Angstliedern zurück. Im dreißigjährigen Kriege aber erlangte das Lied, das vor der Schlacht bei Lützen im schwedischen Lager gesungen wurde, großen Ruhm. „Verzage nicht du Häuflein klein"! Man schrieb es Gustav Adolph zu, es ist aber von Zehner verfaßt. Das Lied „Jesu, hilf siegen" von Schröder († 1728) betrifft nur den innern Kampf der Seele. Eben so das Lied von Prätorius (1659): „Sey getreu bis an das Ende". Eins der muthigsten Lieder von allen ist das von Kongehl. († 1710): „Nur frisch hinein, es wird so tief nicht seyn".

Unter den zahlreichen Liedern, in denen sich Glaubensmuth und Vertrauen ausspricht, glänzt das eine davon, der Kurfürstin Louise Henriette von Brandenburg († 1667):

Jesus, meine Zuversicht ꝛc.

Unter den Schrecken des Krieges flüchteten viele fromme Seelen in den Schutz des Heilandes und gaben sich mit fast weiblicher Furcht, wie Schäflein ganz dem Hirten hin. Etwas Aehnliches zeigt sich auf der weltlichen Seite in den Schäfereien, in die man als zu paradiesischen Asylen der Unschuld und des Friedens vor dem Entsetzen des Krieges floh. Diese Stimmung herrscht in vielen Kirchenliedern, die bald nach dem 30jährigen Kriege erschienen sind. In Mitternachts (des interessanten Schauspieldichters) feuerheißen Liebesflammen einer in Jesu verliebten Seele, in des Prätorius jauchzendem Libanon, in Homburgs Liedern, in Johannsens sulamithischen Freudenküssen ꝛc.

Die mystischen Lieder, in denen die Seele staunt über die Liebe Gottes und sich auch ihrerseits in Gottesminne versenkt, lassen bei den Protestanten kaum mehr einen Unterschied wahrnehmen von den älteren Katholiken. Daher war es möglich, daß die innigen Lieder des Jesuiten Angelus Silesius zu protestantischen Kirchenliedern werden konnten. In den lutherischen Gesangbüchern finden wir z. B. von Richter († 1711) ein schönes Lied dieser Art:

O Liebe, die den Himmel hat zerrissen,
Die sich zu mir ins Elend niederließ ꝛc.

Den tiefsten Seelenfrieden haucht ein Lied von Scriver († 1693):

Meine Seele ist still zu Gott.

Auch ein Lied Freilinghauſens († 1739):

Wer iſt wohl wie du?
Jeſu, ſüße Ruh ꝛc.

Ernſt Lange († 1727) preist die heilige Ruhe der Seele.

Wer recht die Pfingſten feiern will,
Der wird in ſeinem Herzen ſtill.
Ruh, Friede, Lieb und Einigkeit,
Sind Zeichen einer ſolchen Zeit,
Worin der heil. Geiſt regiert ꝛc.

Benjamin Schmolk († 1737) ſieht im Geiſt den Lohn des müden und treuen Arbeiters im Weinberge.

Thut mir auf die ſchöne Pforte,
Führet mich in Zion ein ꝛc.

Neander († 1680) ſingt das ſchöne Abendlied:

Der Tag iſt hin, o Jeſu, bei mir bleibe.

und den modernen Pſalmen:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren!

Die kindiſche Tändelei und Vertraulichkeit mit dem Heiland iſt doch nicht ſo verwerflich, wie die falſche Zuverſicht, das grobe Pochen auf Chriſti Verdienſt. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man in den Geſangbüchern Liedern begegnet, wie dem von Stockmann († 1636) „Jeſu Leiden, Pein und Tod," worin es heißt:

Jeſu deine Paſſion
Iſt mir lauter Freude,
Deine Wunden, Kron und Hohn
Meines Herzens Waide,
Meine Seel auf Roſen geht,
Wenn ich dran gedenke,
In dem Himmel eine Stätt'
Mir deswegen ſchenke!

Und von Neumeiſter († 1756):

Ich bin ganz getroſten Muthes,
Mein Gewiſſen beißt mich nicht.
Denn Chriſtus

Hat die Sünden abgetragen,
Daß mich nichts verdammen kann.

Wo auch der Eigennutz nicht so offen hervortritt, ist schon das Sichaufdrängen mit Liebkosungen und das Ihn Alleinhabenwollen sehr widrig, leider aber überaus häufig. „Meinen Jesum laß ich nicht", — „Jesus, Jesus, nichts als Jesus" (von einer Gräfin von Schwarzburg († 1672).

Gottfried Arnold (1714) gieng so weit, auszusprechen, daß man, wie durch Unglauben den Teufel, so durch Glauben den Heiland förmlich bannen kann, daß er thun müsse, was man wolle. In dem Liede „o Durchbrecher aller Bande" lautet die siebente Strophe:

Aber unser Geist der bindet
Dich im Glauben, läßt dich nicht,
Bis er die Erlösung findet ꝛc.

Die kindliche Hingebung der vertrauenden Seele an den Heiland artete nach und nach in eine kokettirende und unanständige Vertraulichkeit aus. Das Abküssen des Jesuskindleins, das Berührenwollen, Anfassen, Anlachen und Anschmiegen der allerheiligsten Persönlichkeit verräth jedenfalls eine gemeine Natur und ist im höchsten Grade unschicklich und zu verdammen. Johann Mathesius wagte schon 1559 zu singen:

O trautes Jesulein,
Gottes Lämmelein,
Jesu, liebes Brüderlein,
Du wollst Emanuelchen seyn ꝛc.

Hundert Jahre später war dieser Ton schon viel verbreiteter. So sang Schuler († 1662):

O Jesulein süß, o Jesulein mild,
Deines Vaters Willen hast du erfüllt ꝛc.

Und Benjamin Schmolck:

Breit aus die Flüglein beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!

Es gibt auch eine Menge lehrhafte Volkslieder, die gleichsam einen weltlichen Anhang zu den kirchlichen Gesangbüchern bilden, sofern sie

gute Sitten, edle Tugend und gesunde Vernunft predigen. Z. B. das beliebte Lied des Simon Dach:

Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht nichts ihm an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann ꝛc.

Eine ganz nüchterne Prosa wird hier lediglich durch den treuherzigen, ehrlichen, herzgewinnenden Ton zur Poesie erhoben.

Neben den eigentlichen Kirchenliedern wurden noch unzählbare geistliche Lieder von den Häuptern und Schülern der weltlichen Dichterschulen gedichtet und in der Regel ihren gedruckten Sammlungen vorangestellt. Es gehörte noch zum guten Ton, seine gereimten Glückwünsche und Complimente zuerst Gott darzubringen, ehe man sie an die Fürsten, Gönner, an die Brautpaare ꝛc. richtete. So erhielten wir geistliche Lieder von Hoffmannswoldau, von Birken, Zesen ꝛc. In dieser Gattung von geistlichen Liedern herrscht die Subjectivität, das freie Reflectiren und die metaphorische Spielerei vor. Der Dichter brauchte sich weniger nach dem Kirchenstyl zu richten.

Unter den Dichtern, welche vorzugsweise geistliche Betrachtungen in Versen anstellten, machte sich Herbert von Singen (Erstlinge des Geistes, Frankf. und Leipzig 1724) bemerklich, jedoch war er ohne Geist. Von Hans von Aßig erschienen 1719 zu Breslau gesammelte Schriften, geistliche Lieder und Begräbnißgedichte voll Schwermuth und glühender Frömmigkeit, schon ganz im Charakter der Herrnhuter, denen er vorarbeitete. Hier der Anfang des Liedes „beim Grabe Christi“:

Komm, liebe Seele, zu deines Herren Grab,
Ach komm und lege die Thränenpflicht hier ab.
Denn wisse, deine Sünden haben
Den Heiland hier so tief begraben ꝛc.

Auch weiß der Sänger schon, wie die Herrnhuter, sich in Jesu Wunden weich und süß zu betten.

In den poetischen Nebenstunden Kiene's Frankf. und Leipzig 1680 erreicht der Schwulst geistlicher Affectation den Höhepunkt. Aus dem stabat mater macht der Dichter:

Strömt, Waſſerſtröme, ſtrömt, quillt, Quellen, Bäche gießet,
Was ihr könnt gießen aus: ihr Teiche, lauft und fließet,
Kommt, volle Brunnen, kommt hier hier geronnen her!
Erfüllet mein Geſicht, o Meer, o großes Meer!
Und wo noch irgendwo des Himmels Waſſer iſt,
Das ſammle ſich in meiner Augen Bach.

Daneben werden bibliſche Geſchichten nach Art der Herolden des Ovid behandelt und Potiphars Weib wechſelt mit Joſeph, Bathſeba mit David, ſogar Eva mit Adam, galante Briefe.

Johann Chriſtoph Plankenauers letzter Gerichts- und Todtenprozeß, Jena 1678 enthält in ſehr rohen Alexandrinern und Jamben doch einige recht ernſt gemeinte und treffende Schilderungen des Todes, der Verweſung, der Auferſtehung, der Schrecken des letzten Gerichts und der Hölle.

Es bricht des Halſes Schnee,
Wo war der Locken Schutz, da niſten blaue Schlangen,
Die eben ſo gekrümmt als krauſe Locken hangen.
Es pfeift der Nattern Zung in der gewölbten Bruſt.

Der Tod tritt auf als „ſchwarzer Prinz der Nacht", der mit ſeinen „krummen Waffen" ganze Länder umhaut. Die Erde ſelbſt kann der allgemeinen Zerſtörung nicht entrinnen.

Selbſt die Stein erhitzet glühen,
Erz zerſchmelzt der Thürme Pracht,
Vieh und Menſchen ſieht man brühen,
Von der Hitz durch Feuers Macht,
Blute, Himmel! Erde, falle,
Wehe, Sonn und Mondeslicht ꝛc.

Der Richter tritt mit Majeſtät auf:

Ich der große Gott der Götter,
Deſſen Stuhl der Himmel iſt
Und der Füße Ruhgerüſt
Dieſe Cedern, der im Wetter
Zeiget ſeine erzürnte Macht,
Wenn der ſchwarze Donner kracht.

Die ſüße Wehmuth, das Lächeln unter Thränen, wie es die deutſchen Pietiſten ſeit Spener vorzugsweiſe charakteriſirt, hat den reinſten Ausdruck gefunden in Gottlieb Neumanns Grabliede:

Ei wie so selig schläfest du
Nach manchem schweren Stand,
Und liegst nun da in süßer Ruh
In deines Heiland Hand.

Sein Leiden hat dich frei gemacht,
Von aller Angst und Pein.
Sein letztes Wort „es ist vollbracht"
Das singt dich lieblich ein ꝛc.

Als nächster Vorläufer der Herrnhuter ist Amadeus Creutzberg zu betrachten, dessen erbauliche Poesien, Nürnberg 1720, aus nichts als Christusliedern bestehen, in denen der Dichter unaufhörlich den Heiland küssen und umarmen, oder als kleines Kind auf seinen Armen getragen seyn, auch von ihm die Ruthe bekommen will.

Fege durch die Kreuzesruthe
Alles aus dem Herzen aus,
Wasch es dann mit deinem Blute ꝛc.

Christi Blut überschwemmt fast alle diese Lieder. Die Einbildungskraft des Sängers wählt gerne häßliche Bilder.

Wenn du zu Tische gehst, so schaust du todte Thiere
Und weil du sie verzehrst, so wird dein Leib ihr Grab.
Sag, ob dich dieses nicht zu deinem Grabe führe?
Ach ja, es mahlet dir dein Sterben deutlich ab.

Das Herrnhuter Gesangbuch erschien zuerst 1735. Die meisten Lieder darin sind vom frommen Stifter der Herrnhuter Gemeinde, dem berühmten Grafen Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, selbst gedichtet worden, dessen Gedichte 1845 von Knapp neu, aber in allen bedenklicheren Stellen abgeändert, herausgegeben wurden. Sie sind höchst originell durch die sonderbarste Mischung von mittelalterlicher Gottesminne und den beiden Extremen der modernen Poesie, schäferliche Empfindsamkeit und Cynismus. Vorherrschend ist darin der Ton des Hohenliedes, die hingebendste Liebe zum Seelenbräutigam, aber diese Liebe erlaubt sich Zudringlichkeiten, die über alle Begriffe unschicklich sind. Dahin gehören namentlich die immer wiederholten verliebten Tändeleien mit Jesu Seitenwunde und der häufige Gebrauch von Ausdrücken sinnlicher Liebe für die seelische. Abgesehen von wahrhaft saloppen Nachläßigkeiten im Styl

und Reim. Statt im hochzeitlichen Kleide kommt der Sänger oft in nur zu tiefem Negligé zum Heiligthum. Aber alle dieſe Geſchmackloſigkeiten dürfen uns nicht hindern, den innerſten Kern echter Gottesminne in dieſen Liedern zu ehren. Sie ſind der harmloſeſte Ausdruck der ganzen Denk- und Gefühlsweiſe jener lammfrommen Heerde, welche ſich in den Herrnhutern, wie Schäflein auf einer grünen Inſel vor dem ringsum wogenden Meere der böſen Welt ſicher ſtellen wollten. Daß Zinzendorf einer der edelſten und reinſten Charaktere war, iſt bekannt. Daß er, trotz der gerügten Geſchmackloſigkeit, auch eine ausgezeichnete poetiſche Begabung beſaß, mögen zwei ſeltſam ſchöne Dichtungen von ihm beweiſen.

Einmal läßt er ein Tröpflein himmliſchen Thau ins Meer fallen. Es jammert, im Allgemeinen, in der Gemeinheit verſchwimmen zu müſſen; allein eine Muſchel nimmt es auf und es wird die köſtliche Perle, die in den Beſitz der Königin Kleopatra kommt. Um jedoch das arme Tröpfchen wieder an die Demuth zu erinnern, trinkt jene Königin die Perle im Eſſig und das Tröpfchen muß nun auf dem ſchmutzigſten Wege ausgehen. — In der zweiten Dichtung befindet ſich das beſcheidene Tröpfchen in einem Sumpfe, wird aber von der Sonne ausgeſogen und in eine Wolke erhoben. Von hier aus fällt es in den Jordan und dient bei der Taufe des Heilandes an ſeinem Leibe zitternd vor Ehrfurcht. Später kommt es wieder in die Nähe des Heilandes und ſieht ohne Neid, wie andere Tropfen mehr begünſtigt und in Wein verwandelt werden; glücklich genug, daß es dem Heiland bei der Fußwaſchung dient. Bei dieſem Geſchäft reibt es ſich der Heiland ſelbſt, ohne Zuthun des demüthigen Tröpfleins dermaßen ein, daß es in ſeine eigene Säfte übergeht. Aber auf dem Oelberg in der Angſtnacht ſchwitzt er es, mit Blut vermiſcht, wieder aus und ein Engel trägt es mit dem Leidenskelch empor zum Himmel. Das iſt die beſcheidene in chriſtlicher Demuth auf Erden geprüfte Seele.

Ungleich geſchmackvoller im Ganzen und auch tiefſinniger iſt der etwas ſpätere Gerhard Terſteegen (zur Stiegen) aus Mörs in Weſtphalen, Bandmacher und Myſtiker († 1769). In ſeinem 1768 herausgegebenen geiſtlichen Blumengärtlein, deſſen 12. Auflage 1821 in Frankfurt und Leipzig erſchien, hat er neben Betrachtungen in Proſa und Denkſprüchen in Verſen auch eine Anzahl geiſtliche Lieder gegeben, in denen eine warme und tiefe Gottesminne ſich ausſpricht.

In den Denkſprüchen, welche er „Schlußreime“ genannt hat, herrſcht durchaus Quietismus vor. Schlußreim 8 verlangt, der Menſch ſoll Gott

stillhalten, wie die Blumen dem Sonnenschein. 18, man soll Gott nur im Stillen lieben und nie davon sprechen, denn geheime Liebe sey die heißeste. 17, sey ein Kind, so ist dir Gott nicht ferne. 81, entferne dich vor dir selbst, so bist du bei Gott. 117, leiden ist mehr als thun. 132, sey in dieser Welt todt, so wirst du in jener leben. 189, Gott wird am besten mit Schweigen geehrt. 204, verlange nichts, so bekommst du alles. 242, thue immer, was du nicht willst, und unterlasse, was du willst. 252, wer seine Tugend schaut, ist nicht fromm, nur wenn wir Nichts sind, erlangt Gott Ruhm durch uns.

Gar sinnig sind folgende Verse:

336. Viel Forschen und Vernunft erreicht nicht Gottes Licht,
So lang du Sünde thust, kennst du die Wahrheit nicht.
549. Wie Hagar nichts mehr fand im Krug,
Da fand sie erst den nahen Brunnen.

So viel über die Liederdichter vom Beginn der Reformation an bis zu dem des Rationalismus.

Die fromme Wuth zu reimen schuf auch eine Menge von metrischen Uebersetzungen der Psalmen, der Sonntagsepisteln und Sonntagsevangelien. Aberlin concentrirte 1534 den ganzen Bibelinhalt in drei Gesängen. Schimmler reimte 1621 den lutherischen Katechismus, Corvinus 1546 die Glaubenslehre, Martin Böhme (ein Lausitzer wie Jakob B.) die Passionsgeschichte in Reimgebeten, eigentlich gereimte Predigten (1606). Am meisten aber concurrirten die Kirchendichter in gereimten Uebersetzungen der Psalmen. Unter ihnen errang Lobwasser († 1583) unbestritten die Palme. Seine Uebertragung wurde ausschließlich Liederbuch der Calvinisten, sie darf sich indeß nicht neben Luthers körniger Prosa sehen lassen. Unter den lutherischen Psalmenübersetzern, die ihm entgegentraten, glänzt Cornelius Becker in Leipzig 1602. Daran schloßen sich noch viele Umschreibungen einzelner biblischer Bücher in deutschen, wie lateinischen Versen, Milags Jesaias (1646), Schirmers Strach (1655) ꝛc., viele Uebertragungen des Hohenliedes von Finkelthau, Albinus ꝛc. unzählige deutsche und lateinische Elegien, in denen einzelne Männer und Begebenheiten des alten und neuen Testaments besungen wurden und eine erstaunliche Menge dramatischer Bearbeitungen der biblischen Stoffe in den Schulcomödien.

Ueber die geistlichen Schauspiele des 16. Jahrhunderts finden sich am Schluß von Mones geistlichen Schauspielen S. 411 f. schätzbare

Notizen. Ein Theil davon sind Moralitäten und reine Allegorien z. B. die Berner Spiele peccator conversus, worin Tugenden und Laster, der Tod ꝛc. auftreten, miles christianus, worin sich die Teufel abmühen, den Bekehrten wieder zu verführen ꝛc., die meisten aber sind Passions- und Osterspiele oder Scenen aus der biblischen Geschichte. Die reichsten Verzeichnisse (freilich nur der Titel) der geistlichen Schauspiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert enthalten Gottscheds nöthiger Vorrath und Gödekes neuester Grundriß. Ueber die Aufführungen muß man Devrients Geschichte des deutschen Schauspiels nachlesen. Ueber die Weihnachtsspiele insbesondere Weinhold, Weihnachtsspiele S. 173 f.

Die allegorischen Schauspiele erhielten sich vorzüglich im katholischen Glauben, wo sie unter der Leitung der Jesuiten nach spanischem Beispiel eine außerordentliche Pracht entfalteten und an großen Kirchen- und zugleich Hoffesten aufgeführt wurden. Die aus der biblischen Geschichte entlehnten Schauspiele fanden ihre größte Ausbreitung bei den Protestanten. Ich werde von den katholischen Schauspielen später in Verbindung mit andern katholischen Dichtungen handeln und hier vorerst nur die protestantische Bühne besprechen. Was diese für die kirchliche Polemik und Satire leistete, ist oben schon erörtert worden. Außerdem waren die Schulen sowohl als die frommen Bürgerschaften darauf bedacht, sich an ernsten Stücken wahrhaft zu erbauen. Von der Bürgerschaft wurden solche Stücke noch tief ins 16. Jahrhundert hinein auf offenem Markt und mit großer Personenzahl gespielt. So das berühmte von 106 Personen aufgeführte Zürcher Spiel von Rueff: Adam und Eva, die Zwickauer Spiele von Gräff: Judith (1536), von Ackermann Tobias (1539), das Görlitzer Spiel Rätels vom goldnen Kalbe (1573), das Heidelberger Spiel Schmidts von Tobias (1578), das von 246 Personen in Kaufbeuren aufgeführte Pfingstspiel (1592) und viele ähnliche. — Andere wie die zahlreichen geistlichen Spiele des Hans Sachs, reihten sich noch einfach an die Fastnachtsspiele und wurden in geschlossenem Raume aufgeführt. Ausgezeichnet ist unter diesen Stücken Hecastus, im Jahr 1539 lateinisch in den Manieren des Terenz verfaßt von dem geistvollen Utrechter Georg Macropedius (Langewaldt) (abgedruckt in den comoediae et tragoediae aliquot, Basil. 1540), darnach auch von Hans Sachs als

Comödie bearbeitet (wie auch englisch, vgl. Tieck, deutsches Theater I. XIII.), eine sinnreiche Allegorie.

> Hecastus, der reiche Mann, soll sterben. Wie reich er immer ist, findet er Niemand, der ihn begleiten will, keinen Verwandten, keinen Freund noch Diener. Auch Plutus, der Reichthum, will zurückbleiben. Endlich finden sich noch ein Paar alte treue Jugendfreundinnen, virtus und fides, die gehen mit ihm und nehmen dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg.

Ganz ähnlich ist der in Nürnberg 1569 gedruckte Homulus.

Eine neue Erscheinung war das lateinische Schuldrama. In den protestantischen Schulen wurden nämlich die Stücke vorzugsweise lateinisch von den Schülern selbst aufgeführt. Dabei machte der Humanismus seinen Einfluß geltend und die classische Form wurde beliebt. Indem nur die Passions- und Osterspiele der ältern Zeit, überhaupt was sich auf Christum bezog, beibehalten, dagegen alles was Marien und die Heiligen angieng, verworfen wurde, so mußten zum Ersatz vorzugsweise Stoffe aus dem alten Testamente dienen. Auch machte sich in den lateinischen Schulen eine immer wachsende Vorliebe für antike Stoffe geltend, daher im 17. Jahrhundert die Schuldramen in überwiegender Menge nur alttestamentalische, oder classische Gegenstände behandeln und sich unendlich oft Adam und Eva, Kain und Abel, Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, Moses, Gideon, Judith, Jephtha, Simson, die Propheten, Saul, David, Abigail, Salomon, Nebucadnezar, Esther, Susanna, Daniel, Belsazar, Hiob, Tobias ꝛc. wiederholen, neben Lucretia, Cleopatra, Virginia, Codrus, Scipio, Camillus, Zenobia und den beliebten Stoffen aus der Mythologie. Die humanistische Hinneigung zum Sinnlichen verrieth sich in den Stoffen, die sich am meisten wiederholten. Es gibt mehr als ein Duzend Comödien von der Susanna und vom keuschen Joseph, wenigstens ein halbes Dutzend von der Judith, und unter den classischen Stoffen wurden ebenfalls die erotischen aus Ovids Metamorphosen am häufigsten bearbeitet.

In der Form wirkte sichtbar die Renaissance ein. Paul Rebhun führte in seinen berühmten deutschen Schauspielen Susanna 1535 und die Hochzeit zu Cana 1538 schon jambische und trochäische Verse ein, Hieronymus Ziegler schrieb 1543 zu Augsburg eine sacra comedia, Isaaks Opfer, und später noch einige ähnliche ganz in der Weise des

Terenz. Des Gnaphaei Acolastus, Col. 1569 brachte in die Geschichte des verlornen Sohns die obligate meretrix des Terenz hinein.

Ich enthalte mich, die zahllosen Namen und Titel der geistlichen Spiele aufzuzeichnen. Nur einige seyen hier genannt, weil sie größeren Ruhm erwarben. So des gelehrten Chyträus Tragödie von Abrahams Opfer 1590. Neukirchs Stephanus 1591. Sanders Johannes der Täufer 1588. Holzwarts Saul 1577. Zahn, Kain und Abel 1590. Spangenbergs Jeremias, Simson, Belsazar ꝛc. 1603. Johannsen, Tod Babiles 1652.

Im Jahre 1537 wurde eine tragoedia von Joh. Huß gedruckt, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Sie stellte den böhmischen Reformator als Märtyrer dar.

Christian Dedekind, Dichter und Componist am Hoftheater zu Dresden, ist dadurch bemerkenswerth, daß er schon einige Jahrhunderte vorher, ehe Kurfürst Friedrich August katholisch wurde, daselbst die Töne Calderons anschlug. Seine geistlichen Schauspiele, gedruckt 1670, vermehrt 1676, verrathen die Bekanntschaft mit Calderon im Schwunge der Trochäen und in einer gewissen feurigen Begeisterung. Sie handeln von der Geburt, vom Leiden, von der Auferstehung des Heilandes, vom bethlehemischen Kindermord ꝛc. Engel und Teufel greifen in die Handlung ein, allgemeine Reflexionen werden von Chören gesprochen. Man erkennt das Muster der antiken Tragödie, aber der Vortrag ist spanisch. Im „Kindermord" erwacht die Urmutter Rahel aus dem Grabe und spricht:

Was für ein herber Jammer
Erhebt sich überall aus dieser Höhe?
Was für Geschrei auf Bethlehems Gefilde?
Daß ich nicht bleib im Frieden
Und aus der Ruh in meines Grabes Kammer
Aufs neu erwecket werde.
Mit welchem Schreckenbilde,
Stört man die öde Gegend?

Hier glaubt man ganz Calderon zu hören. Aber der Adel der Sprache sinkt bei Dedekind immer bald wieder ins Gemeine hinab. So spricht Jesus:

Ich geh hinauf zu tilgen Schand und Sünde,
Worinnen ihr und alle Menschenkinder

Als sonst verlorne Sünder
Jetzunder noch bis an die Ohren steckt ꝛc.

Auch liebt der Dichter das Grelle. Indem Judas Ischarioth am Galgen seinen letzten Monolog hält, antwortet der Teufel im Echo. Indem derselbe Judas am Galgen zerplatzt, packt Satan sein Eingeweide zusammen.

Originell ist eine sacra comoedia des Jakob Rosenfeld, Chamus, gedruckt zu Jena 1599.

Cham begeht das bekannte Verbrechen der Impietät gegen seinen Vater Noah, nicht ohne Zuthun des Satan, der seine Rede mit einem gräßlichen: hy hy hy hy hy! beginnt. Dafür trifft Cham der Fluch, den er aber unwirksam zu machen sucht, im Bunde mit dem stolzen Nimrod, durch den Thurmbau. Dieser soll nicht nur dienen, um die Zerstreuung der drei Urstämme (Sem, Cham und Japhet) zu verhüten, sondern auch Gott selber trotzen. Da straft Gott die Frevler und verwirrt ihre Sprache und auf einmal brechen Reden in allen Zungen los, chaldäisch, griechisch, slavisch, hoch- und niederdeutsch, englisch, italienisch, französisch, dänisch ꝛc. ein Durcheinander, welches auf der Bühne gewiß eine sehr heitere Wirkung gemacht hat. Gott allein spricht hebräisch und donnert den auseinanderlaufenden Völkern nach.

Im 17. Jahrhundert spaltete sich das geistliche Schauspiel in das empfindsam schäferliche und in das gräßlich heroische, sofern gleichzeitig auch die weltliche Poesie in diese Extreme fiel. Der Nürnberger Johann Klay vereinte beide. Als s. g. Pegnitzschäfer war er so sanft als möglich, aber auch alle gelehrten Grillen und biblischen Stoffe faßte er mit wahrhaft barbarischer Phantasie auf. In seinem wunderlich pretiösen Weihnachtsliede wird die ganze classische Mythologie geplündert, um die Geburt Christi zu feiern. Der Flußgott Jordan und die Nymphen singen dem an seinem Ufer geborenen Heiland. Klay schrieb ferner eine Trauerrede über das Leiden des Erlösers (1645), worin die Vision der himmlischen Heerschaaren, eine Armee von Engeln unter ihrem Feldherrn Michael, das Originellste ist. Daran reiht sich „der Engel- und Drachenstreit" desselben Dichters, ein Trauerspiel Herodes, eine Auferstehung, eine Himmelfahrt und eine Ausgießung des h. Geistes. Im Engelstreit sind die dämonischen Truppen phantastisch ausgemalt. Im Herodes ist der Kindermord mit gelehrtem Aufwand dargestellt, nämlich alle möglichen Greuelgemälde classischer Dichter dazu benutzt. Herodes selbst fällt in

Wahnſinn und zuletzt vereinigen ſich die Mütter zu einer Verfluchung deſſelben, in welcher der Schatz aller Schimpfwörter erſchöpft ſcheint.

Eine große dramatiſche Dichtung Birkens „Pſyche", aufgeführt in Nürnberg im Jahr 1652, iſt bemerkenswerth, ſofern ſie den berühmten ſchönen Stoff aus Apulejus enthält und denſelben echt nürnbergiſch verſchnörkelt mit den Modefiguren ſeiner Zeit, aus der Hof- und Schäferwelt, zugleich aber auch chriſtlichen Myſticismus einmengt und mit dem Heiland kokettirt. Denn der Held des Dramas, Prinz Theagenes, ſoll niemand anders als Chriſtus ſelber ſeyn.

Faſt auf allen gelehrten Schulen wurden damals geiſtliche, zum Theil auch weltliche Comödien und Tragödien aufgeführt. Am thätigſten war man zur Zeit des Klay in Nürnberg, zur Zeit des Weiße in Zittau; vor allen aber leiſteten die Studenten der von Sturm gegründeten Straßburger Hochſchule Ausgezeichnetes. Berühmt waren auch die Comödien der Schule zu Magdeburg. Unter den zahlloſen Dichtern machen ſich beſonders Dedekind und Klay durch die Menge ihrer bibliſchen Stücke bemerklich. Die allegoriſchen Stücke kamen auch unter den Proteſtanten nach dem dreißigjährigen Kriege in die Mode, denn damals gieng alles auf Stelzen.

In einem allegoriſchen Schauſpiel des Caſpar von Stieler „Willmut" von 1680, wird allzukünſtlich eine Binſenwahrheit zur Schau geſtellt.

Prinz Willmut (der freie Willen des Menſchen) ſoll Allguda, Prinzeſſin von Seelwig (das gute Prinzip, wodurch man die ewige Seligkeit erwirbt) heirathen, die böſen Räthe (Leidenſchaften) ſuchen ihm die Scheinguda unterzuſchieben, aber die guten Räthe (Ehre und Wahrheit) leiten ihn zu der wahren Braut hin.

Knorr von Roſenroth ſchrieb 1684 einen „neuen Helicon" worin er gereimte Sittenlehren ertheilt und vor allem, nach ſeinem Vorbild Boethius, Stille und Gelaſſenheit empfiehlt. Darin ein allegoriſches Stück:

Dahar (die Weltluſt) will Naſima (die Seele) heirathen, dieſe aber liebt den Fedil (die Tugend), der ſie einem noch Höheren, dem Mamſuh (Chriſtus) abtritt. Dahar liebt zugleich die Abibe (Leidenſchaft), wird aber, als Mamſuh ſie belehrt, von ihr erſtochen, die nun den Fedil zum Gatten wählt.

Diese protestantische Dichtung ist auffallend verwandt mit den katholischen Allegorien, welche die deutschen Jesuiten dem Calderon nachdichteten.

Ihre höchste Ausbildung erreichte die kirchliche Kunst bei den Protestanten in geistlichen Singspielen, Cantaten und Oratorien. Eine Reihe großer Meister weckte innerhalb der lutherischen Kirche die heiligen Töne der altitalienischen Kirchenmusik; oft wurde ein mittelmäßiger Text unsterblich durch der Töne Meister. Das innigste Gefühl der Andacht und Gottesminne flüchtete gleichfalls in die Musik, je dummer und steifer die Orthodoxie am Buchstaben hieng und die Predigt immer mehr in ein blos verständiges Raisonniren ausartete. Ich kann mich indeß hier über diesen schönsten Theil protestantischer Kunst nicht verbreiten, da ich mich auf die Dichtung beschränken muß.

Noch bleiben uns die geistlichen Lehrgedichte der Protestanten zu überblicken übrig.

Von Philipp Melanchthon sind uns Epigramme erhalten, 1563 zu Wittenberg gedruckt, frommen, gelehrten und durchaus friedlichen Inhalts, kleine Commentare zur h. Schrift oder zu den alten Classikern, alles in lateinischen Hexametern.

Bemerkenswerth ist seine Klage über den Ausbruch des Schmalkaldischen Krieges, indem er im Traum die schreckliche Gestalt des wüthenden Ajax auftauchen sieht. Lieblich ist seine Schilderung eines Bildes des großen Christoph, wie er das Christkind durch das Wasser trägt. Diesem altdeutschen Bilde steht dann wieder ein antikes Vasenbild auf merkwürdige Weise gegenüber, die vor dem Esel des Bachus fliehenden Giganten. Die meisten Epigramme sind kurze Grüße an Freunde und Betrachtungen über das, was sich eben zutrug, insbesondere auch auf jede Sonnen- und Mondsfinsterniß.

Georg Fabricius von Chemnitz zeichnete sich (poëmata 1567) durch zahlreiche Oden und Elegien aus, in denen er heilige Gegenstände, namentlich aus dem alten Testamente, merkwürdige göttliche Strafgerichte, unter andern aber auch die pietas puerilis in Beispielen besang. Sein Latein ist durchaus kirchlich und frei von den heidnischen Figuren. Viele andere gelehrte Dichter begannen dagegen auch in christlichen Dichtungen classische Namen, Gestalten aus der alten Mythologie einzuführen, Jehovah wird unvermerkt zum Donnerer Zeus, der Flußgott Jordan und die Nymphen

empfangen den Heiland bei der Taufe, Phöbus und Luna verhüllen ihr Gesicht bei dem Tode des Heilandes am Kreuze. Diese Auffassungen sind zum Theil harmlos und naiv (wie in den altchristlichen Katakombenbildern), zum Theil aber affectirt, unanständig und der Würde des Christenthums unangemessen. Uebrigens giengen die italienischen Dichter mit dem Beispiele voran. Bei uns schrieb der Breslauer Frenzel in diesem Styl poemata sacra, welche Frischlin 1585 zu Straßburg herausgab. Sie handeln in virgilischen Hexametern de partu virginis und de puero Jesu, reichlich durchspickt mit classischer Mythologie.

Johann Mylius, Professor in Jena († 1575) schrieb lateinische Dichtungen von den guten und bösen Engeln und von den christlichen Rittern, Elegien von der thebanischen Legion und alten Kaisern und Helden, die für Christum gestritten, bis auf Mathias Corvinus und Karl V, weil diese wider die Türken kämpften. Der Grundgedanke ist schön, die Ausführung aber matt.

Ein gekrönter Poet Keppichius gab 1609 zu Oels einen Cato christianus heraus, eine Auflösung der Psalmen in lateinische Distichen, unter denen die deutsche Uebersetzung in elenden Knittelversen steht.

Albinus in Weißenfels machte sich durch Gluth der Phantasie bemerklich, sowohl in seinen sulamithischen Liebesliedern nach dem hohen Liede, wie in seinen Empfindungen unter dem Kreuz bei den „fünf Wunden Jesu“ (1650) und in seiner gräßlich ausgemalten „Qual der Verdammten“ (1653). Ueberhaupt fehlten apokalyptische Dichter den Protestanten nicht. Faber dichtete 1664 eine „letzte Gerichtsposaune“. Die tollsten Höllenfrazzen aber enthält die in Scheibles Schaltjahr IV wiederabgedruckte Tragicomedia von einer Wallfahrt in Hölle und Himmel von Klein (Eßlingen 1570). Von Dantes Geist ist hier nichts wahrzunehmen, der Dichter malt nur mit Blut, Koth und Feuer die haarsträubendsten und eckelhaftesten Naturbilder aus.

Das Gedicht „der Hörselberg“ 1592 von Victor Perillus verfaßt und in Hagens Germania II. 353 beschrieben, hält nur die Vorstellung fest, daß im gedachten Berge die Hölle sey und schildert nun weniger in Dantesker, als vielmehr in Lucianischer Weise die Strafen aller Stände und Sünderklassen dieser Welt, wobei Charon und Merkurius Dialoge halten. Die Finanzer schwitzen und frieren zugleich, die Fuchsschwänzer

werden von Hummeln gestochen, auf den Köpfen der Prahler sitzt eine Elster (wohl nicht in dem Sinne, wie sonst ein Augen aushackender Rabe, sondern des Elsterngeschreies wegen); Säufer sitzen vor leeren Humpen ꝛc. Es ist wenig Witz dabei. Zuletzt kommt Vulcan als Henker, um mit glühendem Eisen die Sünder zu brandmarken.

Ich muß unter die christlichen Dichter auch unsern berühmten theosophus teutonicus, den Görlitzer Schuster Jakob Böhme aufnehmen, denn seine s. g. philosophischen Bücher sind im Grunde doch nur eine großartige Dichtung. Er lebte, von der orthodoxen lutherischen Geistlichkeit Sachsens verfolgt, in kümmerlicher Armuth († 1624), aber seine Werke wurden weit verbreitet und erschienen zum erstenmal in Amsterdam 1620 in einer prächtigen Ausgabe. Lange verachtet, ist er in jüngerer Zeit wieder allzu hoch erhoben worden.

Sein System hat, ehe man dessen Vollendung kennt, auf den ersten Blick viele Aehnlichkeit mit der Grundlehre des indischen Brahmaismus. Wie nämlich Brahma von Anbeginn ist und nichts bei ihm als Maja, seine Phantasie, in deren magischem Schleier er die Urbilder aller künftigen Dinge erblickt oder vielmehr auf den er diese Bilder hinzaubert, und wie auf dieses magische Vorspiel im Traume des gleichsam noch schlafenden Gottes erst die Geburt der Wirklichkeit erfolgt in der Trimurti, dem schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Prinzipe; also ist auch bei Jakob Böhme das göttliche Urwesen anfangs allein mit der Sophia, der himmlischen Weisheit, in der sich das Urbild der künftigen Schöpfung spiegelt. Die Schöpfung selbst aber ist bei Böhme die Emanation Gottes in drei Stufen, und in diesen lassen sich die indischen der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung nur in einer andern Zusammenordnung wiedererkennen. Wenn nämlich bei den Brahmanen das zerstörende Prinzip das letzte, aber keineswegs feindliche ist, weil sie glauben, die irdische Welt sey nur eine Strafanstalt, eine Unglückswelt und ihre Zerstörung mithin ein Segen; so ist dagegen bei Böhme das zerstörende Prinzip das zweite und ein absolut feindseliges, daher es im Kampf mit dem ersten schaffenden Prinzipe durch das dritte erhaltende gebändigt werden muß. Im ersten schafft Gott eine durchaus vollkommene Welt, an der ganz und gar nichts auszusetzen ist, in der es kein Wehe, keine Häßlichkeit, keine Lüge gibt, eine Welt, wie sie seyn soll. Diese Welt, personificirt gedacht, als der erstgeborne Sohn Gottes, ist Lucifer. Aber kann etwas außer Gott seyn, das sich nicht wider Gott setzte? Ist auch Lucifer aus Gott hervorgegangen und insofern noch selber Gott, so ist er doch der sich entäußert habende, sich selbst gegenüberstehende Gott und damit ist das Princip des Egoismus in die Welt getreten. Lucifer will allein Gott seyn, sagt sich von seinem Ursprung los und verliert dadurch

das magiſche Band, das alle Weltkräfte in ſchönſter Harmonie vereinigte. Nun wüthen und toben ſie plötzlich alle gegen einander, das Licht wird Finſterniß, die Schönheit Häßlichkeit, die Wahrheit Lüge, die Wonne Pein, der erſtgeſchaffene Himmel wird zur Hölle, Luciſer zum Teufel. Aber Gott kann dieſe Zerſtörung ſeiner ſchönen Schöpfung nicht zugeben. Er tritt alſo in das dritte Prinzip ein und ſchafft die irdiſche Natur, in welcher das Böſe durch Gutes gebunden iſt, und den Menſchen, dem die Freiheit gegeben iſt, zwiſchen dem Himmel und der Hölle zu wählen. Da ſich aber auch in dieſer neuen Schöpfung der Fall Lucifers im Falle Adams wiederholt, und auch dieſe zur Erhaltung und Rettung beſtimmte Schöpfung zu Grunde zu gehen droht durch die Unwürdigkeit der Geſchöpfe, ſo wird Gott zum Meſſias und geht mit ſeinem Selbſt in den Tod und in die Hölle ein, um ſie zu überwinden. Nur indem er ſelbſt die Schmerzen und die Schmach übernimmt, welche die Sünde und Thorheit der Geſchöpfe verſchuldet haben, iſt die Erhaltung und Vollendung der Welt möglich, die ſonſt unhaltbar immer wieder in ſich zuſammenfallen würde. Mithin iſt Chriſti Opfertod der Culminationspunkt des Weltlebens, der Schlußſtein der ganzen Schöpfung.

Daraus folgt nun auch Böhmes Moralſyſtem, welches gänzlich dahin abzweckt, die in der irdiſchen Welt verſteckte Hölle zu bekämpfen und dagegen den in derſelben Welt verſteckten Himmel aufzuſuchen. Er ſcheidet die ganze Natur in eine böſe und gute Hälfte. Alle guten Thiere und heilſamen Pflanzen erinnern ihn an das verlorene Paradies, während die böſen an die Hölle erinnern. Aber ohne die Sendung des Meſſias würde der Menſch zu ſchwach ſeyn, das Rechte zu wählen und beim Rechten zu bleiben. Die Vereinigung mit Chriſto iſt mithin das moraliſche Endziel für den Menſchen in dem Maaße, wie die Uebereinſtimmung Adams mit Luciſer das Verderben der Menſchen herbeigeführt hat.

Nun iſt aber Chriſtus das non plus ultra von Reſignation und Demuth, indem ſich der allmächtige Gott ſelbſt in die ſchmerzhafte Knechtsgeſtalt begeben, und deßhalb iſt Demuth die alleinige Pforte, durch die man zur Gemeinſchaft mit ihm gelangt. Woraus hervorgeht, daß Hegel äußerſt Unrecht hatte, ſich mit ſeiner hoffärtigen Lehre von der Selbſtvergötterung auf den demüthigen Böhme zu berufen.

Quirinus Kuhlmann, ein Schleſier, der viel in der Welt herumzog und zuletzt 1689 in Moskau als Ketzer verbrannt wurde, war ein poetiſcher Schwärmer, der ſich in Jakob Böhmes Myſtik vertieft und darüber den Verſtand verloren hatte. Seine himmliſchen Liebesküſſe und ſeine noch berüchtigteren Kühlpſalter ſind eine chriſtliche Liebesraſerei voll ſpitzfindiger Albernheiten. Im „Univerſal der letzten Zeiten“ nimmt er drei Offenbarungen an, zuerſt an Moſes, dann an Johannes, drittens

an „den letzten Gesandten", unter dem er sich selber meint. Auch schrieb er „Schleudersteine wider den Goliath aller Geschlechter, Völker, Zungen".

Johann Valentin Andreä, Stadtpfarrer zu Calw, seit 1639 Hofprediger in Stuttgart († 1654), war einer der edelsten und bedeutendsten Männer der Zeit. Kaum einer erkannte so tief wie er die Gebrechen im Protestantismus und keiner zürnte dagegen mit so göttlicher Kraft. Nur Schade, daß es in lateinischer Sprache geschah! Seine zahlreichen, meist nur kleinen Schriften hatten alle den gleichen Zweck, nämlich praktisches Christenthum, innere Mission, thätige Liebe. Dabei ging er mit dem Beispiel voran, stiftete in Calw eine societas christiana (noch jetzt in der s. g. Färberstiftung fortlebend), that im 30jährigen Kriege, sonderlich nachdem Calw 1634 durch Johann von Werth eingeäschert worden war, Wunder an den Armen und Verwaisten, mit denen er Jahrelang in den Wäldern irrte, bis er sie auf den Brandstätten wieder ansiedeln konnte. Sein eigenes Haus mit allen seinen Büchern, seltenen Handschriften und Bildern (einer Madonna von Dürer, einer Bekehrung Pauli von Holbein ꝛc.) war verbrannt, aber eigenes Leid verschmerzend, half er andern und war allen ein Trost und Helfer. Außer den erbaulichen Schriften, schrieb V. Andreä auch Satiren und allegorische Dichtungen. In seinen ersten Schriften war er ein liebenswürdiger Lucian, indem er die Schwärmerei, die Geheimnißkrämerei, Dummheit und Betrügerei der damaligen protestantischen Mystiker und Adepten ironisirte. Dies geschah in de Christiani Cosmoxeni genitura judicium 1612, einer Satire auf die Astrologie, ferner in der alchymistischen fama fraternitatis R. C. 1516 (roseae crucis) 1614, in der confessio fraternitatis R. C. und in der chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz, 1616. Die bethörte Welt verstand sich nicht auf die Ironie, nahm die Sache Ernst, bestürmte Andreä mit Anfragen, schrieb ohne sein Zuthun Fortsetzungen der Rosenkreuzliteratur und es wurden wirklich Rosenkreuzgesellschaften gestiftet, so daß er das Gegentheil von dem erzielte, was er gewollt hatte, und dem Aberglauben nur neuen Vorschub that.

Diese Schriften hatten ihn unermeßlich populär gemacht und ihm einen europäischen Ruf erworben, während er sie desavouiren mußte und seine ernsteren Schriften, in denen er auf Reform drang, nur Widerwillen und Haß fanden. Am meisten schadete ihm sein herrlicher Menippus

1617, worin er in der Form lucianischer Dialogen die innere Erbärmlichkeit und Fäulniß der protestantischen Kirchen, Schule und Gelehrsamkeit darlegte. Sie glühen vom edelsten Unwillen. Eben so die Mythologia christiana 1619, worin die Bilder der Tugenden und Laster einander gegenübergestellt werden.

Sein christlicher Herkules ist nicht sein geistvollstes Werk.

Christus als Herkules bekämpft schon als Kind die Schlangen (Müßiggang und Ungebundenheit), dann die Hündin (Zeit), den Löwen (Gewohnheit), den Eber (Wollust), den Stier (Knechtschaft), die Stymphaliden (Gedanken), den Adler (Rückfall), die Kerkopen (Nachäffung, Mode), den Diomedes (falsche Bildung), die Kentauren (Atheismus), den Achelous (Heuchelei), den Antäus (des Menschen eigenes Wissen), den Busiris (Neugier), den Augiasstall (das Vorurtheil), Hesione (Jugend), Amazonen (Leidenschaften), Geryon (das Lehramt), Cerberus (Verleumdung), Hydra (Mißehe), Cacus (Hölle), endlich gelangt er zu den Hesperiden (innere Erkenntniß) und zum Atlas (Gebet), um mit Selbstverleugnung zu enden.

Ungleich anziehender ist sein lateinisches Schauspiel Turbo, Straßburg 1616.

Turbo ist ein reicher Student, dem es Ernst ist um alles Wissen, der sich aber von der Schulweisheit nicht befriedigt fühlt. Das ganze Treiben auf deutschen Universitäten eckelt ihn an, er geht daher mit seinem Diener Harlekin nach Frankreich, um sich dort zu bilden. Hier findet er den Panurg, eine aus Rabelais bekannte groteske Figur, und läßt sich in allen galanten und ritterlichen Künsten unterweisen, verliebt sich auch, wird aber von einem Nebenbuhler betrogen und kehrt unzufrieden heim. Die Reise hat ihn viel gekostet, er wirft sich einem Alchymisten in die Arme, um schnell reich zu werden, findet sich aber auch hierin getäuscht, zerschlägt Oefen und Retorten und — wird fromm. — In diesem merkwürdigen Gedicht spiegelte sich die deutsche Bildung seiner Zeit.

Was Andreä positiv wollte, legte er in seinen Schriften über das praktische Christenthum nieder, in den Schriften: Civis christianus 1616, res publica christiana 1619, und in der Reise nach der Insel Caphar Salama, oder Beschreibung der Republik Christianburg (Eßlingen 1741). Da er nämlich Deutschland zu zerstört und entartet fand, verlegte er sein Ideal der besten christlichen Republik auf eine ferne Insel. — Als die Schweden kamen, lebte Andreäs Hoffnung wieder auf. Er schrieb 1631 den Apap proditus, worin er alles, was der Papst Deutschland wehe

gethan, zusammenstellte, einen Hahnenschrei und eine dankbare „Anrede der deutschen Frömmigkeit von Gustav Adolf". Aber auch diese Hoffnung täuschte ihn, da jetzt erst Deutschlands Elend recht angieng. Seine Meinung vom Protestantismus drückte er einfach in dem Satz aus, er sey ex captivitate monachali nur in monarchalem gefallen. Deutsch gab Andreä heraus „christlich Gemäl", Tübingen 1612 und „geistliche Kurzweil", Straßburg 1619, Gedichte voll guter Gedanken, aber in rauher Schale. Das Beste über ihn in J. Val. Andreä und s. Zeitalter von Haßbach, Berlin 1819. J. V. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters von Herder, Leipzig 1786.

Seine bisher nur handschriftlich vorhandene Selbstbiographie erschien J. V. Andreae vita, ed. Rheinwald, Berol. 1849.

Samuel Dietrichs geistliche Oelkammer, 13. Ausgabe 1684, eine Postille voll humoristischer Predigten z. B.: „Unser Herr Christus ein Schornsteinfeger. Wir besehen da 1) den Schornsteinfeger selbst, 2) den Rauchfang, 3) den Besemen. Oder: Unser Herr Christus eine Schieß- und Passionsscheibe. Dabei betrachten wir 1) den Schützen, 2) den Pfeil, 3) die Fehlschüsse. Vgl. Horsts Dämonomagie II. 470.

Scriver, Oberhofprediger in Quedlinburg († 1693) schrieb Erbauungsbücher: den christlichen Seelenschatz, Gottholds zufällige Andachten ꝛc., die heute noch neu aufgelegt und gelesen werden. Der erste Versuch in häuslicher Erbauung, der nach und nach bis zu einer Art von Toilettentheologie ausartete. Der überhandnehmende Subjectivismus zog die Andacht selbst aus der Kirche in die Familienstube hinein.

Schmolk, Diaconus in Schweidnitz († 1737) schrieb eine große Menge ähnlicher Hausandachten, lustiger Sabbath in der Stille zu Zion — Freudenöl in Traurigkeit — allerheiligste Andachtsflammen — schöne Kleider für einen betrübten Geist ꝛc.

7.

Katholische Dichtung nach der Reformation.

Der durch die Reformation tief zerrüttete Katholicismus in Deutschland mußte sich in seiner Noth an Italien und Spanien anlehnen (nicht an Frankreich, welches trotz seiner Katholicität aus politischen Gründen

dem Calvinismus und Proteſtantismus in Deutſchland Hülfe bot). In Italien und Spanien war aber die Renaiſſance, die Wiedererweckung des antiken Geſchmacks, ſchon übermächtig geworden. Wie in der kirchlichen Baukunſt, Sculptur und Malerei, ſo auch in der Poeſie wurde der ältere germaniſche, fränkiſche oder gothiſche Styl durch den der Renaiſſance verdrängt. Der Papſt ſelbſt machte ſein Rom zur Muſterſchule dieſes neuen Geſchmacks und der die ganze katholiſche Welt beherrſchende Jeſuitenorden kannte keinen andern. Aus dieſem Grunde nun wurde auch das katholiſche Deutſchland demſelben unterworfen. Alle deutſchen Biſchöfe, die ſich in ihren Sitzen behaupteten, alle Väter der Geſellſchaft Jeſu, die in Deutſchland ihre prächtige Collegien bauten, alle katholiſchen Fürſten endlich, die mit ihren Anſehen und mit ihren Reichthümern die Kirche eifrig unterſtützten und ihre Feſte mit kaum je vorher geſehener Pracht begiengen, wetteiferten in der Einführung des Renaiſſanceſtyls und opferten demſelben die alten gothiſchen Kirchen und Kunſtwerke, welche erwieſenermaßen in katholiſch gebliebenen Ländern häufiger niedergebrochen worden ſind, als in lutheriſchen, im katholiſchen Franken und Bayern z. B. öfter als im lutheriſchen Sachſen und Württemberg.

Auf die katholiſche Poeſie in Deutſchland mußte dieſer Umſchwung der Dinge weſentlichen Einfluß üben. Jene heilige Einfalt und Demuth, die in den Dichtungen unſers Mittelalters vorwalteten, mußten verſchwinden. An ihre Stelle trat, wie in der Kirchenmalerei, ſo in der kirchlichen Poeſie, das antike Pathos, die Schwunghaftigkeit und Koketterie des Renaiſſanceſtyls. Wie Michael Angelo und die Carracci chriſtliche Märtyrer nur noch wie den leidenden Laokoon, Herakles und Philoktet darſtellten, wie ſie überall gewaltſame Situationen und Affecte herausſuchten, ſo gefielen ſich auch die katholiſchen Dichter in leidenſchaftlichen und übertriebenen Schilderungen. Die merkwürdigſte Neuerung aber war der Gebrauch der antiken Mythologie ſelbſt noch in ausſchließlich chriſtlichen Dichtungen. Sannazar gieng hier mit dem Beiſpiel voran, dem auch die deutſchen Jeſuiten faſt alle nachfolgten.

Wer begreift nicht, daß es eigentlich die Aufgabe der katholiſchen Poeſie geweſen wäre, an der Gothik feſtzuhalten und die Renaiſſance denen zu überlaſſen, die kein Mittelalter, weder in der Kirche, noch im Reiche mehr anerkennen wollten! In neuerer Zeit wird dies in Frankr

eingesehen und tief empfunden und man kehrt dort zur Gothik zurück. In Deutschland aber konnte vor dreihundert Jahren diese Einsicht nicht reifen, weil man sich in einem höchst bedrängten Kriegsstande befand und mit dem Schutze Roms und Spaniens die Renaissance gleichsam mit in den Kauf nehmen mußte.

Conrad Reitter von Nördlingen gab 1508 zu Augsburg einen Mortilogus heraus, eine Nachahmung der alten Todtentänze, aber schon ganz im Styl der Renaissance. Neben den mit Holzschnitten verzierten Scenen, in denen der Tod Menschen wegrafft, finden wir hier das erste Marienlied in saphischem Versmaß:

Alma supremi genitrix tonantis,
Praepotens regina poli solique
Vita spes dulcedo salusque nostra
Perfugiumque.

Die Hölle, zu welcher der Tod führt, wird ganz antik aufgefaßt mit Styx und Phlegeton. Großartig ist ein Monolog des Todes, worin er sich als den unerbittlichen Tyrannen aller Lebendigen ankündigt, der keinen schone, dem keiner entfliehe.

Sum mors terribilis, gelidae sum mortis imago,
Quis valeat nostras has declinare sagittas?
— non infans octo dierum
Non pavidae matres, non cani denique patres
Sternitur et nostra fortissimus Hector ab hasta
Et sapiens Salomon et fortis robore Sampson etc.

Der Dichter gibt sich als Schüler und Bewunderer des Celtis zu erkennen.

Nur in den katholischen Volksliedern, die zu Ehren Marias, auf Wallfahrten ꝛc. gesungen wurden, erhielt sich der heilige Ton aus dem Mittelalter. Die Gesangbücher, die nach dem Vorgang der lutherischen, auch im katholischen Deutschland eingeführt wurden, von Vehr 1537, Leisentritt 1567, waren zumeist nur Uebersetzungen altlateinischer Hymnen und Psalmen. Es erschienen mehrere katholische Psalter, alle mehr oder minder steif und geschmacklos, wie die lutherischen und calvinischen auch.

Die schönsten katholischen Volkslieder findet man gesammelt in des Freiherrn August von Harthausens Werk „geistliche Volkslieder, Vater-

born 1850" mit den Melodien. Darunter namentlich die lieblichſten Marienlieder, wie: Maria durch den Dornwald gieng. — Es fiel ein Himmelsthau ꝛc. Auch in „Schmitz, Sitten des Eifler Volks 1856" kommen ſehr ſchöne Marienlieder vor:

Maria gieng in einen Garten
Und wollt drei Röslein brechen.

Eine weiße, rothe und blaue, die Sinnbilder der Dreieinigkeit.

Maria ſollt zur Schule gehen,
Die ganze Welt ſollt ſie durchgehen.

Sie kommt ans Meer. Der Fährmann will ſie nur um die Ehe überführen. Aber ſie geht zu Fuß ins Meer hinein und mitten durch. Mitten im Meer findet ſie einen Marmorſtein. Da kniet ſie nieder und betet, aber nicht für ſich allein, ſondern für die Chriſten insgemein.

Ich bedaure ſehr, aus Mangel an Raum nicht noch viel mehr ſolch ſchöner Lieder einzeln erwähnen zu können.

Ein Reſt der großartigen Auffaſſung, wie ſie im Mittelalter gewöhnlich war, findet ſich noch in vielen (katholiſchen) Spielen von Adam und Eva. Hier wird auch noch im 16. Jahrhundert der Sündenfall als die Wurzel alles welthiſtoriſchen Verderbens aufgefaßt und in die nächſte Beziehung zur Erlöſung gebracht, die Paradiesſcene alſo nicht idylliſch, wie ſo oft ſpäter, ſondern allegoriſch aufgefaßt. Vgl. Weinhold, Weihnachtslieder S. 293 f., wo das merkwürdige bis in ſpäte Zeit fortgeſetzte Paradiesſpiel aus Oberſteiermark abgedruckt iſt, welches ganz dieſen Sinn ausdrückt. In den Jeſuitenſchulen kamen übrigens, wie in den gelehrten Schulen der Proteſtanten, neben den geiſtlichen Stücken auch bald weltliche auf, wovon ſpäter. Neben den geiſtlichen Schauſpielen, die von Bauern aufgeführt wurden, hat das von Oberammergau in Bayern bis auf den heutigen Tag den höchſten Ruhm bewährt. Vgl. die Schriften darüber von Devrient und Clarus. Hier allein lebt noch das geiſtliche Schauſpiel in ſeiner alterthümlichen Einfalt und Heiligkeit.

Die Reihe der katholiſchen Dichter Deutſchlands n a ch der Reformation, die ſchon der Renaiſſance verfallen waren und lateiniſch ganz im Styl der heidniſchen Claſſiker dichteten, eröffnet in würdiger Weiſe ein im fernſten Nordoſten jenſeits der lutheriſchen Welt auftauchender Danziger,

von seiner Vaterstadt zubenannt Dantiscus, dessen Gedichte mit dem des großen Astronomen Copernicus vereinigt, 1857 von Herter ins Deutsche übertragen worden sind. Dantiscus, eigentlich Johann von Hoven, Bischof von Ermeland, blieb eine Hauptstütze des Katholicismus, als Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, die Reformation annahm und sich zum ersten erblichen Herzog in Preußen erklärte.

Sein größtes Gedicht ist ein poetischer Brief an einen edlen Jüngling, den er in den Spiegel seines eigenen Lebens blicken läßt. Darin spricht er von sich:

Zu den Herren gesandt so oft und den Kön'gen der Erde
Tausend Lasten ich trug schwerester Sorgen mit mir.
Dreimal hinabgesandt nach beiden Hesperien ward ich,
Dreimal besuchte ich auch Gallien, dreifach getheilt.
Auch die Britannen ich sah, getrennet von unserem Erdtheil,
Auch die Reiche, die nah Ozeans Woge bespült.

Aber der Dichter wünscht, er hätte nicht so viel von der Welt gesehen. — Am widrigsten ist ihm die lutherische sola fides, die er den Neubekehrten am meisten zum Vorwurfe macht.

Nicht vertraue dem Glauben, der nur in dem Namen bestehet.
Und der Früchte zugleich nicht aus der Frömmigkeit trägt.
Durch den eben ein mächtiger Theil des rasenden Haufens,
Und ein kleiner, nun wähnt, Glauben schon g'nüge allein.

Dagegen preist der Dichter die werkthätige Liebe.

Denn der geübte Glaub', mit Nichten der todte, macht selig,
Und als lebendigen ihn weise durch Werke du auf.
Reiche dem Nackten das Kleid, nimm an dich des Fremdlings, wen hungert,
Brich ihm dein Brod; den Durst, nimm von dem Durstenden ihn;
Kaufe Gefangene los und rastlos besuche die Kranken
Und der Gestorbenen Leib senk' in die Erde hinab;
Eil' Elenden zu Hülf', steh' bei den von Schmerzen Befall'nen,
Liebe die Menschen gesammt, lieb' ungeheuchelt sie all'.

Auch die neuen Geistlichen wollen dem Dichter nicht gefallen, er wirft ihnen ihr „Gebrüll", ihre weltliche Tracht, ihre weltliche Sitte und Unsitte vor.

Das lange Gedicht schließt mit einem „Triumph der Wollust". Er sieht durch den großen Abfall von der Kirche und vom Reiche zugleich alle in der menschlichen Natur schlummernden Bestien von der Kette er-

löst, das Fleisch emancipirt, die Völlerei auf dem Thron der Mode. Und in der That war das Schlemmen und Sichwälzen in Wollüsten niemals ärger, als in jenen Zeiten, an jenen Höfen, in jenen Städten, die sich vorzugsweise unter dem Vorwand der Reformation von Kaiser und Pabst unabhängig gemacht hatten. Die Hofhaltung der Königin Wollust wird also geschildert:

Schnell sich beeilten die Mägde, von allen die erste sich mühte,
Weichlichkeit, langsamen Schritt's, gänzlich von Trägheit erfüllt.
Schläfrigkeit dann nach ihr und kreiselnder Schwindel und Schlaffheit,
Husten und Schwere des Leibs, hinkend mit siechendem Fuß.
Hitziges Fieber begleitete sie und brennendes Dürsten,
Ekel und Podagra sammt seinen Genossen dazu.
Und die der Wollust dient, ihr Liebling, das gallische Mädchen,
Weithin sendend den Blick offener Augen, sich naht.
Dicht ihr der Aussatz folgt, der jetzt Hofkrankheit genannt wird,
Duftend von Salben bedeckt, aber trotz allem doch schön.
Schließlich beendet den Zug ein hageres Weib mit der Sichel.

Wie der berühmte Cardinal Hosius, so war auch der noch berühmtere Astronom Copernicus des Dantiskus Landsmann und vertrauter Freund. Manchem Leser wird es neu seyn, zu erfahren, daß der große Entdecker des Umlaufs der Erde um die Sonne, welche die moderne Wissenschaft so gern in Widerspruch mit dem christlichen Glauben bringt, ein überaus frommer Katholik und Marienverehrer war. In seinem „Siebengestirne" besingt er in sieben reizenden Liedern die Hauptmomente im Leben Jesu. Das dritte Gestirn schwebt über der Geburt des Heilandes:

O, wer legte dich, Kind, hier in die morsche Hütt',
O, wer wehret der Kält', daß sie nicht schade dir?
Unsre Jungfrau Maria,
Die ihr goldenes Haar sich flicht.

Auf jungfräulichem Schooß hegt den Gebornen sie,
Und an schneeiger Brust säugt sie das Jesuskind;
Eine sorgsame Mutter,
Stillt des Weinenden Thränen sie.

Auch von himmlischen Höh'n steiget hernieder hier,
Ganz umflossen von Glanz, singend der Engel Chor:
Ruhm dem ewigen Vater,
Friede Jedem, der Frieden liebt!

Johann Lang, ein Schlesier, besang (Augsb. 1548) die ganze Habsburgische Familie und des Kaisers Sieg im Schmalkaldischen Kriege in horazischen Oden.

Ausnahmsweise führte der Schulmeister Wolfgang Schmelzle seit 1540 zu Wien geistliche Comödien in deutscher Sprache auf. Vgl. über diese interessante Erscheinung Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I. 120. Er liebte die Contraste in Judith und Holofernes, David und Goliath, Samuel und Saul, Engel und Teufel, Selige und Verdammte beim jüngsten Gericht, Tugend und Laster in der Comödie vom verlornen Sohn. In der Hochzeit zu Cana spielt der Speisemeister die Rolle des Spaßmachers. Das sind die ältesten Spuren der Wiener Komik, welche damals bald wieder verwischt wurden durch den Ernst des lateinischen Jesuitenschauspiels.

Johann Auerpach schrieb 1554 lateinische Elegien.

Der Kampf der Zeit berührt ihn nicht. Im Eingang überläßt er der h. Katharina, welche allein 40 Philosophen besiegt, auch die neuen Widersacher der Kirche zu besiegen. Er selbst liebt die Ruhe der Studien und der Freundschaft. Die Elegien sind in Distichen geschrieben und an Freunde gerichtet. In der einen charakterisirt er recht gut einen Juristen, wie er seyn soll. In einer andern erzählt er die Volkssage aus Tirol vom Riesen Haymon, der das Land von einem Drachen befreite (in neuerer Zeit erörtert von Panzer und Zingerle).

Thomas Freigius gab 1564 zu Freiburg im Breisgau ein liber tristium heraus, worin er in lateinischen Hexametern die tödtliche Seuche beklagt, welche damals den Breisgau entvölkerte und viele seiner Freunde hinraffte.

Johann Cröfel, Bibliothekar in Ingolstadt, gab 1584 unter dem Titel elogia kurze Gedichte in lateinischen Distichen auf alle große Fürsten, Helden und Gelehrte heraus, die sich Ruhm erworben haben, jedoch mit Ausschluß Luthers und seines ganzen Anhangs.

Pater Cornelius Loos gab zu Cöln 1591 ein Terentius christianus heraus mit biblischen Schauspielen Naeman, Nehemias, Saul in terenzischen Formen.

Caspar Sciopp ius (Schopp) zu Neumark in der Pfalz geboren, wurde 1598 zu Rom katholisch, Patricius von Rom, Graf von Clara Valle und kaiserlicher Geheimerath. Er war einer der vornehmsten und

keckeſten Humaniſten. Selber voll Eitelkeit griff er in ungeheuer berühmt gewordenen Satiren den Scaliger an, der von fürſtlicher Herkunft zu ſeyn vorgab, und machte ihn als ehemaligen Ladengeſellen lächerlich. Im Intereſſe des Papſtes und Spaniens ſchrieb er eine wüthende Satire auf Jakob I. von England, wofür ihn dieſer in effigie hängen und ſeine Seele unterwärts abgehen ließ. Derſelbe Scioppius war aber ein bitterer Feind der Jeſuiten und ſchrieb auch gegen ſie. Seine Satiren ſind alle lateiniſch geſchrieben und höchſt übertrieben, in dem aufſchneideriſchen Styl der Zeit. Dazu ſo zahlreich, daß die bloßen Titel ganze Seiten füllten. Auch ſchrieb er unter fremden Namen. Unter dem, was er gegen die Jeſuiten ſchrieb, zeichnet ſich eine anatomia soc. Jesu und ein Buch de stratagematis et sophismis soc. J., eine actio perduellionis in Jesuitas, ein flagellum Jesuiticum ꝛc. aus.

Friedrich von Spee, ein Jeſuit in Köln († 1635) ſchrieb die berühmte: Trutz Nachtigall (Köln 1649). Der Name ſollte andeuten, der Sänger wolle trotz allen Nachtigallen in der Welt ſchön ſingen. Gegenſtand ſeiner Lieder iſt die Liebe der Seelenbraut zu Chriſtus, urſprünglich ſchöpfend aus dem hohen Liede. Den deutſchen Dichter zeichnet aber vorzügliche Rückſicht auf die Natur aus, ſo daß ſein geiſtliches Minnelied immer das Grüne zum Hintergrund hat, wie unſer älteres weltliches Minnelied. Inzwiſchen iſt die ganze Art und Weiſe, die modiſche Schäferpoeſie in die Kirche überzutragen, als verfehlt zu bezeichnen. Selbſt unſers Spee naive Innigkeit kann nicht alle Schwächen, Süßlichkeiten und kleine Koketterien der Manier zudecken. Es kommt darauf an, daß man vom Allerheiligſten mit Ehrfurcht ſpreche, naive Vertraulichkeit gehört nur für das Alltägliche. So können wir Spee als Naturmaler bewundern, wenn er z. B. die Vögel beſchreibt:

Die flügelreiche Schaaren
Das Federbüſchlein zart,
Im ſüßen Schlag erfahren,
Noch Kunſt und Athem ſpart,
Mit Schnäblein wohlgeſchliffen
Erklingens wunderſein,
Und friſch in Lüften ſchiffen
Mit leichtem Ruderlein.

Wenn Spee dagegen den Schäfer Palämon zu Christus am Kreuz also hinaufrufen läßt, ist es unwürdig:

Schönes Böcklein! rothes Röcklein
Roth bist du von lauter Schweiß
Roth betränket ꝛc.
Auch thun bluten Daphnis Ruthen,
Dran man ihn hat aufgehenkt,
Kreuz und Nägel, stumpfe Kegel
Seyn mit Tropfen wohl besprengt.
Haides Hirschlein, rothes Kirschlein
Bist nun in und außen roth ꝛc.

Im Uebrigen ist der neueste Kern der Dichtung trotz der zuweilen mißbräuchlichen Form wieder nur die alte treue Gottesminne, wie denn auch Spee eine höchst edle und reine Natur war. Er gehörte zu den Wenigen, welche die Hexenprozesse für eine Schmach des Jahrhunderts erklärten. Neben dem tiefen Schmerz über seine Zeit tritt bei Spee auch eine geistreiche Heiterkeit hervor. Zu den anmuthigsten Anekdoten von ihm gehört folgende. Eine reiche und schöne, aber etwas leichte Dame zu Köln empfieng öfter Nachtmusiken, da brachte ihr auch Spee einmal eine große Nachtmusik unter zahlreicher Begleitung, aber es waren nur heilige Gesänge, die er vortragen ließ und zugleich in den schönsten Melodien. Die Dame war aufs äußerste überrascht und wurde so gerührt, daß sie sich von Stund an bekehrte.

Von Spee erschien 1649 auch ein „goldenes Tugendbuch", mit Andachten in Prosa, und zuweilen von Versen unterbrochen, in drei Abtheilungen „Uebung im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe". Hier offenbart sich eine noch reichere Phantasie, als in der Nachtigall, denn der Dichter spricht oft in Bildern, die freilich seltsam, bald gut, bald schlecht gewählt sind, z. B.

Der Dichter geht am Kreuze vorbei, da ruft ihm ein Engel zürnend, er solle nicht vorbeigehen, und schüttelt das Kreuz wie einen Baum und Früchte fallen nieder. Der Dichter hebt eine auf und ißt sie, und muß weinen und singen vor Freude. — Ein andermal sieht er den h. Hieronymus unter dem Kreuze sitzen und schreiben, als unter einem schattenden Baume. Höchst phantastisch sind die Anreden des Gekreuzigten an das Kreuz, die Nägel ꝛc. und die Anrede des Dichters an die Augen, die Haare, die Brust, Füße ꝛc. des Gekreuzigten.

Angelus Silesius (Scheffler) als Protestant 1624 in Breslau geboren, dann Leibarzt Kaiser Ferdinands III., wandte sich plötzlich geistlichen Dingen zu, wurde katholisch und starb als Jesuit in seiner Vaterstadt 1677. Er schrieb geistliche Dichtungen (heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder 1657 — die betrübte Psyche 1664 — Cherubinischer Wandersmann 1674 — die evangelische Perle — Beschreibung der letzten Dinge 1675), worin sich theils die süßeste Liebe und Hingebung in Gott, theils wieder ein merkwürdig kühner Pantheismus offenbart, sofern er nämlich voraussetzt, daß auch Gott sich ganz in Liebe der Welt hingebe und so Geschöpf und Schöpfer Eins werden. In der muhamedanischen Poesie findet sich eine ganz ähnliche Erscheinung, der Dichter Dschellalleddin. Die Gluth christlicher Gottbegeisterung grenzt hier nahe an den indischen Brahmaismus und die tiefste Demuth springt unmittelbar in den höchsten Stolz über. Angelus Silesius faßt das Verhältniß des Menschen zu Gott aber zu romanhaft auf, wie die wechselseitige Unentbehrlichkeit zweier Geliebten, Gott heißt es bei ihm (Wandersm. I. 8) kann ohne mich nicht leben; ich und Gott, heißt es weiter (II. 178) existiren allein, und wenn ich nicht wäre, wäre auch Gott nicht; Gott liebt mich mehr als sich selbst, weil ich ihn mehr als mich selbst liebe (I. 18); er wurde um meinetwillen Mensch, ich werde um seinetwillen Gott (I. 124) ꝛc. — Der Wandersmann besteht nur in kurzen epigrammatischen Knittelversen ohne sprachliche Schönheit, aber in der heiligen Seelenlust werden seine Verse reiner und länger und findet sich darunter das Zarteste, das ein frommes Gemüth empfinden und aussprechen kann. So in den Liedern: Wo bist du, mein Leben? — Ich will dich lieben, meine Stärke. — O bleibe bei mir. — Liebe, die du mich zum Bilde ꝛc. Höchst eigenthümlich sind die Lieder auf die Schönheit und insbesondere auf die Augen Christi. In der Betrachtung der Seitenwunde klingt aber auch schon ein ganz herrnhutischer Ton vor.

Der Jesuit Johann Bissel, ein Schwabe, schrieb delicias veris et aestatis, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die zweite Ausgabe des Frühlings erschien 1640 zu München. Das von mir benutzte Exemplar des Sommer hatte keine Jahrzahl.

Bissel beschreibt in lateinischen Distichen elegienweise die Reize des Lenzes, der warmen Frühlingssonne, des Zephyrs, der Veilchen und Rosen, knüpft

aber überall religiöse Betrachtungen an. Die Amsel erinnert ihn an den h. Benedikt, die Bienen an den h. Ambrosius ꝛc. Am lieblichsten sind die Elegien, die das Christkind im Frühling malen, wie die Bienen mit ihm spielen, wie die Nachtigall, während das heilige Kind schlummert, ihm paradiesische Träume erregt durch die Süßigkeit ihrer Lieder, wie die Turteltaube sich ihm zärtlich zugesellt ꝛc. Aber auch höllische Töne schlägt der Dichter an und beschreibt einen Zank böser Weiber. — Den Sommer schildert er ganz eben so. Unter andern schildert er eine nächtliche Sommerreise, die er mit Cameraden in seiner Jugend von Babenhausen nach Augsburg unternommen. Schade nur, daß er nicht einfach darstellt, was er erlebt, sondern alles mit mythologischen Citaten anfüllt und überall die Muse anruft:

Musa, cothurnato paullispor tetrica passu
Effor suspensos ex Helicone pedes etc.

Uebrigens führt er uns alle Scenen des Sommers vor, die Hitze, das Heumachen, die Erndte, die Lust des Bades. Die im Sommer blühende Lilie faßt er als Sinnbild der h. Jungfrau auf, deren Himmelfahrt im Monat August aber gleichfalls zu Dichtungen begeistert. Eben so führt er die Samariterin am Brunnen und das Buch Ruth in Elegien aus.

Wenn dieser Dichter nicht so tief in die classische Modesprache versunken wäre, würde er wohl nicht so ganz vergessen worden seyn.

In des Jesuiten Jakob Jardinius hinterlassenen, zu Münster 1636 gedruckten Elegien geistlichen Inhalts kommt unter andern eine durchgreifende Beziehung der Jurisprudenz auf die Religion vor und heißt es (S. 217), Christus am Kreuz sey das wahre corpus juris, welches er selbst mit seinem Blute geschrieben. — Der Jesuit Benedikt Rogaccius gab 1695 zu München unter dem Titel Euthymia ein langes Gedicht in lateinischen Hexametern über die Seelenruhe heraus, aber wimmelnd von antiken Namen und classischer Eitelkeit.

Jakob Balde, ein Elsäßer, Jesuit in Ingolstadt und Hofprediger in München († 1668) dichtete deutsch und lateinisch. Seine deutschen Reimereien, sein deutscher Agathyrsus, und sein „Ehrenpreis" der Maria (1638) sind unendlich grob und schwerfällig, während seine lateinischen in horazischen Maaßen gedichteten Lieder wahrhaft classisch sind. Sie wurden übersetzt zuerst von Herder, dann von Neubig 1830 und Aigner 1831. Er drückt darin ein tiefes patriotisches Gefühl aus, den unendlichen Schmerz über die Zerrüttung Deutschlands während des 30jährigen Krieges. Oft überwältigt ihn der Jammer des aus allen

Adern blutenden Vaterlandes, und es bleibt ihm nichts übrig, als Geduld und Hoffnung.

Willst du den Kriegsgott fordern zum Richterstuhl?
Doch alles Recht liegt Kriegern in ihrer Faust.
Vorwürf' und Frevel widerlegen
Sie mit der Kling', und des Hornes Ruf stillt
Beredten Jammer. Wer die gewandt're Hand,
Hat Recht auch immer. Nie sich vereinen wird
Bewehrte Macht zu gut und waffen-
Loses Gesetz. Es gewinnt den Vortheil
Die Degenscheide. Fahre zu klagen fort:
Wer hört dich, Armer? Folgest du meinem Rath,
Dann schweigen wirst, und tief im Busen
Bergen den Gram du. Geduld besieget
Ein jedes Uebel.

Außer diesen allgemeinen Klagen finden wir von Balde auch besondere Oden auf die wichtigsten Begebenheiten des 30jährigen Krieges, worin zum Theil sehr geistreiche Gedanken vorkommen, z. B. in der Ode auf Wallensteins Tod:

Uebel einst den Cäsar erlegt von Brutus
Sah das mächt'ge Rom; nun mit besserm Wechsel
Sieht den Cäsar Eger geschirmt, und seinen
Brutus erleget.

Die vielen Lehrgedichte, worin der Dichter seinen Freunden Rath ertheilt, oder bei sich selbst Lehrsätze der Tugend, des Rechts, der Weisheit, Mäßigung ꝛc. überlegt, wollen wir hier übergehn, weil sie sich zwar durch viele Geisteskraft auszeichnen, aber weniger originell sind.

Balde widmet sich in seinen schönsten Liedern ganz der h. Jungfrau, wie ein Minnesänger. Doch weiß er mit dem feinsten Tact die Subjectivität zurückzuhalten, ohne sich der heiligsten Gestalt zu vertraulich zu nähern. Sie schwebt immer in höheren Regionen über ihm. Mit poetischer Meisterschaft faßt er die oberbayrischen und Tiroler Alpen gleichsam als ihr Piedestal auf. Fast immer erblickt er sie über Wäldern und Bergen, wozu ihm die vielen Gnadenorte im Gebirge nächsten Anlaß gaben. Sein schönes Lied auf die Himmelfahrt der Gebenedeiten wird dies am deutlichsten machen:

An dem Tag', als Du von der Erd' entfliehend,
Hoch dich, Jungfrau, über die Stern' entschwangest!
Deckte Dir mit Blumengedüft den ganzen
Rücken der Himmel.
Und indem er schreiten dich sah, ertönte
Laut das süße Lied von den Höh'n: O welche
Huldin da aus düsterem Waldesgrau'n, und
Trauriger Oede,
Welche Göttin steiget empor! Von Anmuth,
Ganz von laut'rer Wonne sie perlt; und hauchet
Durch die regen Lüfte, gestützt auf ihren
Theuern, von Blumen.

Als die gnadenreiche Erbarmerin wird die Gottesmutter in mehreren schönen Liedern gefeiert. Am merkwürdigsten ist die 46. Ode, in welcher die Himmelskönigin mitten unter Sündern und Verbrechern steht, um der Hölle ihre gewissesten Opfer zu entreißen. In einer einzigen Ode geht der Dichter in seiner Inbrunst zu weit und macht aus der Gottesmutter zu sehr eine Sulamith (Ode 38). Noch in einer anderen (Ode 7) ist der Renaissancestyl gar zu spielend angewandt. Man erwäge folgenden Vergleich: Eher wird das Kalb mit dem Wallfisch auf Bergen tanzen und werden tief unter Wasser Hirsche die Gewelhe vor Najaden neigen, ehe ich, o Jungfrau, von dir lasse! Doch solche kleine Ueberschwenglichkeiten können uns bei Balde so wenig wie bei Calderon von der Bewunderung der Dichter abhalten.

Die Marienlieder sind 1857 noch besonders von Schlüter übersetzt worden, sehr schön, aber nicht in den antiken Versmaaßen, sondern in den Formen Calderons.

Ein großes allegorisches Gedicht des Balde ist Urania victrix von 1663.

Urania bedeutet die anima christiana, oder das göttliche Princip im Menschen, im Gegensatz gegen die verführbare Seite der menschlichen Natur. Die arme Urania wird nun auf alle Art zu überwinden, zu verführen gesucht, bleibt aber immer standhaft und erhält Schutz von oben. Erst versuchen die fünf Sinne, sie zu berücken, in Gestalt schöner Jünglinge mit ausgesuchten Gaben, wie Caro und Mundus (Fleisch und Welt), aber umsonst. Immer hält ihr ein Engel das Schutzmittel vor. So die Lilie, als sie mit Parfümerien beschenkt wird, so den Essigschwamm, als ihr Krähen die köstlichsten Speisen bringen, so den Kreuzesstamm, als ihr Tactus (der Sinn des Gefühls) mit

demuthsvollen Komplimenten, den blinden Amor an der Seite, naht. Dieser letzte Gedanke ist zart.

Sehr merkwürdig ist Baldes Agathyrsus, in lateinischen und deutschen Versen zugleich zu München herausg. 1647, nachdem das kürzere lateinische Gedicht von ihm schon 1636 in Innsbruck geschrieben worden war.

Agathyrsus steht in dem einleitenden Gespräch als der Magere dem Gordianus als dem Dicken gegenüber, das Gedicht selbst aber ist eine lange Zorn- und Strafrede wider die Dicken und Bauchdiener zur Ehre der Mageren, bei denen der Geist ist.

Du Saukopf bei der Bitschen Bier,
Wie magst dann also prangen?
Groß hin, groß her. Ein Kamelthier
Ein Elephant hergangen,
Es tragt und schreit der Fleischthurm weit
Will alles überschreiten,
Spott doch ob ihm mit seiner Stimm
Eine Lerche klein, von weitem.

Die Fallstaffnatur der Dicken wird mit sehr guter Laune geschildert, dazu die Leiden der Dicken, das Podagra ꝛc. Trotz der etwas groben Verse findet sich in diesem vergessnen Gedicht viel Geist und Malerei.

Seitdem Herder auf die Schönheiten Baldes aufmerksam gemacht hat, pflegen ihn auch die Protestanten zu verehren, aber die wenigsten wissen, wie tief Balde das Lutherthum haßte. In seinem paradoxon musicum (vgl. Weißlingens Merkwürdigkeiten III. S. 86 und daraus Flögel, Gesch. d. com. Lit. III. 423, da man das Gedicht in den gewöhnlichen Ausgaben Baldes vergebens sucht) erklärt sich Balde aufs heftigste „gegen die wilde Sau" und versteht darunter Luther.

Die Satire ist vornehmlich gegen den Katechismusbecher Luthers gerichtet. Auf jedem Buckel des Glases stand nämlich etwas aus dem Katechismus, und diese Verbindung der Glaubenslehre mit dem Trinken erschien den Katholiken, namentlich auch dem Ketzerhammer Gretser, höchst anstößig. Balde geht so weit, von Luther zu sagen:

de ventre Islebico sic sentio: Totus erat sus.

In der deutschen Sprache wußte sich Balde (wie Frischlin) nur unbeholfen auszudrücken. Sein „Ehrenpreis auf die Maria" ist nur durch den Ernst und Adel der Gesinnung über die Roheit der Form erhoben.

In dem Gedicht de vanitate mundi, worin Latein und Deutsch wechseln, sinkt er im Gedanken, wie in der Sprache tief herab. Unter Anderm spottet er über Copernicus und die neue Lehre, daß sich die Erde um die Sonne drehen solle und nicht umgekehrt.

Die Erde steht und nicht umgeht,
Wie recht die Gelehrten meinen.
Ein jeder ist seines Wurmbs vergwist,
Copernicus des seinen.

Der Wiener Jesuit Nicolaus Avancini, ein Welsch-Tiroler, gab 1670 eine poesis lyrica heraus, worin er, wie Balde, mit großer Meisterschaft der Sprache die Oden des Horaz nachahmte. Er ist der eigentliche Hofpoet der Ferdinande und zugleich der Tyrtäus der österreichischen Armada im dreißigjährigen Kriege gewesen.

Er theilt mit Balde die tiefe Trauer über Deutschlands Zerrüttung, nur daß er ausdrücklich der Häresie die Schuld gibt, und im Kaiser den Friedensfürsten sieht, von dessen Sieg auch das Glück Deutschlands abhänge. In vielen Oden schildert er mit ergreifenden Zügen, wenn auch mit zu viel Gebrauch der classischen Mythologie, die Greuel des Kriegs. Die Nymphen der deutschen Ströme klagen über das Blut und die Leichen, die ihr Wasser verunreinigen. Jammernd fleht Alemannia um Rettung, schon cadaverosa fronte. Ganz Deutschland wird mit dem brennenden Troja verglichen. Die deutschen Fürsten werden wegen ihrer Uneinigkeit schwer angeklagt.

Non est honesti haec prodiga sanguinis
Nec digna vestro nomine Teutones virtus.

Der Dichter fleht die Fürsten an, die Einheit des Reiches herzustellen:

Scissam tot armis inviolabili
Firmate rursus nexu Alemanniam.

In einer andern Ode ruft er aus:

O probrum generis Teutonici, o pudor!
Germani scidimus viscera patriae.

Und so durchgängig. Im Uebrigen wendet sich der Dichter an die h. Jungfrau Maria, damit sie als Mutter aller Liebe rette, was der Vater alles Hasses zu vernichten trachtet. Die Errichtung einer Säule zur Ehre der unbefleckten Empfängniß in Stein unter Ferdinand III. gibt ihm dazu die nächste Veranlassung. Aber seine Andacht zu Maria wiederholt sich in vielen Oden.

Qui te non amat, o sole serenior
Virgo, est Oebalio marmore durior,
Haemi saevior ursis etc.
Puella pulchra pulchrior Iride
et orbe pleni solis amoenior etc.

Namentlich verehrt er sie als die Sonne des heitern Friedens, welche die fürchterlichen Gewitter des Krieges vertreiben soll. In einigen Oden fordert er die österreichische Bevölkerung zum Kampfe auf; da er aber lateinisch schrieb, konnten diese feurigen Aufrufe nicht populär werden. Am Schlusse richtet er eine Menge Oden an Leopold I., worin sich auf bemerkenswerthe Weise ein unerschütterliches Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit des habsburgischen Stammes und Principes und ein gewisses Behagen an dem davon unzertrennlichen Phlegma ausspricht. — In der 57. Ode des 2. Buches giebt er ein kurzes aber großartiges Gemälde des Weltgerichts:

Absiste laetis, fulmina, fulmina
Tonunt in aures etc.

In der 30. Ode des 1. Buchs sieht er sich selbst der Erde entschweben, unter sich den Planeten mit seinen Gewittern und Schlachten, er froh der Rettung zuschwebend der ewigen Sonne des Friedens, die er so schön in seinen Liedern gefeiert hat.

Avancini schrieb auch lateinische Schauspiele (eine poesis dramatica Wien 1671 und Cöln 1675) in drei Theilen.

Im ersten Theil das Stück Sosa. Der Held ist ein vornehmer Portugiese, welcher siegreich aus Indien heimkehrend am Kap Schiffbruch leidet und mit seiner Gemahlin Eleonora und seinen Kindern in die Gewalt des schwarzen Volkes fällt. Beraubt, gänzlich entblößt sterben sie auf der Flucht Hungers. Der Refrain der Klage ist: quam vanis pascimur umbris. — Der Apfel des Theodosius, die berühmte Geschichte der Athenais (Eudoxia). Diese gab einen Apfel, den ihr Theodosius ihr Gemahl geschickt, dem Paulinus und Paulinus schickte ihn, ohne etwas Arges zu ahnen, dem Kaiser wieder. Theodosius aber sah darin einen Beweis der Untreue, ließ Paulinus hinrichten und Eudoxia verstoßen, bis ihre Heiligkeit ihn bewog, sie zurückzurufen. — Marius, das tragische Ende dieses großen Römers. Die Bekehrung Wittekinds und der Sachsen. Joseph und seine Brüder.

Im 2. Theil eine allegorische Darstellung der Verdienste des großen Heidenapostels Franz Xaver. Der Sieg Constantins des Großen über Maxentius. Sodann die Geschichte der Ansberta, die ihren auf einem Kreuzzug gefangenen Gemahl, den deutschen Herzog Bertulf zu retten, selber verkleidet ins Morgenland reist. Die Geschichte der Judith. Die seltsame Bestrafung des König

Alphons von Kastilien, welcher sich in Gelehrsamkeit übernahm und öffentlich erklärte, wenn er im Rath der Schöpfung gesessen hätte, wäre sie besser ausgefallen, wofür Gott ihn straft, indem er nicht nur die Geister seiner Vorfahren drohend erscheinen läßt, sondern auch in einem entsetzlichen Gewitter des Königs Sohn durch einen Blitz tödtet und ihn so lange schreckt, bis er reuig seine Ohnmacht erkennt. Die Vermählung des als Sklaven verkleideten Evergetes mit der Königin Eudoxia, eine Allegorie, sofern er das Verdienst und sie den Ruhm bedeutet, hat doch auch den Reiz eines romantischen Intriguenspiels.

Im dritten Theil stellt der Tyrann Idokerdus den Egoismus oder das Privatinteresse dar, welcher die Königin Voluntas (den Willen) verführt, überlistet und gefangen nimmt. Sehr sinnreich ausgedacht und ausgeführt, so daß man wohl sieht, der Dichter nahm sich Calderons geistvolle Autos zum Muster. — Das bekannte Martyrium des spanischen Königsohns Hermengild, den seine Stiefmutter Goßwinda tödtlich haßt. Der Opfertod des h. Olaf in Norwegen, der bei Einführung des Christenthums in einer heidnischen Empörung unterging. Die Verfolgung Davids durch Saul. Endlich die drei Männer im feurigen Ofen.

Viel unbedeutender als diese war der Jesuit Adam Widl, dessen lateinische Gedichte zu Ingolstadt 1674 gedruckt wurden, geistliche und weltliche Oden nach Horaz, meist auf die h. Ignatius und Franz Xaver, dazu Klagen über die verderbte Welt.

An Balde und Avancini reiht sich der Jesuit Christian Rosacinus mit seiner poesis lyrica, die erst nach seinem Tode zu Nürnberg 1675 erschien. Lauter Oden, dem Horaz nachgebildet, an Kaiser und Erzherzöge und andere große Herren Oesterreichs. Was sie auszeichnet, ist kriegerisches Feuer z. B.:

Quem poscat sibi Mars virum,
Qui det teutonicis jura phalangibus?
— — — In armis stet puer et suo
Assuescat ensi — — —

Der Dichter besingt die Siege Montecuculis und des Badener Ludwig und mahnt immer dabei, Volk und Jugend in Tapferkeit zu üben, so daß er gewissermaßen ein Vorbild Ernst Moriz Arndts ist.

Directe Satiren auf die reformirten Gegner begegnen uns in den Jesuitenstücken nicht. Sie sind in der Regel ernst und würdig gehalten. Merkwürdig ist jedoch in einer zu Antwerpen 1634 erschienenen Sammlung (selectae P.P. soc. Jesu tragoediae) die erste Tragödie, verfaßt von Pater

Alexander Donatus, mit dem Titel Suevia, worin der Untergang des Hohenstauffischen Hauses aufgefaßt ist, wie der Greuel im Hause des Oedipus. Es handelt sich um die Söhne Kaisers Friedrichs II.

Konrad IV., als ältester Sohn Friedrichs Nachfolger im Reich, bewillkommt seinen Bruder Jordan, König von Jerusalem. Der dritte Bruder Manfred aber, den ein böser Rathgeber Maurus (eine Gestalt wie Hagen in den Nibelungen) zur Seite steht, will erst Konrad durch Jordan und dann diesen selbst wegraffen, um sich zum Alleinherrn zu machen. Aber die Verschwörung wird entdeckt, und erst Jordanus hingerichtet, dessen Mutter, die alte Königin Isabella aus England, wie Hecuba weint und wie Kassandra wüthet. Konrad selbst stirbt von Manfreds Gift, der selber seinem Unstern nicht entrinnen kann.

Dieses haarsträubende Stück, worin mit der wahren Geschichte gar willkührlich umgegangen wird, wurde im seminario Romano von den nobilissimis adolescentibus aufgeführt, in der unverholenen Absicht, den Ghibellinismus moralisch zu vernichten. Allein die Staatsgewalt begann gerade damals, den Untergang der Hohenstauffen am Papstthum zu rächen.

Merkwürdig ist das Lustspiel: die verschwundene Kirche, welches die Jesuiten in Bayern aufführten.

Besoffene Bauern zu Penning begegnen sich, stoßen an einander und schimpfen. Der Meßner will zum Frühgebet läuten, kommt mit der Laterne, findet die Kirche nicht und hält sich für behext, wie auch die Bauern. Der Pfarrer kommt zur Messe, betet unterwegs laut die horas, hört den Lerm des Meßners und der Bauern, schimpft sie und fällt gleich wieder in sein frommes Gebetsprechen zurück, bis auch er, durch die Andern aufmerksam gemacht, das Wunder sieht, daß keine Kirche mehr da ist. Der Pfleger des Orts kommt mit der Jagdpeitsche, um die Diebe der Kirche zu verfolgen und haut tüchtig auf die Bauern los. Endlich kommen Amtleute und Schreiber und nehmen den Fall zu Protokoll und ehe man die Hand umdreht, ist schon ein ungeheurer Aktenstoß angeschwollen, daß alle sich entsetzen und die Hexerei unverkennbar ist. Hier bricht leider der lustige Bericht über dieses tolle Stück in v. Buchners Werken S. 216 ab. Nur die Legende wird hinzugefügt, demzufolge die Mutter Gottes aus Unwillen über die schlechte Aufführung der Einwohner den Ort Penning sammt der Kirche verlassen und mit derselben nach Soffau übergesiedelt seyn soll.

Mison Erythreus von Gänßbrunn schrieb 1682 eine gereimte deutsche Comödie von der Frauentreue, worin er die berühmte Geschichte der Weinsberger Weiber darstellt. Derselbe Dichter schrieb 1678 auch eine

lateinische Comödie (ludicra), worin er den Epidemus als schlechten Dichter arg verhöhnt.

Von Ferdinand Freiherrn von Fürstenberg, dem berühmten Mäcen Paderborns und Herausgeber der Monumenta Paderbornensia, besitzen wir auch eine Sammlung von lateinischen Gelegenheitsgedichten. Zu den monumentis selbst schrieb er eine große Menge lateinische Ueberschriften in Distichen, worin er alle Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümer historisch bedeutsamer Orte seines Gebietes ꝛc. besang, z. B. auch die clades Variana im Teutoburger Walde. Die übrigen poemata zu Amsterdam 1671 in 8° und zu Paris 1684 in Folio herausgegeben enthalten vorzugsweise Erinnerungen aus Italien, wo sich der bischöfliche Dichter längere Zeit aufhielt. Hier besingt er Papst Alexander VII., die Cardinäle und Monsignoren aus den großen römischen Familien, ein lucullisches Gastmahl im Hause Chisi, die schönen Villen in der Nähe Roms, einige Heiligenbilder, Freunde aus der Gesellschaft Jesu ꝛc., unter andern auch den Tod eines treuen Möpschens. Alles in diesen Dichtungen athmet Eleganz und Vornehmigkeit. Im Enthusiasmus für Italien gieng Fürstenberg allen spätern Deutschen voran.

Die lateinischen dramata des Benediktiner Simon Rottenpacher, Salzburg 1683, behandeln fast lauter antike Stoffe, den Tod des Osiris, des Atys, des macedonischen Demetrius, den sein Bruder Perseus vergiften ließ, und dieses Perseus selbst, die Heimkehr des Ulysses, die tragische Geschichte der longobardischen Rosamunde und ein Paar allegorische Sagen vom wiederkehrenden Frieden, von der Rettung der gefährdeten Jugend und von der Stiftung des Klosters Kremsmünster, dem der Dichter angehört.

In diesem letzteren für die Geschichte des Geschmacks bezeichnenden Stücke wird die Gründung des Klosters mit der Liebe der Kallirhoe, Nymphe des Kremsflusses, in Verbindung gebracht und mischen sich antike Götter, Nemesis, Pallas, Mars, Vulcan, Amor, Satyrn ꝛc. unter die christlichen Allegorien Providentia, Religio, Spes und unter die historischen Personen aus der Zeit des Thassilo. Die Nymphe jammert, daß sie immer ledig bleiben müsse, da sorgt divina providentia, daß sie in Theophilus einen Freier bekommt, das ist nämlich die Personification des Klosters selbst. Das Stück spielt dann tiefer in die Weltgeschichte hinein und schildert die Verfolgung der beiden Liebenden, d. h. immer des an den Fluß gebauten Klosters, bis zum

Kaiser Ferdinand, welcher die Feinde verjagt und das verarmte Liebespaar durch große Schenkungen reich macht. Man kann sich kaum etwas Widersinnigeres vorstellen, als die Geschichte eines Klosters im Gewand einer Liebesgeschichte.

Ganz an antike Stoffe hielt sich der Jesuit Ruäus, dessen zwei Tragödien, Lysimachus (nach Plutarch) und Cyrus (nach Herodot) zu Ingolstadt 1745 gedruckt wurden.

Unter den katholischen Dichtern des 17. Jahrhunderts nimmt der Capuziner Laurentius von Schnüffis eine nicht unbedeutende Stelle ein. Er hat sich ganz nach den Spaniern gebildet und (ohne ihn zu nennen) herrliche Gesänge des Johannes vom Kreuze in Uebersetzungen seinen eigenen Dichtungen einverleibt (z. B. des Miranten Einsamkeit S. 19). Seine Verse sind mit classischen Namen gespickt und im Geschmack der Zeit affectirt, jedoch verhältnißmäßig fließender als viele anderer deutscher Dichter jener Zeit, und von einem Feuer durchglüht, das bald an Calderon, bald an die schönen Dichtungen seines Ordensvaters, des h. Franciscus von Assisi erinnert. In „des Miranten wunderlichem Weg nach der Einsamkeit" hat er seine Bekehrung zum Mönchsstande, (1690) geschildert, nachdem er schon 1681 sein berühmtes Gedicht „Mirantisches Flötlein oder geistliche Schäferei" herausgegeben. In der Mirantischen Maienpfeife 1692 hat er sodann die glühendsten Liebeslieder an die h. Jungfrau gerichtet.

Im mirantischen Flötlein wird Clorinda (die Seele) durch Daphnis (Christus) aus dem Sündenschlaf geweckt, geht in sich, überschaut ihr ganzes Leben voll Schande und Schuld, mustert jedes einzelne Laster durch und fällt in Verzweiflung, bis Daphnis ihr wieder Trost spendet. Noch lange bleibt sie schwer gedrückt, bis sie endlich erkennt, durch Leiden beweise uns Gott seine Liebe. Nun gibt sie sich mit Freuden der strengsten Buße hin und wird dafür belohnt durch die Erklärung des Daphnis, daß er sie liebe. Noch einmal fällt sie in eine, jedoch nur süße Noth, indem er sie verlassen hat und sie ihn überall mit heißer Sehnsucht sucht, bis sie ihn wiederfindet und zum erstenmal in seiner ganzen strahlenden Schönheit erblickt.

In der Maienpfeife wird ein ähnlicher Roman zwischen Clarus, dem Hirten (die Seele) und der h. Jungfrau durchgeführt. Diese erscheint dem Hirten zum Trost und zur Erhebung in den mannigfachsten sinnbildlichen Gestalten, als der personificirte Frühling, als Paradies, als Lilie unter den Dornen, als die Blumenkönigin Rose, als Mundschenkin des Lebensweines, als Mai, Morgenstern, Morgenröthe, Sonne, als Amazone, gewaffnet wie Bellona,

als Jägerin ꝛc. Clarus gibt ſich ihr ganz hin, flieht um ihretwillen jede Sünde, wird aber von Sehnſucht verzehrt, ſie zu hören und zu ſehen, wie ſie in ihrer Herrlichkeit iſt.

Viel geringer ſind ſeine ſpätern Dichtungen: die mirantiſche Maultrommel 1699, in der er die üppigen Sitten der Zeit tadelt, die Völlerei, Wolluſt, den Luxus ꝛc. Hier vermiſſen wir auch ſeine frühere Leichtigkeit. Er reimt einmal:

Alſo thät es durch ſein ſtetes
Sinngebet der von Aßis,
Der geſtiegen ohn Erliegen
Mit dem Leib ſo gar oft bis
In die Wolken ꝛc.

Doch finden ſich auch hier ein paar gute Sinnbilder, z. B. S. 239 das von der Spinne, die ihre Netze webend dem Himmel allezeit den Hintern zukehrt, wie die weltliche Intrigue, und dgs von der Hoffahrt des Genius S. 46.

Wiſſet, daß auf Perſeus Schimmel
Keiner kommet in den Himmel,
Sondern einzig durch die Buß.

In dem „Futter über die Maultrommel“ 1699 wird das Thema fortgeſetzt und ſonderlich die neue Kleidermode gegeißelt.

Am Kinn, ſo von den Haaren rauh,
Man einen Mann erkennet.
Wer ſich des Bartes ſchämt, wird auch
Nicht wohl ein Mann genennet.

Während die Männer ihre natürliche Zierde, den Bart, abſcheeren, bedecken ſie ſich aufs unnatürlichſte mit Allongeperücken:

Das Haar den Weibern ſchnitt man ab
Auf daß der Prahlhans Locken hab
Hinab bis auf die Hoſen.

Die 1698 erſchienene „ſchmerzhafte marianiſche Einöde“ bleibt weit zurück hinter der Maienpfeife. Sie enthält überkünſtelte Sinnbilder von den verbundenen Herzen Jeſu und Mariä, die auf alle Art geprüft und gequält, zerriſſen, auf dem Ambos zerhämmert, auf einem Schiffe fahrend an die Klippe geſchleudert, unter die Preſſe gelegt, mit der Geißel ge-

ſchlagen werden ꝛc. S. 165 geht der Dichter ſo weit, das Herz Mariä als Schwamm brauchen zu wollen, um ſich von ſeinen Sünden zu reinigen.

Der Jeſuit Pater Juſtus Sautel gab 1673 zu Ingolſtadt divae Magdalenae ignes sacri et piae lachrimae heraus, worin er das Andenken der Heiligen in unzähligen lateiniſchen Diſtichen feierte. Es ſind theils Epigramme, theils Elegien. Ueberall herrſcht der claſſiſche Geſchmack vor, ſo daß Magdalena eine Diana genannt wird, mit Amor lange Geſpräche hält, und daß auch andere antike Götter herbeigezogen werden, Neptun angerufen wird, keinen Sturm auf dem Meere zu erregen, ſo lange die Heilige darüber fährt, Thetis ihr die Wellen glätten muß ꝛc. Indeſſen finden ſich unter ſehr vielen Künſteleien auch echt poetiſche Dichtungen. Schön iſt z. B. S. 104 die Klage Magdalenens, indem ſie der Wolke nachblickt, in der Chriſtus gen Himmel gefahren. Unter den vielen Gedichten, die ſie als eine zum Fels verſteinerte Niobe und ihre Thränen in eine Quelle verwandelt bezeichnen, findet ſich ein ſehr ſchönes S. 228. Sie betrachtet im Spiegel einer Quelle den nächtlichen Sternenhimmel, hier unten ſcheint alles ſo vergänglich, ein dahinrieſelndes Gewäſſer, dort oben alles ſo feſt und ewig. Aber ſie beſinnt ſich, auch die Sterne werden vergehen und nichts iſt ewig, außer Gott, der ganze Himmel, der ſich in dem kleinen Waſſer ſpiegelt, iſt nicht mehr, als der Spiegel ſelbſt.

Et vagus est fluctus, vaga sunt et sidera, nunquam
Haerent perpetuo rivus et astra loco.

Gar lieblich iſt auch das Gedicht S. 250. Eine Biene umſchwärmt ſie in ihrer Höhle, ſie verjagt ſie. Warum? ruft die Biene, ich will dich ja nicht ſtechen, dir nur Honig bringen. Ich weiß es wohl, antwortet Magdalena, aber eben deßhalb entfliehe, denn ich verlange nichts Süßes, mir ziemt nur Bitteres.

Deſſelben Sautel lusus poetici allegorici, erſt 1717 zu München gedruckt, enthalten eben ſo poetiſche Sinnbilder, Parabeln und Fabeln in lateiniſchen Diſtichen.

Der Menſch wird verglichen mit einer Fliege, die in der Milch Schiffbruch leidet, dann wieder mit einer Biene, die im Körper Amors, d. h. der chriſtlichen Liebe, ſich einniſtet, mit dem Seidenwurm, der in ſeinem Geſpinnſte zum Wohl Anderer ſtirbt, mit dem eiteln Narciſſus, mit der vorſichtigen Ameiſe, mit der Traube unter der Kelter ꝛc. Eine der ſeltſam ſchönen Vergleichungen,

welche dieſer Dichter liebt, iſt die eines Märtyrers mit der im Deſtillirkelche weinenden Roſe.

Von Sautel erſchien noch zu Köln 1741 ein annus sacer-poeticus, ebenfalls mit Sinnbildern.

In den poetiſchen Werken des Jeſuiten Franz Noël, die 1717 zu Frankfurt erſchienen, ſind in lateiniſcher Sprache theils lyriſche und epiſche Cyclen, theils Schauſpiele enthalten.

Der erſte Cyclus umfaßt in kurzen Gedichten das Leben Jeſu unter dem Namen der göttlichen Liebe, d. h. alle Handlungen und Wirkungen Jeſu aufgefaßt als Thaten der ewigen Liebe. Der zweite Cyclus enthält marianiſche Briefe, im Tone theils des hohen Liedes, theils der ovidiſchen Heroenbriefe, aber es ſchreibt nicht nur sponsus sponsae, ſondern auch filius matri, und ſie ſind viel myſtiſcher gehalten, als die verwandten des Eoban Heſſus. Der dritte Cyclus enthält das Leben des h. Ignatius Loyola. — Die Schauſpiele ſind: Philotas, der von Alexander dem Großen unſchuldig zum Tode verurtheilt wird; der Untergang des Herodes, wobei die Dämonen ihre Rolle ſpielen; der chriſtliche Amor, ein Auto, gleich denen des Calderon, worin Chriſtus als kleiner König von dem mächtigen Nachbarkönig Cosmus (Welt) übermüthig gefangen und gemartert wird; Lucifers Fall; Accianus, König von Syrien, der als Chriſtenfeind beſtraft wird; Heinrich von Norwegen, ein geflüchteter Prinz, welcher Franciscanermönch wird und in Heiligkeit ſtirbt. Zum Schluß eine Comödie: der ſehende Blinde, die bekannte Geſchichte des reichen Blinden, dem ſein Nachbar das vergrabene Geld ſtahl, der aber durch Liſt bewirkte, daß der Nachbar das Geld wieder hinlegte in der Erwartung, ſpäter noch mehr zu finden.

Ein gewiſſer Lizel ließ unter dem Namen Megalissus 1730 „den neudeutſchen Katholiken“ und 1731 eine „deutſche Jeſuitenpoeſie“ drucken, um den Beweis zu liefern, die Jeſuiten leiſteten nichts oder nur Geſchmackloſes in deutſcher Poeſie.

Darin kommen allerdings abgeſchmackte Feſtgedichte z. B. zur Feier des Königs von Frankreich in Straßburg, ſteife Gelegenheitsgedichte, ein Abriß der Thaten des Prinzen Eugen in ſehr harten Verſen ꝛc. vor; jedoch auch gute Sachen, z. B. ein Marienlied (S. 30):

Mutter Chriſti, hoch erhoben
In dem ſchönen Himmel droben
Aller Engel Königin
Unſre Frau und Mittlerin.

O Du Zuflucht aller Sünder,
Schau, wir arme Adamskinder
Die geſündigt ohne Zahl,
Weinen in dem Jammerthal.

Laß uns deine Hülf' erſcheinen,
Laß uns nicht vergebens weinen,
Führ uns zu dem Gnadenthron
Und verſöhn uns deinem Sohn ꝛc.

Auch Pater Abrahams Fiſchpredigt ſteht hier als ſchwülſtiger Unſinn. Lizel ſcheint nicht gedacht zu haben, daß hier Humor im Spiele iſt. Im Uebrigen gibt er zu, „daß auch unter den Evangeliſchen ſich annoch viele Reimenſchmiede befinden.“

Pater Cöleſtin Leuthner, Lehrer in Salzburg, gab 1736 dramata Parthenia heraus zur Verherrlichung der Jungfrau Maria. Alles kleine Legenden, worin entweder ein Sünder wegen beſonderer Andacht von Maria Schutz und Verzeihung erhält, oder ein Verächter der h. Jungfrau beſtraft wird.

So die Stücke: ex terrore salus; ex hosti frater; S. Emericus, Mariae sponsus; majestas Virginis vindicata; illusor delusus. In dem Stück aurea servitus verkauft ſich ein frommer Marienverehrer freiwillig als Sklave, um das Geld zu einer Feier Marias zu opfern. Mitten im lateiniſchen Text kommt hier ein deutſches Lied vor:

Freiheit, o Freiheit, o ſchädliche Sach,
Die mit ſich ziehet viel Elend und Ach.
Bleibe, ein herziges Vögerl im Haus,
Dorten biſt ſicher, ach fliege nicht aus.
Schneeweißes Lämmlein, ach bleibe beim Hirt,
Der ſicher weiden und führen dich wird.

Die lateiniſchen Schuldramen des Jeſuiten Claus, Augsburg 1741, haben ſchon einen Beiſchmack von Corneille und Racine.

So die Großmuth des Scipio, der Tod des Themiſtokles, der Untergang des Stilicho, der nur aus Liebe zu ſeinem eignen Sohne Eucherius, um dieſen zum Kaiſer zu erheben, Verräther an ſeinem rechtmäßigen Kaiſer wird, und die Strafe des Protaſius, eines japaniſchen Fürſten, der aus Habgier vom Chriſtenthum wieder abfällt, aber betrogen wird und untergeht. Die übrigen Stücke ſind nur für die Schuljugend geſchrieben. Im Martius beſchreibt er den heroiſchen Kreuzzug der 20000 deutſchen Knaben im Jahre 1212.

Im date et dabitur beweist er, wer nicht gebe, dem zieme auch nicht das Empfangen. Im Nemo spiegelt er seine Schüler ab, wie jeder leugnet, daß alles Ueble nur von Niemand kommen soll. Solchen moralischen Spiegel hält er auch einem reichen Jüngling vor, der zu faul ist zum lernen, und dem Sohn eines Schusters, welcher studiren soll und dessen Talent doch nicht über den Leisten hinausreicht. In dem Stück Vulpanser ahmt er Calderons „das Leben ein Traum" nach. Unbedeutender ist sein Kampf der Dillinger mit den Heuschrecken, sein nachtwandelnder Knabe, sein verrückter Knabe, der sich einbildet, die Spatzen nisten in seinem Kopf ꝛc.

Dagegen weht uns aus den Schaustücken der Jesuiten in Wien von 1725 und 1743, wie sie Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspiele I. S. 455 schildert, Calderons Geist an.

In dem einen, Abrahams Opfer, wie in dem andern, Constantius, zieht sich die antike Mythe von Perseus und Andromeda wunderbar spielend hindurch als Allegorie. Der gebundene Isaac, welcher des Todes harrt, wird mit der gefesselten Andromeda, und hinwiederum das von Constantin dem Großen besiegte Heidenthum mit der Medusa verglichen.

Auch der Jesuit Ferdinand Huber nähert sich in seinen Festspielen der Manier Calderons in den Autos. Seine flores erschienen zu München 1747.

In einem Festspiele öffnet Jupiter die Reihe der habsburgischen Kaiser. In einem andern wetteifern die Blumen des damals berühmten bischöflichen Gartens in Eichstädt, der Patronin dieses Bisthums, der h. Walburgis als Tugendsinnbilder zu huldigen, ein ächt spanisches Automotiv. — Mars, der Kriegsgott wird im Götterrathe angeklagt und verurtheilt. — Friedrich August Kurfürst von Sachsen, fällt in Contemplation, ehe er den Entschluß faßt, katholisch zu werden. — Laurentius Justinianus wird „im Schlaf" ein Heiliger, weil ihm Maria im Traum erscheint und er sofort sein Leben umwandelt. — Eine Seele ringt mit der Welt und dem Fleische, neben der Tugend und Gnade aber steht ihr hauptsächlich Amor marianus bei. Diese Personification eines marianischen Amor ist originell und reizend. — Die verbannte Seele sucht den Heiland an allen Orten vergebens, bis sie ihn am Kreuze findet. — Zwei historische Stücke handeln von der Vertreibung der Mauren aus Spanien und von Kaiser Heinrich dem Frommen und seiner Gemahlin Kunigunda. Ein drittes von der Gründung Eichstädts. Schließlich eine lateinische Bearbeitung von Barlaam und Josaphat.

Unter allen katholischen Dichtern Deutschlands traf keiner so glücklich den Geist und Ton der spanischen Autos, wie der Jesuit Franz

Neumayr in München, deſſen meditationes ſeit 1748 als Schulcomödien aufgeführt, echte Autos waren. Sie ſind zuſammengedruckt in den zwei Quartanten des theatri ascetici, München 1754 und 1758.

Alle handelnden Perſonen ſind Allegorien. Die himmliſchen Mächte und Tugenden ſtreiten wider die böſen Mächte, die menſchliche Schwäche und Thorheit. Gleich das erſte Stück concupiscentia carnis beginnt mit einer donnernden Strafrede des erzürnten Himmels an die ſündhafte und erſchrockene Erde. Das Fleiſch will dieſe letztere noch trotzig machen, aber Vernunft und Glauben treten zur rechten Zeit dazwiſchen. — In einem andern Stücke tanzen die Horen in üppiger Luſt, das ſind die mit Tand und Eitelkeit verlornen Stunden. Aber die Vernunft ſagt dem Menſchen, der durch die Zeit pilgern ſoll zur Ewigkeit:

Non sumus pro tempore nati.
Nugari cum horis
Non est viatoris.

Schöner und würdevoller hätte Calderon nicht ſprechen können. — Wieder in andern Stücken erblicken wir den reichen Sünder in der Flamme, tief bereuend ſein Verſäumniß. — Einmal ſchläft die Vernunft, da treibt die Fleiſchesluſt ihre Poſſen. Beſonders intereſſant iſt der Kampf der Staatsraiſon mit dem Glauben. Es wird nicht eher gut, deutet der Dichter an, bis oeconomia nova, quam ratio status introduxit, aboletur; antiqua, quam fides, laudavit, restituitur. Auch die Weltweisheit wird hart angelaſſen, ihr Katheder vom thriumphirenden Glauben zertrümmert. Der Dichter verfolgt die Laſter nach den Lebensaltern, erſt die der Knaben und Jünglinge, dann die der Männer und Greiſe. Zuletzt ſchildert er Adam nach dem Fall als den Vertreter der ganzen ſündigen Menſchheit in ſeiner Kläglichkeit.

Während dieſe kirchlichen Schauſpiele in München aufgeführt wurden, herrſchte bereits der Voltairianismus in der vornehmen Welt und wurde das übrige Deutſchland durch die Neologie, durch Wieland, Leſſing ꝛc. aufgeklärt. In dieſen Kreiſen nahm kein Menſch Notiz von Neumayr. Sein Name iſt bisher in keiner deutſchen Literargeſchichte nur erwähnt worden. Seine genialſte Produktion iſt die Tragödie von Pilatus nahe am Schluß des erſten Theils der Meditationen:

Pilatus, Herodes, Kaiphas, Longinus und Barrabas ſind von Jeruſalem vertrieben und landen im Hafen von Maſſilien, wohin ihnen lange vorher (treu nach der Legende) der h. Lazarus mit ſeinen Schweſtern Maria und Martha nachgegangen iſt, um als Biſchof zu wirken. Pilatus, von Neuem in Sorgen tief bewegt, irrt einſam am Ufer umher. Da erblickt er plötzlich

vor sich ein Crucifix mit der Inschrift J. N. R. I. und fährt vor Schreck zusammen. Die andern kommen dazu. Das Wunder klärt sich auf, indem der Bischof kommt und die verirrten Fremdlinge zu seinem gastlichen Herde führt, an dem sie nicht bloß irdische Speise finden. Aber jetzt erst wird Pilatus von dem, was er erfährt, von dem entsetzlichen Bewußtseyn, den Heiland der Welt verurtheilt zu haben, so tief erschüttert, daß er selbst dem bischöflichen Trost entfliehend, sich aus Verzweiflung in die Rhone stürzt.

Der zweite Theil enthält eine Reihenfolge geistlicher Schauspiele, die Bekehrung des h. Augustinus; die Devotion des Lisbius vor der h. Jungfrau, die ihn dafür beschützt; Jerobeam; Tod, Gericht, Hölle, Ewigkeit; der verlorene Sohn, angewandt auf die verlorene und zum Vater zurückgekehrte Seele; die vier h. Franze (von Assisi, de Paula, Borgia und Xaver). — Im Jahr 1760 erschien noch ein theatrum politicum desselben Dichters aus der spätern römischen Kaiserzeit:

Voll historischer Stücke: Titus, Eutropius, Pavinianus, Anastasius, Constantia, dazu wieder ein Auto, worin Logus (recta ratio) als rex microcosmi mit dem Corpus (caro) als Vater der Rebellen, der Sinne und Begierden, zu kämpfen hat, und ein zweites, der Diener zweier Herrn, worin Amphibius (der Mensch) zwischen Uranius (Himmel) und Cosmus (Welt) schwebt, bis er belehrt wird, Cosmus, der sich für den Herrn selbst ausgibt, sei eigentlich nur der Diener des Uranius. Schließlich noch die Hochzeit des Tobias mit der Sara, lateinisch und ausnahmsweise auch deutsch.

Jedenfalls ist Neumayr einer der beachtenswerthesten Dichter und sollten sein Pilatus und einige seiner besseren Meditationen übersetzt werden.

Golt in Ingolstadt schrieb noch 1750 in lateinischen Distichen ein oestrum poeticum ephemericum, worin er Uebersetzungen der Psalmen auf alle Jahrestage vertheilt.

Zu den spätesten Dichtern dieser Gattung gehört der Jesuit Weitenauer, dessen tragoediae zu Augsburg 1758 erschienen, alle sehr heroisch: Hannibals Tod, des deutschen Arminius Tod, des Ulysses Tod, des Jonathan Maccabäus Tod, des macedonischen Demetrius Tod. Schade, daß dieser Dichter, der sich auf ein edles Pathos verstand und zugleich Maaß hielt, nicht deutsch schrieb. Besonders seinem Arminius steht es übel an, in der Sprache derer reden zu müssen, die er besiegt. Am Schlusse dieser Tragödien findet sich das Lustspiel Ego.

Ego, der perſonificirte Egoiſt, will ſich durch Verfolgung des vermeintlichen Mörders ſeines Sohnes bereichern, aber ſowohl der Sohn als der ſcheinbar hingerichtete Mörder kommen geſund wieder zum Vorſchein und Ego, ſtatt ſich über das Wiederſehn ſeines Sohnes zu freuen, möchte vor Aerger berſten.

Leicht aber geiſtreich erfunden. Von demſelben Verfaſſer erſchien noch ein theatrum Parthenium (seu dramata Mariana), Augsburg 1759 mit zehn lateiniſchen Schauſpielen, in denen Wunder der Maria, theils Gnadenbezeugungen und Rettungen, theils Strafen dargeſtellt werden.

Sie ſind meiſt ſpaniſchen und italieniſchen Quellen entlehnt und nicht ohne Lebendigkeit und fromme Gluth gedichtet. Auch in ihnen verräth ſich Calderons Einfluß. Mitten unter die handelnden Perſonen, welche dem wirklichen Leben angehören, treten allegoriſche Geſtalten. Im 9. Stück, deſſen Held dem Mörder ſeines Bruders um Mariens willen verzeiht, tritt der Geiſt des Gemordeten zugleich mit der perſonificirten „brüderlichen Liebe“ auf. Oefter ſtehn ſich ein genius Marianus und Antimarianus gegenüber. Im letztern donnert und blitzt der tiefſte Haß der Hölle gegen die himmliſche Schönheit. — Deſſelben Dichters Carmina selecta, Augsb. 1753, enthalten einen Panegyricus des Todes, eine dem Römer Marius in den Mund gelegte Zornrede gegen den entarteten Adel, die That des Mutius Scävola, eine merkwürdige Lobrede des Hundes auf ſich ſelbſt in kurzen lateiniſchen Verſen, welche gleichſam bellen.

Schließlich ſind noch einige humoriſtiſche Dichter aus dem Anfang des 18. Jahrhundert zu erwähnen. Am tiefeſten unter dieſen ſteht der Jeſuit Franz Callenbach der in ſeinem Wurmband (ohne Jahr und Ort) Wurmzüge gegen die Kirchenwürmer, Hofwürmer, Staatswürmer ꝛc. unternimmt.

Nur eine einzige Scene iſt ergötzlich angelegt, aber völlig geiſtlos durchgeführt, die Verſammlung der Kunkelmänner nämlich, d. h. der geſchlagenen Ehemänner, die für ihre Weiber ſpinnen müſſen. Ganz eben ſo geiſtlos und von demſelben Verfaſſer iſt der „Martercalender“, worin alle Zeit- und Modenarten geſprächsweiſe zuſammengeſtellt werden, ein Vorbild für Salzmanns menſchliches Elend, aber ohne deſſen ſittliches Motiv und erbärmlich geſchrieben. Ein Paar kleine Sachen Callenbachs ſind vom Jahr 1715. In demſelben Bande der K. Privatbibliothek in Stuttgart finden ſich noch mehrere Scharteken von dem nämlichen Autor, die noch elender ſind. Nur der „puer centum annorum“ oder das „Kinderſpiel“ hat einen ariſtophaniſchen Anflug. Der lachende Demokrit wiegt den alten Knaben und hofmeiſtert ihn

nachher mit einem Haufen anderer Knaben, welche alle purpurgeboren ſind und als Könige ſich nur wie Buben aufführen.

Pater Abraham a Sta Clara, eigentlich Ulrich Megerle, geb. 1642 zu Krähenheimſtetten in Schwaben, Auguſtinermönch, † als Hofprediger zu Wien 1709, war der berühmteſte und beliebteſte Prediger ſeiner Zeit, der mit Humor im ſ. g. Kapuzinerſtyl predigte, aber deſſen Satiren die feinſte Grazie innewohnte. Seine zahlreichen Werke entfalten aber eben ſo viel Witz und köſtliche Laune, als ausgebreitete Kenntniſſe, indem ſie von eingeſtreuten kleinen Erzählungen, Legenden und Anekdoten wimmeln. Immer aber blitzt tiefer Ernſt durch den Scherz. In ſeinen Sittenſchilderungen, in der Aufdeckung der Schwächen aller Geſchlechter, Alter und Stände iſt er vor allen Meiſter. Sein Hauptwerk iſt Judas der Erzſchelm, in 4 Quartbänden, Salzburg 1688, eine Art Encyclopädie aller Laſter in dem Lebenslauf des Judas zur Anſchauung gebracht. Außerdem ſchrieb er „Merks wol Soldat“ 1688, „Merks Wien,“ oder des Todes umſtändliche Beſchreibung, Wien 1680, worin das Grauenhafteſte ſelbſt mit wunderbarem Humor behandelt iſt, eine Strafpredigt an die Wiener mitten unter den Schrecken einer Peſt, und Deo gratias, als Wien die Peſt überſtanden, 1686. Ferner noch: Spica Nard 1683. Löſch, Wien 1690. Wintergrün 1700. Abrahamitiſches Gehabdichwohl 1700. Reimb dich 1702. Heilſames Gemiſchgemaſch 1704. Hui und Pfui der Welt, Salzburg 1710. Die große Todtenbrüderſchaft 1710. Etwas für alle, 1711. Geiſtliches Waarenlager, Salzburg 1714. Abrahamiſches Beſcheideſſen 1719. Lauberhütten 1721. Neu ausgehektes Narrenneſt 1737.

v. Eichendorff beklagt ſich, daß dieſer Dichter von den Proteſtanten ſo tief unterſchätzt werde, und in der That iſt, was Gervinus über ihn geſagt, äußerſt ungerecht, gehäſſig und geſchmacklos. Aber hat nicht der ehrliche und feinfühlende Jean Paul dem Pater Abraham eine Blume auf ſein Grab gepflanzt? Was uns betrifft, ſo ehren wir an dem Wiener Kapuziner nicht blos den unerſchöpflichen Witz, die erſtaunliche Virtuoſität der Rede, die Bilderfülle und die geſchickte Anwendung einer reichen und geſchmackvollen Beleſenheit, ſondern auch die feinſte Grazie und ein wahrhaft liebenswürdiges Gemüth, Vorzüge, die unter der Rau-

heit der Kapuzinerkutte nur um so leuchtender hervortreten. Von seinem eigenthümlichen Styl hier nur ein Paar Proben aus dem Erzschelm:

Dann ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie die Glocken am Charfreitag, muß sich nit vil hören lassen, die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Orgel, sobald diese ein wenig angetastet wird, so schreit sie: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie der Palm-Eßl, der last sich im Jahr nur einmal sehen; ein rechte Jungfrau soll sein, und muß sein, wie ein Spittal-Suppen, die hat nit vil Augen, also soll sie auch wenig umbgaffen, ꝛc. ein rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn, wie ein Nacht-Eul, die kombt fein wenig ans Tagliecht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Spiegel, wann mann diesem ein wenig zu nahend kombt, und anhauchet, so macht er ein finsteres Gesicht: ein rechte Jungfrau soll seyn, und muß seyn, wie ein Liecht, welches versperrter in der Latern vil sicherer ist, als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn, und muß sein ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tragt; also ein rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hauß aufhalten, zur Meidung aller bösen Gelegenheiten, dann gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vöglen ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auf Weeg und Gassen sich sehen lassen, von den Ertz-Vöglen gar nit sicher.

Ein Edlmann nahme auff ein Zeit ein Nuß sambt der grünen Hilsen und unzeitigen Ueberhüll, sagte also, gebet acht, wie ich euch die drei Ständ, den Bauern-Stand, den Burger-Stand, und den Edl-Stand, so arthlich werde entwerffen, erstlich dise grüne Hilsen bedeut den Bauern-Stand, dise Hilsen muß man herab schöllen, also müssen die Bauern auch geschunden werden: die andere harte Schallen bedeut den Bürger-Stand, dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen, oder auffgeschlagen werden, also die Burger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist, der süsse Kern aber bedeut den Edl-Stand, und beist zugleich die Nuß auf, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul perorirt, pfuy Teufel, sagt er, und speyt ihn wider auß, pfuy, pfuy.

Ein Paar Jahrzehnte später als Vater Abraham schrieb der Kapuziner Pater Martin von Cochem Erbauungsbücher mit weniger Witz als Abraham, aber mit reich ausmalender Phantasie. Seine Heiligenlegende erschien Cöln 1747, später eine seraphische Jagdlust oder Portiunculabüchlein und ein Gebetbuch. Am merkwürdigsten ist sein Buch „von den letzten Dingen", dessen 23. Aufl. 1838 herauskam. Darin führt

er das jüngste Gericht nach der Apokalypse, mit Herbeiziehung aller Zornreden Gottes aus den Propheten und vieler Stellen der Kirchenväter zu einem erschütternden Gemälde aus. Geistreich sind darin die Vorwürfe, welche sich Leib und Seele gegenseitig machen, indem jedes behauptet, es sey vom andern verführt worden, der Leib wäre rein geblieben ohne der Seele Gelüste, die Seele rein ohne des Leibes Sinne und Triebe. Die Auferstehung, die Versammlung zum Gericht, die Erscheinung des göttlichen Richters werden majestätisch geschildert. Dann erfolgt das Urtheil, die Seligen steigen auf zu den Wonnen des Himmels, die Verdammten stürzen in den Abgrund. Hier die Beschreibung des Sturzes:

> Es werden viele hunderttausend Blitze und Donner mit entsetzlichem Krachen auf einmal aus den Wolken schießen und alle Menschen und Teufel mit unglaublichem Schrecken und Schmerzen zu Boden schlagen. Alsdann wird sich der Erdboden mit einem grausamen Schlunde unter ihren Füßen öffnen, und zugleich auf einmal die so viele hunderttausend Millionen Menschen und Teufel erschrecklicherweise ohne alle Barmherzigkeit lebendig verschlucken. — Diese ungeheure, höllische Verschluckung wird also grausam und entsetzlich seyn, daß alles, was erschrecklich kann gedacht werden, mit ihr nicht zu vergleichen ist. Denn sobald die Erde mit einem allergrausamsten Knall unter ihren Füßen brechen wird, werden alle und jede Menschen und Teufel vor Schrecken einen solchen ungeheuren Schrei thun, der bis an das Ende der Welt wird gehört werden. In solchem Schrei werden sie so gewaltig anfangen hinunterzufallen, als wenn alle Berge der Erde mit ungeheurem Krachen und Geräusch hinunterstürzten. — Ach, gedenk, was dieß für ein unerhörtes Fallen seyn wird, wenn so viele hunderttausend Millionen Menschen und Teufel in einem einzigen ungeheuren Falle neunhundert Meilen (denn so weit ist es in den Abgrund der Hölle) plötzlich herabschießen und drüber und drunter fallen werden.

Komische Predigten im Styl des Pater Abraham schrieb auch im Jahr 1782 der s. g. Wiesenpater zu Ißmanning. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 216.

Ungleich berühmter als dieser wurde Sebastian Sailer, dessen Schriften Haßler in Ulm (1843) herausgab. Sailer war, wie P. Abraham, ein Schwabe, aus der Gegend von Ulm, wurde an P. Abrahams Stelle Hofprediger zu Wien (1776) und ahmte ihm in gutem Humor nach. Seine Dichtungen sind aber größtentheils geistliche Comödien.

> Den Anfang macht „die Schöpfung des ersten Menschen" in drei Aufzügen, ein Stück, das von der köstlichsten Laune eingegeben ist. Doch muß

man das Volk, ſeine Sitte und Sprache kennen, wenn die vis comica nicht viel verlieren ſoll. Hier eine Probe. Gott Vater iſt beſchäftigt, den Adam zu beleben.

Arioſe.

Burſch, wach auf!
hueſcht und ſchnauf!
Pf! Pf!
hurtig und g'ſchwind
ſchüttla da Grind!
Pf! Pf!
S'Maul ausſtreck,
d'Zhän fein bleck!
Pf! Pf!
Nieaß, zur Prob! (Adam nießt.)
Healf dar Gott! jetzt leabt ar, Gott Lob!
Gealt Dadam, da g'ſiehſt!

Adam.

Joa redli Gott Vater! g'lobt ſey Jeſas Chriſcht.

Gott Vater.

In Ewigkoit. Gealt as hoats thaun!
guck überſi, da kanſt ſeahn d'Sonn, d'Stearn und den Maun.

Ariette.

Ihr ſeand jo Gott Vatter ſeall,
gealtat ihr?

Gott Vater.

Dear und koin And'rer bin ih,
gealt da moiſcht mih?
Du biſcht aber au mein Kreatur.

Adam.

Joa, ih haun ſchaun längſch dächt, wenn ih nun verſchaffa wur.
Ih hätt ſchaun länger au möga leaba,
jetz hoats ui eiſar Herrgott doch an moal in Sin geaba.
Aber noh Oins. Wuhear thur ih kumma?
Wo haund er mih hearg'numma!

Und ſo geht der grobe, aber immer echte Spaß fort. Das zweite Stück heißt „der Fall Luzifers“ in zwei Aufzügen und iſt von derſelben Art. Die Engel, welche Patrone verſchiedener Länder ſind, geben dem Dichter Anlaß zu mannigfachem Schérz, namentlich der Schweizerengel. — Eben ſo glücklich ſind von ihm die „ſieben Schwaben“ in einer Comödie behandelt. Das folgende Gedicht „der ſchwäbiſche Sonn- und Mondfang“ iſt eben ſo launig. Bauern wollen Sonne und Mond mit Stangen und Netzen einfangen. Dann

kommt wieder eine geiſtliche Poſſe „die heiligen drei Könige". Einige kleinere Gedichte machen den Schluß, darunter auch eine poetiſche Begrüßung der unglücklichen Marie Antoinette, als ſie durch Schwaben reiste, um Gemahlin des Dauphin von Frankreich zu werden.

Sailer ſchrieb auch ein „Marianiſches Orakel, Augsb. 1769" in 3 Bänden, worin Maria gleichſam im Beichtſtuhl ſitzend Klagenden und Sündern aller Art Troſt, Rath und Zurechtweiſungen ertheilt. Voll Menſchenkenntniß und in warmer phantaſiereicher Sprache geſchrieben.

Siebentes Buch.

Die Renaissance.

Ich behalte das fremde Wort für die fremde Sache bei.

Wir haben den Einfluß der Renaissance, d. h. der Wiedergeburt der altclassischen Sprache und Denkweise, bereits im Gebiete der streitenden Kirchen verfolgt und gehen nun zu der gänzlichen Veränderung des Geschmacks über, den durch sie auch unsere weltliche Dichtung erlitten hat. Die neue und fremde Geschmackstyrannei gieng ausschließlich von den Schulen, vom Humanismus aus und war Sache der Gelehrten, dem Volk eben so fremd als für dasselbe unpassend, aber die weltlichen Großen begünstigten die neue Mode, weil sie, wie oben schon angedeutet worden, ihrem Sonderinteresse diente. Die Renaissance war gegen das deutsche Kaiserthum und sein bisheriges Uebergewicht in Europa, wie gegen die alte Kirche gerichtet. Wo sie herrschte, konnte kein deutsches und kein altkatholisches Gefühl mehr aufkommen. Die oben charakterisirten Ausnahmen des Jesuiten-Classicismus ändern nichts an der Regel. Die Renaissance bildete sich folgerecht mit der Territorialhoheit und Souveränetät in Deutschland wie in Frankreich und Italien aus. Ihre Heroen waren durchgängig Günstlinge und Schmeichler der Fürsten. Der altheidnischen Volksdichtung, der mittelalterlichen Kirchenpoesie, dem ritterlichen Minnesang und dem bürgerlichen Meistersang folgte jetzt eine Periode *gelehrter Schulpoesie* im Dienst zunächst der Fürsten. Die Abhängigkeit der Dichtung von den Fürsten zeigt sich vornehmlich in der Anstalt der *Poetenkrönung*. Die Sitte, einen gefeierten Poeten

öffentlich mit dem Lorbeer zu krönen, war in Italien aufgekommen. In Deutſchland wurde ſie zuerſt vom alten Kaiſer Max nachgeahmt, der ſeinen Liebling, den nur in lateiniſcher Sprache dichtenden Celtis feierlich zum Poeten krönte und mit ihm die lange Reihe der poetae laureati begann, welche ſeitdem ſelten mehr von einem Kaiſer, aber deſto öfter in ſeinem Namen von einem Pfalzgrafen gekrönt wurden. Die Sache wurde Mode, ſo daß bald kein Profeſſor der alten Sprachen, der Beredſamkeit und ſchönen Wiſſenſchaften mehr exiſtiren konnte, wenn er nicht auch gekrönter Poet war. Zu dieſer Ehre konnte er aber um ſo leichter gelangen, als eine Menge Gelehrte die Befugniß des Pfalzgrafen erhielten, und nun alle ihre guten Freunde krönten. Viele Profeſſoren, die in ihrem Leben nicht dran gedacht haben würden, Verſe zu machen, machten ſie jetzt, wenigſtens ein kleines Bändchen voll, wie ein Schulpenſum, nur um gekrönter Poet zu heißen. Daraus erklärt ſich, warum im 16. und 17. Jahrhundert die poemata, carmina, sylvae etc. aller gekrönten Poeten ohne Ausnahme eine Menge von Gratulationen und gegenſeitigen Anpoſaunungen enthalten. Im Eingang ſtehen die Lobgedichte, welche andere Poeten auf den Verfaſſer zu deſſen Empfehlung gemacht haben. Dann folgen die Dankſagungen des Verfaſſers zuerſt an die hohen Gönner und Patrone, dann an alle ſeine Freunde. Sehr oft beſteht der ganze Inhalt des Dichterwerks aus weiter nichts, als der Doppelquittung des gegenſeitig verafſecurirten Lobes. Jenachdem ſich das Lob an Gratulationen zur Hochzeit, zur Amtsbeförderung ꝛc. oder an Condolenzen bei Trauerfällen anknüpft, bildeten ſich die nuptialia und epithalamia als ſtereotype Rubriken aus.

Aus der kaum überſehbaren Maſſe dieſer obligaten Poeterei erheben ſich die Werke, in denen mehr Geiſt und Erfindung, oder eine ſchönere Form den wahren Dichter verrathen. Aber wie Dantes Verdammte in Bleimänteln tragen ſie das unbequeme Gewand der Claſſicität über der Natur. Ueberallhin drängen ſich die antiken Götter ein. Selbſt in den geiſtlichen Dichtungen wird Jehovah zum Jupiter, Chriſtus zum Apollo oder Amor. In den Lobgedichten auf die deutſchen Fürſten müſſen jene antike Götter alle Hofämter übernehmen, Mars abwechſelnd jedem Kurfürſten ſeine Waffen, Venus jeder durchlauchtigen Dame den Gürtel der Anmuth leihen oder die Friſur beſorgen. Kein deutſcher Berg und Wald, keine

Wiese bleibt frei von antiken Nymphen, Faunen, Satyrn. Jede Bauernmagd wird zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Vergleichung macht der Dichter mehr, die nicht aus einem Classiker entlehnt wäre und auf antike Vorstellungsweisen Bezug hätte.

Indessen ließ sich die deutsche Natur nicht ganz verleugnen. Sie behauptete ihr Recht im Volksliede, welches auch in jener schlimmsten Zeit deutscher Dichtung blühte. Sie reagirte aber auch in der gelehrten Poesie, selbst in der lateinischen, wie wir sehen werden.

1.

Lateinische Dichtungen der Humanisten.

Die Humanisten gaben nicht nur die classischen Schriften der Griechen und Römer heraus, erklärten und übersetzten sie, sondern ahmten sie auch in eigenen Dichtungen nach. Einige von ihnen brachten es zu einer großen Meisterschaft in lateinischen Versen, an Erfindungskraft und attischer Grazie oder römischer Würde blieben sie alle weit hinter den ächten Classikern zurück. Sclaven eines fremden Geistes, konnten sie unmöglich besser seyn. Wer die eigene Nationalität aufgibt, um sich in eine fremde hineinzulügen, wird charakterlos. Fast alle waren nur lucianische Spötter oder horazische Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphilosophie, viele auch cynische Schwelger. Sie hielten sich an Lucian, Ovid, Horaz, Terenz, Ausonius, Seneca, Anakreon. Die Begeisterung für Homer (obgleich die Odyssee 1537 zu Augsburg von Schneidemeister und die Ilias 1610 daselbst von Sprenz zum erstenmal übersetzt wurde), Aeschylus, Sophokles, Livius, Tacitus wurde erst viel später in dem Maaße herrschend, wie unter den Deutschen selbst wieder mehr Natürlichkeit und Vaterlandsgefühl zur Geltung kam.

Die Humanisten haben das Mögliche geleistet, um die Blüthe der auf Universitäten gebildeten deutschen Jugend ihrer eigenen Nationalität zu entfremden. Was sie durch Verbreitung der classischen Werke genützt haben, leidet keinen Vergleich mit dem unermeßlichen Schaden, den durch sie der deutsche Geist gelitten hat, indem sie an die Stelle des Glaubens eine fade Witzelei, an die Stelle des Patriotismus die un-

natürlichſte Entfremdung in ausländiſcher Denkart und Sprache, an die Stelle der altdeutſchen Tugend die ganze Frivolität und Etourderie der Renaiſſance ſetzten.

Heutzutage lieſt kein Menſch mehr die lateiniſchen Dichtungen der deutſchen Humaniſten; aber ſie waren nicht nur an Zahl, ſondern auch an Geltung und Ruhm im 16. und 17. Jahrhundert den in deutſcher Sprache Dichtenden überlegen. In der Periode zwiſchen Hans Sachs und Opitz herrſchten die lateiniſchen Dichter vor und Opitz ſelbſt war eigentlich nur ihr Nachahmer und läßt ſich nur aus ihnen erklären. Und doch ſind alle dieſe lateiniſche Berühmtheiten, ſind ein halb tauſend gekrönter Poeten jetzt vergeſſen. Welche gerechte Strafe für ihre Unnatur! Gleichwohl will ich ihr Andenken zum erſtenmal wieder auffriſchen, denn ihre Verirrung gehört weſentlich zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Es iſt zu hoffen, die gelehrte Forſchung wird ſich den ausgezeichneten unter ihnen wieder zuwenden, bis jetzt gebricht es an Vorarbeiten. Es exiſtirt nur eine Sammlung unſerer neulateiniſchen Dichter, Gheri delitiae poetarum Germ., Frankfurt 1612. Dieſelbe gibt aber nur Auszüge aus lyriſchen und epiſchen Dichtungen und macht in keiner Weiſe auf Vollſtändigkeit Anſpruch. Ich habe ſie nur ausnahmsweiſe benutzen müſſen, ſofern mir die Originalausgaben einiger Dichter nicht zur Hand waren. Budiks Leben und Wirken der vorzüglichſten lateiniſchen Dichter vom 15.—18. Jahrh. in 3 Bänden, Wien 1827, iſt ſo weitläuftig angelegt, daß überhaupt nur vier Deutſche darin Platz gefunden haben.

Was Rudolf Hausmann, der ſich Agricola nannte, ſeit 1476 in Italien lebend (als Geſandter Maximilians I.) und ſchwärmend für Italien an Rudolf Lange ſchrieb, blieb die Parole der deutſchen Humaniſten: futuram tam doctam Germaniam, ut non latinius sit Latium.

Der Großvater der ganzen, jetzt von uns zu charakteriſirenden Gattung von Dichtern, zugleich der erſte, der die Krönung der Dichter diesſeits der Alpen einführte, war der am Ausgang des 15. Jahrhunderts weltberühmte Conrad Meiſſel, der ſich Celtis nannte. Zu Würzburg 1459 geboren, bildete er ſich auf mehreren Univerſitäten zu einem der erſten Humaniſten aus und ſtand zuletzt unter Kaiſer Max I. in höchſter Gnade in Wien. Wahres Verdienſt erwarb er ſich durch Herausgabe alter Claſſiker, auch der Werke unſerer Hrotswitha. Seine eignen latei-

niſchen Dichtungen ſind aber faſt unter der Kritik, nämlich außer obligaten Huldigungen, die er in einem ludus Dianae und in den laudes Maximiliani und in andern Gedichten den bayriſchen Herzogen widmet, nichts als Oden und Elegien, die er dem Horaz und Ovid nachgeſtümpert hat, geſinnungslos, ſelbſt unſittlich. Er ſtiftete die erſten gelehrten Geſellſchaften zu Wien und Heidelberg nach italieniſchem Vorbild.

Die libri amorum des Celtis in der Nürnberger Ausgabe von 1502 haben mehrfache Titelholzſchnitte. Zuerſt erblicken wir den Dichter mit dem Lorbeerkranz und Hut in der Hand vor dem thronenden Kaiſer Max I. knieen, ihm vorleſend. Auf einem zweiten Bilde die Philoſophie thronend zwiſchen Ptolemäus und Plato, Cicero und Albertus Magnus, auf dem dritten den Dichter ſchreibend, unter ihm ſein Wappen (eine große Maultrommel) und umher Minerva, Venus, Merkur, Phöbus, Herkules und Bacchus. Das Werk iſt in vier Bücher eingetheilt, mit den Holzſchnitten Hasilina Sarmata, Elsula Alpina, Ursula Galla, Barbara Cimbrica. Darunter ſind die vier Mädchen verſtanden, welche Celtis durch die vier Altersſtufen ſeines Lebens und in vier Ländern nach den vier Himmelsgegenden geliebt hat, die erſte öſtlich in Krakau, die zweite ſüdlich in Regensburg, die dritte weſtlich in Mainz, die vierte nördlich in Lübeck.

Mit der größten Rückſichtsloſigkeit erzählt der Dichter, wie er mit dieſen Mädchen auf dem vertraulichſten Fuße geſtanden ſey, ja er trägt mit claſſiſchem Stolz den nackteſten Cynismus zur Schau. Aber nur zwei Stellen in dieſem ganzen langen in lateiniſchen Diſtichen geſchriebenen Buche verdienen geiſtreich genannt zu werden. Die eine, in welcher er ſeine erſte Bekanntſchaft mit der Polin in Krakau ſchildert. Er ſprach nicht polniſch, ſie nicht deutſch, aber ihrer beider Mund verſtändigte ſich doch in ſüßen Küſſen. Die zweite Stelle, in der er voll humoriſtiſcher Bosheit den von Gregor VI. eingeführten Cölibat als einen Freibrief der Wolluſt auslegt. Der den Geiſtlichen verbot, ein Weib zu nehmen, bewilligte ihnen alle. Im Uebrigen iſt des Celtis Gedicht trocken, phantaſielos, nur vollgepfropft von claſſiſchen Namen und Begriffen. Der Wechſel des Aufenthalts, die Reiſen hatten ihm Gelegenheit gegeben, den Auſonius nachzuahmen, allein von deſſen trefflicher Landſchafts- und Genremalerei iſt bei Celtis nichts zu finden, — wenn man nicht die mit claſſiſchen Citaten geſpickte Beſchreibung der Salzwerke von Wieliczka bei Krakau und die Beſchreibung eines Sturms im 4. Buch, in der ihm Mercurius erſcheint, dafür gelten laſſen will. Nur im Ausmalen üppiger Schäferſtunden zeigt er Feuer, aber ein unnatürliches. So malt er ſeinem Nebenbuhler, einem Ritter, der ihn bei der Polin ausgeſtochen, ſelber den Genuß aus, den er bei ihr finden würde. Bei der Regensburgerin ſind es die Pfaffen, die ihm ins Gehege gehen und gegen die er die wüthendſten Schmä-

hungen schleudert. Durch sie seyen die Sitten so verdorben worden, daß unreife Kinder beiderlei Geschlechts in den unnatürlichsten Lastern ausgelernt seyen. Eine arge Uebertreibung, die das deutsche Volk damals so wenig wie heute charakterisiren kann, wenn auch ausnahmsweise große Laster vorkamen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle fol. 35 auszuziehen:

Sed nunc bisquinos ubi vix transegerit annos,
In Venerem et Bachum docta puella ruit,
Cui nondum tritae fratrant in pectore mammae,
Nec tenera augustum lana foramen habet. etc.

— — Vel eisdem forte puellis
Parum discrimen turpe tenebit opus
Elicit urinam hic olidam, alter podici stercus etc.

Quandoquidem luxus nos tenit italicus
Qui maris inplumes audit convellere coxas
Et pueri glabras caevus inire nates.

So durfte der alte Celtis ohne Anstand sich vernehmen lassen. In Mainz klagt er wieder einen Priester als Nonnenverführer an. In Lübeck ist er schon alt und läßt sich von seiner Barbara nur noch behaglich pflegen. Zuletzt sagt er, nachdem er nicht mehr fähig sey, der Venus zu dienen, wende er sich ganz dem Dienst des Bacchus zu.

Daß ein Gedicht solchen Inhalts dem Kaiser zugeeignet und von ihm hochgeehrt werden konnte, bezeichnet die Keckheit und das Glück der humanistischen Partei, so wie ihre ganze innere Leerheit und Frivolität. Der Humanismus war schon in seinen ersten Anfängen blasirt. In den Wolken des Meersturms, den Celtis schildert, erschien ihm Gott Mercurius, um ihm zu befehlen, daß er von Kaiser Max die Gründung eines poetischen Collegiums erbitten solle. Nach seiner Ankunft in Wien wurde diese Anstalt wirklich gegründet. Der alte Kaiser Max bildete sich ein, damit für die Poesie glänzend gesorgt zu haben. Celtis aber sang eine lateinische Ode an den Apollo, ut ab Italis cum lyra ad Germanos veniat. Alles was vorher gewesen, sollte nichts mehr gelten. Deutschland galt den Humanisten nur als dicke Finsterniß, in welche sie das erste classische Licht brachten.

Neben Celtis glänzte als kaiserlicher Poet auch noch der sogenannte böhmische Ulysses, ein Herr Lobkowitz von Hassenstein († 1510), ein vielgereister und gelehrter Herr, der einen feurigen Aufruf zum

Türkenkriege, eine Satire auf die Sittenverderbniß im böhmiſchen Adel und elegiſche Epiſteln an ſeine Freunde ſchrieb.

Herman von dem Buſche aus einem weſtphäliſchen Adelsgeſchlecht, geb. 1468, wurde ein großer Humaniſt, reiſte in Polen, lehrte in vielen Städten, gab römiſche Dichter heraus und ſchrieb eigene Gedichte, Erinnerungen aus Italien, ein Lob der Stadt Köln, Scherze über die Mädchen in Leipzig, Epigramme.

Jacob Locher in Schwaben, geb. 1470, lehrte zu Ingolſtadt und ſchrieb unter dem Namen Philomusus eine Menge lateiniſche Lob- und Streitſchriften z. B. eine dramatiſche Geſchichte des neapolitaniſchen Königs Karl VI., ein Lob der h. Katharina, Nänien auf den Erzherzog Sigismund, ein Lob des Kaiſer Maximilian I., eine lateiniſche Bearbeitung von Brandts Narrenſchiff.

Die Streitſchriften, in denen er einen gewiſſen Zingel geißelt, ſind grob und ſchmutzig. Einige ſeiner Flugſchriften ſind patriotiſch gegen Türken und Franzoſen gerichtet. Den Plautus ahmte er nach in der Comödie de sene amatore. Seltſam iſt ſein Gedicht de morte Plutonis et daemonum, worin er den ſeligen Zuſtand der Menſchen ausmalt, wenn es keinen Tod und keine Teufel mehr geben werde, und ſeine Beſchreibung der Armuth, einer Freundin Chriſti und der edelſten Menſchen, die aber immer in betrübtem Stande bleibt.

Unter den Schweizern glänzte damals Glareanus als gekrönter Poet und Humaniſt. Seine Helvetiae descriptio, 1514, in lateiniſchen Herametern enthält nach einer ganz kurzen Beſchreibung der Schweiz, nur epigrammatiſche Lobſchriften auf die einzelnen Cantone, ſtrotzend von antiker Gelehrſamkeit.

Das Lob der Einzelnen ſchließt ein allgemeines Lob:

O nimium felix patria, o dignissima laude.

Was in der römiſchen Geſchichte zerſtreut liege, das habe ſich alles in der Schweiz in engem Raum und kurzer Zeit vereint, die Catone, die Decier, die Camillus, Fabricius, Cocles, vor allen Brutus und Tell.

Brutus erat nobis, Uro Guilelmus in arvo.

Der Schweizer Stolz hatte ſeine Berechtigung. Die Prahlerei aber fing erſt mit den Humaniſten an.

Cordus, Profeſſor in Marburg, gab 1518 claſſiſche Hirtengedichte im Style des Virgil heraus. Mit ihnen begann die frucht-

bare Literatur der Schäfereien in Deutschland. Virgil und Theokrit dienten als Muster. Zwei oder drei Hirten unterhalten sich über ihre kleinen Angelegenheiten, oder auch über Weltereignisse. Lange schon waren Hirtengespräche in den Weihnachtsspielen beliebt und wie dort die Hirten von Christo und dem Heile der Welt sich unterhielten, so wurde unter den Bukolikern der Renaissance üblich, Hirten in naiver, also um so schmeichelhafterer Weise von den Tugenden eines Fürsten reden zu lassen. Cordus hält sich davon noch frei und läßt die Hirten nur von sich und der ländlichen Natur reden, aber in so classischem Styl und mit Herbeiziehung aller Nymphen, Satyrn, Götter und Heroen, daß wir nur ein großes Abbild der classischen Originale vor uns sehen. — Des Michaelii Laeti bucolica, Wittenberg 1560, sind den obigen ganz ähnlich, die eine (Myrmex) enthält ein Hirtengespräch über böse Ahnungen und Vorbedeutungen und ist insofern am interessantesten. In andern aber kommt schon die Schmeichelei auf, welche naiven Hirten Fürstenlob in den Mund legt, die Hirten preisen hier den Dänenkönig Friedrich II.

Der berühmte und hochgefeierte Eobanus Hessus († 1540 als Professor in Marburg) wandte die Sprache und man darf beinahe sagen auch die Gesinnung des leichtfertigen Ovid auf alles an, was ihm vorkam, sogar auf heilige Gegenstände. Seine in Gheri del. II. 1283 f. abgedruckten Heroiden, dem Ovid nachgeahmt, enthalten in lateinischen Distichen verliebte Briefe der höchsten biblischen Autoritäten.

Gott selbst schreibt an die Jungfrau Maria, sie solle sich doch nicht fürchten, sie würde große Freude haben ꝛc. Maria antwortet verschämt, aber willfährig. Maria Magdalena schreibt einen höchst verliebten Brief an den Heiland. Maria schüttet in einem Briefe an den Jünger Johannes ihr Herz aus. Lydia schreibt dem Paulus, Elisabeth dem Täufer Johannes, Anna dem Joachim. Dann folgen Personen der spätern Geschichte, Briefe der Helena an Constantin, der Paula an den h. Hieronymus, der Monica an ihren Sohn, den h. Augustin, der h. Elisabeth an Landgraf Ludwig, der Thais an den Paphnutius, der h. Kunigunde an ihren Gemahl; der h. Barbara an den h. Eusebius ꝛc.

Die 1533 gedruckten sylvae desselben Dichters enthalten nur Gelegenheitsgedichte.

Das Lob des König Sigismund von Polen, eine poetische Beschreibung Preußens, Zuschriften an Dantiscus, Erasmus, Melanchthon, Jonas ꝛc.

öfters Einladungen zu Schmaus und Gelag, ohne irgend eine höhere Gesinnung kund zu geben. Auch von Liebe ist bei ihm nicht die Rede, außer in einer Zuschrift an einen jungen zu blöden Mann, dem er sagt: die Weiber sind verliebter noch als die Männer, das Feuer der Liebe wüthet unter ihnen wie im Stroh, während die Männer feuerfester sind. Amor beißt viel leichter in die weiche Mädchenbrust, als in die bepanzerte des Mannes. Alles in lateinischen Hexametern.

Nur wenige Bogen umfaßt das Briefgedicht an Erasmus (1519), welches aus Anlaß einer Rheinreise den Erasmus und alle namhafte Humanisten der Zeit mit Lob überschüttet. — Die victoria Christi ab inferis von 1517 schildert die Höllenfahrt des Heilandes in classischem Costüm mit den obligaten Gestalten Virgil, Sibylle, Charon, den Furien, Sisyphus und Tantalus. Nicht einmal die 1524 gedruckten Gesundheitslehren sind frei von der mythologischen Gelehrsamkeit. Ebensowenig das Lob Nürnbergs von 1532.

Die comedia nova von Hegendorf, die schon 1520 in Leipzig aufgeführt wurde, ist in lateinischer Prosa eine classische Reminiscenz. Es handelt sich um die komische Verwechslung von Zwillingen, welche beide Philotimus heißen, abgedruckt bei Gottsched, Vorrath II. 172.

Otmar Nachtgall (Luscinius) schrieb 1529 seria jocique. Neue Ausgabe unter dem Titel mensa philosophica, 1608, voll von unflätigen Zoten. Sonst ein großer Humanist, Herausgeber des Martial, Uebersetzer des Isokrates, Lucian ꝛc. Vgl. Strobels Misc. IV. 1. f.

Von Vincentius Obsopoeus erschien zu Nürnberg 1536 eine ars bibendi, Parodie zu des Ovid ars amandi.

Darin wird zuerst ein Symposion der Grazien ausgemalt, bei denen weise Freunde glücklich sind, dann der Uebergang zur Geschwätzigkeit und zu fruchtlosen Reden, den Schluß aber macht ein wildes barbarisches Gelag, bei dem man sich mit den Bechern und Krügen schlägt, wie weiland Herkules unter den besoffenen Cyclopen. Schließlich bittet der Dichter zu bemerken: ebria musa mea est, sobria vita mihi.

Einer der berühmtesten lateinischen Poeten seiner Zeit war Georg Sabinus, Schwiegersohn des Melanchthon, von Karl V. in den Adelsstand erhoben, Gründer und erster Rector der Universität Königsberg. Er schrieb sehr zahlreiche Elegien in lateinischen Hexametern, meist Episteln an Gönner und Freunde, zum Theil Reiseerinnerungen und

Geſchichtliches enthaltend, z. B. eine Schilderung der Plünderung Roms im Jahr 1527, ein Gedicht auf die Hochzeit des zur Reformation übergetretenen Hochmeiſters des deutſchen Ordens, einen Cyclus von Gedichten, in welchen die ganze Reihe der deutſchen Kaiſer charakteriſirt wird. Dazu Epigramme, Anagramme ꝛc. z. B. auf die Schlacht bei Pavia:

Regia sVCCVMbVnt pUgnaCIs LILIa GaLLL

Martin Salbach in Wittenberg ſchrieb ebenfalls carmina meiſt nur zum Lobe ſeiner Freunde und Gönner; unter andern ruft er Apoll mit allen neun Muſen zur Hochzeit des Staupitz herbei und läßt ſie ſingen. Viele ſeiner Gedichte ſind auch religiöſen Inhalts.

Ueber die lateiniſchen Poeten in Erfurt, die aus der Schule des Maternus und Mutianus hervorgingen, darunter die ſchon genannten Crotus und Eobanus Heſſus vgl. das neue Werk von Kampſchulte, „die Univerſität Erfurt“ 1858. Dieſe Schule zeichnete ſich weniger durch Dichtungen als durch Sturm und Drang in Bekämpfung des Alten und durch Propagandamachen für den Humanismus aus. Mutianus läſterte das Chriſtenthum ganz offen. Vgl. Hagen, Deutſchlands rel. Verhältniſſe I. 323.

Joh. Stigel, den Karl V. ſelbſt zum Poeten krönte, Profeſſor in Jena († 1562) ſchrieb carmina, worin er die Stadt Gotha und Umgegend beſingt und manche Klage erhebt über die Schwere der Zeit. Vgl. Göttling, vita Stigelii und Caſſel, Palaimon II. 1858.

Peter Lottich (Lotichius); zubenannt Secundus, Profeſſor der Medicin in Heidelberg († 1560) ſchrieb vortreffliche lateiniſche Gedichte, welche mehrmals aufgelegt und 1826 zum erſtenmal von E. G. Köſtlin überſetzt wurden. — Lotichius iſt gewiſſermaßen ſchon ein Vorbild Winkelmanns, ſo ſehr haßt er den rauhen Norden und liebt nur Italien und deſſen claſſiſche Erinnerungen.

Wie Ovid am Pontus, ſo ſeufzt Lottich in einer Elegie an den kalten Ufern der Elbe.

Mich hält unter dem Pol mänaliſcher Bärin, Myrillus,
Nächſt an der Vandaler Aun ſtreifendes kaltes Gebiet,
Wo mit gelbem Gewäſſer der größte der arctiſchen Flüſſe
Albis hinunter ſich rollt, wälzend betrüglichen Sand.

Sehr lebendig ſchildert er die Schreckensſcenen des ſchmalkaldiſchen Kriegs.

Er selbst mußte damals als Student die Waffen ergreifen. Uebrigens bot dem Dichter seine rauhe deutsche Heimath nicht nur treffliche Freunde, sondern auch Freuden der Liebe. In Frankreich dichtete er ein zärtliches Gedicht an seinen Freund Hagen bei dessen Hochzeit, voll Sehnsucht und süßer Erinnerung eigner genossener Liebe in der Heimath. Seiner nordischen Liebe gedenkt er auch in Italien, und versetzt sich in der Erinnerung dahin. Da auf einmal kommt ihm ein Mädchen entgegen, die ganz seiner Geliebten gleicht, aber der Traum der Eisgefilde ist verschwunden, er steht auf italienischem Boden, es ist eine Italienerin. Der Zauber der Täuschung bezwingt ihn, die alte Liebe ist zugleich die neue. Diese Elegie ist die geistvollste der ganzen Sammlung.

Sehr schön ist auch die auf den Tod einer Geliebten, die ihm hatte nach dem rauhen Norden folgen wollen, und der er nun gerne in das noch rauhere Land des Todes folgen möchte. Schön auch sein Schmerz bei der Einkleidung einer Nonne. Und aus Anlaß einer Hochzeitfeier das Lob des Hymen, worin der hohe Werth der Ehe gepriesen wird.

Besondern Ruhm erlangte Paul Schede, der sich Melissus nannte, Bibliothekar in Heidelberg († 1602). Seine lateinischen Verse sind ungewöhnlich leicht und fließend, doch nicht sehr reich an Gedanken, so daß sein Ruhm wohl nur in seinen vielen persönlichen Verbindungen begründet war. Seine schediasmata erschienen zuerst 1575.

Sie enthalten fast nur Gelegenheitsgedichte und Ansprachen an Freunde und Gönner. Durch das Ganze aber zieht sich eine Kette von überaus zärtlichen Liedern an eine Rosina. Indem der Dichter ihr einen Amethystring schickt, sagt er:

Adamato me, Rosina,
Adamabo te vicissim;
Et ut hic amor sit aequus,
Et in aequitate firmus
Sibi mutuusque parque
Amethystinum lapillum
Tereti annulum eminentem
Tibi dono gestitandum
Violaceum colorem
Violare nulla possit
Macula etc.

Das Entzücken des Dichters bei Rosinas Spiel und Gesang gleicht dem Schillers beim Spiel der Laura.

Ein Buch Gedichte nennt Melissus spinas, aber nicht von stechendem Witz und Spott, sondern von Sorgen und von den Dornen seiner Rose.

O vestigia, quin (favente Christo)
Divinam properamus ad cathedram
Templi, spiritui sacro dicati?
Felices, lapides, solumque felix
Saxorum, quibus et mei et Rosinae
Insistent peplites simul, beata,
(Quum desidero) luce nuptiarum.
At felicior o ter ampliusque
Sponda, cui, pede floridae Rosinae
Conscendente tori jugale fulcrum
Argutatio primula audietur.

Seine Hoffnung ſcheint unerfüllt geblieben zu ſeyn, denn bitter klagt er über ſein eheloſes Leben und erzählt in einem eignen ſchönen Gedicht, wie er ſich zum Troſte Turteltäubchen hält:

Coelibe dum vita fruor et cunctamine fati
Possideo sterilis frigida regna tori,
Idalias nutriro domi mihi cura volucres
Menti quae vacuae taedia lenta levent.

In der puella Leucorea malt er das üppige Bild einer aus dem Bade kommenden Schönen aus, dann aber beklagt er die impotentia Amoris und concentrirt alle ſeine ſüßſchmerzlichen Gefühle in dem Diſtichon:

Nil amor est aliud, si nescis, quam sine vita
Vivere, nil aliud quam sine morte mori.

Jedoch iſt bei Meliſſus keineswegs alles ſo geiſtreich. Seine Lobgedichte auf die Königin Eliſabeth ſind unerträglich:

Te Venerem, te Junonem, te Pallada quisque
Dixeris etc.
Quin idem Charim et rosam te dixerit etc.

Unter den Gelegenheitsgedichten begegnet uns ein Lob des Rheins auf Koſten der Donau und ein witziges Lied auf die Hochzeit eines dicken Greiſes mit einer magern Jungfrau. — Zwei geiſtliche Lieder in deutſcher Sprache 1572 ſcheinen verloren. Zwei weltliche deutſche Gedichte von ihm ſind erhalten in der Sammlung der Zürcher Streitſchriften IV. 9 und in Mathiſſons Anthologie. Es ſind ſteife Liebesgedichte. — In der zweiten lateiniſchen Sammlung Melitemata, Frankfurt 1595 kommen neben gemeinen Gelegenheitsgedichten, Pſalmenüberſetzungen und Paro-

dien nach Horaz, geiſtliche Oden vor, in denen chriſtliche und heidniſche Begriffe ſeltſam vermiſcht werden. Unter andern ſingt er einen Engel an:

Supremi Jovis angele!

Viele Gedichte richtet Meliſſus an den Kurfürſten Friedrich IV. von der Pfalz.

Nicolaus Eisner, Juriſt in Heidelberg († 1583) ſchrieb eine lateiniſche Idylle zum Lobe des Mai und Gelegenheitsgedichte. Joachim Camerarius, Profeſſor in Leipzig († 1575) ein Lob des Erdbebens, der Roſen, eine Anſtandslehre für Knaben ꝛc. Zacharias Orthus beſang 1563 die römiſchen und deutſchen Kaiſer und ſeine Vaterſtadt Stralſund in lateiniſchen Hexametern. Vgl. über ihn Zobers Programm, Stralſund 1830.

Jakob Micyllus in Straßburg, deſſen sylvae 1564 erſchienen, ſchrieb unzählbare Gelegenheitsgedichte in lateiniſchen Hexametern, mit nur ſeltenen ſelbſtändigen Epiſoden z. B. eine Vertheidigung der Aſtrologie aus Anlaß einer Magiſterpromotion und die Beſchreibung eines Wettpfeilſchießens. Im Anhang lateiniſche Epigramme auf ſämmtliche deutſche Kaiſer, Pſalmenüberſetzungen und eine lateiniſche Comödie „Apelles oder die Verleumdung", nach der bekannten Anecdote des Alterthums. Beſonders gedruckt erſchien von ihm 1539 eine elegia de duobus falconibus, eigenthümlichen Inhalts.

Zwei Falken jagen eine Elſter, ſtoßen aber im Finſtern auf einander ſelber los und tödten ſich wider Willen gegenſeitig. Die verwundete Elſter aber fällt unter die Zähne der Hunde, um jedenfalls einen ſchlechtern Tod zu leiden, als die edlen Falken.

Fincelius gab 1568 zu Jena poemata heraus, in denen neben Lobgedichten auf die ſächſiſchen Prinzen und poetiſchen Zuſchriften an Melanchthon und andere berühmte Zeitgenoſſen auch einiges Eigenthümliche vorkommt.

In einer dem Sohne Luthers gewidmeten Elegie vergleicht er Luther mit Arminius, weil beide Rom beſiegt hätten. Einige epigrammatiſche Dichtungen widmet er den berühmten Bildern ſeiner Zeit von Lucas Cranach, dem Carracci ꝛc. In einer andern läßt er eine Gans die Schwäne zu Tiſch laden, d. h. er ladet berühmte Humaniſten ſeiner Zeit zu einer gebratenen Gans ein. Das artigſte ſeiner Gedichte iſt das de viola seratina. Er findet noch im

November ein blühendes Veilchen und bringt es ſeiner Geliebten, indem er unzählige Küſſe hinzufügt. Lächelnd zugleich und ſeufzend entwindet ſie ſich ſeinen Armen und

Quae ridens simul et gemens, amabo
Inquit delicias tamen vel ipso
In flore est etiam figura mortis
Hic qui tempore non suo virescit,
Idem tempore non suo peribit.

Abgeſchmackt dagegen iſt ein zweites Veilchenepigramm:

Cur violas mittis, nempe ut violentior urar?
Heu violor violis ah violenta tuis.

Auch ahmt der Dichter die ſchönen Eklogen des Virgil nach und ſtötet mit Tityrus um die Wette. Seine Hirtengeſpräche handeln aber unter andern von der Geburt eines ſächſiſchen Prinzen. Nur eins iſt merkwürdig, weil ein Hirte erzählt, wie er bei Nacht auf einem Steine ſitzend, das wilde Heer der Strigen (Hexen) in der Luft habe herumziehen und eine Schlacht liefern ſehen, ſo daß die Blutstropfen wie Regen heruntergefallen ſeyen. Dieſer Liebhaberei am Geſpenſtiſchen genügte Fincelius auch durch eine lateiniſche Ueberſetzung des II. Buchs der Odyſſee, und durch die Herausgabe einer Sammlung von Wundergeſchichten.

Johannes Lucienberger verarbeitete 1576 die Aeneide in ein langes dramatiſches Gedicht.

Die Poemata des Nathan Chyträus zu Roſtock 1579 enthalten nur Gratulationen, Hochzeit- und Beileidgedichte, kurze Beſchreibungen der Reiſen des Dichters nach Paris, England, Rom, Neapel, einige Epiſteln ꝛc.

Die Reiſe nach Rom hat einen geiſtreichen Schluß:

Haec Roma est, Dea terrarum, magna aemula coelo

vor dem ehmals das Erdreich zitterte und alle Völker erbebten,

Nunc sine honore jacet,

Aber trotz alledem bleibt ſie

Rebus in adversis victrix, sed victa secundis.

Chyträus ſchrieb auch ein Gedicht über die Natur, die Wunder Gottes am Sternenhimmel (uranoscopia), an Pflanzen und Thieren (dendroscopia, zooscopia) etc. in lateiniſchen Hexametern.

Joachim Mynſinger, in Stuttgart geboren, Canzler in Braunſchweig und Gründer der Univerſität Helmſtädt († 1588), ſchrieb eine

patriotiſche Auſtrias in lateiniſchen Hexametern, worin er das Haus Habsburg vertheidigt und bitter über die Politik Frankreichs klagt, die das Recht ſeines hohen Hauſes ſtets beeinträchtige, ferner Neccharides zu Ehren des Pfälzer Kurfürſten Philipp und einen feurigen Aufruf zum Türkenkriege.

Valens Acidalius von Wittſtock († 1595) ſchrieb „Roſen" in lateiniſchen Diſtichen (Gheri delit. I. 10), füllt aber ſeinen lieblichen Roſengarten wieder ganz mit klaſſiſchen Staffagen an.

Der Frankfurter Lonicerus ſchrieb 1582 ein Jagdgedicht (venatus et aucupium), worin beſonders das Hervorbrechen eines coloſſalen Ebers maleriſch beſchrieben iſt, überall aber ſind antike Götter und Nymphen dabei.

Nicolaus Reusner, Profeſſor in Jena, († 1602) ſchrieb ungeheuer viel.

Abgeſehen von faſt unzählbaren Elegien, Oden, Epigrammen und Anagrammen zu Ehren aller ſeiner Gönner, Freunde und Bekannten, gab er in ſeinem Polyanthea oder paradisus poeticus eine Sammlung Epigramme auf alle Pflanzen und Thiere im Paradieſe, jedes kurz, aber mehr nur beſchreibend als witzig. Ferner gab er eine große Anthologie von poetiſchen Reiſebeſchreibungen heraus, von Ovid und Horaz an bis auf die gekrönten Poeten ſeiner Zeit. Dieſes merkwürdige Buch (Hodoeporicorum sive itinerum totius fere orbis lib. VII. Baſel 1580) iſt durch den Stoff ausgiebiger, als manche rein lyriſche Anthologie und für die Zeit- und Gelehrtengeſchichte intereſſant, eine förmliche Gemäldegallerie kleinerer Reiſebeſchreibungen von den verſchiedenſten Dichtern in den verſchiedenſten Zeiten. Man ſieht daraus namentlich auch, wie oft Auſonius von den gekrönten Poeten nachgeahmt wurde. Langweilig ſind Reusners Sinnbilder der Kaiſer, ächte und willkürliche Deviſen für alle Kaiſer von Auguſtus bis auf Rudolph II. mit gelehrtem Commentar. Dagegen ſind die icones clarorum virorum, Baſel 1589, ſehr intereſſant, nicht nur die jedem Gelehrten und Poeten gewidmeten Verſe Reusners, ſondern auch die werthvollen Portraits.

Bernhard Moller ließ zu Köln 1596 ſein Gedicht Rhenus drucken, in lateiniſchen Hexametern.

Eine Beſchreibung aller Städte, Nebenflüſſe ꝛc. vom Urſprung des Rheins bis zu ſeiner Mündung, aber nur eine trockene geographiſche Skizze in Verſen.

Georg Bersmann, Profeſſor in Leipzig, gab 1596 drei Bände Gedichte heraus, meiſt Hochzeits- und Begräbnißgedichte. In einem der

erſten muß Apollo mit allen neun Muſen zur Hochzeit kommen und das Brautpaar anſingen. Die chriſtlich-deutſche Situation wird hier überall mit claſſiſchem Flitter überſchüttet. (Gheri delit. 424 f.).

Der als Hofnarr des ſächſiſchen Kurfürſten durch ſeine luſtigen Schwänke berühmte Profeſſor Friedrich Taubmann in Wittenberg gab 1597 (vermehrt 1604) Melodaesia heraus.

Eine große Sammlung gewöhnlicher lateiniſcher Gratulationen und geiſtliche Gedichte, dazu ein Engelkrieg (wider Lucifer), zur Abwechslung Hochzeitsgedichte in Anakreons leichter Versart, ein Lob der Martinsgans bei luſtigem Herbſtgelag und Bacchanalia, ein wirklich von bacchantiſcher Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutſche Säuſer im antiken Gewande in ſeiner vollen Luſt geſchildert wird. Am Schluſſe die Lehre;

Nec bibito ad certos numerosve vicesve: vel hoc si
Feceris, antiqui notos bibe Nestoris annos;
Fias Methusalah per pocula vota. Tuumque
Dic bene consortem, bene te, bene me, bene Bachum.

Mathäus Zuber gab 1599 zu Wittenberg amores et suspiria heraus,

in denen er eine gewiſſe Roſabella mit aufdringlicher Zärtlichkeit beſingt.

O frontem nitidam, nitentiorem
Coeli sideribus serenioris,
O Amoribus ebrios ocellos!
O genas similes genis dearum,
O amoenius os amoenitate
O dulcedine dulcius labellum!
Ne dicam gemipomulas papillas
O illas oculiclepas papillas,
O illas animifragas papillas,
O illas digititrahas papillas!

Der Dichter vergleicht ſeine Schöne mit allem Möglichen, mit ſeiner Taube, ſeinem Sperling, Eichhörnchen, ſeiner Sonne, ſogar ſeinem Camin, ſeinem Seidewurm und Blutegel ꝛc.

In des Hamburgers Henning Conradini Gelegenheitsgedichten (Gheri delit. II. 949 f.) wird eine gewiſſe Laetia zärtlich beſungen, in des Berliner Mellemanni Gedichten (daſelbſt IV. 493 f.) eine Roſamunda.

Die poemata des Böhmen Cropacius, gedruckt zu Nürnberg

1581, enthalten zärtliche Dichtungen, Anrufe an die Heroen der Zeit, ein Hirtengedicht im Tone Virgils zur Verherrlichung Ferdinands I., Hochzeits- und Begräbnißcarmina, einen lateinischen Türkenschrei und ein paar Schwänke.

z. B. von dem buhlerischen Pfaffen, der bei seiner Schönen die Nacht zubringend im Dunkeln das Hintertheil hinauskehrt, welches der draußen stehende Liebhaber in der Meinung, es sei das Gesicht seiner Geliebten, küßt, aber den Betrug inne werdend, geschwind ein glühendes Eisen aus der Schmiede holt, noch einmal um einen Kuß bittet und den Pfaffen jämmerlich verbrennt.

Seines Landsmanns Paul von Glisbice periculae poeticae, gedruckt zu Wittenberg 1602, enthalten unter vielen Gelegenheitsgedichten an Freunde, zärtliche Erinnerungen an seine frühere böhmische Geliebte Panna oder Pannula, die zu den besten dieser Art gehören.

Johannes Albinus, ein Sachse, schrieb ein lateinisches Lehrgedicht über die vier Monarchien und ein anderes über die blutige Schlacht bei Sieversshausen (Gheri delit. I. 183 f.). Er ist nicht zu verwechseln mit einem spätern Johann Georg Albinus († 1679), welcher geistliche Dichtungen geringen Werthes in deutscher Sprache schrieb. Bernhard Prätorius, Syndicus in Nürnberg († 1606) schrieb weitläuftige Gedichte über Wilhelm und Moritz von Hessen und ein Lehrgedicht über die beste Staatsverwaltung. Heinrich, Graf Rantzau († 1599) Statthalter in Holstein, schrieb heroes, kurze Gedichte auf berühmte Helden von Josua an, und Epigramme. Schlosser in Frankfurt an der Oder gab 1585 neben gewöhnlichen elegischen Gratulationen auch eine Marchias oder Geschichte des Zollernschen Hauses und insignia clarorum virorum heraus mit charakteristischen Devisen des Luther, Melanchthon, Erasmus, Reuchlin, Bugenhagen ꝛc. Luther bekam: rosa cum cruce, Erasmus terminum des, Reuchlin eine ara fumans, Sabinus einen Pegasus ꝛc.

Daniel Cramer schrieb lateinische Comödien, die Areteugenia, welche Sommer 1602, und den sächsischen Prinzenraub, den derselbe 1605 übersetzte. Die erstere handelt von Ritter Aretius und seiner Schwester Eugenia, die von Seeräubern gefangen, nach langen Gefahren und Nöthen glücklich wieder heimkehren.

Laubanus in Danzig spielte in seiner musa lyrica (1607) mit

Parodien, namentlich horaziſcher Oden. So aus dem allbekannten Maecenas atavis macht er

Jesu virginis edite nixibus etc.

Des Caſpar Conradi (eines Breslauers, † 1633) Argonautica (Gheri delit. II. 996 f.) ſind eine freie Bearbeitung der bekannten Argonautenfahrt, in lateiniſchen Hexametern, aber weder ſo lang noch ſo geiſtreich, wie die claſſiſchen Dichtungen über denſelben Gegenſtand.

Am tiefſten unter den lateiniſchen Dichtern der Proteſtanten verfiel Caſpar von Barth dem poetiſchen Cultus der heidniſchen Venus, und zwar zu Wittenberg ſelbſt, wo ſeine juvenilia 1607 gedruckt erſchienen. Später kamen noch zu Hanau 1612 amabilia und zu Frankfurt 1623 äſopiſche Fabeln von ihm heraus mit vielen eigenen Gedichten verbunden. Außerdem überſetzte er ins Lateiniſche einige ſpaniſche Sachen, die berüchtigte Celeſtine und Schäfereien, ferner aus dem Italieniſchen des Aretino ſchändliche Hurengeſpräche, was ſchon Barths ganze Richtung bezeichnet.

Die juvenilia ſind ſehr lüſtern. Der Dichter ſchildert ein Gemälde der Omphale, dann eine badende Anadyomene. Dazwiſchen gibt er aber auch das Gegenbild einer häßlichen Peſt. Die meiſten Lieder richtet er an eine Viola oder Violantia, mit der er über Küſſe ſtreitet und ſcherzt, die er vor dem Spiegel belauſcht ꝛc. Die amabilia feiern in unzähligen kurzzeiligen, dem Anakreon nachgeahmten Liedchen eine gewiſſe Neära, daneben aber auch noch eine Hypſitilla, eine Myrtilisca, eine Paſicompſa ꝛc. Ueberhaupt liebt der Dichter die Veränderung

Quot ergo sunt puellae,
Tot erunt joci canendi.

Neärens Reize beſchreibt er tabellariſch:

Servire vos jubemus
Papillulis Neaerae
Ocellulis, capillulis, labellulis, lacertulis, pectusculo, cerviculae, venterculo etc.

Einige Liedchen ſind ächt anakreontiſch, z. B. (amab. III. 10) von den Bienen, die er abſendet, um Neären in den weißen Buſen zu ſtechen, damit ſie zu ihm, dem nach ihr Schmachtenden, komme. Wie raffinirt der Dichter in Wolluſtgefühlen war, zeigt (am. IV. 33) das Lied vom Caninchen, das Neära im Buſen verſteckt. Einige Lieder ſind ganz obſcön z. B. der Fiſch (IV. 25). In den Liedern, die den Fabeln angehängt ſind, kehrt die Liebe zu Neära wieder.

Ut so suaviolis meis
Ut me suaviolis tuis
Mutuisque labellulis
Sospitemus et invicem
Sospitemus io veni
Veni cara Neaera.

In einem größeren Gedicht beſchreibt Barth Heros und Leanders Liebe, in einem andern den Phönix, ferner ſtellt er eine Reihe unglücklicher Heroen und Heroinen zuſammen, von der Dido bis zu Heinrich IV. von Frankreich der zur Zeit des Dichters ermordet wurde. Barth hat ſich auch an dem Satirenſtreit zwiſchen Scioppius und Scaliger betheiligt und den letztern vertheidigt.

Pancratius Cretſchmer ſchrieb 1610 in Tübingen ein aureum seculum sive amicitia, voll lateiniſcher Oden, worin er die Freundſchaft als das goldene Zeitalter pries.

Wer in der ächten Freundſchaft ſtehe, der ſtehe auch im goldenen Zeitalter.

Hic imperator nemo, nemo subditus.
Quod probat unus, probat et secundus.

Nur wo zwei Herzen eins ſind, iſt das Paradies.

Si quod habet, non in se habeat, sed in altero amicus,
Non erit iste suus, non erit ille suus.

Kurz das goldene Weltalter der Unſchuld wird in die Abweſenheit des Egoismus, in die Dahingabe des Ich an ein anderes Ich geſetzt. Cretſchmer wendet inſofern alles was Angelus Sileſius in Bezug auf die Verbindung der Seele mit Gott geſungen hat, auf die Verbindung zweier gleichen Seelen an. Sein kleines Buch iſt beſſer als manches viel größere und pretiöſere der Zeit.

Johann Ludwig Praſch, Senator in Regensburg, gab 1666 poemata heraus, gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Epigramme, darunter eine Satire auf die Poetaſter ſeiner Zeit, von denen er ſich aber ſelbſt nicht viel unterſchied, wenn man nicht ſein pervigilium Veneris als genitale Dithyrambe gelten laſſen will:

Ein wildes jauchzendes Frühlingslied mit dem Refrain:

Cras amet, qui nunquam amavit, quique amavit, cras amet.

Es iſt Frühling, alles liebt ſich, alles baut ſich Neſter.

Vere concordant amores, vere nubunt alites,
Et nemus comam resolvit de maritis imbribus.
— Jussus est inermis ire, nudus ire jussus est,

Non quid arcu, non sagitta, non quid igne laederet,
Sed tamen, nymphae, cavete, quod Cupido pulcher est,
Totus est in armis idem, quando nudus est Amor.
— Cras erit ver. Primus Aether copulavit nuptias,
Ut pater totum crearet vernis annum nubibus,
In sinum maritus imber fluxit almae conjugis
Ut foetus immixtus omnes aleret magno corpore.

Von demſelben Dichter erſchienen 1671 noch Eclogen, treu denen des Virgil nachgebildet, zärtliche und lehrhafte Hirtengeſpräche, z. B.

Carmine certabant et Thyrsis et ignea Phyllis
Alphei hic fluvii stirps unica, Thymbridis illa,
Illa cupidineis flammis, hic arte movetur.
In medio Cythereus Amor pro judice sedit etc.

Eine Ecloge ſchildert den Kyclopen in ſeiner Eiferſucht auf Acis. Jedenfalls hatte dieſer Regensburger Humaniſt ſeine Fackel an der des antiken Amor heiß entzündet.

Oldenburger, von dem man nichts weiß, als daß er eine Zeitlang Profeſſor in Genf geweſen († 1678) ſchrieb unter dem Namen Const. Germanicus ein Buch de peregrinationibus Germanorum, worin er die principum mores et inclinationes mit ſo viel Ungeſchick verſpottete, daß ein vornehmer Herr, deſſen geheime Liebesaffaire er auf dieſe Art unter das Publikum gebracht hatte, ihn zwang die betreffenden Blätter ſeines Buches zu freſſen und ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge dazu geben ließ. Das Buch ſelbſt habe ich mir nicht verſchaffen können.

J. J. Hoffmann gab 1684 zu Baſel poemata heraus, deren zweiter Theil nur gewöhnliche Gelegenheitsgedichte und Gratulationen enthält, während im erſten die Oden des Horaz nicht nur einfach, ſondern vielfach umſchrieben werden

z. B. die berühmte Ode: O fons Blandusiae etc. wird hier umgedichtet in:

1) O fons Blandusiae, praeclaro nomine digne etc.
2) O fons Bl. crystallo purior, atque etc.
3) Fons puriorque electro,
   Meroque digne dulci etc.
4) Fons Bl. nomine dicte,
   Vitro purior atque liquore.

bis zu ſo geiſtloſer Spielerei war der claſſiſche Geſchmack entartet.

August Buchners poemata, Leipzig und Frankfurt 1694 lassen im Titelkupfer das Bildniß Buchners zwischen dem des Horaz und Virgil von einem Genius krönen. Die Gedichte sind geistlichen Inhalts, academische Gratulationen, Hochzeit- und Leichencarmina. Auch die hymni philosophici enthalten nichts Originelles, indem sie nach dem Schrecken des großen Krieges die Jugend nur zu classischen Studien ermahnen.

Friedrich Wilhelm Sommer schrieb zu Breslau 1720 eine Silesia ante Piastum, in lateinischen Hexametern, worin er die altpolnischen Sagen von Piast, Lech, Krack, Wanda ꝛc., wie auch die Nachrichten von den alten Germanen, Arminius, Marbod ꝛc., wie ein Ragout mit einer classischen Brühe zurichtet.

Der Pedantismus der gekrönten Poeterei und lateinischen Gratulationen dauerte auf den Universitäten noch bis tief ins 18. Jahrhundert. Noch im Jahre 1728 erschienen Chr. Gotl. Schwarzii, comitis palat. caes., rectoris acad. Altorfinae Carmina, voran er selbst im Kupferstich mit ungeheurer Allongeperücke, dann nichts als lateinische Gratulationen in virgilischen und horazischen Versmaßen.

Das letzte Licht der gelehrten lateinischen Poesie flammte zu Halle an der Saale auf. Hier gab der berühmte Professor Klotz noch 1766 carmina heraus und suchte durch acta literaria die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch zu regieren, wie es nur im 17. möglich gewesen war. Deshalb mußte er zuletzt zum Spott werden, obgleich es keines großen Heldenmuths erforderte und von Seiten Lessings sogar wenig Edelmuth verrieth, das Henkeramt an ihm zu vollziehen. So schlecht, wie Lessing ihn gemacht hat, war Klotz nicht. Seine lateinischen Gedichte sind elegant und zart. Niemand würde im Dichter eines der zartesten Rosenlieder den groben Klotz vermuthen. Ich theile einige Verse aus Budiks Uebertragung mit:

Du, gewiegt vom Hauch kühlender Morgenluft,
Und von Thränen der Nacht, liebliche Rose, feucht,
Ringsum streust du die süßen
Düft' in stiller Bescheidenheit.

Doch vom sengenden Stahl Titans getroffen, senkst
Du das Köpfchen, von dem welkend die Blüthe fällt,
Und mit fallenden Blättern
Deckst du sterbend den heißen Sand.

Ach nicht andres empfängſt, goldene Blüthe, du
Meines Lebens ꝛc.

Klotz dichtete auch eine ſchöne Ode auf die Schlacht von Kunnersdorf und auf den Tod des edeln Kleiſt, mit dem Schluß:

Blumen ſproſſet empor aus dem verſtrömten Blut
Zarter Veilchen Geduft, Roſen und Lilien ꝛc.
Den erhabenen Geiſt des Dichters
Tragt, o Grazien, durch grünende Thale, durch
Kühle Schatten des Hains fort nach Elyſium.

2.

Volksthümliche Reaction innerhalb der lateiniſchen Dichtung.

Indem ich die Reihe der lateiniſchen Dichter, welche völlig im Geiſt der Renaiſſance dichteten, bereits geſchloſſen habe, muß ich noch einmal zu den Anfängen des Humanismus zurückkehren, um eine zweite Reihe zu beginnen, in welcher trotz der lateiniſchen Sprache, der echte deutſche Volkshumor gegen die Renaiſſance reagirte. Und zwar hat Schwaben die Ehre, daß von hier dieſe rühmliche Reaction hauptſächlich ausgegangen iſt.

Der berühmte ſchwäbiſche Humaniſt Reuchlin (genannt Capnio) aus Pforzheim gab 1498 eine lateiniſche Comödie „Henno" heraus, die nachher von Hans Sachs verdeutſcht wurde.

Der Bauer Henno ſäuft und verthut das Geld, ſein Weib Elſa klagt bitterlich, als er ihr auch noch ihr verſtecktes Geld geſtohlen hat. Sein Knecht Dromo ſoll mit dem Geld einen Wucherer befriedigen, behält es aber ſelbſt und betrügt beide mit Hilfe eines ſchlauen Advokaten, der ihn lehrt, er ſoll auf jede Frage nur Blee! antworten. Indem er ſich nun dumm ſtellt, gewinnt er den Prozeß, und täuſcht den Advocaten ſelbſt, denn als dieſer für ſeinen guten Rath Bezahlung verlangt, ſagt Dromo wieder nur Blee! Weil aber der ſchlaue Knecht das Geld hat und Hennos Tochter Greten heirathen will, ſagen die Eltern mit Freuden Ja.

Das lateiniſche Gedicht iſt abgedruckt in Gottſcheds Vorrath II. 142.

Der lucianiſche Spott charakteriſirt die meiſten Humaniſten. Er war ſchon lange bei den Italienern herrſchend. Der allgeleſene Boccaccio war voller Spott gegen die Pfaffen bei echt antiker Lebens- und Liebesluſt.

Aretino, ein Zeitgenoſſe Luthers, war damals ſchon ganz Voltaire. Poggio gab 1470 eine Sammlung von Schwänken und Zoten heraus, die unermeßlichen Beifall fanden. Dieſer Ton kam nun auch in Deutſchland auf. Der Tübinger Profeſſor Bebel aber unternahm es, den ſchwäbiſchen Volkswitz mit dieſer neuclaſſiſchen Zotologie zu verſchmelzen und gab lateiniſche facetiae heraus, in denen neben den Ausfällen auf die Pfaffen und raffinirten Stänkereien auch der kerngeſunde deutſche Volkshumor ſeinen Platz fand. Man muß übrigens die ältere Ausgabe von den ſpätern unterſcheiden, in denen, wie die Hitze des Reformationskampfes zunahm, auch immer mehr zur Beſchimpfung der Pfaffen hinzugeſetzt wurde. Das gilt auch von der unter dem Titel „Geſchwenk" veranſtalteten grobdeutſchen Ueberſetzung von 1558.

Facetiae facetiarum, hoc est Joco-seriorum fasciculus novus, Pathopoli, 1647 enthält burleske Plaidoyers mit juriſtiſchen Beweiſen und Schlüſſen, alles lateiniſch, und zwar 1) de peditu mit einer eulenſpiegelartigen, aber luſtigen Claſſification der Kanonenſchläge, der Brummer und Schleicher, der Verzwickten und Abgebiſſenen, eines „ſo ſpitzigen Nunen —, daß einer die Zähn mit ſtreuen möcht" ꝛc. 2) de cucurbitatione, 3) de jure potandi, worin Anfänge deutſcher Weinlieder vorkommen, die zum Theil verſchollen ſind z. B. „Wir haben ein Schiff mit Wein geladen ꝛc., und worin auch die berühmteſten deutſchen Biere aufgezählt werden. 3) scabiei encomium. 4) de mulieribus., 6) de osculis. 7) de virginibus, dieſe alle drei ſind candirt mit Zoten. 8) de jure et natura pennalium. 9) de multiscientia. 10) Hans Plumpſack, ein ſehr rohes Geſpräch. 11) de hanreitate, und noch einige andere kleinere Sachen. Alles ohne viel Witz.

Bebels Schwänke wurden unermeßlich populär, Jahr aus Jahr ein erſchienen neue Auflagen derſelben. Und doch, wie zotenhaft der gelehrte Profeſſor erſcheint, mangelte es demſelben keineswegs an tieferen Gedanken. Die Zeit unmittelbar vor dem Ausbruch der Reformation, hat kein anderer Dichter ſo tief als dämoniſche Bezauberung aufgefaßt, wie Bebel in ſeinem merkwürdigen triumphus Veneris vom Jahr 1515.

Venus will die Tugend vom Throne ſtoßen und an ihrer Statt die Welt beherrſchen. Indem ſie ihre Streiter aufbietet, führt ihr Cupido zuerſt die ganze Arche Noä mit allen Thieren zu. Das bezeichnet die Niedrigkeit der Motive des Venuscultus. Dann aber kommen ſogleich die Menſchen und zwar zuerſt die Männer, von allen Nationen, die einander in Wolluſt überbieten, und von allen Ständen, den Papſt und die ganze Kleriſei nicht ausgenommen.

Auch von allen politischen Parteien, die Schweizer so gut wie der Adel. So weit die Männer. Nun kommen erst die Weiber, deren Eifer für die Venus noch viel brennender ist, ein unübersehliches und unüberwindliches Amazonenheer. Ganz zuletzt kommen die Bauern, die einfältigen und treuherzigen, die bisheran noch der Tugend gedient hatten, jetzt aber auch schon verführt sind und die Mode mitmachen. Als nun das große Heer beisammen ist, zieht Venus mit demselben aus und schlägt die Tugend siegreich aus dem Felde, deren kleines Häuflein gleich davonläuft. Trotz der Plagen, welche Gott den Menschen zur Strafe sendet, feiert Venus einen glänzenden Triumph.

Bebel hat viele, meist kleine und nur gelehrte Sachen geschrieben, unter anderm war er auch der erste, der deutsche Sprüchwörter sammelte. In Zapfs Werke „Heinrich Bebel 1802" findet man die ausführlichsten Nachrichten über alle Ausgaben seiner Werke, ohne daß von Inhalt und Geist die Rede wäre. — Die facetiae wurden nachgeahmt in der großen Sammlung von Melander: Jocoseria, 1605.

Einer der ausgezeichnetsten, aber auch unglücklichsten Humanisten war Nicodemus Frischlin, geb. 1547 in Bahlingen, Professor in Tübingen, gekrönter Dichter und Schöngeist. Durch seinen Witz machte er sich Feinde unter seinen Collegen, wurde aber von Herzog Ludwig von Württemberg geschützt. Erst als er in einem lateinischen Gedicht vom Landleben auch den Adel in dessen damaliger Rohheit angriff, wurde der Haß gegen ihn so mächtig, daß er Tübingen verlassen mußte. In Laibach in Krain angestellt, wurde er auch von hier durch die Denunciationen, die ihm aus Schwaben folgten, vertrieben. Er irrte nun brodlos umher und schriftstellerte, flehte von Mainz aus vergebens, man möchte sein und seiner Frau Gut aus Württemberg ihm verabfolgen lassen, und schrieb, als man es ihm abschlug, einen zürnenden Brief, worauf ihn der Herzog von Mainz requirirte und ins Schloß Urach gefangen setzte. Von hier wollte Frischlin bei Nacht entfliehen, indem er sich aber an einem zu kurzen Strick den hohen Felsen herabließ, war sein Fall unvermeidlich und man fand ihn am Morgen zerschmettert unten liegen, 1590. — Er schrieb nur sehr wenig und schlecht deutsch, dagegen sehr viel ungemein fließend latein. Sein Leben ist von Strauß 1856 gründlich erörtert worden. Von seinen Dichtungen sind aber nur sehr wenige übersetzt.

Viele Dichtungen Frischlins sind monströs. Die Feder lief ihm mit den lateinischen Versen gleichsam davon. Man begreift kaum, wie er den

Dingen, die er beſingt, irgend eine poetiſche Seite hat abgewinnen können. Und doch iſt überall bei ihm ein Salz, ein Geiſt. Weitläuftig beſingt er das Tübinger Stipendium und die Kloſterſchulen Württembergs, aber patriotiſcher und proteſtantiſcher Stolz legt Salz hinein. Scheinbar ſervil beſingt er die Vermählung einer deutſchen Erzherzogin mit König Karl IX. von Frankreich, aber ſein Patriotismus legt Salz hinein. Er rühmt ſich der Siege des Kaiſers über die Türken und ſieht in der Heirath eine Art von Demüthigung Frankreichs vor Deutſchland, wobei er freilich nicht geahnt hat, daß bald darauf die Bartholomäusnacht kommen würde. Eben ſo patriotiſch iſt ſein Gedicht auf die zehn Habsburgiſchen Kaiſer und das auf die Straßburger Uhr. Er feierte die zweimalige Hochzeit ſeines Herzogs Ludwig in langen langen Gedichten, aber er trug in dieſe gravitätiſche Hochzeitsfeier der Renaiſſancezeit echtromantiſche Poeſie hinein, indem er eine liebliche Volksſage zu einer Comödie benutzte, die freilich vor den Herrſchaften nicht aufgeführt werden durfte. Der Inhalt findet ſich auch in Cruſius ſchwäbiſcher Chronik:

> Friedrich der Einäugige aus dem Hauſe Hohenſtauffen, Herzog von Schwaben, ließ bei Markgraf Rudolph von Zähringen und Baden um deſſen Tochter Anna Maria für ſeinen Sohn, den nachher ſo berühmten Friedrich Barbaroſſa werben. Sein Werber war der junge Graf Hans von Württemberg, der dem alten Markgrafen ſo gefiel, daß er ihm auf die Schulter klopfte und im Scherz frug, warum er ſich nicht ſelbſt als Freier gemeldet habe? Als Hans zu ſeinem Herrn zurückkehrte, war dieſer froh, daß die Sache ſo gegangen war, denn er hatte unterdeß ſeinem Sohn eine andere Partie ausgeſucht und erlaubte nun dem Grafen Hans, zum Markgrafen zurückzukehren und denſelben beim Wort zu nehmen. Der Markgraf lachte, das Fräulein war es zufrieden und durch dieſe reiche und vornehme Heirath erhielt Hans große Macht und Anſehen. Auch baute ihm der Markgraf damals Stuttgart.

Daß Friſchlin bei aller Gewandtheit des Geiſtes nicht zum Schmarotzer gemacht war, beweiſt ſeine oratio de vita rustica, die ihn ins Verderben ſtürzte.

Im frommen Wüttemberg mußte er auch geiſtlich dichten, aber mehr pro rata und pro forma. So beſang er die Geburt Chriſti, ſo dichtete er noch auf Urach eine lange Hebraeis, in der er die Geſchichte der jüdiſchen Könige zuſammenfaßt. In ſeinen beſten Tagen ſchrieb er einige

geistliche Comödien voll von köstlichem Humor, Rebecca und Susanna, beide durch Frischlins Bruder ins Deutsche übersetzt, Frankfurt 1589.

Rebecca wird von Isaak gefreit, die bekannte biblische Geschichte. Als Zugabe ein gewisser Gastrodes, Suppenfresser des Jäger Ismael, der alt und dick und liederlich wie Fallstaff, auch wie dieser lügt und aufschneidet, sonderlich von seinen Reisen und den Wunderdingen, die er gesehen. — In der Susanna ist das Heranschleichen der beiden Greise, von denen jeder will, der andere soll sein Kuppler werden, und der schamhafte Zorn der Belauschten sehr gut gezeichnet. Originell ist die Beredsamkeit des Simeon, eines der beiden Greise, der sie zu überreden trachtet, ihn treiben keine sinnlichen Begierden, sondern ein göttlicher Traum, in dem ihm verheißen worden sey, mit ihr den Messias zu zeugen.

In seinem Kerker dichtete Frischlin noch einen Joseph, eine Ruth und eine Hochzeit zu Cana, die erst von Strauß im 41. Bande der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart edirt wurden, wie auch das Büchlein in deutschen Reimen vom großen Christophel, gedruckt 1591, merkwürdig als ein Spiegel, in welchem der unglückliche Dichter sich selbst betrachtet hat.

Christoph ist ein zweiter Eulenspiegel, nur im sittlichen Sinne. Er versucht sich in allen Berufsarten, dient unter allen Ständen, Klerus, Soldaten, Beamten, Handwerkern, Bauern ꝛc., wird aber überall verfolgt und verjagt, weil er den Naturfehler hat, überall die Wahrheit zu sagen.

In dem großen Streit der theologischen Facultäten seiner Zeit behauptete Frischlin eine ganz unabhängige Stellung, wie eine seiner witzigsten Komödien beweist: Phasma, hoc est comedia posthuma de variis, haeresibus, übersetzt von Glaser, Greifswalde 1593; von Bertel, Leipzig 1607; von Hoch, Stuttgart 1839.

Der Bauer Melcher drückt gegen den Bauer Dürrion seine Religionszweifel aus; er weiß lediglich nicht mehr, was er glauben soll, weil man so viel über den Glauben streitet. Dürrion bleibt dem Glauben seiner Väter treu, und läßt sich durch nichts stören. Da kommt Trostel, ein Bauernweib, die von ihrem Manne, Melber, verstoßen wird, weil er Wiedertäufer geworden, Hab und Gut verkauft und nach Mähren auswandert. — Zweiter Aufzug. Melber ist auf der Wanderschaft, die weinende Trostel verfolgt ihn. Er stößt sie fortwährend zurück. Da treffen sie auf Luther, der dem Melber tüchtig den Text liest, ihn aber nicht zu bekehren vermag. — Dritter Aufzug. Der Abendmahlstreit zwischen Luther, Melanchthon, Zwingli, Brenz, Carlstadt.

Dazu kommt noch der Schwärmer Schwenkfeld, der von Brenz übel abgewiesen wird. — Vierter Aufzug. Das Concilium zu Trident, wo Brenz gerade so hinausgejagt wird, wie er vorher den Schwenkfeld hinausjagte. — Schlußscene. Melcher ist durch alles, was er gesehen, nicht klüger geworden und zweifelt nur desto mehr, wer von so vielen Recht habe?

Das ist ganz derselbe humanistische Standpunkt, auf den sich, wie wir oben sahen, schon Erasmus gestellt hatte. Ueber die Facultäten und ihr Schulgezänke spottet Frischlin auch in seinem Priscianus vapulans einer lateinischen Komödie, 1583.

Der Schatten des großen Grammatikers Priscian kehrt zur Oberwelt zurück, um über die Barbarei in allen Facultäten in Deutschland die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen. Hier ist ächt rabelais'scher und aristophanischer Witz.

Daran reiht sich noch die beste und zugleich patriotischeste unter allen Komödien Frischlins, worin er sich, trotz seiner Vorliebe für die classische Sprache, dennoch als guten, echten Deutschen mit gerechtem Stolze auf sein Vaterland kund gibt: Das ist der Julius redivivus, verdeutscht von Ayrer 1585.

Mercurius führt die Schatten Cäsars (Julius) und Ciceros bei Nacht wieder einmal auf die Oberwelt zurück, damit sie sehen, wie sie sich geändert hat. Später kommt auch noch der Geist des deutschen Hermann. Während dieser mit Cäsar ein modernes Arsenal besucht, um die Artillerie kennen zu lernen, kommt Eobanus Hessus und gibt dem staunenden Cicero Nachricht von den Fortschritten der Wissenschaften in Deutschland. Dagegen kommt ein Savoyarde und ein italienischer Kaminfeger, die dem großen Schatten zur Beschämung zeigen, was aus den alten Römern für Lumpen geworden sind, während von den Deutschen seither die für die Menschheit wichtigsten Erfindungen gemacht worden sind. Am meisten staunt Cäsar über die Erfindung des Pulvers und Cicero über die des Drucks.

In Meißners Skizzen, 1. Sammlung, ist ohne Angabe der Quelle erzählt, wie einst Herzog Alexander von Württemberg in Venedig, um die übermüthigen Italiener zu beschämen, eine ganz ähnliche Comödie habe aufführen lassen. Nur daß hier ein Geist allein auftritt und von einem deutschen Reisenden alles erfährt, was er wissen soll. Der Reisende schießt eine Pistole ab, sieht nach der Uhr und liest in einem Buche. Offenbar hatte der Herzog Frischlins Comödie vor Augen. In den Münchener fliegenden Blättern 1849 wurde die kleine Fabel artig illustrirt.

Frischlins Drama Helvetiogermani schildert den Sieg Cäsars über die Helvetier und dann über den Ariovist, nachdem die Helvetier römische Hülfe gegen den Uebermuth der Germanen nachgesucht haben. Irgend eine Beziehung auf moderne Politik wird vermißt. Unangenehm berührt der Name einer Thusnelda meretrix, die eine comische Abwechslung in den Ernst des Drama bringt. — Das Drama Hildegardis magna behandelt die bekannte Legende der h. Hildegard, nach dem Volksbuch.

Merkwürdig ist die Comödie von der Frau Wendelgart, weil Frischlin sie in deutscher Sprache, daher auch sehr unbeholfen schrieb.

Graf Ulrich von Buchhorn wird von den Ungarn aus Schwaben fortgeschleppt, seine Gemahlin Wendelgart betrauert ihn als todt, geht ins Kloster und widmet sich ganz der Pflege der Armen. Da kommt einmal ein Bettler, den sie wie die andern beschenkt, der ihr aber feurig die Hand küßt. Da erkennt sie ihren Gatten wieder und beide leben fortan wieder beisammen.

Die Schilderung der Bettler, eine Landplage seiner Zeit, ist sehr launig und derb.

Frischlin gab den Callimachus heraus, übersetzte fünf Comödien des Aristophanes, schrieb Commentare zu Virgil, Horaz, Plautus, brachte die Liebesgeschichte der Dido nach Virgil in zwei Tragödien: Venus und Dido, schrieb eine lateinische Grammatik und viele Streitschriften. Auch besang er die ältesten Weltmonarchien. In seinen kleinen Gedichten besingt er Melanchthon und die einerseits um Luther, andererseits um Calvin sich schaarenden Freunde, eifert gegen den Schwabenverächter Major in Sachsen, (die erste Spur der später so oft wiederkehrenden Antipathie zwischen Nord- und Süddeutschen, abgesehen von der Confession, die in Sachsen wie in Tübingen dieselbe war). Auch finden sich anagrammatische Spiele, eine eigene Gattung von Epigrammen, die in die Versetzung der im Namen enthaltenen Buchstaben einen witzigen Sinn bringen z. B. Valentinus Clessius salsus in saecula venit. — Paulus Melissus plus vales musis. — Joannes Schulterus nervus est in schola.

In den Klagliedern um den verstorbenen Herzog Christoph spielt Frischlin nicht weniger. Die Anfangsbuchstaben der Elegien enthalten den ganzen Titel.

In den Schulcomödien wurden die historischen Stücke meist aus der biblischen und antiken Geschichte gewählt, aber namentlich vaterländische

Stoffe kamen seltener vor. So außer den genannten von Frischlin des Cramer sächsischer Prinzenraub von 1591, des Michthonius Belagerung von Weinsberg von 1604.

Frischlin blieb nicht ohne Nachahmer in seiner Heimath. Johann Hildebrand schrieb, Tübingen 1598, eine lateinische Comödie: Pseudofridericus, worin Rudolf von Habsburg über den Betrüger siegt, der sich den wiedererstandenen Kaiser Friedrich II. nannte. Die Handlung ist unlebendig, fast alles wird nur erzählt, auch hat der Charakter des Usurpators keine tiefere Motivirung. Obligat sind zwei Soldatenhuren, wie die Thusnelda Frischlins, dem „Huren- und Bubenwesen" der damaligen Soldateska entnommen.

Sebastian Hornmold von Tübingen gab 1605 ein opus plane novum heraus, voll von Elegien in lateinischen Distichen, zuerst frommen Inhalts, dann Erinnerungen an Melanchthon, Reuchlin, Erasmus, Brenz, Sturm, Frischlin ꝛc. und Lobsprüche gelehrter Schwaben seiner Zeit.

Eigenthümlich sind in diesem Werke die guten Elegien, in welchen die Musik, die vier Stimmen, die Instrumente, endlich die großen Meister, vor allen Orlando Lasso gepriesen werden. Hier findet sich auch (10. Elegie des 4. Buchs) eine merkwürdige Beschreibung des Nachtigallgesangs.

Primum zinzilulat (criticorum pace loquendum
Quam det Aristarchus) vividiore tono.
Hinc simul in medium medulamina congerit apte,
Saepius immutans alterat inde vices.
Nunc melos intorquet, nunc multiplicare videtur,
Nunc tardat, nunc inflectit et ore rotat.
Nunc vibrat et tremulat, nunc fistulat ore represso,
Praecentor voluti sibilat ore puer.
Nunc silet omnino, quasi muta sit, illico pleno
Gutture clarisonos integrat illa modos.
Stridula nunc in se partitur, murmura, fauces
Nunc trahit, effingat mille quousque tonos.

Von Hornmold erschien ferner 1619 eine Sammlung von lateinischen Dichtungen der verschiedensten Verfasser, alle gerichtet gegen das deutsche Laster der Trunkenheit (in crapulam seu de vitanda ebrietate). Der Literarhistoriker findet hier die reichste Auswahl von Namen. Ungedruckt existirt in der Stadtbibliothek zu Heilbronn noch Hornmolds 1) Heil-

bronna, Lob und Beſchreibung der Reichsſtadt Heilbronn, in lateiniſchen Hexametern. Es beginnt ſehr lebendig:

Fontis et urbis opus patriaeque insignis honores
Et vos frigidulos fabulosi Necaris undas etc.

2) Laurea oder lauri Apollinaris i. e. poëseos laus, eine allegoriſche Comödie zur Verherrlichung der Poeſie, worin Apollo, die Muſen, Homer und die alten Dichter, Ariſtoteles und die alten Philoſophen, dann die neulateiniſchen Dichter Eoban, Sabinus, Friſchlin ꝛc. auftreten. 3) Seine Lebensbeſchreibung in Proſa. Dieſer ſchwäbiſche Dichter wäre einer ausführlichen Monographie werth.

Friedrich Hermann Flayder gab 1625 zwei Luſtſpiele heraus Imma portatrix und Ludovicus bigamus. Beide ließ er zu Tübingen von adeligen jungen Studenten aufführen, deren Namen im Buche ſtehn. Das erſte Stück behandelt die berühmte Sage von Eginhard und Emma (vgl. Theil I. S. 52), mit einem Prolog der Venus und comiſchen Zwiſchenſcenen, in denen Korydon, Menalkas und Amaryllis im griechiſchen Schäfercoſtüme doch nur ſchwäbiſche Bauern ſind. Das zweite Stück behandelt die eben ſo berühmte Geſchichte des Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Weibern (II. 61), gleichfalls mit comiſchen Scenen, in denen die abend- und morgenländiſche Dienerſchaft Späße macht. Trotz der claſſiſchen Sprache ſind beide Luſtſpiele durch und durch romantiſch und bilden den Uebergang von Friſchlin zu Gryphius und Tieck. — Zwei Jahre ſpäter ſchrieb derſelbe Flayder noch eine dritte Comödie: Moria rediviva, mit Bezug auf des Erasmus Lob der Narrheit.

Moria, die Narrheit, hält den Prolog und verſichert ſich der Weltherrſchaft. In der erſten Scene ſtreiten Demokrit, der hellauf lacht, und Heraclit, welcher heult und weint. Hahaha der eine, hu hu der andre. Moria kommt dazu, heißt ſie ſich vertragen, weil ſie ja alle beide doch nur ihre Diener ſeyen und befiehlt ihnen, ihre Hofleute zu holen, um bei ihrer Wiederkehr in die Welt ihr gleich einen ſtattlichen Hof zu bilden. Da werden nun Vertreter aller Stände gebracht, ein pfaffus, ein philosophaster, ein alcumista, ein mercator, miles, venator, rusticus etc. und gründlich verhöhnt.

Er ſchrieb auch Epigramme (sal musarum) 1629, meiſt Ueberſetzungen.

Einige lateiniſche Dichter Schwabens waren vorzugsweiſe Anagrammatiker. So der berühmte Juriſt Johann Harpprecht in Tübingen, deſſen poemata von 1617 außer Gratulationen und Condolenzen haupt-

fächlich Anagramme enthalten, darunter die Mehrzahl auf seinen eigenen Namen z. B.

Johannes Harpprecht { Penna Christo pare / Hinc per honesta ruas. / Apponis jus, re Nectar.

Egidius Hunnius. — Hui dignus venis

Ulricus Bosoldus — Sol lucidus rubes.

Emanuel Birglius — Lingua mel es urbi.

Ganz eben so alberne Wortspielerei trieb Daniel Grückler, dessen somnia insomnia, (Tübingen 1700), theils lateinische, theils deutsche Anagramme enthalten, z. B. divitiae — dea vitii. Am künstlichsten ist: Babel (Rom) wollte die Bibel ausrotten, aber Bebel, der Humanist in Tübingen) hat sie als Held vertheidigt, so daß gegen Bebel die Bibel von Babel unbesiegt blieb.

So viel von den Schwaben. Ich reihe ihnen noch einige lateinische Dichter aus andern Gegenden Deutschlands an. Zu den trotz ihrer lateinischen Sprache doch volksthümlichen Lustspieldichtern müssen wir insbesondere den Utrechter Georg Macropedius zählen, dessen Dichtungen in Deutschland beliebt waren. Seines Hecastus ist oben schon gedacht. Seine Andrisca, fabula lepidissima von 1537 ist eine lateinische Comödie ganz wie ein deutsches Fastnachtsspiel.

Andrisca ergibt sich hinter dem Rücken ihres Mannes Georg wüster Schwelgerei, bis er sie zu einem Zweikampf herausfordert, damit Gott urtheile, wer als der Stärkere zu befehlen haben soll. Sie wird überwunden, jämmerlich durchgeprügelt und muß um Gnade bitten. Zwei antike Chöre stehen sich in diesem Drama gegenüber, ein Chor der Bacchiden auf Seite der Weiber, ein Knabenchor auf Seite der Männer.

Derselbe Dichter schrieb auch einen Bassarus, mit obigem Stück beisammen in der Basler Sammlung comoediae et tragoediae aliquot, Basel bei Brylinger 1540. In diesem Stück geht es eben so toll und wüst her, wie im vorigen.

Bassarus, ein Bauer, stiehlt dem Pfarrer und Schulzen ihre Vorrathkammer und Keller aus, ladet sie dann zum Schmause und gesteht ihnen zuletzt, daß sie sich von ihrem Eignen gütlich gethan haben. Ein Parasit, Weiber und Masken geben dabei zu allerlei Possen Anlaß.

Des Haynecc ius Hansoframea sive Momoscopus, eine Comödie, gedruckt Leipzig 1581

läßt den Hansoframea (den Kutscher Hans Pfriem) wider Verdienst in den Himmel kommen, indem ihm die alte Petrona, in Abwesenheit des Petrus, das Thor öffnet. Petrus, Paulus ꝛc. wollen ihn nun zwar wieder hinausbefördern, aber er jagt sie alle durch seine Grobheit davon, behandelt die Maria Magdalena, die ihm Vorstellungen macht, wie eine Hure und entledigt sich auch der auf ihn gehetzten unschuldigen Kindlein, indem er ihnen Leckerbissen verspricht und sie hinter sich herzieht, wie der Rattenfänger von Hameln.

Zum bessern Verständniß dieses Lustspiels ist nothwendig zu wissen, daß Hans Pfriem bereits in Luthers Tischreden als comische Person im Gefolge der zu Weihnachten die Kinder belohnend und strafend umziehenden h. Personen erwähnt ist. Ihm als grobem Tölpel wird allerlei freches Widersprechen und Tadel gegen Gott und seine Heiligen in den Mund gelegt. Vgl. Hase, geistliches Schauspiel S. 121.

Hartmann Schopper, ein Pfälzer, Soldat unter Max II., ließ 1588 seine lateinische Uebersetzung des Reinecke Fuchs drucken, die den deutschen Text sehr natürlich wiedergibt. Z. B.

Serena lucebat dies
Et sol micabat aureus,
Rex imperator omnium
Leo ferarum sceptiger
Totius urbis bestias
Festum peringens convocat.

Das Gedicht wurde in Gheri delit. V. 1437 f. aufgenommen.

Christoph Stymmel gab 1579 in Stettin zwei lateinische Comödien heraus, eine Opferung Isaacs und studentes. Nur die letztere ist von Interesse, weil sie die colossale Lüderlichkeit auf den damaligen Universitäten bezeugt.

Philargyrus schickt seinen Sohn Philomathes auf die hohe Schule, wo er aufs fleißigste studirt, während seine Jugendfreunde Acolastus alles mit Weibern, Acrates alles mit Spiel vergeuden. Zuletzt muß Acolastus ein Mädchen heirathen, die er entehrt hat, Acrates aber bestiehlt seinen Vater, um seine Spielschulden zu zahlen.

In Wichgrevs Cornelius relegatus, einer lateinischen Comödie von 1600, werden neben der allgemeinen Lüderlichkeit, welche die Relegation des Helden zur Folge hat, hauptsächlich die rohen Mißbräuche des akademischen Bacchantismus zur Schau gestellt. — Aehnlich die Comödie vom Studentenleben von Schoch, 1657.

Der Sohn eines Edelmannes und der eines Kaufmannes werden Studenten, Pekelhering ihr Bedienter. Von Landsleuten in den Pennalismus eingeweiht werden sie zunächst besoffen gemacht und treiben sich in allem umher, was das damalige Studentenleben mit sich brachte. Am naivsten sind die ländlichen Suiten, das Ende ist die Relegation.

Aus Mangel an Geist und Erfindung und weil die Humanisten von Haus aus mit einer fremden Sprache als Sprachkünstler kokettirten, kamen sie auf allerlei Spielereien, auf die Centonen d. h. musivische Zusammensetzung neuer Dichtungen aus wörtlichen Stellen des Alten, auf die Anagramme, d. h. das Auskünsteln neuer Wörter und eines neuen Sinnes aus der Verstellung der Buchstaben eines Wortes, besonders der Namen, und auf die macaronische Schreibart, d. h. die absichtliche, zum Zwecke der Satire dienende Mischung moderner, populärer und grober Ausdrucksweise mit der classischen, ursprünglich nur eine witzige Anwendung des s. g. Mönchs- oder Küchenlatein, welches aus der Mischung der lateinischen Kirchensprache mit der angebornen Mundart einfältiger Pfaffen entstand. Ferner die Spielerei mit Buchstaben, die Gedichte, in denen jedes Wort mit ein und demselben Buchstaben anfangen mußte ꝛc. Vgl. darüber Genthes Geschichte der macaron. Poesie, 1829. Das non plus ultra dieser Spielerei war des Henr. Reimarus Proteus poeticus, Hamburg 1619, ein ganzes Buch, welches nichts enthält, als einen einzigen Vers:

Tempore da nostro bona pax, pie Christe, sit urbi

nicht weniger als 150mal durch Verstellung der einzelnen Worte variirt. — Des Hamconius certamen catholicum cum Calvinistis (ohne Ort und Jahr) und des Hucbald ecloga de calvis (Basel 1546) bestehen beide nur aus Wörtern, die mit C, das Petri Porcii pugna porcorum (Antwerpen 1530) nur aus solchen, die mit P anfangen.

Die eigentliche macaronische Poesie macht die beste Wirkung, wenn sie ernst und in heroischem Pathos kleine und lächerliche Dinge schildert und dabei die gemeinsten Ausdrücke unter die erhabenen einmischt.

In den facetiis facetiarum von 1657 ist eine lustitudo studentica in macaronischen Hexametern abgedruckt, worin das Studentenleben sehr lustig abgeschildert ist.

Vos famuli Kannis Bachum demergite tieffis,
Et date Rhenano porula plena mero.
Vos pueri crassum, primum Biera indite in Humpum
Hoc fundamento est aedificanda domus. —
Nunc superest mensam damzandum et benkia circum,
Pocula de propriis praecipitate locis,
Praecipitate libros, quid cum tibi, Bache, Camoenis?

Daſelbſt iſt auch die Floja abgedruckt, die ſchon 1593 einmal beſonders gedruckt worden war, nochmals herausgegeben 1827 von Aeander (Immermann).

Das Gedicht beginnt virgiliſch angla floosque canam. Die Flöhe werden als überaus ritterliche Helden und Freiheitsmänner geprieſen, weil ſie in ſo kühnen Sprüngen über alles ſich hinwegſetzen und ſelbſt die Majeſtät der Könige nicht fürchten, noch die Allmacht des Papſtes.

Cogitur hinc Bapstus slotos crutzumque sacratum
Werpere de manibus etc.
Non furchtit Keisros, non reges etc.

Am launigſten iſt die Schlacht der Jungfern mit den Flöhen beſchrieben:

Se flous sanguine mekae
Fullit, repletus per Kleidros springit et huppit,
Vexerit adeo, aut Jungfrae absque pudore
Uprapant sese et beinos, bauchumque bekikant,
Saepe etiam Kragium upmakunt et titia runda
Defendunt, arcentque floos etc.

In den facetiis findet ſich auch noch ein macaroniſches Gedicht de casei stupendis laudibus, eine witzige Verherrlichung des Käſes.

Im Jahr 1619 erſchien zu Hanau Caſpars Dornavi amphitheatrum sapientiae socraticae jocoseriae, in Folio, eine Sammlung zum größten Theil lateiniſcher, zum geringſten Theil auch deutſcher Scherzgedichte, überaus reichhaltig.

Der Sammler beginnt mit einer lateiniſchen Ueberſetzung des homeriſchen Froſchmäuſekriegs und noch zwei ähnlichen Dichtungen, reiht dann nicht weniger als dreizehn Gedichte von den Flöhen zuſammen, worunter auch Fiſcharts Flohhatz, drei Dichtungen von den Läuſen, zehn von den Ameiſen, fünfundzwanzig von der Nachtigall, neununddreißig von Hunden. Den Thieren folgt allerlei anderes, vier Gedichte vom Bier, ſechs vom Lachen, ſechs vom Nichts ꝛc. Die deutſchen Dichter nehmen hier nur einen geringen Raum ein, die meiſten ſind alte Klaſſiker oder Romanen.

3.

Die erſte ſchleſiſche Schule.

Gegen die lateiniſche Poeſie des Gelehrten kämpfte die deutſche Dichtung im 16. Jahrhundert nur ohnmächtig an. Weder die groben kirchlichen Satiren, die wir ſchon kennen, noch die rohen Volksſchauſpiele, die wir ſpäter betrachten werden, waren im Stande, der verwilderten deutſchen Sprache ihren verlorenen Adel zurückzugeben. Deswegen erſcheint es ganz natürlich, daß am Ende die deutſche Sprache ſelbſt ſich der Renaiſſance gefangen gab und in die zunächſt lateiniſche, dann auch italieniſche und franzöſiſche Form goß, all ihre alte Eigenheit und Urſprünglichkeit verleugnend.

In der Wahl der Stoffe war die Renaiſſancedichtung von alter Gewohnheit und neuer Mode zugleich beherſcht. Chriſtliche Dichtung galt noch als obligat. Kaum durfte der Poet ſeine Sachen drucken laſſen, wenn nicht geiſtliche Gedichte voranſtanden. Neue Mode waren hauptſächlich die akademiſchen Schäfereien, alſo begann es von ſteifen Hirtengedichten zu wimmeln. Die Großthaten und Schrecken der Religionskriege konnten ihres Eindrucks auf die Sänger nicht verfehlen, daher einerſeits die blutigen und hochtrabenden Haupt- und Staatsreactionen, andrerſeits ſo viel Angſt- und Bußlieder. Die alte Grobheit, die Lüderlichkeit der Soldateska, die neue von den Ausländern erlernte Frivolität pfuſchte überall in das reinliche Werk der Renaiſſancedichter hinein. Aus den Reichsſtädten und aus allerlei Winkeln der Provinzen drang noch der Volkston, wenn auch mit heiſerer und betrunkener Stimme durch. An den Höfen und Univerſitäten aber blühten die neuen Myrthen-, Lorbeer-, Cedern- und Cypreſſenwälder von der Scheere reinlich zugeſchnitten, mit Marmorſtatuen und Renaiſſancepalläſten, und elegante Dichter beugten ſich darin bis auf den Boden vor den Durchlauchtigſten in Allongeperücken, welche gnädiglich die Huldigung entgegennahmen. Die übertriebenſte Devotion und Kriecherei zeichnet beide ſchleſiſche Schulen und die fruchtbringende Geſellſchaft aus.

Es fällt auf, daß gerade in dem abgelegenen und kaum recht ger-

maniſirten Schleſien der deutſche Parnaß aufgeſchlagen werden ſollte. Aber es erklärt ſich aus der Pflege, welche hier unter dem letzten Fürſten des Hauſes Piaſt die Schulwiſſenſchaften fanden. Namentlich war Trotzendorfs Schule zu Goldberg am Ende des 16. Jahrhunderts die berühmteſte der damaligen Zeit. Schon vor Opitz traten hier Dichter auf. Theobald Höck gab 1601 zu Liegnitz ein „ſchönes Blumenfeld“ heraus, wobei er ſeinen Namen in Otheblad Oekh verſtellte. Es ſind geiſtliche und Liebeslieder. In den erſtern verräth er die Schule Johann Heermanns. Die letztern ſind für die Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Poeſie von vielem Intereſſe. Seit Puchmann war der Meiſtergeſang verſtummt, die neue Geſangkunſt der Renaiſſance hatte ſich nur der lateiniſchen Sprache bedient. Kirchenlied und Volkslied allein füllten neben dieſen lateiniſchen Dichtungen der Humaniſten die Leere bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts aus. Höck nun war der erſte uns bekannte Kunſtdichter, der den Uebergang aus dem Volksliede zum deutſchen Kunſtliede des Renaiſſancegeſchmackes bezeichnet.

Seine Lieder haben oft noch völlig den Volkston z. B.

Schönes Lieb, ich muß dich laſſen,
Ich fahr dahin meine Straßen ꝛc.

oder:

Man ſagt, wems Glück wohl pfeift,
Der mag wohl luſtig tanzen ꝛc.

Weil ſeine Lieder dem natürlichen Volkstone treu bleiben, ſind ſie ſogar gelenkiger und weniger ſteif, als die nachfolgenden von Weckherlin und Opitz. Zuweilen mahnt uns Höck noch an die ſchönſten Tage der Minneſänger, z. B. in dem Liede:

Selig und aber ſelig iſt die Liebe
Wo Augen, Herz und Mund zugleich ſich üben,
Wo Lieb an Lieb darf mahnen
Liebe mit Lieb belohnen,
Da wär gut wohnen ꝛc.

Die lieblichſte Naivetät herrſcht in ſeinen erſten und älteſten Gedichten, in welchen er die Ueberraſchung, Scham und ſüße Blödigkeit ſchildert, die ihn übernommen, als er zum erſtenmal begriff, warum das ſchöne Geſchlecht in der Welt iſt.

Von einem andern Schleſier, Frenzel von Friedenthal, iſt ein

Lob auf die Stadt Augsburg aus dem Jahr 1585 erhalten, worin sonderlich die Frauenzimmer höchlich gerühmt werden:

Wie ganz holdselig und wie mild
Sich da erging ein Frauenbild,
Scherzlich mit Worten und dabei
Redsprächig, wie sie auch so frei
Einen jeden zu bescheiden weiß
In Züchten doch ꝛc.

Vgl. Meister, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache I. 257. Zwischen dem echten Volkslied und Kunstlied in der Mitte stehen einige mit Melodien herausgegebene Liederbücher jener Zeit. Die neuen Galliardt (Tanzlieder) von Rosthius, Altenburg 1593 und der Lustgarten Leo Haßlers, Nürnberg 1601. Vgl. Meister das. 318. 321.

Vor Opitz dichtete auch schon Paul Schede (genannt Melissus) wie in lateinischer, so deutscher Sprache. Seine geistlichen Gedichte von 1572 scheinen verloren, einige wenige weltliche sind gerettet in der Sammlung der Zürcher Streitschriften IV. 9, und in Matthissons lyrischer Anthologie Th. 18. Auch sie halten auf bemerkenswerthe Weise den guten Ton des deutschen Volksliedes ein, z. B.

Roth Röslein wollt ich brechen
Zum hübschen Kränzelein
Mich Dörne thäten stechen
Hart in die Finger mein,
Noch wollt ich nit lan ab.

In den Züricher Streitschriften ließ Bodmer auch ein deutsches Hochzeitslied des Peter Donalsius aus Straßburg drucken, welches leicht und fließend den gleichen Ton des Volksliedes einhält.

Der bisher übliche kurze Vers, der aus den epischen Dichtungen in die Fastnachtspiele übergegangen und allerdings steifer und härter geworden war, fiel von nun an als sogenannter Knittelvers in Verachtung. Dagegen kam der (nicht minder steife) französische Alexandriner (so genannt, weil er zuerst in einem französischen Alexanderlied vorkommt) und kamen antike und italienische Versmaße, die eine leichtere und mannigfaltigere Bewegung zuließen, in die Mode. Lange jedoch hielt noch die

Rohheit der Gemüther und der Pedantismus der Gewohnheit die Dichter vom Ziel vollendeter Leichtigkeit zurück.

Der Uebergang aus dem volksthümlichen Knittelvers in den gelehrten Alexandriner mit Herbeiziehung der claſſiſchen Mythologie macht ſich zuerſt bemerklich in den Feſtgedichten und zwar nicht bloß der Höfe, ſondern auch in den größern Städten. Bisher hatten die Spruchdichter und Pritſchmeiſter obligate Knittelreime zu den Schützen- und andern öffentlichen Feſten gemacht. Friſchlin verfertigte ſchon für den Württemberger Hof lateiniſche Feſtgedichte im glänzendſten Renaiſſanceſtyl und dieſe neue Mode nahm bald überhand. Mathias Holzwart gab 1568 in Folio „der „Luſtgart newer deutſcher Poeterei“ mit Feſtgedichten für den Württemberger Hof heraus. Dieſer Geſchmack ging im nächſten Jahrhundert hauptſächlich auf die Pegnitzſchäfer und auf die jeſuitiſchen Hofdichter über.

Die kunſtreichen Versmaße der Italiener, die Schäfergedichte, Sonnete und Epigramme, führte, ebenfalls noch vor Opitz, zuerſt ein Schwabe in die deutſche Poeſie ein, Georg Rudolf Weckherlin. Dieſer, geb. 1584 in Stuttgart, machte frühzeitig große Reiſen, wurde Sekretär des Herzogs von Württemberg, ſchloß ſich im dreißigjährigen Kriege dem Kurfürſten Friedrich von der Pfalz (dem vertriebenen Böhmenkönige) an, kam dadurch nach England und war dort Secretär der deutſchen Kanzlei, welche die Verbindung mit den deutſchen Proteſtanten unterhielt, noch im Jahr 1660. Sein Todesjahr iſt nicht bekannt. Schon 1618 erſchienen von ihm in Stuttgart „Oden und Geſänge“ (in ſpäteren Ausgaben zu Amſterdam), ſechs Jahre vor denen des Opitz, und finden wir in Weckherlin den Prototyp nicht nur der erſten, ſondern auch ſchon der zweiten ſchleſiſchen Schule und der Pegnitzſchäfer.

Wie ſein Lied von den Küſſen beweiſen mag, welches nach leichterem Versbau ſtrebt wie Opitz, etwas ſchlüpfrig iſt wie Hoffmannswaldau, und ſpielend wie Birken und Harsdörfer. Das Tändelnde, das die Nürnberger Schule annahm, zeigt ſich auch in andern Liedern Weckherlins. Die Neigung zum Sinnreichen erzeugt bei ihm auch da Spielerei, wo ſonſt Gefühl und Sprache kräftig ſind! So in dem ſchönen Gedicht von der Neuheit der Liebe. Originell und trefflich iſt das Genrebild „die ſchöne Bettlerin“. Ein Streben nach kräftiger Natur, Wahrheit und klarem Ausdruck beurkundet ſich in dem Herbſtlied:

Was kann doch angenehmer ſeyn,
Denn einen Becher ganz voll Wein

In ſeiner ſtarken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und ſeinen müden Leib und Geiſt damit zu laben? ꝛc.

Leider wird aber nicht in dieſer Weiſe fortgefahren, die Strophe endet matt und dann beginnen „die Nymphen“ eine Gegenſtrophe, worin ſtatt des Trinkens das Lieben geprieſen wird, ſo daß alles auf einen ziemlich ordinären Wettſtreit zwiſchen Bacchus und Venus hinausläuft, wo uns der ſchöne Eingang ein ächtes deutſches Trinklied hätte erwarten laſſen. Ueberhaupt miſcht Weckherlin zu viel antike Götter und Nymphen ein. Aecht antiken Schnitt haben z. B. die Epigramme auf die Niobe:

Gedrücket von der Freud und Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Und wieder durch den Tod verloren
Bin ich ſelbſt ein Grab und Grabſtein,

und auf die Venus

O Venus, weil mein Angeſicht,
Nun lieblos, niemand machet flehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht,
Denn, was ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht ſehen.

In einer Anzahl politiſcher Lieder nimmt der Dichter den lebendigſten Antheil an den proteſtantiſchen Helden ſeiner Zeit. Eine lange Elegie klagt über den Tod Guſtav Adolphs. Er vergleicht ihn mit dem Herkules, der im Feuer gen Himmel gefahren.

Sehr ſchön und feurig iſt der Nachruf „An Deutſchland“ und nicht minder die „Ermunterung an deutſche Krieger“, die ſich nur zu lang hinſchleppt.

Weit größeren Ruhm als die bisher Genannten erndtete Martin Opitz ein, ſo daß nach ihm, weil er ein Schleſier war, die ganze moderne Dichtungsweiſe die der ſchleſiſchen Schule genannt wurde, und zwar galt Opitz als Begründer der ſogenannten erſten ſchleſiſchen Dichterſchule, ſofern nach ſeinem Tode noch eine zweite entſtund. Opitz ſelbſt rühmt von ſich, „er habe den Deutſchen die erſte Bahn zur Poeſie, ſo nicht bald eingehen werde, gezeigt.“ Eine ungeheure Unvernunft, da die Deutſchen ſeit tauſend Jahren ſchon eine viel edlere Poeſie beſaßen, die ihre eigne und nicht wie die Opitziſche von fremdher entlehnt war, und eine ungeheure Prahlerei, da ſchon lange vor Opitz die lateiniſchen Dichter dieſelbe Bahn der Renaiſſance eingeſchlagen hatten. Claſſiſche Bil-

dung war bei Opitz eins und alles, ohne sie erkannte er keinen Dichter an. Er schrieb an Zinkgref:

Wer nicht auf die Alten zielt
Nicht ihre Stärke kennt, der Griechen und Lateiner,
Als seine Finger selbst ꝛc., ist zwar ein guter Mann
Doch nicht auch ein Poet.

Das einzige Verdienst des Opitz besteht darin, daß er wie Höckh und Weckherlin den Lateinern, Italienern und Franzosen einen leichteren, natürlicheren und anständigeren Styl ablernte und somit der groben, ungehobelten und unflätigen Sprachweise, wie sie seit Luther, Murner und Fischart herrschte, mit einer wirklich vornehmen Grazie entgegentrat, obgleich es ihm noch sehr schwer wurde, die gelehrte deutsche Steifigkeit abzulegen. Auch haben ihn an Natürlichkeit und Leichtigkeit viele unbekannte Dichter von deutschen Volksliedern, die nichts von Classicität wußten, weit übertroffen.

Das Schlimme an ihm war die Ausländerei, die gänzliche Entfremdung von der angebornen heimischen Art. Das war indeß so sehr die allgemeine Besessenheit der damaligen Gebildeten, daß er nicht besonders darum getadelt werden darf. Persönlich gereicht ihm mehr seine Charakterlosigkeit zum Vorwurf, obgleich auch diese in vielfacher Weise entschuldigt werden kann. Geboren 1597 zu Bunzlau (am Bober) in Schlesien machte er schon in seiner Jugend humanistische, italienische und französische Studien, kam dann überall auf Schulen herum von Jütland und Heidelberg nach Siebenbürgen, wurde zu Wien als Poet gekrönt und geadelt. Seitdem hieß er Opitz von Boberfeld oder der Boberschwan. Daß er nachher, obgleich Protestant, Secretär und Schmeichler des berüchtigten Grafen Dohna wurde, der in Schlesien die Protestanten mit Dragonaden verfolgte, ist ihm zum schweren Vorwurf gemacht worden. Nachher diente er dem Polenkönig Wladislav und starb 1639 zu Danzig an der Pest. Er war von Natur leichtsinnig, der Krieg schreckte und eckelte ihn. Er suchte heiteres Wohlleben.

Opitz brachte eine nie vorher bekannte Schweifwedelei in die deutsche Dichtung. Nur die lateinischen Dichter waren ihm hierin vorangegangen. Allein hündische Schmeichelei der Gelehrten gegen die großen Herren, durch welche sie Anstellungen erhielten, lag in der Zeit. Sonder-

lich auf protestantischem Gebiete gab es keine unabhängige Kirche mehr, in deren Schutz die Geister hätten wirken können. Immer mehr Existenzen, die sich geistiger Thätigkeit widmeten, wurden von Fürstengunst abhängig. Seit Opitz nahmen die Gratulationen den breitesten Raum in der lyrischen Poesie ein. Die gekrönten Poeten prosternirten fast alle in unzähligen niederträchtig demüthigen Gedichten vor ihren Gönnern. Und zwar in dem von nun an herrschenden Alexandriner, dem aus Frankreich entlehnten, ganz der pedantischen Grandezza angemessenen Versmaße: Daneben figurirte eine Unzahl Hochzeits- und Beileidscarmina. In vielen lyrischen Sammlungen bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts findet man nur solche.

Opitzens poemata wurden in drei Bänden vielmal aufgelegt, von 1624 bis 1648 nicht weniger als achtmal.

Sie enthalten nicht ein einziges größeres, der Unsterblichkeit würdiges Gedicht, überall nur ein buntes Durcheinander von Prosa und Versen, Lateinischem und Deutschem, Fremdem und Eigenem, Lob- und Lehrgedichten, Dramatischem und Lyrischem. Die „Poetischen Wälder" enthalten seine lyrischen Gedichte, meist Uebersetzungen aus dem Holländischen, Lateinischen, Französischen und Italienischen. Nichts Erbärmlicheres als in dem Gedicht in Alexandrinern „an die deutsche Nation" die Selbsteinweihung des Dichters in sein Amt. In der schlechtesten Sprache die gemeinsten Gedanken. Da nennt er sich selbst einen hohen Geist, spricht von seinem Lorbeer, zu dem ihm Amor noch den Myrthenkranz bringt, Vulcanus schmiedet ihm eine goldene Feder, und bei Apoll steht er ganz in Gunst und Holde. Daraus sey nun das vortreffliche Buch entstanden, das sein werthes Vaterland christlich von ihm annehmen soll. Opitz ist auch der Erste, der in einem andern Liede „die Leyer" anfingt, eine Unart, die leider noch immer von den deutschen Dichtern nicht gewichen ist. Von Leyern zu reden, wo keine sind, ist eben so abgeschmackt, als den Gesang zu besingen. Im Uebrigen ist der Haupteindruck, den Opitzens Gedichte machen, der fremdartige Anblick antiker mythologischer Staffagen in der schlichten deutschen Landschaft. Es ist ihm unmöglich, zu dichten, ohne die Alten, ihre Götter und Nymphen herbeizuziehen. — Die meisten unter den Originaldichtungen von Opitz sind Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten und Begräbnisse. In den ersteren macht sich bereits die undelikate Ausmalung von Brautnachtfreuden breit, worin der spätere Hoffmannswaldau das Mögliche geleistet. Eines der besten lyrischen Gedichte von Opitz, das man so oft bewundert und wieder abgedruckt hat, ist nur eine wörtliche Uebersetzung aus dem Französischen des Ronsard.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinauszuſchauen
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Aus allem, was uns von Opitz bekannt iſt, geht klar hervor, daß er einer ſittlichen Erhebung, eines Erzürnens über Unrecht, einer patriotiſchen Begeiſterung, eines religiöſen Ernſtes ꝛc. ganz unfähig, daß er ein oberflächlicher, ſeelenloſer Modemenſch geweſen iſt. Der „Vater der neuen deutſchen Poeſie“ konnte auch gar nichts beſſeres ſeyn, er mußte, indem er nur franzöſiſchen, afterclaſſiſchen Muſtern folgte und ſomit die eigne deutſche Nationalität der fremden, den chriſtlichen Grundton der Seele einem afterheidniſchen aufopferte, nothwendig ein charakterloſer Zwitter werden. — Die „Schäfferei von der Nymfen Hercinie“ iſt eine aus Proſa und Verſen gemiſchte Erzählung zu Ehren des gräflich Schafgottſchen Hauſes.

Der Dichter hat ſich in einem Thal des Rieſengebirges, wo die Schafgottſche ihre Beſitzungen haben, verirrt. Da geſellen ſich zu ihm drei poetiſche Hirten (ſeine Freunde Nüßler, Böhmer und Venator. Sie finden die Nymphe Hercinia, die ihnen eine Höhle zeigt, worin die Ahnenbilder und aufgezeichnete Thaten der Schafgottſche. Eine ganz dürftige und elende Erfindung, die ſpäter von den Nürnberger Poeten nur zu oft nachgeahmt wurde.

Daran reiht ſich nun auch das ſchwülſtige Loblied auf den König Wladislaw, in Alexandrinern, den er auch lateiniſch anfang. Lobgedichte ſind gewiſſermaßen auch die beiden Idyllen, 1) Vielguet, die Beſchreibung eines Landſitzes des Herzog von Münſterberg-Oels und 2) Zlatna, die eines Bonvivants in Siebenbürgen, wo der Dichter ſchöne Tage verlebte. Beide verherrlichen die ländliche Ruhe. Ein Lob des Kriegsgottes iſt dem Lob des Bacchus vom Holländer Heinſius nachgebildet und ſtrotzt von Mythologie. Dem Grafen Dohna dedicirt er eine Rechtfertigung ſeiner Greuel. — Veſuvius iſt dem Aetna des Cornelius Severus nachgebildet in der Manier des Lucretius, eine philoſophirende Naturbeſchreibung. Doch

behauptet die empfindsame Schilderung der durch den Feuerausbruch Verunglückten die Oberhand über die Physik. Das lateinische „Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs" strotzt von biblischen und mythologischen Anspielungen, erinnert aber doch lebhaft an die Leiden des dreißigjährigen Kriegs.

Opitz übersetzte des Sophokles Antigone in bocksteifen Alexandrinern, desgleichen Senecas Trojanerinnen, Catos Distichen, Heinsius Lobgesang auf Christus, Hugo Grotius von der Wahrheit der christlichen Religion. Seine beste Uebersetzung ist die nach Tieck in seinem altdeutschen Theater aufgenommene Dafne aus dem Italienischen. Ein kleines Schauspiel, worin die Verfolgung der Dafne durch Apoll und ihre Verwandlung in leichter und anmuthiger Weise vorgestellt wird. — In ähnlichen leichten Versen und gleichfalls einem italienischen Original folgend, schrieb Opitz auch ein geistliches Schauspiel: Judith. Ich halte es für das beste, was er je geschrieben hat. Holofernes ist von Liebe zu Judith berauscht und die Art, wie sie sich dabei benimmt, ist würdig. Es ist hier etwas ächt Tragisches mit ungewöhnlicher Lebendigkeit gegeben. Opitz übersetzte auch die Klagelieder Jeremiä, Jonas, auch Psalmen und schrieb einige Lieder voll Reflexion. Die Regeln seiner Dichtungsweise legte er in einem besondern Buch „von der Poeterei" nieder.

Dem Opitz zunächst stand Andreas Scultetus, gleich ihm aus Bunzlau gebürtig, dessen „österliche Triumphposaune" (1642) ihm in concreter und natürlicher Sprachweise nachsteht. Seine übrigen geistlichen und Gelegenheitsgedichte sind unbedeutend. Eben so die lateinischen, die Lessing nicht hätte zu retten brauchen, da er von weit wichtigeren lateinischen Dichtern keinerlei Notiz nahm.

Tscherning, ebenfalls zu Bunzlau geboren, trachtete in seinen Gedichten (Frühling 1649, Vortrapp 1655) noch nach mehr Leichtigkeit und liebte daher besonders die Dactylen und Anapäste. Er dichtete auch die erste Ode im alcäischen Versmaß, glaubte aber dabei reimen zu müssen:

Weil dir, o Tarnau, Redlichkeit auch behagt,
Du sunst der Erden fast gute Nacht gesagt,
So geb ich dir dies nach der Reihe,
Trink zu bestätigen deine Treue.

Tscherning hat fast lauter Hochzeit- und Grablieder gemacht, oft tändelt er nur, z. B.

Liebt, die ihr sollt lieben,
Liebe, wer nur lieben kann,

Wer zum Lieben wird getrieben,
Nehme ſich der Liebe an.
Wird das lieben nicht getrieben,
Wer will leben ohne lieben?

Steif iſt ſein „Lob der Buchdruckerei“. Das beſte von ihm iſt ein Oſtergedicht, worin Maria Magdalena am Grabe Chriſti redet.

Seht ihr Thoren,
Was ihr mißgethan.
Nehmt zu Ohren,
Wie ſich um und an
Jeder Fels erſchüttert,
Das gewölbte Himmels Haus
Sieht hierüber traurig aus,
Die Natur erzittert.

Unter den Nachahmern des Opitz neigten viele der Verſtändelei zu. Das war ein ganz natürlicher Zug aus der Grobheit und Unbeholfenheit des Zeitalters heraus zum Feinen, Leichten, Zarten, und entſprach dem Hang zu Schäfereien.

Ein Landsmann des Opitz, Wenzel Scherffer von Scherffenſtein Hofbeamter des Herzogs von Brieg, deſſen Gedichte 1652 zu Brieg erſchienen, fiel in arge Spielerei.

Im Liede an die Krippe des kleinen Heilands kommt vor: der Hahn kräht die Geburt des Heilands aus. Der Ochs im Stalle frägt: wo? die Ziege antwortet: zu Beth- Beth- Bethlehem. Der Eſel beſtätigt es: Ja, ja. Die weltlichen Gedichte ſind meiſt tiefe Bücklinge vor den herzoglichen Perſonen, aus Gelegenheit von Jagden, Taufen, Hochzeiten ꝛc. Unter anderem läßt Scherffer aus einem auf der herzoglichen Tafel aufgeſetzten großen Zuckerbau heraus ein Lobgedicht auf die hohen Gäſte ſingen und aus dem fürſtlichen Hochzeitsbette alle Theile des Bettes freundlich einladend die hohe Braut anreden. Auch auf die Zeit beziehen ſich einige ſeiner Lieder. Beim weſtphäliſchen Frieden jauchzt er auf:

Zu lieblichen, luſtigen, fröhlichen Dingen
Soll heute die teutiſche Leyer erklingen
Lieblich ſoll heute ſie dactyliſiren ꝛc.

Aus dem dreißigjährigen Kriege gibt er einige gräßliche Schilderungen des Elends. Immer aber ſchlägt die Fröhlichkeit wieder bei ihm vor.

Freud' und Wonn' erfüllt die Lüfte,
Freud umhüllet Berg und Thal,
Freud umſchallet Feld und Klüfte,
Freud iſt hier und überall.

S. 154. Ein Vorbild von Bürgers berühmtem Verſe:

Wonne weht um Thal und Hügel
Weht auf Feld und Wieſenplan.

Das Eigenthümliche bei Scherffer iſt die Naturnachahmung. Darin iſt er ein Vorgänger von Brockes. So ahmt er z. B. S. 143 die Nachtigall nach:

Ihr Kybbutz, ihr Davit, Vitzcach ſingt
Ihr Zir, Zir, Merikod künſtlich ſingt.

In der Ausmalung weiblicher Reize miſcht ſich bei Scherffer ſchon viel Aequivokes. Man muß jedoch die Dichter der Hochzeitscarmina in den ehemaligen ſlaviſchen Marken des öſtlichen Deutſchland, hauptſächlich in Leipzig und Breslau, mit der uralten Sitte entſchuldigen, die es bei den Hochzeiten gewiſſermaßen zur Pflicht machte, ſich obſcöne Freiheiten herauszunehmen, welche außerdem verpönt waren. Zur Charakteriſtik Scherffers dient vorzüglich im Hochzeitslied des Vulcan, worin die Venus alſo beſchrieben wird (S. 404):

Sehet die Zöpflein am zierlichen Köpflein,
Sehet an Läpplein zwei perlene Tröpflein,
Sehet der Schönſten gold-güldene Spänglein,
Sehet der günſtigen glimmende Wänglein,
Sehet des Mündleins genaues zufallen,
Sehet der Lipplein blutrothe Korallen,
Sollte die Mars nicht zu küſſen ſich neigen?
Sehet der Zähnlein ſchneeweiße zwo Reigen,
Sehet der Aeuglein zwintz-glintzerndes Blinken,
Sehet des Stirnleins natürliches Schminken,
Sehet des Näsleins Fündgrüblein und Höhen,
Sehet die Böglein der Augenbraun ſtehen,
Sehet der Oehrlein gunſt-förmliche Länge,
Sehet der glänzenden Perlen Gedränge.
Ums alabaſterne Hälslein ſich ſchmiegen,
Sehet der güldenen Härlein Umfliegen,
In dem ſo kuglichen Häuptlein gewurzelt,
Wie ſich's einkreiſelt und unter ſich ſturzelt,

Machet das ganze Geſichte beliebet,
Alles an Venus ein Anmuth uns giebet.

Sehet das zarte Gewebe von Leinen,
Sehet die Silberhaut klärlich durchſcheinen, ꝛc.

Sehet der Händlein geſchwellete Höhen,
Gleich als ein Weitzenes Teiglein aufgehen,
Welch' in der Weiche die Wulle wegſtechen,
Sollt' auch das Urtel ein Corydon ſprechen!

Merket darinne der Grüblein Entſtehen,
Wie ſie bald werden, bald wieder vergehen.

Um die alten Teutſchen nach des Tacitus Germania zu loben, ruft Scherffer erſt die Pierinnen an. Seinen Gedichten ſind einverleibt die Ueberſetzung der pia desideria des niederländiſchen Jeſuiten Hugo, und der polniſchen, etwas groben Epigramme des Kochanowsky. Scherffer dichtete auch ſelbſt Epigramme, darunter ziemlich frivole, z. B. warum erzürnt ihr Weiber euch ſo arg über die Flöhe, ſeyd vielmehr froh, daß ſie nicht reden können!

Caliſius, der ſich Kloridan von Wohlau nennt, ein Schleſier, gab 1655 „blaue Kornblumen" oder einfältige Hirtengeſänge heraus, ſchon mit der Hinneigung zu der Nürnberger Schäferei und Blümelei.

Unabhängig von Opitz war ſein Zeitgenoſſe Zinckgref, deſſen Sammlung ſcharfſinniger Sprüche berühmter geworden iſt als ſeine Gedichte von 1624. Unter den letzteren, deren nur wenige ſind, zeichnet ſich ein Kriegslied aus:

Kein Tod iſt löblicher, kein Tod iſt mehr geehrt
Als der, durch den das Heil des Vaterlands ſich nährt ꝛc.

Die beſten Verſe dieſes langen Liedes ſind:

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein, euer Leben unverdroſſen
Fürs Vaterland ausſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt. Das iſt der Tugend Brauch ꝛc.

Ein Jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß die Zähn zuſamm und beide Lippen ein,
Daß ſeine Wunden ſich lobwürdig all befinden
Davornen auf der Bruſt und keine nicht dahinten.

Zacharias Lund, in Schleswig geboren, gab zu Leipzig 1636 „allerhand artige deutsche Gedichte" heraus, die wirklich artig sind. Sie zeichnen sich durch eine seiner Zeit noch seltene Leichtigkeit aus z. B.

Gehet weiden, Schäflein gehet,
Da der süße Westwind wehet ꝛc.

* * *

Möcht ich tausend Augen haben,
Möcht ich itzund Argus seyn,
Daß ich in der Augen Schein
Meiner Schönsten mich könnt laben,
Nach dem Himmel frag ich nicht,
Hab ich deiner Augen Licht.

Der Dichter liebt das Tändelnde, z. B. in dem Lied von dem neugebornen Heiland:

Liebstes Kindlein, liebste Sonne,
Liebste Freude, liebste Lust,
Mir ist Liebers nicht bewußt,
Liebste Liebe, liebste Wonne!
Deine Liebe thut mir wohl,
Ich bin deiner Liebe voll.

In einem Hochzeitliede S. 46 läßt der Dichter den Amor sich selbst verbrennen, aber nur wie den Phönix. Unter andern findet sich hier auch S. 59 ein Lob des Höckers. Lund übersetzte ein lateinisches Gedicht des Vincentius Fabricius ins Deutsche, Hamburg 1836. Es handelt von einem sehr seltsamen Falle.

Eine schöne junge Holländerin erkrankte an der Pest, ihr feuriger Liebhaber ließ sich dadurch nicht abhalten, sie noch vor ihrem Ende zu umarmen, und in dieser Umarmung genaß sie, ohne ihn selbst anzustecken. In der rohen und schmutzigen Schale dieses Gedichts verbirgt sich doch der schöne Sinn: Liebe heilt und reinigt alles.

Rudolf Wasserhuns Kauffenster, Hamburg 1644, enthält nur wenige Gedichte.

Eine Klage der Kunst, daß sie verlassen sey, weil alle Welt][nur dem Gelde und rohem Genusse nachlaufe; die Klage einer alternden Nonne, daß sie keinen Mann bekommen habe (sehr frivol), eine ähnliche Klage über die Entbehrungen des Alters.

Da meinem jungen Herzen
In ſtets geflammtem Haar
Noch Kraft und Luſt zu ſcherzen
In allen Gliedern war,
Da mir die Lüſte hingen
Nach einer ſchönen Bruſt,
Ging ſtets in vollem Springen. —
Nun ſitz ich hin und huſt.

Ein Schlachtlied:

Da die Trompeten, Heerpauken und Pfeifen
Machen die Herzen begierig zur Schlacht ꝛc.

Der Dichter iſt lebhafter und feuriger als Opitz und wenigſtens eben ſo gewandt im Verſe.

Johann Wilhelm Simlers, eines Schweizers, teutſche Gedichte in Zürich 1648 enthalten Pſalmenüberſetzungen, geiſtliche und weltliche Lieder mit Melodien, am Schluß Epigramme. Die geiſtlichen zeichnen ſich nicht aus.

Unter den weltlichen Gedichten bemerken wir vorzüglich Hochzeits-, Frühlings-, Herbſt- und Wintergeſänge. Auch einen Mahngeſang „zu rechtmäßigem und herzhaftem Streit.“

Friſch auf, friſch auf, ihr Helden,
Mit kecker Fauſt und Wehr,
Thut Thaten Gott zu Ehr,
Die ewig werth zu melden,
Dem Vaterland zu gut.
Ihr kühnen Heldenkinder,
Nicht ſparet euer Blut
Des Feindes noch viel minder.

Doch iſt es des Streites ſchon zu viel. Mit einem Blick von den Alpen herab auf das weite Schlachtgefild des dreißigjährigen Kriegs klagt der fromme Schweizer:

O Fried, o Fried, wo ſind man dich?
Wo haſt du dich verſteckt?
Europa nach dir ſehnet ſich,
Die blutigen Händ ausſtreckt ꝛc.

Simler beſingt die Natur im Frühling, Herbſt und Winter, aber ſehr ordinär:

Alle Matten und Wieſen grasreiche,
Alle Bühel und Berge zugleiche,
Werden Weiden dem nützlichen Viehe.
Auf den grünen bethauten Auen
Freudig ſpringende Heerden wir ſchauen
Die zuvorn in Ställen geſchrauen.

Johann Friedrich Bechmann gab zu Erfurt 1649 Epigramme heraus, worunter achtzig allein von dem ſchönen Angeſicht des kleinen Jeſusknaben handeln, aber nicht ſehr geiſtreich.

In den übrigen Epigrammen, die herzoglich ſächſiſchen Durchlauchten gewidmet ſind, feiert er ſeine Geliebte Roſabella, gibt aber im Uebrigen eine eher praktiſche, als verliebte Natur zu erkennen, indem er in einem Diſtichon ſagt, eine Schöne ſey ihm zu arm, eine Reiche zu häßlich, deßhalb wolle er lieber gar nicht heirathen. Merkwürdig iſt ein Epigramm gegen den Tabak, in dem er das Gift aller Elemente, ein concentrirtes Naturböſes von Erde, Luft, Waſſer und Feuer erkennt. Er hat doch geheirathet, aber ſeine lacrimae sponsales verhöhnen die verſtorbene Frau.

In den deutſchen Epigrammen und Sonnetten" des Georg Martinus, Bremen 1654

begegnen uns neben eigenen und nur überſetzten kleinen Epigrammen von meiſt erotiſcher Beziehung, auch verliebte Sonnette, die einigermaßen an Petrarca erinnern, ſofern ſie jeden äußern Anlaß ergreifen, um der Geliebten zärtliche Gefühle und Erinnerungen auszudrücken. Die meiſten Sonnette ſind noch in Alexandrinern geſchrieben, einige aber zeichnen ſich durch die correcte Form aus. Das eine z. B. in welchem er der ſchlafenden Geliebten einen Kranz windet, hat folgenden Schluß:

Kommt, bindet ihr ein Kränzlein von Violen,
Meyran und Klee, ſetzt ihr es auf verholen,
Damit es ſie, wenn ſie vom Schlaf erwacht,
Mit aller Luſt durch den Geruch erſüße,
Und ſie im Schlaf auch ſüße Luſt genieße
Und wiſſe doch nicht, wer es hat gemacht.

David Schirmer, Bibliothekar in Dresden, gab heraus: Poetiſche Roſengepüſche, Dresden 1657 (ein Theil davon Singende Roſen, Dresden 1654) und poetiſche Rautengepüſche, Dresden 1663. Ein recht guter Dichter.

Er übertrifft an Reinheit und Wohllaut der Sprache viele Zeitgenoſſen, z. B. in dem Maienlied S. 143.

Ihr Nymphen, kommt herbei!
Es buhlt der grüne Mai
Auf unſern Auen.
Laßt uns ſpazieren gehen,
Wo Büſch und Kräuter ſtehen,
Uns umzuſchauen.

Der vorhin dünne Wald
Iſt wieder wohlgeſtalt,
Die Felder prangen,
Der blaue Himmel lacht,
Der Thau fällt durch die Nacht,
Die Tage langen ꝛc.

Die Fröſche koaren und quaren und murren;
Die Tauben, die turteln und lachen und gurren;
Die ſchwirrende Schwalbe beſuchet die Dächer;
Die Finken bezinken die grünen Gemächer;
Die Lerche tirliret
In ſicherem Stande
Und führet gezieret
Die Freiheit zu Lande;
Die Nachtigall ſchläget und ſchlürſet und ſinget
Und hallet und ſchallet vor Freuden und ſpringet.

Um Paul Flemming ſammelt ſich eine eigene kleine Gruppe preußiſcher Dichter. Gebürtig im Voigtlande, eines reichen Predigers Sohn, nahm er als Arzt Theil an der Geſandtſchaft, welche Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein an den Czaar Michael Feodorowitſch nach Moskau ſchickte, 1633. Daß ihn dazu nicht bloß die Luſt, fremde Länder zu ſehen, ſondern auch die Trauer um ſein Vaterland bewog, ſagt er ſelbſt. Denn in Deutſchland entbrannte damals der dreißigjährige Krieg am heißeſten. Guſtav Adolf war eben bei Lützen gefallen und auf Wallenſtein harrte der Tod. Als daher Flemming nach Moskau kam, und das ruſſiſche Volk daſelbſt in einem tiefen Frieden und bei wenig Bedürfniſſen im glücklichſten Behagen fand, beneidete er daſſelbe um ſein Glück. Die Reiſenden kehrten 1635 von Moskau zurück, ſogleich wurde aber eine noch glänzendere Geſandtſchaft, welcher ſich Flemming abermals anſchloß, nach

Perſien geſchickt. Bald nach ſeiner Rückkehr von dort ſtarb Flemming in Folge der erlittenen Strapazen 1640. Seine deutſchen Gedichte erſchienen 1642. Auch ſchrieb er lateiniſche Gedichte, 1) Rubella seu suaviorum liber, gedruckt Leipzig 1631, zur Erinnerung einer an der Peſt geſtorbenen Jugendgeliebten und 2) Epigrammata, von Olearius edirt, Amſterdam 1649.

Flemming dichtete auch einige geiſtliche Lieder, unter denen das ſchönſte das war, womit er ſich zu ſeiner Reiſe ſtärkte:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen ꝛc.

Mehrere ſchöne, tiefgefühlte Gedichte widmete er dem Vaterland. So die klagende Neujahrsode 1633 und das Danklied nach der Schlacht bei Lützen:

Billig iſts, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jubel ſchreien:
Lob ſey Gott und ſeiner Macht!
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Von gewaltiger Kraft iſt das Sonnett auf Guſtav Adolfs Tod. Unübertrefflich das Straffonnett an die Deutſchen, worin er ihnen die Unfähigkeit vorwirft, das Reich zu erhalten, das ihre tapferen Ahnen gegründet.

Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne,
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, ſo iſts um uns gethan,
Uns Namensdeutſche nur! Ich ſags mir auch zum Hohne.

Vom männlichen Sinne des Dichters zeugt auch das ſchöne Sonnet, womit er ſich gegen jeden Unmuth waffnet:

Sey dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren! ꝛc.

Sein Sinn für Freundſchaft ſpricht ſich am ſchönſten aus in dem Gedicht:

Ein getreues Herze wiſſen
Hat des höchſten Schatzes Preis.
Der iſt ſelig zu begrüßen
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl beim höchſten Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Viele poetiſche Beſchreibungen der orientaliſchen Reiſe ſind Epiſteln an

Freunde. Nach damaliger Sitte machte Flemming auch eine Menge Gelegenheitsgedichte für Freunde, Hochzeits- und Leichencarmina. In einem der letztern wird der Tod eines jungen Mädchens, allerdings ziemlich ſeltſam phantaſtiſch, als Zubereitung zur Hochzeit mit Chriſto aufgefaßt, den ihre Eltern bereits Sohn und ihr Bruder Schwager nennen.

Unter den Liebesliedern Flemmings ſind hervorzuheben: Wohllautende Ueberſetzung eines italieniſchen Liedes O fronte serena. Hier iſt ein Schwung im Verſe, für jene Zeit gewiß außerordentlich. — Ein ganz allerliebſtes geiſtvolles Sonnett auf den Spiegel der Geliebten. Ein anderes auf den Ring mit einem Smaragd, den er der Geliebten ſchickt, mit dem reizenden Schluß: o Ring, wenn ſie dir heimlich einen Kuß gibt, ſo heb ihn für mich auf. — Das ſchönſte aller Flemmingſchen Lieder iſt das, worin die tiefſte Sehnſucht nach der Geliebten, als er am fernſten von ihr iſt, ſich ausſpricht. Der Dichter glaubt, die Sterne ſelbſt fliehen am Himmel immer weiter abwärts von ihr. — Ein ſehr lascives Lied S. 653 der Ausgabe von 1651.

Dem Flemming zunächſt ſteht der Preuße Simon Dach, Profeſſor zu Königsberg, († 1659). Außer heroiſchen Gelegenheitsgedichten und Feſtſpielen, wie die Neubrandenburgiſche Roſe, die Schäferſpiele Cleomedes und Sorbuiſa, ſchrieb er treffliche ſowohl geiſtliche als weltliche Lieder, (1696), mit Auswahl in W. Müllers Bibliothek V. Seine Biographie in Gebauers: Simon Dach und ſeine Freunde, Tübingen 1828.

In Cleomedes verherrlichte Dach den Polenkönig Wladislaw IV. Die Ruſſen werden hier als Satyrn von dem Hirten Cleomedes beſiegt, den dafür die ſchöne Venda belohnt. — In der Sorbuiſa perſonificirte Dach das Land Preußen, wie es durch Apoll und die Muſen Civiliſation empfängt.

Am bekannteſten iſt Dachs ſchönes Lied „Annchen von Tharau", urſprünglich plattdeutſch geſchrieben, ein zum Volkslied gewordenes Liebeslied voll innigen Vertrauens „Annchen von Tharau iſts, die mir gefällt". Wie er gleichwohl unglücklich liebte und die Schöne, die er unſterblich gemacht, an einen adeligen Nebenbuhler verlor, hat Willibald Alexis in einem für den bürgerlichen Dichterſtand gar zu demüthigenden Drama dargeſtellt. Uebrigens geht der Schluß des urſprünglichen Dachſchen Liedes, den Herder und die Neueren immer weggelaſſen, ins burleske über und verwandelt ſeine innige Liebe in Schmollen und Zank. Es war ganz paſſend, dieſe zwei ungleichen, auch wohl in ſehr verſchiedener Zeit entſtandene Hälften zu trennen. — Zierlich iſt ein Frühlingslied von Dach:

Die Sonne rennt mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn,

Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Weltkreis an ꝛc.

Lied an die Freundschaft:

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seines gleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand ꝛc.

Zu den besten Liedern Dachs gehört das vom Glück der Ehe:

In seiner Liebsten Armen
Entschlafen und erwarmen,
Ist, was in dieser Zeit
Uns einzig noch erfreut,
Wann Gnüge, Scherz und Lachen
Um unser Bett her wachen,
Und man kein Licht erkennt,
Als was im Herzen brennt ꝛc.

Uebrigens finden sich bei Dach auffallend viele Sterbelieder. Denselben melancholischen Charakter tragen die Lieder seiner Freunde, des Componisten Albert und des Roberthin, die, den seinigen ähnlich im Verse leicht, aber dem Inhalt nach unbedeutend sind. Man erklärt die Schwermuth dieser Königsberger Schule aus einer Pest, die jenen Dichtern ihre liebsten Angehörigen entrissen habe. Albert schrieb einmal im Garten auf jeden Kürbis einen das memento mori variirenden Vers und componirte nachher alle diese Verse (musikalische Kürbishütte 1645). Der damals wüthende dreißigjährige Krieg mag auch das Seinige beigetragen haben, die frommen Dichter schwermüthig zu machen. Es liegt aber auch schon in der nordischen Natur jener Ostseeufer ein Etwas, was auch später noch durch Hippels Werke wie eine leise Wehklage geht. — Ganz in diesen Ton stimmen die 1648 zu Elbing in zwei Bänden erschienenen „Grabgedichte" des Christoph Kaldenbach ein, die übrigens schrecklich geistlos und langweilig sind.

Christian Brehm, Leipziger Bürgermeister, dessen Gedichte 1637

erschienen, besang Flemming und wurde von Finkelthaus besungen. Mit ihm zweigt sich aus der ersten schlesischen Schule ein sächsischer, speciell leipziger Zweig ab, der zum selbständigen weitschattenden Baume werden sollte. Obgleich damals noch keine Rede davon seyn konnte, daß Leipzig einmal Klein-Paris werden und unter allen deutschen Städten am meisten französische Frivolität annehmen würde, trat bei Brehm doch schon eine tändelnde Leichtfertigkeit in den Hochzeitsliedern hervor. Sein längstes Gedicht beschreibt eine lustige Fahrt nach Riedewitsch, wo die ganze Gesellschaft sich betrinkt. Sein Stadtrichter Finkelthaus blieb in deutschen Gesängen (1640) und lustigen Liedern (1646) nicht hinter ihm zurück und übertrifft ihn noch in erotischen Licenzen. Die Prahlerei mit Galanterien, die in Frankreich guter Ton wurde, wurde es damals auch schon in Leipzig.

Eine eigenthümliche Stellung nahm die Anna Ovena Hoyers († 1648) ein, die in Holstein als Verehrerin Schwenkfelds und des David Joris die lutherische Orthodoxie der Zeit haßte und die heftigsten Satiren gegen die Consistorialkirche schrieb.

Dieweil von vielen Jahren her
Groß streit und spaltung in der Lehr
Unter den Weltgelehrten
Gewesen und noch itzo ist,
So alles aus des Satans List.
Herkommt von den Verkehrten ꝛc.
Meint ihr, daß das rechte Weisheit sey,
Wenn man viel Sprachen lernet frei
Griechisch und lateinisch kann schwatzen?
Nein, liebe Leut, das fehlet weit
In Sprachen stecket nicht die Weisheit ꝛc.
Wie dürft ihr euch so keck und frei
Der Wahrheit widersetzen?
Und mit eurer Schulfuchserei
So manche Seel verletzen?
Dem gemeinen Mann nehmt ihr das Licht
Setzt ihm auf eure Brillen.

Die Nachricht von der Hinrichtung Karls I. von England veranlaßte sie zu einem wüthenden Zornausbruch gegen das Parlament. Andererseits setzte sie (irrige) Hoffnungen auf die schwedische Christine. Ihre längsten und friedlichsten Dichtungen sind ein geistliches Gespräch zwischen Mutter und Kind

und eine Uebertragung des Buchs Ruth. Ihre Gedichte sind in einer zierlichen Elzevir'schen Ausgabe von 1650 vorhanden.

Sibylle Schwarz aus Greifswald, deren Gedichte 1650 in Danzig gedruckt wurden, ermahnte mitten unter den Schrecken des Kriegs zur Fröhlichkeit und lud zu ihren kleinen Parnaß in Fretow ein.

Sie huldigte poetisch ihrer Königin Christine (Greifswald war damals schwedisch), liebkoste in Gedichten ihre Freunde und Freundinnen, verspottete den „unadeligen Adel", erklärte, der Geist adle den Poeten viel höher als die Geburt unwürdige Enkel, schrieb in Gesprächform eine Daphne (Apollos Geliebte), eine Susanna, einen Faunus und die Einäscherung ihres Freudenorts Fretow. Den Schluß des letzteren macht eine treffliche Beschreibung der halb entkleideten neun Musen auf ihrer Flucht. Man findet bei ihr auch ein paar regelrechte Sonnette in fünffüßigen Jamben.

Die Lieb ist blind und gleichwohl kann sie sehen,
Hat ein Gesicht und ist doch stahrenblind,
Sie meint sich groß und ist ein kleines Kind,
Ist wohl zu Fuß und kann dennoch nicht gehen ꝛc.

Diese muntre Pommerin erfreut unter so vielen schwächlichen Poeten und ihr Bild tritt uns reizender vor die Seele, wenn wir lesen, sie sey schon in ihrem 17. Jahre gestorben.

4.

Italomanie. Akademien. Schäfereien.

Die genannten Dichter wirkten einzeln, zugleich bildeten sich aber auch förmliche Vereine nach dem Muster der italienischen Akademien. In diesen hatte man sich ganz antikisirt, aber in einer heitern und friedlichen Form. Man hatte sich in die Lage derjenigen gebildeten Hirten hineingeträumt, welche Theokrit in griechischen, Virgil in lateinischen Idyllen und Elegien so liebenswürdig dargestellt haben. In dieser Maske konnte man eben so wohl die Gegenwart galant genießen, den Herzen und den Sinnen alles Genüge thun, als auch die Begeisterung für das classische Alterthum pflegen. Die edelsten Männer und Frauen, selbst fürstlichen Geschlechts, spielten gerne die einmal Mode gewordene Schäferrolle. An den Höfen wurden „Schäfereien" aufgeführt, sonderlich die Galanterie

kleidete ſich ganz in das Hirtencoſtüm, wovon der Schäferſtunde ihr Namen ſprichwörtlich geblieben iſt. Aber auch edlere Gefühle und Geſinnungen bedienten ſich dieſer Maske, ja die älteſten Schäferromane zeigen uns die Schäfer noch ganz ritterlich, als Geſtalten, die aus den ſpaniſchen Amadisromanen entlehnt ſind. Von dieſer nobeln Art waren die Schäfereien der ſchönen Juliane (ſchon 1595), die berühmte Diana des Montemajor, die Aſträa des d'Urfé, die Arcadia des Sidney, die Schäfereien des Taſſo, der treue Schäfer des Guarini ꝛc.

Dieſe ganze Schäferpoeſie, die im romaniſchen Süden unmittelbar aus der noch aus dem chriſtlichen Mittelalter ſtammenden, aber allmählig entarteten Ritterdichtung in die antikiſirende Renaiſſancepoeſie hinüberführte, wurde den Deutſchen zunächſt durch die calviniſtiſchen Höfe vermittelt. Unter dieſen, die bereits ganz die franzöſiſche Sprache, Sitte und Geſchmacksrichtung angenommen hatten, ragte der pfälziſche hervor, ſchon unter Friedrich III., noch mehr unter Friedrich IV. und V. Der letztere ſpielte im Anfang des dreißigjährigen Krieges als Böhmenkönig die traurigſte Rolle. Neben dieſen Pfälzern zeichnete ſich Fürſt Chriſtian von Anhalt durch die Dienſte aus, die er als Feldherr an der Spitze des deutſchen Hülfsheers den Hugenotten in Frankreich geleiſtet hatte. Später vom Pfälzer Friedrich IV. zum Statthalter der Oberpfalz ernannt und mit einer ſchon völlig franzöſiſch gebildeten Gräfin Bentheim vermählt, impfte derſelbe auch dem anhaltiſchen Fürſtenhauſe die franzöſiſche Bildung zugleich mit dem Calvinismus ein.

Aber gerade im anhaltiſchen Fürſtenhauſe ſollte eine Reaktion gegen den franzöſiſchen Geiſt erfolgen. Chriſtians jüngſter Bruder Ludwig fühlte ſich auf ſeinen Bildungsreiſen weit mehr von Italien als von Frankreich angezogen und nahm ſich an den italieniſchen Akademien, die mit ſo viel patriotiſchem Eifer die Mutterſprache pflegten, ein Beiſpiel, welches er auch auf die eigene Heimath und die Pflege der deutſchen Sprache anwenden wollte und nachdem er in Köthen zur Regierung gekommen war, auch wirklich anwandte. Er gründete nämlich im Jahr 1617 (alſo gerade ein Jahr vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges) nach dem Muſter der italieniſchen Akademien eine deutſche „fruchtbringende Geſellſchaft", die ſich zum Zweck ſetzte, die deutſche Sprache in Ehren zu halten und die deutſche Poeſie auszubilden. Die Zeit war frei-

lich dem Unternehmen nicht günstig, denn mit dem Kriege brach eine allgemeine Verwilderung ein und durch die fremde Soldateska, so wie durch den wachsenden Einfluß der französischen Diplomatie wurde die Sprache des Volks wie der Vornehmen immer mehr korrumpirt. Doch ist es rührend, inmitten dieses nationalen Unglücks und Verderbens die treuen Köthner wenigstens mit gutem Willen ringen und arbeiten zu sehen, um aus dem allgemeinen Ruin den vaterländischen Geist zu retten.

Zum ostensibeln Haupte der Gesellschaft wurde der alte Geheimerath Kaspar von Teutleben in Weimar ernannt, aber die Seele der Gesellschaft war und blieb Fürst Ludwig von Köthen.

Der Krieg drohte auch die Gesellschaft in ihrem innersten Princip anzugreifen. Als nämlich nach der großen Niederlage in Böhmen die pfälzischen, anhaltischen und weimarschen Prinzen und Prinzessinnen sich in Köthen versammelt und große Langeweile hatten, bildeten sie eine französische Gesellschaft, eine sogenannte Académie des vrais amants und schrieben einen noch erhaltenen Brief (vom 10. März 1624) an Honoré d'Urfé, um ihm für seine göttliche Astrée zu danken und ihm zu melden, daß sie unter sich einen Verein von Schäfern und Schäferinnen ganz in seinem Geist gebildet hätten. So sehr überwog der französische Geschmack der Pfalz damals noch das schüchterne deutsche Bestreben Anhalts. Indeß jagte der Krieg diese vornehmen Gallomanen bald wieder aus einander und Fürst Ludwig blieb seinem deutschen Streben treu.

Der Gesellschaftssaal in Köthen prangte mit einer großen Tapete, in welche das Wappen jedes neuen Mitglieds eingewebt wurde, mit einem Stammbuch, in das sich alle einzeichneten, und einem Erzschrein mit dem Archive. Leider ist der Saal mit der Tapete verschwunden. Die gedruckten Arbeiten des Vereins, der Versuch einer deutschen Verskunst, Uebersetzungen und Gedichte sind alle kaum der Rede werth, indem sie beim besten Willen die Ohnmacht jener Zeit verrathen.

Fürst Ludwig von Köthen überlebte noch den unheilvollen großen Krieg. Nach seinem Tode im Jahr 1650 wurde Herzog Wilhelm von Weimar das Oberhaupt der Gesellschaft und ihr Sitz wurde nach Weimar verlegt. In Weimar fristete sich die Gesellschaft nur noch kümmerlich fort. Nach Wilhelms Tode 1667 wurde Herzog August von Sachsen das Haupt derselben, nach dessen Tode 1680 sie völlig erlosch.

Faſt gleichzeitig mit Weckherlin und Opitz war der Heſſe Dietrich von dem Werder eifrig befliſſen, durch Ueberſetzungen des Taſſo (1626) und Arioſt (1636), der Dianea des Loredano (1644) den deutſchen Geſchmack nach dem Italieniſchen zu bilden. Dieſe Ueberſetzungen ſind gar nicht ſchlecht, wenn gleich Werder dabei immer noch den leidigen Alexandriner brauchte. Die eigenen Gedichte Werders ſind unbedeutende Bußpſalmen und Sonnette auf Chriſtus. Er war einer der Stifter der fruchtbringenden Geſellſchaft. Nächſt ihm überſetzte Stubenberg am meiſten italieniſche und franzöſiſche Romane.

Georg Neumark, Archivſekretär in Weimar, († 1681), ſehr thätiges Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, ſchrieb viele weltliche und geiſtliche Gedichte, eine Anweiſung zur deutſchen Verskunſt 1667 und eine Geſchichte der fruchtbringenden Geſellſchaft, 1668. Seine frommen Lieder ſind die beſten, darunter das berühmteſte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In ſeinem Hirten Filamon (1648) ſchildert er ein vornehmes Liebespaar im Schäfercoſtüme, in ſeinem Luſtgarten (1666) faßt er zum erſtenmal antike Stoffe (Sophonisbe, Kleopatra) als Romane auf, aber hier nur romaniſchen und holländiſchen Vorgängern nachahmend.

Homburg, eines der berühmteren Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft und des Schwanordens, ſchrieb 1638 eine „ſchimpf- und ernſthafte Clio“, voll von leichten und hüpfenden Gedichten, unter denen ſich beſonders eine bachiſche Ode und eine Ode an Lesbia auszeichnen. Die erſte beginnt:

Obgleich der Winter die Herrſchaft bekommen,
Und durch den Norden, o Blumentyrann,
Alle behagliche Luſt uns benommen,
Keiner muß ſich doch nicht kehren daran.
Was dieſe uns rauben,
Soll gelten die Trauben
Muß büßen der Wein.

Wie im Winter dem Bachus, ſo huldigt der Dichter im Frühling der Venus. Zu ihrem Dienſt fordert er Lesbia auf.

Weil ſich der Frühling nun wiedergefunden
In dem Gefilde mit vielerlei Luſt ꝛc.

Homburg ſchrieb auch eine „Dulcimunda“ 1643.

Schottel, Conſiſtorialrath zu Wolfenbüttel, † 1676, ſchrieb als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft eine „ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache“ 1663, worin er die wärmſte Liebe zum Vaterlande kund gab und die Einmiſchung des Fremden verdammte. In der hinſterbenden Nymphe Germaniä Todesklage 1640 ſpricht ſich dies am ſchönſten aus, obgleich er vergaß, daß die Sprachreinigung unmöglich war, wenn er nicht auch die Illuſion von den herrſchenden antiken Nymphen und Göttern reinigte. Er ſingt:

Seht, eure ſchönſte Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süſſigkeit, voll der Glückſeligkeiten,
Die jemals eine Sprach gehabt hat in der Welt,
Wird ſo geſchändet und von euch hintangeſtellt.
Was redet der Franzos mit fließendem Gemenge?
Was prahlt der Spanier mit trotzigem Gepränge?
Was bellt der Engelsmann? Was ſingt der Welſche her?
Das iſt vermengtes Werk, ſind Baſtardkinder nur.
Doch wer was Frembes kann mit halber Zungen lallen,
Der muß ſein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor allen,
Wenn ihr aus Unverſtand die deutſche Zier beſchmiert,
Auſſuchend fremden Koth, und euch bei euch verliert.
Die ſchönſte Reinlichkeit der Sprache wird beflecket
Mit frembem Bettelwerk, ja ſchändlich wird zertrecket
Die eingepflanzte Art; der redet deutſch nicht recht,
Der den Allmodemann nicht in dem Buſen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerſtückeln und verlähmen.

Schottel verrieth zuerſt einen feinern Sinn des pſychiſchen Grundtons in der Lyrik. Er unterſcheidet die „Angſtluſt“ in einem Liede, bei dem man wirklich bange werden könnte, den Trotz in einem andern, die heiße Ungeduld in einem dritten. Auch überraſcht er uns mit ſehr guten Priameln z. B.

Die Blaſen in Eile verziſchen,
Die Schlangen in Eile wegwiſchen,
Die Winde mit Eile hinbrauſen,
Die Schiffe mit Eile wegſauſen.
Wir Menſchen auch alſo beſtehen
In Eile mit Eile vergehen.

Schottel hat auch ein echt antikes Satyrſpiel gedichtet, freilich im

Widerſpruch mit ſeinem Deutſchthun, aber ſehr zu loben wegen des poetiſchen Gefühls, was durch das Ganze geht. Der bocksfüßige Pan buhlt um die zarte Echo, das Thier um den Geiſt. Zu dem geiſterhaften Verſchweben der Geliebten bildet das draſtiſche Gelag des Pan, Satyr und Silen einen echtpoetiſchen Contraſt.

Die ſ. g. fruchtbringende Geſellſchaft hat keine Frucht gebracht. Die Mitglieder beehrten ſich mit allegoriſchen, meiſt kokett erfundenen Namen, mit Sinnbildern und Deviſen, mit gegenſeitigen Anpoſaunungen und Wichtigthuerei aller Art, es kam aber niemals etwas heraus. Fürſt Ludwig hieß als Mitglied „der Nährende", Wilhelm von Weimar „der Schmackhafte", Neumark „der Sproſſende".

Philipp von Zeſen, aus Anhalt gebürtig, iſt derjenige, der den urſprünglichen Zweck der fruchtbringenden Geſellſchaft, nämlich die deutſche Sprache zu Ehren zu bringen, in Hamburg, wo er ſich niedergelaſſen, mit dem lebhafteſten Eifer verfolgte. Er gründete desfalls mit Peterſen und von Liebenau verbunden 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder Roſengeſellſchaft mit einer Roſen-, Lilien- und Rautenzunft. Theoretiſch eröffnete er den „Wunderſchatz der hochdeutſchen Sprache" in ſeinem Helikon 1640 und Roſenmand (monat) 1651. Seine Liebe zur deutſchen Mutterſprache ging bis zur Schwärmerei. Er hielt ſie geradezu für die Urſprache, oder wenigſtens für diejenige Mundart, in der ſich die Sprache, des Paradieſes am reinſten erhalten habe. Deshalb erklärte er das Griechiſche und Lateiniſche als bloße Entartungen des Deutſchen. Herkules z. B. heißt ihm urſprünglich Heerkeule, Apollo Achbolle, ſ. v. a. Waſſerball (von Ach, Bach und Bolle, Ball), weil die Sonne wie eine Kugel aus dem Waſſer ſteigt. Doch hält er auch für möglich Apollo könne Achbuhler heißen, weil die Sonne im Waſſer auf- und untertauchend gleichſam mit ihm buhle ꝛc. Wenn ſich nun aber auch nicht alle griechiſchen und lateiniſchen Namen und Wörter mehr auf das Deutſche zurückführen laſſen, ſo habe doch, meint Zeſen, der Deutſche das Recht und die Pflicht, ſich von fremdher keine jedenfalls verderbte Wörter aufdringen zu laſſen, ſondern dürfe nur in den unerſchöpflichen Schatz ſeiner eigenen Urſprache greifen, um jedes Fremdwort trefflich erſetzen zu können. Aber ſein wohlgemeinter Purismus fiel ins Lächerliche. Aus Natur macht er Zeugemutter, aus Venus Luſtinne, aus Aurora Röthinne, Diana

Jagdinne, Pallas Kluginne, Flora Bluminne, Pomona Bauminne, Theater Schauburg, Person Selbstständ ꝛc. Aber wenn er nur deutsch seyn wollte, hätte er die fremde Mythologie überhaupt gar nicht brauchen sollen, die Uebersetzung ihrer Namen gar nicht nöthig gehabt. Indem er den Laut änderte, behielt er die Sache. Seine Lieder sind leicht versificirt, aber voll Spielerei. Selbst in den geistlichen Liedern (gekreuzigte Liebesflammen, Hamb. 1653 mit Melodien, hohes Lied und geistliche Seelenlust 1657) redet er Christum ohne Ehrfurcht, nur mit den vertraulichsten Liebkosungen an und will ihn immer küssen. Er vergleicht selbst seine Lieder mit Liebespfeilen, mit denen er das Crucifix beschieße. Er spielt mit Worten:

Es wird beherzt mein Herz und springet,
Mein Mund ermuntert sich und singet,
Mein Hals gibt ꝛc. ein helles Hallen ꝛc.

In mehreren Liedern bilden die Anfangsbuchstaben einen weltlichen Frauenzimmernamen, indeß der Inhalt ganz nur Andacht vor dem Kreuz zu seyn scheint. Ueberhaupt war Zesen sehr galant, nahm die Damen in seine Rosengesellschaft auf und wurde auch wieder von ihnen sehr fetirt. Das erregte dann den Neid seines Nachbar Rist, der ihn mit giftigen Schmähungen verfolgte. Zesens weltliche Lieder stehen in seinen Jugendflammen 1651 und im Rosen- und Lilienthal 1670. Sie haben nichts Eigenes, außer die lichte Bequemlichkeit des Verses, Inhalt und Tendenz sind noch ganz die Opitzisch-holländisch-italienische. Zesen schrieb selber holländisch. Von seinen Romanen später. Das ausgezeichnetste Mitglied seines Rosenordens war Jakob Schwieger, der früher Dänemark gedient und zuletzt in Hamburg lebte. Derselbe schrieb „Liebesgrillen 1654. Ueberschriften d. i. kurze Gedichte 1654. Flüchtige Feldrosen 1655. Wandlungslust oder Schäfereien 1656. Geistliches Lustgemach 1656. Geistliche Seelenangst 1660. Die geharnischte Venus oder Liebeslieder im Kriege 1660. Filidors Trauer-, Lust- und Mischspiele 1665. Dazu die verlachte Venus 1659. Die adelige Rose (vom getreuen Schäfer Siegreich) 1659. Die verführte Schäferin Cynthie 1660.

Die Lieder der geharnischten Venus sind am bekanntesten geworden, ein Auszug bei W. Müller. Doch ist wenig dahinter. Da ist z. B. die Liebe als „Wetzstein der Poeten" besungen. Das Lied S. 74, worin er die Ge-

liebte warnt, sie solle in Gegenwart anderer Leute sich damit begnügen lassen, ihm die Hände zu drücken, ihn mit den Füßen zu treten und ihm mit den Augen zu winken und nicht noch mehr thun, beweist, daß er seine Geliebte nicht aus den zartesten Classen gewählt. Dazu viele triviale Lieder, worin er die Nacht herbeiwünscht. Seine ganze Poesie liegt zwischen Arkadien und der Wachtstube.

Zesens Feind war Johann Rist, ein Holsteiner Pastor († 1667), der eine eigene neue Dichtergesellschaft an der Elder unter dem Namen des Schwanenordens stiftete (1660), wovon er der Elmberschwan hieß, und sehr viel schrieb. Vor allen geistliche Dichtungen, ein musikalisches Seelenparadies, himmlische Lieder, sabbathische Seelenlust ꝛc. Am berühmtesten ist sein in die Gesangbücher übergegangenes Lied: O Ewigkeit, du Donnerwort! Eben so zahlreich sind seine weltlichen Lieder.

In den vier großen lyrischen Sammlungen Rists (musa teutonica 1637, poetischer Lustgarten 1638, poetischer Schauplatz 1646, teutscher Parnaß 1652) kämpft das kurzzeilige Lied in Jamben mit den langathmigen Alexandrinern. Der Dichter ringt nach Lieblichkeit und Wohllaut, die ihm auch zuweilen gelingen, im Ganzen aber herrscht die alte Unbehülflichkeit vor.

Die Sammlung umfaßt viele hundert Gelegenheitsgedichte. Nur ein Theil davon besingt die großen Helden und Thaten der Zeit, überall im einseitig protestantisch-norddeutschen Interesse. Daher wird nicht nur Gustav Adolf, sondern auch Cardinal Richelieu gepriesen. Die Gedichte auf den Magdeburger Brand und die Lützener Schlacht sind des großen Gegenstandes nicht würdig. Gelegentlich spottet der Dichter des Abtes von Fulda, der aus Neugier die Schlacht bei Lützen mit ansehen wollte und darin umkam.

Romanzenartig behandelt Rist das Opfer der Virginia und den Verlust der Euridice. Die meisten Gedichte sind Hochzeits- und Leichencarmina, Freunden und Gönnern geweiht. Sie sind viel kürzer als die Hofmannswaldaus und seiner Schule, auch nicht so geschraubt, und welcher Freiheit der Dichter sich dabei bedient, erkennt man aus einem Traugedicht, worin es heißt:

Nach dem Winter kommt gegangen,
Der begrünte Frühlingsmai,
Da sich alle Thier umfangen
Und die Vöglein mit Geschrei
Ihre Nestelein bereiten
Und die güldne Zeit andeuten ꝛc.

In einem Frühlingsliede braucht Rist wie Wellen hüpfende Verse:

Nun ſich Himmel und Erd erfreut,
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vögelein ſtimmen an,
Was die Menſchen ergötzen kann ꝛc.

Ein edles Gefühl drückt der poetiſche Brief aus, in welchem er ſeinem Freunde Harsdörfer für ein geſchliffenes Glas dankt.

Edler Herr, ich hab empfangen
Das ſo ſchön geſchliffne Glas,
Trefflich werd hinfort ich prangen,
Wenn das ſüße Rebennaß
Dieſen klaren Becher füllet,
Und ſo manche Traurigkeit
In der ſchweren Kriegeszeit
Ganz durch ſeine Kraft verhüllet ꝛc.

In den Hochzeitgedichten Riſts macht ſich dagegen eine wahre Albernheit breit. Der Bräutigam heißt Müller, ſoll alſo mit der Braut mahlen, oder er heißt Buſch, er ſoll alſo der Braut Schatten geben ꝛc.

Riſt ſchrieb auch ein Schäfergedicht von der Galathea. — Seinem Schwanorden gehört Andreas Gödeke an, welcher 1667 cimbriſche Kriegs- und Siegeslieder ſchrieb, und Kindermann (Curandor), Romanſchreiber und Humoriſt.

Rempler von Löwenhalt ſtiftete die aufrichtige Tannengeſellſchaft zu Straßburg und gab daſelbſt 164 Reimgedichte heraus. Darin findet ſich eine gute Elegie von 1634, „das raſende Deutſchland", den damaligen Jammer beſchreibend. Und in einem Begräbnißgedicht eine Klage über das Verderben der deutſchen Mutterſprache durch die vielen fremden Ausdrücke. Sein Dichterorden hatte keinen Beſtand.

Neben der fruchtbringenden Geſellſchaft glänzten vor allen die Pegnitzſchäfer in Nürnberg. Sie ſpielen eine ganz eigenthümliche Rolle in der Zeit. Angeregt, wie Opitz, durch die in der romaniſchen Poeſie aufgekommenen Schäfereien, würden ſie als bloße Nachahmer erſcheinen, wenn ihren Idyllen nicht der dreißigjährige Krieg zum blutigen Hintergrunde diente. In all ihrer Unnatur und Affectation liegt doch ein natürliches Gefühl, die Sehnſucht aus dem blutigen Greuel der Schlachten und Verwüſtungen und aus der Argliſt der Diplomatie heraus zur Ruhe, zum Frieden, zum neuen Genuß des Lebens. Dieſe Sehnſucht

mußte in der Form der Schäferpoesie, dem arkadischen Ideale, ihre Befriedigung finden. Ja selbst die bis zur Niederträchtigkeit übertriebene Complimentirerei und Beschmeichelung der Mächtigen läßt eine gewisse Entschuldigung zu, sofern nach lange ausgestandener Todesangst die Dankbarkeit für wiedererlangten Schutz leicht zu weit gehen kann.

Bekanntlich liegt Nürnberg an der Pegnitz. Hier fanden sich gegen das Ende des dreißigjährigen Kriegs der einheimische Patrizier Harsdörfer, der Italien bereist und von hier aus den Geschmack für Akademien und Schäfereien mitgebracht hatte, auch schon Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft geworden war, mit Johann Klay aus Meißen zusammen, der bei Buchner in Wittenberg einen ähnlichen Geschmack angenommen hatte. Buchner, Professor in Wittenberg, der Lehrer des Klay, führte die hüpfenden Dactylen in die deutschen Verse ein, schrieb aber, einige geistliche Gedichte abgerechnet, nur lateinisch. Sein vorzüglichstes Werk ist Jonas, welches Klay ins Deutsche übersetzte (1642). Es verherrlicht die Geburt Christi. Jonas als Schäfer flötet dazu und sieht den Himmel offen mit allen seinen Heerschaaren.

Harsdörfer und Klay wurden nun vertraute Freunde.

In ihrem gemeinschaftlich herausgegebenen Pegnesischen Schäfergedicht 1644 erzählen sie, wie sie sich als Schäfer an den Ufern der Pegnitz gefunden und in Liedern gewetteifert hätten, zumal in der Mannigfaltigkeit der Versmaße und in der Nachahmung der Natur, denn ihnen war, wie eine neue helle Beleuchtung der Natur, der Sinn für das Ausmalen im Kleinen und sonderlich für das Anpassen der Sprache an die mannigfachsten Naturlaute vom Donner bis zum Zwitschern der Vögel herab aufgegangen. Schade, daß sie diesem Sinn nicht mit reinerem Geschmack, etwa gleich den niederländischen Malern, gefolgt sind, sondern sich wie in künstliche Reimspielereien, so in die Mythologie der Renaissance verirrt haben. Beide wettsingende Schäfer, Harsdörfer und Klay, fingirten eine vornehme Gesellschaft, vor welcher sie gesungen, und in welcher die Göttin Fama den Kranz des Ruhms dem Sieger habe zutheilen sollen. Sie entschied sich für keinen, jeder nahm nachher eine Blume aus dem Kranze. Diese in der Fortsetzung jenes Schäfergedichts von Klay erhaltene Dichtung wurde der Stiftung des neuen poetischen Blumenordens der Pegnitzschäfer zum Grunde gelegt.

Bedeutsam erscheint in dem Pegnesischen Gedicht die Begegnung der beiden friedlichen Schäfer mit einem durch die höchste Noth zum Wahnsinn gebrachten Mädchen, in welchem die Germania personificirt wird.

Die Pegnitzschäfer zeichnen sich durch die reinlichste Holländerei aus und bilden in sofern einen anständigen Gegensatz gegen die unflätigen Nürnberger Fastnachtsspiele der frühern Zeit, wie auch gegen die Zotenlust der zweiten schlesischen Schule. Gesellschaftliche Eleganz charakterisirt sie vor allem. Die italienische Grazie wurde etwas bürgerlich steif, aber doch weit gefälliger nachgeahmt, als sonstwo in Deutschland. Alles athmet bei ihnen Geselligkeit. Harsdörfer und Klay schrieben zusammen von 1642—49 acht Bände Gesprächsspiele mit Bildern und Musikbeilagen, ausschließlich Anweisungen zu Gesprächen und Muster derselben, für ausgewählte Kreise gebildeter Herren und Damen, worin alles mögliche Wissen vorkam. Außerdem schrieben sie für alle Arten von Festivitäten und Feierlichkeiten und für die Bühne. Ihre ganze Richtung ging nach außen. Sie wollten das gewöhnliche Leben mit Poesie durchdringen, nicht sich in sich selbst zurückziehen. Eine besondere Monographie hat ihnen Mönnich bei der 200jährigen Stiftungsfeier des Ordens in einem Programm von 1844 und Tillmann in seiner „Nürnberger Dichterschule", Göttingen 1844, gewidmet.

Harsdörfer gab für sich seinen berühmten, ja sprichwörtlich gewordenen Nürnberger Trichter d. h. „den poetischen Trichter" heraus, durch den „die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden jedem einzugießen" seyn sollte, 1650, eine gedrängte Theorie der deutschen Prosodie, sonderlich des Reims. Verschiedenen Zwecken der Belehrung sollten ferner dienen die „philosophischen und mathematischen Erquickstunden" 1641, der „große Schauplatz nutz- und lehrreicher Geschichten", 1650, „der Geschichtsspiegel oder 100 denkwürdige Begebenheiten", 1654 die ars apophthegmata oder Kunstquell denkwürdiger Lehrsprüche 1659, die hohe Schule geist- und sinnreicher Gedanken, 1656, Heraklitus und Demokritus, 100 fröhliche und traurige Geschichten 1652, großer Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten, 1652.

Das Eigenste und Geistvollste, was Harsdörfer geschrieben hat, findet sich in seinem Nathan, Jotham und Simson 1650. Es sind nämlich Fabeln, Parabeln und Räthsel. Der Schwulst und Aberwitz des Allegorisirens spielt darin zwar eine große Rolle, doch findet sich auch viel Zartes, z. B.

Die Kaiserkrone wird von den andern Blumen beneidet, bemerkt ihnen aber

einfach, daß ſie eben ſo ſchnell verblühe, wie ſie alle. — Alle Temperamente Tugenden und Laſter treten klagend auf gegen den Traum, der ſie alle betrüge. — Einer will um jeden Preis ſeinen Schatten losſeyn; daß ihm überall der Schatten nachfolgt, macht ihn faſt wahnſinnig. Da ſtellt er ſich ſo, daß ein Gebäude auf ſeinen Schatten fallen muß, um denſelben zu zertrümmern, aber vergebens. — Der Stolz will den Tugenden präſidiren, ſie leiden es nicht, da präſidirt er den Laſtern. — Der Verſtand hat eine Tochter, die Wahrheit, und einen Sohn, den Wahn, welcher letztere die Welt regiert und ſeine Schweſter verachtet. — Der Strauß wurde krank, eine Menge Vögel riethen ihm nach einander Arzneien an, zankten ſich dann aufs heftigſte, welches Arzneimittel das beſte ſey, und ließen darüber den armen Strauß ſterben. — Ein Jüngling liebte eine Blume, da verwelkte ſie, ein Bund Heu, da verbrannte es, ſeinen eigenen Schatten, da verſchwand er mit der Sonne. So liebt die Seele Flüchtiges und Vergängliches. — Hinter jedem böſen Menſchen geht ein Engel her und folgt ihm wie ſein Schatten, der Engel der Furcht.

Auch in den „Sonntagsandachten“ und „Andachtsgemälden“ verläugnet Harsdörfer ſeine geſchraubte Manier nicht.

Wie die holländiſchen Poeten den Amor, ſo läßt er einen Engel am menſchlichen Herzen drechſeln ꝛc. Von Ernſt und Würde der Andacht iſt keine Rede. Die gottergebene Seele darf ſpielen und ſcherzen wie die Nachtigall:

Der Nachtigall krauslichter Klang
Tirliret den reinſten Geſang,
Sie fällt auf liebliche Terzen,
Sie liſpelt und wiſpelt zu Scherzen ꝛc.

Eigenthümlich iſt die bei ihm ein paarmal wiederkehrende Vorſtellung der (als geflügelte Pſyche) gekreuzigten Seele, mahnend an die ſchöne Legende von der h. Kümmerniß. Auf ſeltſame Weiſe ſpielen in ſeine chriſtliche Symbolik die modernen Erfindungen hinein. So vergleicht Harsdörfer die Sünden der Welt mit dem „verkehrten“ Bilde in der camera obscura, das Böſe überhaupt mit dem Schatten, den wir nur ſehen, wenn wir der Sonne (Gott) den Rücken kehren.

Die Vergleichung der chriſtlichen Gemeinde mit einem Bienenſtocke iſt eines der lieblichſten Lieder von Harsdörfer.

Ein Liedlein will ich ſingen
Von Honigvögelein,
Die hin und her ſich ſchwingen
Wo bunte Blumen ſeyn.

Der Winter hält gefangen
Das zarte Jungfernvolk

Bis daß der Schnee vergangen
Frost, Schauer, Nebelwolk ꝛc.

Johann Klay hat am meisten geleistet für das geistliche Schauspiel. Dasselbe blühte unter ihm in Nürnberg, wie einst das mehr weltliche unter Hans Sachs. Wir haben oben (S. 223) schon davon gesprochen. Sodann widmete sich Klay den großen Schaustellungen während der Friedensunterhandlungen in Nürnberg, nach dem dreißigjährigen Kriege. So besang er „das schwedische Frieden- und Freudenmahl 1649", eine überaus schwülstige, mit allen möglichen Anspielungen und in allen Versmaßen wechselnde Dichtung, ferner den Frieden selbst als „Irene" und, weil diese Sachen großen Beifall fanden, auch noch einen „Geburtstag des Friedens".

Mit Harsdörfer und Klay füllte Birken das berühmte Nürnberger Kleeblatt. Gewöhnlich nennt man in ihrem Kreise auch den Nürnberger Prediger Dilherr, der sehr viel Achtung genoß, aber nur mittelmäßige geistliche Lieder schrieb.

Obgleich kein ächter Nürnberger, sondern Sohn eines dahin geflüchteten protestantischen Böhmen, erscheint doch Sigmund von Birken (lateinisch Betulius) als die eigentliche Personification des immer mehr zum Kleinen und Zierlichen hinneigenden Nürnbergerthums, des poetischen Spielzeug-, Goldflitter- und Kurzwaarenhandels. Bei Harsdörfer tritt immer noch etwas Männliches hervor, während Birken nur immer den zierlichen Schäfer und Lecker macht. Soll es nun einmal Schäfer geben, so paßt zu ihrem Ideal Birken besser, als Harsdörfer. Wie viele Heldengeschlechter der Deutschen haben untergehen müssen, ehe auf ihren Gräbern jener alberne Pegnitzschäfer die Rolle des Orpheus übernahm und bei den übriggebliebenen Schwächlingen Gehör finden konnte! Auf den Titelkupfern zu Birkens Werken erscheint er in der Regel im galanten Anzug mit Allongeperücke und einen langen Schäferstab in der Hand, tiefen Bückling machend vor einer hochfürstlichen Person oder vor dem Genius eines Fürstenhauses. Unter dem Namen Floridan überall den naiven Schäfer spielend, der von der Welt nichts weiß, spickt er seine Gedichte doch nicht blos mit antiken Phrasen und mythologischen Namen, sondern hat in der Regel auch keinen andern Zweck, als den fürstlichen Herrn zu hofiren, die ihn als Hofmeister, als Schauspiel- und Ballet-

direktor ꝛc. zeitweise berufen und am Ende in den Adelstand erhoben haben. Der Nürnberger, der sich noch ein Jahrhundert früher als freier Bürger gegen Kaiser und Fürsten schlug, war zum Speichellecker der Höfe herabgesunken. Birken nahm sich die Hercynia des Opitz zum Muster, indem er allen Fürstenhäusern hofirte.

Der ostländische Lorbeerhain von Birken, Nürnb. 1657, enthält in Prosa und Versen und mit viel poetischer Gelehrsamkeit Lobpreisungen der habsburgischen Fürsten, woran noch eine Anzahl Lobgedichte auf große Herren in Oesterreich die Harrah, Traun, Windischgrätz, Rubenberg ꝛc. sich anreihen. — Weit besser ist die neue historische Ueberarbeitung von Fuggers Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich, zu der ihn Kaiser Leopold I. veranlaßte (1668). Dagegen preist wieder seine Dannenbergische Heldenbrut (Brut oder Blut?) 1648 und noch ausführlicher sein Guelfis oder der niedersächsische Lorbeerhain, Nürnb. 1669 die Welfendynastie in Braunschweig mit emphatischer Uebertreibung. Im Eingang becomplimentiren sich die Pegnitzschäfer gegenseitig und Floridan (Birken) erzählt, was ihm in Niedersachsen widerfahren. Zuerst Liebesabenteuer, wobei eine gewisse Amaryllis gepriesen und in allerlei herz- und becherförmigen Liedern besungen wird. Die Länge und Kürze der Zeilen bilden nämlich die Herzen. Nachdem auch noch ein Hund weitläuftig besungen worden ist, tritt Floridan endlich in den Lorbeerhain und in eine Höhle, deren Inneres ihm den welfischen Ruhmtempel mit den Bildnissen aller Welfen von der ältesten Zeit her enthüllt, die er nun alle anposaunt. — In dem churſächsischen Heldensaale 1677 preist er eben so die Ahnen des Hauses Wettin, und im hochfürstlich brandenburgischen Ulysses 1667 die Markgrafen. Man sieht, er war der Diener aller Herren und affectirte Begeisterung für alle.

Birken schrieb für fürstliche Vermählungen Ballette im italienischen Style.

So bei der Hochzeit der sächsischen Prinzessin Sophie 1662 ein „Ballet der Natur", worin die Natur mit ihren vier Elementen ihre Huldigung darbringt, und ein Ballet „Sophie", worin Sophia (die Weisheit) als Schutzpatronin des Bräutigams, eines Markgrafen von Brandenburg, durch Albrecht Dürer für den Prinzen das Bild seiner Braut malen läßt. Einer der wenigen feineren und wirklich graciösen Einfälle dieses Dichters. Birken dichtete für die Bühne eine bivium Herculis, den bekannten Herkules auf dem Scheidewege zwischen Tugend und Laster. In seiner Psyche, die vom Prinzen Theagenes gerettet wird, stellt er die von Christo gerettete Seele dar.

Das große Friedensfest in Nürnberg im Jahr 1650 gab den Pegnitzschäfern Gelegenheit, ihre ganze Herrlichkeit zu entfalten. In Allegorien, wie sie damals Mode waren, kriechenden Redensarten und unverschämtem Lob aller

hohen Potentaten leisteten sie das Aeußerste. In dieses Gebiet gehören von Seiten Birkens sein Kriegsbeschluß und Friedenskuß und seine Teutonia, in welch letzterer er den Friedensgesandten die Allegorie der glücklich überwundenen schlangenhaarigen Eris und den Sieg und Triumph der Concordia vorführt. Eben so die Margenis (Germania) oder das befriedigte Deutschland.

Als Pegnitzschäfer schrieb Birken drei Bände Pegnesis 1673 voll zierlicher Schäferaffectionen, und eine „Redebindkunst", wie denn jeder dieser armseligen Poeten eine besondere Anweisung zum Dichten schreiben zu müssen glaubte. Auch Passionsandachten und einen christlichen Weihrauch gab Birken heraus, weil es damals für jeden Dichter noch Pflicht war und die Mode verlangte, daß er auch gereimte Andachten schreibe. Birkens Verse sind zierlich, leicht und fließend, aber die hüpfende Schäfermanier taugte am wenigsten in die Kirche. Hier ein Vers aus seiner Morgenandacht:

Dir, dir, dir hier o Gott, stimmt an
Was schwebt, was webt, was beben kann,
Ein Loblied deiner Güte.
Auch mich soll nichts beschämen nicht,
Daß ich vergesse meine Pflicht
Und dankbares Gemüthe.
Höre, mehre
Dies Erklingen
Laß mein Singen
Dich jetzt preisen,
Und dir Ruhm und Ehr erweisen.

Birken war übrigens so sehr Fanatiker für die Schäfereien, daß er außer ihnen gar keine Poesie gelten lassen wollte; weil die Poesie überhaupt schon vor der Sündfluth bei den frommen Hirten aus Seths Geschlecht den Ursprung genommen, so solle sie von Rechtswegen ewig Schäferpoesie bleiben.

Helwig (Montano) in seiner Nymphe Noris 1650 ahmte wie Birken die Hercynia nach und knüpfte an gedachte Nymphe den Ruhm und Preis der Stadt Nürnberg, ihres Raths, ihrer fürnehmen Familien ꝛc. an. Ebenso Albinus in seiner kursächsischen Venus (1686).

Unter den spätern Pegnitzschäfern glänzte Omeis, Professor in Altorf († 1708), ist aber wunderlich zu lesen, weil er in den Hofmannswaldauschen Schwulst fällt.

In seinem Prosaschauspiel „die in Eginhard verliebte Emma" (1680) ruft der verzweifelnde Liebhaber, als er durch den Schnee nicht fortkommen kann: „O daß ich Dädalus Flügel hätte! o daß mein Bellerophon zum Flügelpferd dienen könnte, oder ich wie Arethusa in einen Thränenbrunnen verwandelt

würde! Laß mich zu einem Ochsen werden, Jupiter, daß ich Emma über das äußerste Meer tragen kann ꝛc.“ Das alles ist nicht etwa Spaß, sondern bitterer Ernst. Der Emma angehängt ist ein „deutscher Paris“ oder die Liebesgeschichte der von Graf Altenburg entführten Kaiserstochter Helena in Form von Heldenbriefen, dem Hoffmannswaldau nachgeahmt. Schließlich noch kleinere Gelegenheitsgedichte.

In Italien spielten die gekrönten Poetinnen keine geringe Rolle. Sie fanden sich nun auch zahlreich genug bei den Fruchtbringenden und Pegnitzschäfern ein, aber ohne daß Eine auf die Nachwelt zu kommen verdient hätte. Die meisten waren Frauen von Mitgliedern der genannten Gesellschaften, die sich aus Eitelkeit aufdrängten und denen man aus Höflichkeit um so leichter huldigen konnte, als die Männer selbst nur Schwaches hervorbrachten. Im Jahr 1734 erschien zu Leipzig eine von Lamprecht veranstaltete Sammlung von Schriften und Gedichten zur poetischen Krönung der Chr. Maria Ziegler, geb. Romanus, eine gänzlich verschollene Größe. Zu Frankfurt a. M. gab Lehms 1715 „Teutschlands galante Poetinnen“ heraus, deren er damals schon 111 namhaft machte, ohne irgend etwas von ihnen zu citiren, was sie der Unsterblichkeit werth machte. Vgl. auch die Erinnerung an einige deutsche Dichterinnen des vorigen Jahrhunderts von Gustav Klemm.

5.

Die zweite schlesische Schule.

Die sogenannte zweite schlesische Dichterschule, deren Häupter Hoffmannswaldau und Lohenstein waren, charakterisirt sich als eine unwillkürliche Reaction gegen die erste. Die deutsche Natur konnte die Abschwächung und Erschlaffung, welche ihr die Renaissance bereitete, nicht ertragen. Ihre uralte Eigenheit wiederzufinden, war ihr bei ihrer damaligen Bethörung und Besessenheit nicht möglich. Da machte sich das Bedürfniß der Kraft und Innigkeit in dem Schwulst geltend, den man der zweiten schlesischen Schule so oft und mit Recht zum Vorwurf gemacht hat, in dem sich indeß etwas Achtungswürdiges verbirgt. Man wollte nicht länger, wie Opitz, wasserglatte Formen und einen nüchternen verständigen Inhalt, sondern kühnere, dem stürmischen Meer und Gebirge

ähnliche Formen und einen die tiefsten Leidenschaften ausdrückenden und aufregenden Inhalt. Daraus erklärt sich nicht nur die symbolische Redeweise, sondern auch das Gräßliche und Zotenhafte Lohensteins und Hofmannswaldaus in der Wahl ihrer Stoffe.

Etwas Aehnliches zeigt sich in der Renaissancedichtung der Holländer. In Holland trat an die Stelle der ältern katholischen Volkspoesie, durch welche sich die Niederlande so sehr ausgezeichnet haben, im Gefolge der Reformation eine höchst wunderliche Mischung von Classicität und bäurischer Unfläterei. Hofmann, horae belg. II. 77 drückt sein Erstaunen darüber aus, wie gerade diese so reinlichen und kostbaren Republikaner in solchem Schmutz der Poesie (und Malerei) behaglich haben wühlen mögen. Allein es war natürlich. Indem man mit einmal der gesammten Poesie des Mittelalters, der nationalen wie der kirchlichen, abschwur, reagirte die Nationalität in der Gemeinheit und Rohheit des Natürlichen gegen die Ziererei und Ueberbildung der Renaissance und die kokette Anbetung antiker Götter und es liegt ohne Zweifel ein guter Humor darin, daß in Holland Bürger und Bauern in ihren Volksliedern mit Citaten von classischer Mythologie den Koth selbst vergoldeten. Aehnliches übte der Humor nun auch in der zweiten schlesischen Schule, diese Schule pflegte aber auch eine Tendenz zum Erhabenen und übertraf hierin die Holländer.

Vom Ansehen der beiden schlesischen Schulen geben Zeugniß Treuers deutscher Dädalus oder poetisches Lexicon aus Opitz, Flemming, Harsdörffer ꝛc. gesammelt, Berlin 1675, und Männling, poetisches Lexicon aus den berühmten Poeten Schlesiens, Frankfurt 1719.

Obgleich Lohenstein den Hoffmannswaldau weit überragt, gab er doch selbst diesem den Vorrang und sagt in seinen Hyacinthen einmal: „Opitz that es den Alten und Ausländern nach, Hoffmannswaldau aber zuvor.“ Christian Hofmann von Hoffmannswaldau, Präsident des Rathes zu Breslau, † 1679 als ein allgemein hochverehrter Beamter, dem Niemand seine lasciven Gedichte verargte, der vielmehr von Jedermann geachtet und bewundert war. Auch schrieb derselbe geistliche Dichtungen: die erleuchtete Maria Magdalena, die Thränen der Tochter Jephtha, die Thränen des Johannes unter dem Kreuze, eine Klage Hiobs, geistliche Oden und sehr ernsthafte Begräbnißgedichte. Den größten Ruhm aber

brachten ihm seine weltlichen Hochzeitgedichte und Heldenbriefe (den Heroiden des Ovid nachgebildet), so wie eine Uebersetzung von Guarini's Pastor Fido. Die Heldenbriefe erschienen 1673 und mit den übrigen Gedichten vereint wieder in der 1695 in sieben Bänden von Neukirch veranstalteten Sammlung: Hoffmannswaldau und Anderer (seiner Anhänger und Freunde) deutsche auserlesene Gedichte. Im Allgemeinen halten diese Dichtungen noch die Manier des Opitz ein, schweifen aber im Schwulst der Metaphern und im Wohlgefallen am Gräßlichen und Zotenhaften weit über sie hinaus.

Die sieben Bände der „Gedichte von Hoffmannswaldau und Andern" enthalten regelmäßig Ehren- und Lobgedichte, Geburtstags-, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, galante und Sinngedichte. Die meisten in Alexandrinern, die Minderzahl in kürzeren Versmaßen und dann auch einfacherer Sprache. Man begegnet darin den meisten Kaisern, Königen, Kurfürsten und Helden der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, denen die Poeten in Allongeperücken mit tiefen Bücklingen und in einem merkwürdigen metaphorischen Kanzleistyl huldigen. Daneben eine Unzahl von adeligen Herren, dann auch bürgerliche und gelehrte Autoritäten und ihre Frauen, denen nicht weniger reichlich Weihrauch gestreut wird. Wenn auch hin und wieder in Sinngedichten sowohl als Lobgesängen auf die brandenburger Kurfürsten und die Kaiser ein patriotischer Stolz und Abscheu vor dem Franzosenthum durchblickt, z. B. II. 192, so kommen anderseits wieder verliebte „Heldenbriefe" vor, welche Ludwig XIV. mit der Montespan und Lavaliere wechselt, als Muster für die galante Poesie der Deutschen. Nur zur französischen Leichtigkeit und Anmuth der Form sind diese deutschen Poeten damals noch nicht durchgedrungen, während sie die laxen und frivolen Grundsätze ihrer Vorbilder sogar übertrieben. Hoffmannswaldau überträgt den Lohensteinischen Schwulst, die übermäßig gehäuften und geschwängerten Metaphern aus dem heroischen in das galante Gebiet und tischt mit pretiöser Feierlichkeit die unflätigsten Zoten auf, die sonst nur in der satirischen Sprache des Aristophanes, Juvenal, Rabelais, oder im niedrigsten Genre der Fastnachtsspiele und Bauernschwänke erträglich sind.

In den Lob- und Trauergedichten ist die Theilnahme immer affectirt und übertrieben, z. B. S. 125 sagt Neukirch beim Todesfall eines Herrn von Hochberg:

So wie ein Donnerkeil durch hohe Cedern fährt,
Wenn der gepreßte Knall den grünen Wald erschüttert,
So hat des Himmels Kraft auch meinen Geist verzehrt ꝛc.

Oder IV. 195 beim Tode eines Herrn von Miltitz:

Ihr Brunnen, öffnet euch! die ihr in meinen Augen
Der Thränen treue Fluth in euern Circul schließt,
Und laßt den Trauerfall die Tropfen aus euch saugen,
Da meine Perl jetzund im todten Meer zerfließt ꝛc.

Oder V. 149, wo im Trauergedicht auf eine Gräfin von Neithard Melpomene halb todt zu den Füßen des betrübten Phöbus stürzt, ihm Vorwürfe machend, daß er, der Allheilende, die Dame, die ihn noch dazu verehrt habe, nicht geheilt habe.

In den Hochzeitgedichten geht der servile Ton unbegrenzter Verehrung für die Gefeierten gewöhnlich am Schluß in erotische Schlüpfrigkeit über, die hin und wieder auch schon in den Aufschriften liegen z. B. „die Jungfernnoth" bei der Frantz- und Hallmannischen Hochzeit (II. 163), die innerlichen Kriege der Jungfern bei der Br. und Fr. Hochzeit (II. 170), Trauer- und Trostgedanken beim Grabe der Jungferschaft auf der S. und G. Hochzeit (II. 174), das schönste Wildpret bei der Förster- und Zobelschen Vermählung (IV. 163), die bestürmte und eroberte Annaburg bei der S. und B. Hochzeit (V. 93). Dieselbe schlüpfrige Sprache findet sich in den sogenannten „Wirthschaften" und „Schäfereien", galanten Hoffesten, wozu die Dichter Verse machten. Solche Verse legten sie z. B. allerlei Masken in den Mund, der den Damen Zoten sagten (III. 115).

Unter den eigentlich galanten Gedichten stellen wir oben an die berüchtigte „Amanda", die Angebetete des Hoffmannswaldau, an die er folgende Verse richtete:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Trauerns Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein, und Baumöl meiner Schmertzen,
Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Nachtstülchen meiner Ruh, der Poesie Clystier,
Des Mundes Alecant, der Augen Lustrevier,
Der complementen sitz, du Meisterin zu schertzen,
Der tugend quodlibet, calender meiner Zeit,
Du andachtsfackelchen, du quell der frölichkeit,
Du tiefer abgrund du voll tausend guter morgen,
Der zungen honigseim, des herzens Marcipan,
Und wie man sonsten dich mein kind beschreiben kan.
Lichtputze meiner noth, und fliederwisch der sorgen.

Dem entspricht „die Abbildung der vollkommenen Schönheit" II. 58, worin die weiblichen Reize in Dreiheiten eingetheilt werden, drei schwarz, drei weiß, drei roth; drei kurz, drei lang, drei dick, drei dünn, drei eng, drei weit, drei klein, drei groß. Diese Pedanterie, gewürzt mit zotologischem Witze,

wiederholt sich in vielen andern Gedichten, in denen die einzelnen weiblichen Reize durch Metaphern erklärt werden z. B. II. 1, wo Hoffmannswaldau die Brüste vergleicht mit Aepfeln, Marmorballen, Felsen, Quellen, zwei Schwestern, die in einem Bette schlafen, Fässern, Sonnen, Hügeln, Schneegebirgen, Flaschen, Schneeballen, Körben, Blasebälgen, einem Milchsee, einem Altar ꝛc. Ganz ähnlich IV. 12. In dem Gedichte I. 173 wird in ähnlicher Art die Schooß mit allem Möglichen verglichen. Das Schamloseste aber sind Heldenbriefe, welche Arminius mit seiner Thusnelda wechselt, und worin dieses Paar, an welches sich immer ein patriotischer Ernst knüpfen sollte, sich ganz so zotenhaft unterhält, wie Ludwig XIV. und die Montespan, oder wie König August mit seiner Aurora, die auch in diesen Bänden vorkommen. Arminius vergleicht Thusnelden mit der Stadt Rom und alle Theile und Verrichtungen (IV. 21 selbst die schmutzigsten) ihres Körpers mit den Merkwürdigkeiten Roms. In andern Gedichten streiten die einzelnen weiblichen Reize Augen, Brust, Mund ꝛc. um den Vorrang (I. 219). Ein einziges dieser Gedichte zeichnet sich aus, der Wettstreit zwischen den schwarzen und blauen Augen (V. 237), worin unter andern der liebliche Gedanke vorkommt:

Venus selbst kam aus den Fluthen
Mit blauen Augen auf die Welt,
Doch als Adonis sich zu Tode mußte bluten
So ward ihr alle Freud und alle Lust vergellt.
Drum ließ sie, um der Wehmuth willen,
Der blauen Augen Licht mit schwarzem Flor umhüllen.

Daran reihen sich nun noch viele galante Lieder, in denen jede Scham abgestreift ist, z. B. I. 6 an die kleine Blessine, bei deren unschuldigem Anblick Hoffmannswaldau nichts anders denkt, als wie sie einst die Unschuld verlieren werde, was er in obscönen Bildern ausmalt, I. 35 und I. 371, die alles an Frechheit überbieten. Dazu „der schwangern Jungfern Trostgedanken" I. 307, Klagen der alten Jungfern, höchst üppige Schäferscenen, mehr dem Longos als Theokrit entlehnt.

Daniel Caspar von Lohenstein, kaiserlicher Rath in Breslau († 1683), ist zwar übel berüchtigt durch seinen sprichwörtlich gewordenen Schwulst, war aber trotz dieser Formfehler ein Mann von reicher Phantasie, einem warmen patriotischen Herzen und großer Gelehrsamkeit. Im Lyrischen steht er unter Hoffmannswaldau, dagegen übertrifft er ihn als dramatischer und epischer Dichter.

Die lyrischen Dichtungen Lohensteins erschienen unter dem Namen Blumen und zwar

1) Rosen in Alexandrinern, strotzend von pedantischen, mit mytholo-

gischen Anspielungen durchspickten Zoten, indem die Rosen theils Heldenbriefe, den ovidischen nachgeahmt, theils Hochzeitscarmina sind. Unter den Heldenbriefen finden wir Briefe von Don Petro und Inez de Castro, König Philipp II. und der Prinzessin Eboli; einen Abschied der Maria Coromelia, die um den heißen Brand ihrer Lüste zu stillen, sich einen Holzbrand in die Genitalien stieß. Die Natürlichkeit der Schilderung und Schamlosigkeit der Sprache ist unglaublich. In einem poetischen Wettstreit zwischen der Schönheit und Freundlichkeit wird gleichfalls alles ins sinnliche Gebiet hinübergespielt und z. B. folgendes gesagt:

Schönheit.

Ihr Brüste kämpft für mich, ihr schneegebürgten Brüste,
Aus deren Gipfel Gluth mit rothen Flammen schlägt,
Sprecht, eure Schönheit sey der Venus Schaugerüste,
Worauf sie in den Sarg der Buhler Freiheit legt.
Ein Fels, woran die Lieb ihr Goldgeschoß muß wetzen,
Ein Milchbrunn, dessen Saft auch Geister kann ergötzen.

Freundlichkeit.

Wo diese Bälge solln die Liebesbrunst anfachen,
So müssen sie von mir vor aufgeblasen seyn ꝛc.

In den „Brautgedanken bei Aufsetzung einer Haube" wird die Haube mit unerträglicher Pedanterie als Sarg der Jungfrauschaft aufgefaßt.

2) Hyacinthen, Begräbnißlieder und poetische Ehrengedächtnisse für Verstorbene. Darunter auch eines für Andreas Gryphius, in welchem Lohenstein auf eine würdige und schöne Weise die Vorzüge des menschlichen Geistes überhaupt preist.

3) Himmelschlüssel oder geistliche Gedichte. In einem auf die Wundergeburt unseres Erlösers wird der bekannte Ruf „Pan ist gestorben" in den verwandelt „der große Pan, der Hirt der Hirten ist geboren". Daran schließen sich

4) Geistliche Gedanken über das 53. Kapitel des Jesaias und

5) Thränen, Klagelieder über Jesu Tod und zwar in Thränen der Mutter Gottes, Thränen der Maria Magdalena ꝛc.

Besondern Ruhm erlangte ein längeres Gedicht Lohensteins in Alexandrinern, „Venus", abgedruckt in Hoffmannswaldaus und Anderer deutschen auserlesenen Gedichten, Leipzig 1697, II. 238—287.

Er schildert darin die Geburt der Göttin aus dem Schaum des Meeres, der Neptun und seine maritimen Vasallen staunend zusehen; dann ihre Ankunft am Ufer, wie alle Bäume sich neugierig zudrängen, sie zu sehen, bei welchem Anlaß sich die Bäume dergestalt in Liebestrunkenheit vermischen, daß die Tannen Oel, die Fichten Honig, die Kiefer Pomeranzen, der Schleedorn

Trauben trägt ꝛc. Dann ihre Ankunft im Olymp und ihre erste Vorstellung vor Zeus, dem sie sogleich seine Blitze abschmeichelt. Als er Bedenken trägt, tröstet sie ihn, alle ihre Blitze würden nur Wollust und Entzücken bereiten. Dann erprobt sie ihre Macht in Beispielen und belebt die Statue des Pygmalion. Alle Götter dienen ihr. Keiner ist, der nicht, auch unbewußt, die Liebe befördern hilft. Am eifrigsten aber dient ihr Mars, der ganz in sie vernarrt ist. Die Liebe selbst wird als ein Krieg dargestellt, eine gut durchgeführte Vergleichung S. 273. Dem ruhen von ihr besiegten Mars zieht Venus bald den reizenden Adonis vor, wie die persische Schirin dem stolzen Chosru den liebenswürdigen Ferhad, wie bei Ariost Angelica dem herkulischen Orlando den sanften Medor. — Dieses Gedicht Lohensteins faßt in der That die Mythe der Venus geistreich auf.

Im Trauerspiel hat Lohenstein seine ganze Kraft concentrirt, aber auch seine Geschmacksverirrung. Davon, wie von seinem großen Roman Arminius handle ich später. — Zu den bedeutendsten Dichtern dieser Zeit gehört der Schlesier Andreas Gryphius († 1664), den ich bei den Schauspielen näher besprechen werde. Er war aber auch Lyriker. Seine Epigramme und Sonnette erschienen schon 1638. Die Epigramme (Beischriften) gehören zu den besten dieser Gattung vor Logau. Eines der witzigsten ist das auf Balbinus:

Wie seltsam ists! Balbinus ist ein Dieb,
Und sein Weib hat stets fremde Männer lieb.
Er nimmt von allen, was er immer kann,
Und diese beut sich allen selber an.
Was dünkt euch wohl, daß hieraus sey zu schließen?
Sie will sein Nehmen durch ihr Geben büßen.

Andere gute siehe Buch II. Nr. 11. 14. 66. Die Sonnette enthalten meist ernste Gedanken und sind zum Theil Grablieder, zum Theil aber auch Hochzeitslieder.

II. 19 schildert er den Jammer des dreißigjährigen Kriegs unter dem er aufwuchs und der ihm Bruder und Schwester raubte:

Betrübtes Schlesien, bestürztes Vaterland
Was hast du, das der Grimm der Seuchen nicht verzehrt,
Das der geschwinde Blitz der Schwerter nicht verheert?

und II. 28:

In meiner ersten Blüth, im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt.

Seine Oden ſind meiſtentheils geiſtlichen und ernſten Inhalts, häufig von ſchönem Wohllaut und ergreifender Trauer, meiſt aber in der ungenießbaren Breite und Schwülſtigkeit des Hoffmannswaldauſchen Styls.

Gleich die erſte Ode des erſten Buchs hat einen ſchönen Ton.

Du traurige Sion
Du bis in den Tod betrübte,
Du itzt Waiſe, vor Geliebte
Reißt ihre Lorbeerkron
Von dem gerauften Haar, ſie wirft der Perlen Zier
Sie wirft der Steine Pracht, den goldenen Schmuck von ihr,
Und windt die Händ und ſchlägt die Bruſt.
Sie weint, ſie ruft, ſie ſchreit, ſie klagt,
Sie ſucht, ſie ſtarrt, ſie fällt, ſie zagt ꝛc.

Die zweite Ode des zweiten Buchs drückt die tiefſte Klage aus:

Mit Thränen grüßen wir,
Mit Thränen gibt man gute Nacht!
Was iſt der Erde Saal?
Ein herbes Thränen Thal.
Wie Roſen, die wir ziehen,
Auf Dörnern nur verblühen,
Wie ein verworfenes Kind verſchmacht,
So muß, wer hier will ſtehen
In Kummer untergehen.

In der zweiten Ode des dritten Buchs beſingt er ſeine eigene Hochzeit, wobei aber kein Freudenlaut zu hören iſt, ſondern nur finſtere Worte, „der Erde Abgrund“, „durch ſchwarze Lüfte“, „der Tod“, „Trauerfackeln“, „die Hölle“, „die Folter“, „der Aengſte Angſt“. Das vierte Buch enthält ausſchließlich „Thränen über das Leiden Chriſti“.

Die neunte Ode des zweiten Buchs macht eine erfreuliche Ausnahme, indem der Dichter hier ſehr ſchön die „Ruhe des Gemüthes“ preist.

In den Kirchhofs-Gedanken, einem Gedicht in fünfzig Strophen, verſenkt ſich die melancholiſche Phantaſie des Dichters in die detaillirteſte Betrachtung der Gerippe, der verfaulten Leichname und der darin wühlenden Würmer.

Von Gabriel Voigtländer, königl. däniſchem Hoftrompeter, erſchienen 1650 deutſche Lieder mit Melodien „auf Verlangen“, darunter koſtbare Unſauberkeiten, womit ſich die damaligen Großen am liebſten ergötzten, z. B.

Mit ars, lex, Mars wird die ganze Welt regiert
Mars, lex, ars gubernirt ꝛc.

Heinrich Bredelou aus Königsberg in Preußen gibt sich in seinem „poetischen Tisch", Frankfurt und Leipzig 1688 als Nachahmer Hoffmannswaldau's zu erkennen, zumal in schlüpfrigen Liebes- und Hochzeitsgedichten. Auch im Styl durchgängig.

Rosimene, meine Zier,
Meines Lebens Licht und Wonne,
Meines Trauerns Löschpapier ꝛc.

Schamloser als das Lied S. 93 kann nicht gedichtet werden. Dagegen ist ein Ständchen nicht übel:

Mein Kind, wie? schläfest du
Und siehst mein Ungemach.
Ach ja, du liegst in Ruh
Und schläfest ein. Ich wach,
Ich irr auf dunklen Gassen
Und suche dich, mein Licht,
Doch muß ich Schatten fassen
Du deckst dein Angesicht ꝛc.

Schließlich bereut der Dichter seine Jugendsünden und wollüstige Schreibart, wendet sich der Tugend zu und bittet den Leser um Verzeihung. Besser sind seine Madrigale.

Johann von Besser, Oberceremonienmeister unter König Friedrich I., († 1729), schrieb eine Menge Staatsgedichte, zur Ehre des brandenburgischen Hofes, Hochzeits- und Begräbnißgedichte, Ballette und Singspiele für die Hoffeste, endlich galante Gedichte. Sie erschienen zuerst 1711 und in mehreren Auflagen mit Kupfern. Besser hat einen leichten Versbau.

Zu seinen bessern Gedichten gehören die „Unterredung mit dem Widerhall" S. 733 und der Streit zwischen den blauen und schwarzen Augen S. 735. Aber seine „Ruhestatt der Liebe oder die Schooß der Geliebten", ist ganz im Lohensteinischen Geschmack und wenn sie auch die geheimsten Reize der schönen Chloris enthüllt, so bedeckt sie dieselben wieder mit allem möglichen von Edelsteinen, Blumen und aus der Mythenwelt hergeholten Metaphern.

Besser dichtete 1690 eine große sogenannte Wirthschaft für den üppigen Hof Augusts II. in Dresden, worin ein Scheerenschleifer allen anwesenden hohen Masken Zoten sagt.

Heinrich Mühlpfort in Breslau († 1681), deſſen Gedichte 1686 und 87 in zwei Bänden erſchienen, war ein ſchwacher Nachahmer von Hoffmannswaldau in Hochzeits- und Leichengedichten. Ganz ohne eigenen Geiſt. Eben ſo Gottlieb Stoll († 1744), der ſogenannte Leander von Schleſien. Burchard Mencke († 1732), der ſich Philander von der Linde nannte, Profeſſor in Leipzig, äffte Hoffmannswaldau insbeſondere in den ſchwülſtigen Beiwörtern nach. Chriſtian Gryphius († 1706), Sohn des berühmten Andreas, erreichte ſeines Vaters Geiſt nicht und ſchrieb nur gewöhnliche Gratulationspoeſien, die unter dem Namen „poetiſche Wälder" gedruckt wurden. Doch zeichnen ihn politiſche Gedichte aus, auf die man bisher noch nicht aufmerkſam gemacht hat, vom edelſten und feurigſten Patriotismus eingegeben. Es war die Zeit, in welcher Ludwigs XIV. Horden die Niederlande und die Pfalz verwüſteten.

Hat ſich denn des Himmels Grimm zu der Teutſchen Fall verſchworen?
Geht denn alle Hoffnung hin? ſind wir durch und durch verloren?
Soll der B . . . länger raſen? und der Franzmann Stadt auf Stadt
Land auf Land zu Grunde richten? Iſt denn weder Rath noch That,
Weder Witz noch Tapferkeit bei den Fürſten anzutreffen,
Die das arme Vaterland mit vergebener Hoffnung äffen.
O wo ſind die alten Helden? ꝛc.

Die Form der Heldenbriefe, die Hoffmannswaldau dem Ovid entlehnt, wurde damals Mode. Der pſeudonyme Bellander, ohne Zweifel ein Schleſier, gab zu Oels (ohne Jahrszahl) ähnliche Heldenbriefe heraus.

Die Gratulationspoeſie im Geſchmack der zweiten ſchleſiſchen Schule überwucherte ſeiner Zeit den Büchermarkt. Ich habe ſo viel als möglich Bücher dieſer Art durchgeſehen, um in der Spreu ein Goldkorn zu finden. Nur zur Warnung Anderer nenne ich einige derſelben. Wer z. B. in Weichmanns Poeſie der Niederſachſen, 1725, etwas Originelles oder Mundartliches erwartet, täuſcht ſich arg, denn er findet nichts als ſeichte hochdeutſche Gratulationscarmina. Von gleicher Art ſind Wentzels Lorbeerhain 1700. Der Holſteiner Amthor gab noch 1735 „Gedichte und Ueberſetzungen" heraus, die davon wimmeln, und die den ſteifen Gratulationston beibehalten, wenn auch die Verſe nicht mehr Alexandriner,

ſondern kürzer und leichter ſind. Denſelben Ton, aber auch noch die Alexandriner, finden wir in Neudeckers Früchten der deutſchen Poeſie, Jena 1724.

Johann Chriſtoph Männling blieb in ſeinem poetiſchen Blumengarten, Breslau 1717, noch ganz in der Manier Hoffmannswaldaus.

Sein Buch iſt voll von Hochzeits-, Begräbniß- und Gratulationsgedichten in verzwicktem und ſchwülſtigem Style z. B.

Was willſt du dich, mein Herze, ſelbſt verzehren?
Mit Schwermuthsblei dein eigner Henker ſeyn?

* * *

Der ſchwarze Flügel trüber Zeiten
Legt meinem Geiſt die Sklavenkette an.

Der Schleſier Nicolaus Peucker, der 1674 in Berlin als Stadtkämmerer ſtarb, dichtete eine Menge Gratulationsgedichte, die unter dem Titel „die rechte klingende Paucke 1702“ gedruckt wurden. Es ſind wirklich nur in Worte geſetzte Pauken- und Trompetentöne, z. B.

Mein Paukenſchlag, das bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Die ganze Mark ſchreit: Wenn,
Wenn — hat man nicht vernommen? —
Wird unſer Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom.

Des Feldes Troſt, die Lerche, ſteigt herfür
Und ſingt: Dir, dir, dir, dir,
Dir Kurfürſt zu gefallen ꝛc.

Daniel von Czepka, ein ſchleſiſcher Edelmann, ſchrieb ein „Siebengeſtirn königlicher Buße“, das erſt 1671 nach ſeinem Tode erſchien und einige Kirchenlieder. Einen handſchriftlich noch von ihm erhaltenen Schatz hat Kahlert bei Prutz, literar-hiſtoriſches Taſchenbuch von 1844, S. 131, aufgedeckt.

Darin finden ſich mehrere politiſche Lieder z. B. auf Wallenſteins Untergang und vorzüglich hübſche epigrammatiſche Liebesliedchen, z. B. wie ſeine Schöne einmal ihre blonden Locken in den Mund nimmt und ihn ſchalkhaft durch deren Gitter anlacht; wie ſie, an Hals und Händen mit goldenen Ketten gefeſſelt, doch ſelber frei bleibt und nur ihn als Sclaven nachſchleppt. Derb aber gut iſt das Epigramm auf eine zu viel jammernde Wittwe, die gleich der

Wittwe von Epheſus über den Verluſt ihres geliebten Mannes gar nicht zu tröſten war:

Doch wißt, dieweil ihr Leid durch nichts war ſonſt zu ſtillen,
Ließ über Jahresfriſt ſie ſich in Schleier hüllen
Und hat vor Angſt darnach ein Kind zur Welt gebracht.

Hans Aßmann von Abſchatz, Landesbeſtallter des Fürſtenthums Liegnitz († 1699), deſſen Gedichte 1704 erſchienen, hat nur Eines von bleibendem Werth gedichtet, die „Aufmunterung an die Deutſchen", voll Zorn über die Intriguen, mit welchen damals Ludwig XIV. Deutſchland umgarnte. Die übrigen ſind ſchwach, ein Lob des Barts noch eines der artigern. Jenes Zornlied beginnt:

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Saon' und Seine ſchicke!

Beccau gab zu Hamburg 1719 geiſtliche und weltliche Poeſien heraus, die im Allgemeinen dem Hamburger und Nürnberger Schäferſpiel treu bleiben, aber eine erſte Spur von Matthiſſonſcher Mondſcheinwehmuth zeigen.

Die tiefe Nacht hieß alles ſtille ſeyn
Und breitete die feuchten Flügel
Auf Flächen, Thäler, Hügel.
Kein Baum bewegte ſich von Winden,
Nur ließ der Mond noch ſeinen Schein
Durch die belaubten Büſche finden
Und warf ſein weißes Silberlicht
Zum Gegenſtrahl in einen klaren Bach
Als dies mit traurigem Geſicht
Ein treuer Hirte ſah und ſprach:

Heller Mond! von deinen Strahlen,
Die ſich in dem Waſſer malen,
Siehſt du noch den Gegenſchein.
Könnt ich mich mit meinen Blicken
So in Doris Herze drücken
Würd ich höchſt vergnüget ſeyn!

Davon ſtechen dann einige Lieder im deutſchen Geſchmack Hoffmannswaldaus ab z. B. eines an die Brüſte der Geliebten:

Ihr angenehmen Zuckerberge,
Weiht euern anmuthsvollen Schnee ꝛc.

Ein ſatiriſches Quodlibet S. 131 moderniſirt die verkehrte Welt des Hans Sachs.

Es war einmal in einem Lande
Allwo die Gänſe barfuß gehn ꝛc.
Die Edlen gingen hier zu Fuße,
Indem der Knecht mit Roſſen fuhr
Die Weiber trugen alle Hüte,
Die Männer hatten Schürzen vor ꝛc.

Beccau behandelte auch den ſpaniſchen Amadis und Zieglers Baniſe theatraliſch.

Johann Chriſtian Günther, aus Striegau in Schleſien, dichtete ſchon auf der Schule mit größter Geläufigkeit, wurde zu viel gelobt und verwöhnt und ließ ſich auf der Univerſität zu Wittenberg zu Trunk und Lüderlichkeit hinreißen. Hoffmann (Spenden II. 132) entſchuldigt ihn durch die Verzweiflung, in welche ihn die Untreue ſeiner Geliebten geſtürzt haben ſoll. Sein Vater ſtieß ihn von ſich. Durch poetiſche Gönner kam er an den Hof des König Auguſt in Dresden, erſchien aber vor Seiner Majeſtät total betrunken (in der ſeinen Werken vorangeſchickten Lebensbeſchreibung heißt es beſchönigend, böſe Neider hätten ihn vorher zum Trunk verlockt) und fiel gleich wieder in Ungnade. Das nämliche begegnete ihm ſpäter vor ſeinem ſchleſiſchen Gönner, dem Grafen Schafgotſch. Er fraß und ſoff ſich nun bei guten Freunden herum. Ein anderer ſeiner Gönner, Herr von Niemptſch, ſuchte ihn durch eine Heirath zur Vernunft zu bringen. Günther war aber ſchon ſo tief geſunken, daß er ſeiner Braut einen Verlobungsring ſchenkte, auf dem ein Todtenkopf angebracht war. Er hatte wirklich den Tod im Leibe, ſuchte zwar in einem Bade ſich zu heilen, ſtarb aber, 1723.

Man hat dieſen eiteln Schwächling viel zu hoch geſtellt. Welchen Werth hat eine Dichtung, aus der man erfährt, ein lüderlicher junger Mann ſey der Trunkenheit und Wolluſt erlegen, nachdem er ſich eingebildet, ein großes Genie geweſen zu ſeyn, und in dieſer Einbildung habe er über Gott und die Welt, die ihn nicht hoch und ſicher genug geſtellt,

geſchimpft? Leider hat aber dieſer Elende eine nur zu hohe Bedeutung erlangt, weil in ihm zum erſtenmal die Tendenz zur Entfeſſelung aller Begierden, zur Emancipation des Fleiſches, zur Berechtigung aller und jeder Unzucht zum Durchbruch kam.

Im Aeußern ſehen die Gedichte den übrigen der zweiten ſchleſiſchen Schule auffallend ähnlich. Voran geiſtliche Oden und Lieder zum Lobe Gottes, dann Loblieder auf Fürſten und große Herren voll niederträchtiger Schmeichelei, laſcive Hochzeitscarmina und ſteife ſchwülſtige Begräbnißlieder, Glückwünſchungsgedichte zu Doctorpromotionen ꝛc. Endlich galante Gedichte, Satiren und Epigramme. Außer Opitz, Lohenſtein und Hoffmannswaldau erkennt Günther den wäßrigen Neukirch für den größten Dichter auf Erden. Die weitläufige, wäßrichte Sprache ſeiner Alexandriner wird nur dann durch eine ächte Naturkraft unterbrochen, wenn ſich Günther zügellos ſeiner Lüderlichkeit und Gemeinheit überläßt, wenn er an einem, der ihn getadelt, ſeine ganze Wuth auslaſſen will, und, wenn ihn in wenigen beſſern Augenblicken das innere Entſetzen vor ſeinem Treiben ergreift und er auf Augenblicke tief reuig Buße thut, natürlich nur ſo lange, bis er wieder beſoffen iſt.

Im höchſten Grade gemein und unflätig iſt ſein Studentenlied (Ausgabe von 1742 II. 916), worin die ganze Rohheit des damaligen Studentenlebens ſich ſpiegelt. Weniger obſcön, aber moraliſch deſto ſchmählicher ſind ſeine „im Rauſch“ gedichteten Lieder, worin er ſeine verworfene Lebensweiſe mit der allgemeinen Narrheit der Welt zu entſchuldigen ſucht. In einem Gedicht (II. 940) ſchildert er die Unzucht des weiblichen Geſchlechts ſeiner Zeit und fragt ganz ernſthaft, ob er ſich als einen Pinſel auslachen laſſen ſoll, wenn er die allgemeine Luſt nicht mitmache? In zwei beſondern Gedichten entſchuldigt er ſich dagegen bei ehrbaren Frauenzimmern, daß er zu frech gegen ſie geweſen, indem er ihnen ſeine Zuneigung gleich habe handgreiflich zu erkennen geben wollen. Dieſelbe Frechheit herrſcht in dem Rachegedicht auf „den entlarvten Criſpinus“, einen gewiſſen Krauſe in Schweidnitz, der ihn zu tadeln gewagt hatte. Hier läßt er den Krauſe entſtehen aus den Excrementen, die bei einem Feſtmahl der Eris den überladenen Gäſten entweichen und die zufällig dem Momus in die Hand fallen, der gerade darüber nachdenkt, wie er dem Prometheus nachahmen und auch Menſchen machen ſolle, und dem der ſo unverhofft in ſeine Hand fallende Stoff ganz geſchickt dazu bedünkt. So formt er daraus den Krauſe, den ſofort alle um den Tiſch der Eris verſammelten Laſter in Pflege nehmen und groß ziehen. Aber ſeine Tadelſucht mißfällt den Göttern und Jupiter läßt ihn als Sklaven feil bieten. Da will ihn Niemand

kaufen, bis Silen zwei Dreier für ihn gibt und ihn zum Treiber seines Esels macht. Mit diesen Rohheiten wechseln dann tiefe Jammertöne ab. Die schmerzlichsten findet man II. 935, wo der Dichter sich verworfen nennt, Gott anklagt, den heißesten Wunsch hegt, nie geboren worden zu seyn, seiner Mutter vorwirft, ihn „mit Angst zur Angst" geboren zu haben ꝛc.

6.

Volkslieder.

Ueber den Kunstgedichten dürfen wir das Volkslied nicht außer Acht lassen.

Die neuern Volkslieder, seit dem 16. Jahrhundert, sind überaus verschiedenartig. In einigen verräth sich das ächte Volksgemüth im frischen freien Jäger- und Soldatenton, auch in rührenden Romanzen. In den meisten jedoch macht sich der Bänkelsängerton mit einer kleinen Nachäfferei der Classiker unangenehm bemerklich. Das erkennt man am besten aus Hoffmanns „Gesellschaftsliedern", die aus mehreren älteren Sammlungen und fliegenden Blättern zusammengetragen sind z. B. ein Lied gedruckt 1588:

Gott grüß mir du im grünen Rock
Die schön und allerfreundlichst Dokk ꝛc.

ein anderes von 1593:

Ich und du
Sind die allerschönsten zwu ꝛc.

von 1609:

Einmals Cupido lag und schlief
Als heimlich mein feines Lieb zulief ꝛc.

Man muß sich übrigens hüten, gedruckte Lieder für Volkslieder zu nehmen, wenn sie auch so heißen und unter ächten Volksliedern gemischt sind. Seit der Druck erfunden war, eignete man vieles dem Volk an, wovon es doch keine Notiz nahm. Im Allgemeinen litt das weltliche Lied seit der Reformation an denselben Fehlern, wie das geistliche, indem es Reflexionen statt unmittelbare Gemüthsäußerungen gab, und dabei ungelenk und weitläuftig wurde.

Auch in die Weinlieder trat mit der Zeit zu viel Reflexion ein. Die geistlosen Sänger wußten nichts mehr zu sagen, als: laßt uns singen, nun hebt zu singen an! oder: nun trinken wir! Diese trostlose Manier zu beschreiben, was man thut, ist heute noch nicht überwunden. Wir begegnen ihr schon in ältern Volksliedern bei Uhland Nr. 222:

So trinken wir alle
Diesen Wein mit Schalle.

oder:

Wer hier mit mir will fröhlich seyn,
Das Glas will ich ihm bringen,
Wer trinken will ein guten Wein
Der muß auch mit mir singen ꝛc.

In Hoffmanns Gesellschaftsliedern ein Lied von 1583:

Fröhlich zu seyn, ist meine Manier
Dabei da will ich bleiben ꝛc.

Das berühmte Lied mit dem Refrain:

Nu gang mir aus den Bohnen!

bei Uhland Nr. 235 drückt recht gut die Stimmung eines Trinkers aus, der sich einmal freuen will und alles, was ihn sonst geärgert, von sich abweist. Doch ist dieses Lied zu geringen Gehalts, als daß ich glauben könnte, es sey das nämliche, von dem man noch sprichwörtlich sagt: S' geht nichts über das Bohnenlied.

In den Liebesliedern hat sich noch am besten der alte tiefe Ton ächter Volkspoesie bewahrt. Die Tiefe des Liebesschmerzes ist von keinem Kunstdichter je so einfach und rührend ausgedrückt worden, wie in den Volksliedern, z. B. in einem im Wunderhorn III. 17:

Die Distel und die Dornen, die stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch vielmehr,
Kein Feuer auf Erden auch brennet also heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Eben so ächt volksthümlich ist das Lied vom Tannenbaum, bei Zarnack II. 51.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie treu sind deine Blätter,
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit.

O Mädelein, o Mädelein, wie falſch iſt dein Gemüthe,
Du ſchwurſt mir Treu in meinem Glück ꝛc.

Ein Liedchen in den Schelmenliedern eines luſtigen Malers, aber ohne Jahrzahl, aus Schwaben:

Mei Mutter mag mi net
Und kein Schatz han i net,
Ei worum ſtirb i net,
Was thu i do?

Das Lied von der Nachtigall in Ecks Volksliedern I. Nr. 25.

Nachtigall, ich hör dich ſingen,
Das Herz im Leib thut mir zerſpringen ꝛc.

Von höchſt eigenthümlichem Reiz iſt der allbekannte Schweizer Kuhreigen:

's iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde, Simeliberg,
Und d's Breneli ab em Guggisberg,
Und d's Simes Hans Joggeli änet dem Berg,
's iſch ebe — n — e Mönſch uf Erde,
Daß i möcht by — n — ihm ſy.

Das Lied endet traurig. Der bekümmerte Sänger ſucht tief im Thal die Mühle, die nichts als Liebe mahlt, aber mit zerbrochenem Rade, und ſtirbt er vor Kummer, ſo bittet er, ſo legt mich in das Grab.

In vielen Volksliedern, die von Mädchenverführung handeln, ſpricht ſich der derbſte Realismus aus. Der Grundgedanke iſt: das iſt der Welt Lauf. Der Verführer fühlt keine Reue, er fügt zum Raub der Unſchuld noch Raub der Kleider und rückſichtsloſen Hohn. So in dem berühmten Liede „Schürz dich, Gretlein, ſchürz dich" im Wunderhorn I. 46, zuerſt gedruckt in Eccards neuen Liedern 1589.

Aecht volksthümlicher Humor waltet in dem Paſſauer Schifferliede (Kretſchmer, Volkslieder II. Nr. 323) worin ein Schiffer auf der Donau die Mädchen vor dem Strudel warnt, den keine paſſiren könne, die nicht mehr Jungfer ſey. Alle ſteigen aus, bis auf eine:

Es kommen ihrer hundert und drei
Ueber das Feld gelaufen,
Das war ein ſehr groß Geſchrei,
Zu ſitzen auf einen Haufen.

Konnt keine über den Strudel fahren
Als ein Mädchen von achtzehn Jahren,
Sie ist nicht ausgestiegen,
Ist im Schiff geblieben.
Schwäbisch, bayrisch Dirndl, juchhei
Muß der Schiffmann führen.

Die Melodie dazu ist allerliebst.

Daß dirs nicht geht wie den andern, ist ein Refrain vieler Volkslieder, in denen die Mutter ihre vorwitzige Tochter warnt. So in Görres Volksliedern S. 190 das Lied:

Es sollt ein Mädchen waschen gan
Ihr Hemdlein weiß, ihr Aeuglein klar ꝛc.

Hüt dich fein, wahre dich, wiederholt sich ebenfalls oft. Das artigste Volkslied dieser Art ist das von Herder zuerst in seinen Stimmen der Völker aufgenommene:

Es sah ein Knab ein Röslein stehen,
Röslein auf der Haiden.
Der Knabe sprach: ich breche dich
Röslein sprach: ich steche dich
Röslein, Röslein, Röslein roth
Röslein auf der Haiden.

Bekanntlich hat Göthe sich willkührlich dieses alte Volkslied angeeignet.

Hieher gehören die Schnaderhüpfeln (Lieder zum Hüpfen der Schnitter), die noch itzt im bayerischen Gebirge immer neu gesungen und gedichtet werden. Sie sind theils rührend klagend, theils frohlockend, theils spöttisch und in ihrer Kürze von unnachahmlichem Reize. Sie kehren unter andern Namen überall in den deutschen Alpen wieder, besonders bei den witzigen Appenzellern und bei den gemüthlichen Tirolern und Steyermärkern. Das Alter dieser Lieder ist gar nicht mehr zu erkennen. Viele dürften sehr alt und seit vielen Generationen gesungen seyn. In die in neuerer Zeit gedruckten Sammlungen hat sich schon zu viel modernes Raffinement eingeschlichen.

Aus der Pfalz in Mones Quellen I. 163:

Was nutzt ein schöner Apfel,
Wenn er inwendig faul ist?

Was nutzt mich ein ſchön Schätzl,
Wenns Herzl falſch iſt? —
Bald graſ' ich am Neckar
Bald graſ' ich am Rhein,
Bald ſchlaf ich beim Schätzl
Bald ſchlaf ich allein.

Aus des Knaben Wunderhorn III. 127:

Mein Schätzle iſt hübſch,
Aber reich iſt es nit;
Was nützt mir der Reichthum,
Das Geld küß ich nit.

Aus Tſchiſchkas und Schottkys öſterreiſchen Volksliedern S. 136:

Daß im Wald finſter iſt
Das machen d'Bam.
Daß mi mein Schatz nit mag
Das glaub i kam.

Aus Toblers Appenzeller Sprachſchatz S. 160:

Mein Schatz iſt kein Zucker
Wie bin ich ſo ſo froh,
Sonſt hätt ich ihn geſſen,
Jetz han ich ihn no.

Sehr reich an ächter Volkspoeſie dieſer Art ſind die von E. Meier geſammelten ſchwäbiſchen Volkslieder (1855) z. B.:

Mei Schatz iſt a Weber
A Weber muß ſeyn
Er webt mir a Schürzl
Und a Blümle drein nein.

Mei Schatz iſt a Schreiner
A Schreiner muß ſeyn,
Er macht mir a Wiegle
Und a Kindle drein nein.

* * *

S' iſt no net lang, daß 's gregnet hot,
Die Bäumle tröpflet no,
I han a mol a Schätzle ghett,
I wöllt, i hätt es no.

* * *

Mein Schatz halt i feſt,
Wie der Baum ſeine Aeſt,
Wie der Aepfel ſeine Kern
Drum hab ihn ſo gern.

Eines der hübſcheſten ſchwäbiſchen Volkslieder mit reizender Melodie iſt der „luſtige Bua“ (bei Erk, Volkslieder IV. Nr. 11), der ſich ſeines Putzes freut, ſeiner Strümpfle und Zwickele dran, ſeiner Schnürle und Schnalle dran, ſeiner Höſle und Weſtle dran, ſeines Wämsle und Knöpfle dran, ſeines Hütle und Bändle drauf.

Sehr nett ſind die verliebten Trutzliedchen, oft freilich etwas frivol, aber voll Natur und Leben. Ich gebe einige Beiſpiele aus Webers Deutſchland I. 497.

Geh weg von ma Fenſter,
Hör auf bei Singa,
Wenn der recht Bub wärſt,
Wärſt ſchon lang drinna.

Aus Tirol:

Bin hoch auffi gſtiegn
Frag mei Diendl ums liegn,
Und oft rädts ma zum Gſpött:
Is viel zu flohig mei Bett.

Aus Appenzell:

Und Appenzeller Meiteli
Wie macheſt du den Kes?
I thu n'a in ei Kübeli
Und druck a mit dem Füdeli,
Drum wird der Kes ſo reß.

Aechte Schelmenlieder voll Schalkheit ſind „der Tod von Baſel“ (Erk, Volkslieder I. Nr. 56), worin Einer den Tod von Baſel bittet, ihm doch ſeine verachtete Alte wieder zu bringen, da ihn die Jungen zu arg plagen. Ferner das Bettlerlied (Büſchings Volkslieder S. 61):

Ik und mein junges Weib
Können ſchön tanza,
Sie mit dem Bettelſack,
Ik mit dem Ranza.
Schenkt mir mal bayriſch ein,
Wollen mal luſtig ſeyn,
Bayriſch, bayriſch, bayriſch muß ſeyn!

Das tolle Pinzgauer Wallfahrtslied (Kretzſchmer, Volkslieder I. Nr. 135) im Tone der Litaneien, aber voller Spott und Hohn. Ein öſterreichiſches Volkslied bei Tſchiſchka und Schottky 8. 60 beim Walzen zu ſingen von einem Weibe, der man ſagt, ihr Mann ſey krank und endlich, er ſey geſtorben, die aber immer forttanzt:

Is a ſchlecht,
Gſchicht am recht. —
Liegt er in Zügen
Laßtu liegen. —
Is a dod
Dreſt en Gott!

Ein luſtiges Tirolerlied in den meiſten neuen Singbüchern vorkommend:

Zu Lauterbach hab i mein Strumpf verloren ꝛc.

Darin heißt es:

Wenn i ins Zillerthal eini geh,
Leg ich mein Pluderhos an,
Und wenn mi mei Diendl in der Kirche ſieht,
So ſchaut ſe kein Heilgen mehr an.

Das Müllerlied (bei Erk, Volkslieder II. Nr. 16):

Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Lauf, Müller, lauf
Der hat eine Tochter und die war reich
Lauf, Müller, lauf ꝛc.

Ein Liebhaber läßt ſich in einem Sack zur Tochter tragen. — Das berühmte Kinderlied vom ausgeſchickten Jockel. Hieran reihen ſich noch viele luſtige Spottlieder, z. B. auf die Schneider (Hoffmann, ſchleſiſche Volkslieder, Nr. 215 f.). Ferner die phantaſtiſchen Thierlieder vom dummſtolzen Kukuk, vom Käfer auf dem Zaun, der Hochzeit macht, die jämmerliche Klage des Häslein:

Hab ein Schwänzlein, das iſt klein,
Wollt' es möchte größer ſeyn,
Wenn ich an mein Schickſal denk,
Ich mich recht von Herzen kränk.
Wenn ich dann geſchoſſen bin
Trägt man mich zur Küche hin ꝛc.

Am witzigsten das Lied von der Gans:

Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? ꝛc.

worin am Schluß gefragt wird: und was trägt die Gans auf ihren Füßen? Antwort: die Jungfer Braut. Diese und viele andre Lieder findet man im Wunderhorn und Hoffmanns schlesischen Volksliedern, in v. Erlachs Sammlung ꝛc.

Die alten Soldatenlieder gehören zu unsern schönsten Volksliedern. Sowohl die fröhlichen als die traurigen haben eine Anspruchslosigkeit und Einfachheit, wie sie dem ächten Soldaten geziemt. Am besten sind die, welche noch gar nicht reflectiren, sondern unmittelbar etwas erzählen oder eine Stimmung des Augenblicks ausdrücken. Die Soldatenlieder verschlechtern sich bis zur neuern Zeit hinab in dem Grade, in dem sich in ihnen das Bewußtseyn oder die Anmaßung der Tapferkeit ausspricht. Die alten guten Soldatenlieder gleich dem ruhenden Herkules renommiren nicht.

Das berühmte Soldatenlied vom Prinzen Eugenius:

Prinz Eugenius, der edle Ritter
Solli' dem Kaiser wiedrum liefern
Stadt und Festung Belgarad ꝛc.

ist seit dem Jahr 1717 bekannt und ging aus der österreichischen Armee in alle deutsche Heere über, so daß es noch jetzt allen deutschen Soldaten geläufig ist und auch vom Civilstand in allen Singvereinen gesungen wird. Und mit Recht, denn in ihm ist alles ächt deutsch, einfach, schlicht und ernst, und gerade das spricht zum Herzen.

Aus dem Zeitalter der Restauration sind viele Landsknechtlieder erhalten, aber nur in fliegenden Blättern, nicht von den Landsknechten selbst ersonnen, sondern in ihrem Namen gemacht, Parteifabrikat ohne irgend ein Kennzeichen des ächten Volksliedes. Man kann höchstens das Spottlied auf Kaiser Karl V.:

Es geht ein Butzemann im Reich herum.

ausnehmen. Eben so wenig sind die fliegenden Blätter des dreißigjährigen Kriegs ächte Volks- und Soldatenlieder, sondern nur Parteifabrikat. Nur das Jammerlied:

Der Schwed ist kommen
Hat alles weggenommen ꝛc.

hat den Charakter des wahren Volkslieds. Das Lied „fleuch, Tilly, fleuch“ drückt helle Siegesfreude aus, scheint mir aber doch gemacht. Das ist noch weit mehr der Fall bei den Liedern zu Ehren Gustav Adolphs, vor der Belagerung Stralsunds, Breisachs ꝛc. Vgl. Soltaus historische Volkslieder, 1836. Alles steifes zweckvolles Gereime ohne den lebendigen Hauch der Volkssprache.

Es gibt eine Gattung Soldatenlieder seit dem dreißigjährigen Kriege, in denen sich ein gar männliches Bewußtseyn fest und ehrlich ausspricht, wenn gleich schon mit zu viel selbstgenügsamer Breite z. B. das berühmte Lied Zinkgrefs.

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenossen,
Schlagt ritterlich darein, eu'r Leben unverdrossen ꝛc.

Hieher gehört auch Morhofs:

Kein selger Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Haid, in weitem Feld
Darf nicht hören groß Wehklagen ꝛc.

In dem Husarenlied des Wunderhorn I. 43 herrscht schon zu viel moderne Reflexion: „Es ist nichts Lustigers auf der Welt Als wir Husaren in dem Feld“ das ist schon nicht mehr ächt. Der Husar soll lustig seyn, aber nicht sagen, er sey es.

In einem ältern Soldatenlied ruft der gespenstische Trommler durch Trommelschlag seine todten Kameraden aus den Gräbern und sie stellen sich in Reih und Glied vor dem Fenster seiner Geliebten auf. Hauff, altdeutsche Blätter II. 179.

Viele romanzenartige Volkslieder stammen aus der rauhen Kriegszeit des 17. Jahrhunderts. So das Lied von den Mordeltern:

Eines Wirths Sohn kommt von langer Wanderung heim, will sich den Eltern erst am andern Morgen zu erkennen geben, wird aber noch in der Nacht, weil sie ihn für einen reichen Fremden halten, erschlagen und beraubt. Volkslied bei Meinert 210. Wunderhorn II. 197. Erlach IV. 117. Hoffmann, schlesische Volkslieder, Nr. 34. 35. Alsatia 1851 S. 58. In Vogels Leipziger Annalen S. 367 wird die Geschichte von einem Schenkwirth

in Leipzig unter dem Jahr 1618 erzählt. In Löschlins Beiträge zur Geschichte Danzigs III. 64 und Karls Danziger Sagen II. 1, von einem Wirth in Danzig. Auch in einem nicht mehr erhaltenen Dithmarsischen Volkslied siehe Müllenhoff, holsteinische Sagen S. 534. Happel rel. cur. S. 351 kennt den Vorfall auch als historisch, nennt aber den Ort nicht.

Die Kindsmörderin, Volkslied vom Jahr 1615 in Reichardts musikal. Zeitung 1806. Nr 10. S. 40 Talvj, Volkslieder S. 423.

Das schöne Nanerl wird zur Hinrichtung geführt, klagt über Joseph, der sie in dies Unglück gebracht, freut sich aber auf den Tod, um zu ihrem Kinde zu kommen. Ein Fähnrich bringt Pardon, aber zu spät, sie ist schon todt. Dieses natürliche und rührende Volkslied hat Schiller in seinem bekannten Gedichte im widrigen Schwulst übersetzt und des altvolksthümlichen Reizes entkleidet. Eine nicht sehr poetische Abänderung in mehreren deutschen Volksliedern ist, daß die Kindesmörderin vom Teufel geholt wird. Meinert 164. Hoffmann, schlesische Volkslieder Nr. 31. 32.

Das Lied von des Pfarrers Tochter von Taubenheim (Wunderhorn II. 222) ist eben so schaurig. Die Verführte hat ihr Kind ermordet und wird gerädert.

In viele Volkslieder spielt auch das Gespensterwesen der Zeit hinein. Von dieser Art war das verlorene Lied, welchem Bürgers berühmte Leonore zu Grunde liegt. So auch das Lied vom todten Bräutigam.

Eine Braut wurde bei Nacht durch Klopfen an ihr Fenster geweckt. Ein Liebhaber bat um Einlaß. Sie erwiederte, sie sey schon versprochen und liebe nur ihren Bräutigam. Da sagte er: ich bin es ja selbst. Sie öffnete das Fenster und sah einen Todten vor sich. Unwillkürlich schauderte sie vor dem Grabgeruch zurück. Er aber faßte ihre Hand und sagte: wecke Vater und Mutter, schmücke dich mit dem Brautkranz und folge mir, denn du sollst ihn bis in den Himmel tragen. Meinert, Volkslieder des Kuhländchens I. 3.

Das Volkslied vom Grabhemd:

Eine Wittwe nahm einen zweiten Mann, der sie hart hielt und weinte um den ersten. Da kam einmal der zweite zu des ersten Grab und dieser rief ihm zu, er solle die Frau auffordern, ihm ein neues Grabhemd zu schicken, weil das, was er anhabe, von ihren Thränen ganz naß geworden sey. Der zweite Mann richtete es aus, die Frau brachte das Hemd zum Grabe, wurde aber zu dem Todten hineingezogen und kam nicht wieder. Kuhländchenlieder Nr. 1.

7.

Lehrgedichte und weltliche Satiren.

Die Lehrgedichte seit dem 15. Jahrhundert nahmen viel antiken Geist und Stoff in sich auf und seit der Reformation viele kirchliche Polemik.

Das älteste Vorbild der Renaissancedidaktik ist das 1386 von Otto von Passau verfaßte Buch „die 24 Alten oder der güldene Thron", eine Uebersicht aller christlichen Tugenden, die aber schon durch Beispiele aus den alten Heiden und classischen Citaten erläutert werden.

Albrecht von Eybe, Domherr in Bamberg und Eichstädt, schrieb ein Ehestandsbuch, gedruckt Nürnberg 1472 bei seinem Leben. Obgleich katholischer Geistlicher spricht er doch als ein Kundiger von der Ehe und ertheilt darüber die besten Rathschläge, wobei er auch Scherze und kleine Geschichtchen einmischt. Auch schrieb er eine lateinische margarita poetica, Norimb. 1472, Sammlung von Sentenzen und schönen Stellen, und einen „Spiegel der Sitten", dabei zwei Comödien Plauti, Augsb. 1511. — Ingold schrieb ein „güldin spil" Augsb. 1472, worin in sieben Spielen die sieben Hauptlaster bestraft werden. — In Köln erschien ein Buch de nativitate et moribus Antichristi, ohne Jahrzahl, aber noch im 15. Jahrhundert.

Der Hörselberg, eine Handschrift in Jena, (von der Hagen, Germania II. 346 f.) schildert die Unterwelt, die nach einem alten Volksglauben im Innern des Hörselberges (in den man die armen Seelen stürzen hört) bei Eisenach seyn soll. Aber obgleich deutsch und auf deutsche Sage gegründet, bewegt sich das Gedicht schon nach des Erasmus Beispiel in antiken, namentlich lucianischen Erinnerungen. Merkur unterhält sich mit Charon, der die Todten aus Deutschland über den Styx führt, und frägt sie selber aus, woher sie kämen, was sie sind. Da wird viel gespottet. Im Hintergrunde werden die Sünder nach Rang und Stand verschiedenartig gepeinigt, was an die Bilder von Höllenbreughel erinnert. Zuletzt kommt Agrippa ohne seinen schwarzen Hund, mit dem er auf Erden so viele Wunder that, Dr. Faust, der gebrand-

markt wird, der Berliner Alchymist Thurneisen, dem man die Ohren abschneidet ꝛc. Alles leicht hingeworfener Spaß ohne eine tiefere Idee.

Albertanus schrieb „von Verleidung der Liebe", enthalten im Andreae Buch Ovidii, die Liebe zu erwerben, Augsb. 1482., Straßb. 1484 fol. auch handschriftlich in Wien, Serapeum VII. 62. Es lehrt, wie man Liebe meiden und ausrotten solle, mit fünfzehn Gründen, und enthält dann ein Verzeichniß weiblicher Laster und Unarten. — Ausgezeichnet war das 1510 gedruckte Buch liber vagatorum mit sehr guten Schilderungen von Bettlern, jenes Proletariates, welches im Bund des armen Konrad und im Bauernkriege eine traurige Berühmtheit erlangte. Vgl. Scheible, Schaltjahr IV. 231 f.

Einer der ausgezeichnetsten Prosaisten der Reformation war Sebastian Frank von Donauwörth († 1545), den Herman Bischof 1857 zum erstenmal in einem eigenen Buche gehörig gewürdigt hat als den ersten, der die Weltgeschichte großartig auffaßte und mit seinem Geist über den Parteien der Zeit stand, weshalb er von allen mißachtet wurde. Da er kein Dichter war, begnüge ich mich mit dieser kurzen Erwähnung.

Merkwürdig erscheint Anton Schorus, Professor in Heidelberg († 1552), der daselbst eine Comödie von der Religion aufführen ließ:

> Die Religion sucht vergebens Herberge bei den Großen und wird nur von den Geringen und Armen liebreich aufgenommen.

Das nahmen die Großen so übel, daß Schorus vor dem Zorn des Pfälzer Kurfürsten flüchten mußte. Vgl. Bayle dict. s. v. Schorus.

Georg Wickram von Kolmar, dessen Goldfaden wir schon kennen (I. 402), bearbeitete fremde Stoffe in einer überaus harten Prosa. Seine eigenen Erfindungen sind überall zweifelhaft, da er eben so gewissen- als geschmacklos war. In den „sieben Hauptlastern" (1538) ist er Moralist, im „Rollwagen", einer Sammlung von Schwänken, ein wahres Schwein, im „irre reitenden Pilger" spottet er über die katholischen Wallfahrten und in einer Bearbeitung der Murner'schen Narrenbeschwörung über Luther. Sein Geistesverwandter Fischart, obgleich viel entschiedener in der Partei, lobt ihn doch der Grobheit seines „weltlichen Loosbuchs" wegen. Die besten Arbeiten Wickrams, aber schwerlich seine Erfindung, sind außer dem Goldfaden noch „der unbesonnenen Jugend Arzneispiegel" und „der jungen Knaben Spiegel", beides moralische Stoffe. Eigen

scheint ihm das Buch „von guten und bösen Nachbarn". Hier nämlich stellt er einen aus dem Bauernstand Emporgekommenen einem aus dem Adelstand Herabgesunkenen gegenüber. Das entspricht ganz dem groben Wesen Wickrams und dem revolutionären Geist in Oberdeutschland zu seiner Zeit. Wir haben hier unsern ältesten demokratischen Roman vor uns. — Wickrams treuer Eckhardt ist nichts als ein wechselnder Dialog Eckharts mit einem Kinde, Vater, Pfaffen, Edelmann, Handwerker ꝛc. etwa in der Art der Todtentänze, in den härtesten Knittelversen.

Barth. Ringwald, luth. Pfarrer in der Mark Brandenburg, schrieb 1589 unter dem Titel „die lautere Wahrheit", eine poet. Vergleichung zwischen dem Christen und dem Soldaten, nicht ohne heroische Anwandlungen, und 1598 den „treuen Eckhart", den er eine Reise durch Himmel und Hölle machen läßt, was ihm Anlaß gibt, mit der ihm eigenen Wärme die Wonnen des ersteren und die Martern der letztern auszumalen. Bei diesem Dichter war der Geist willig, aber das Fleisch schwach. Er konnte sich nicht über die Härten und Gemeinheiten der Sprache erheben. Er schrieb auch viele geistliche Lieder, eine Vergleichung des h. Ehestandes mit der h. Dreieinigkeit 1588, eine Anweisung für junge Gesellen zum Ehestand ꝛc. Näheres über ihn in Hoffmanns Spenden II. 17.

Ein älterer Johann Clajus (Klay) schrieb 1586 eine Altkunestika oder die Kunst, aus Mist Gold zu machen, zur Verspottung der Alchymisten, indem er den vernünftigen Gedanken vertheidigte, wer den Acker baue, dem wachse wahres Gold, die Goldkocherei lasse alles nur im Rauch aufgehen.

Hans Rudolf Räbmann schrieb zu Bern 1606 ein „poetisches Gastmahl und Gespräch zweier Berge", nämlich des Niesen- und Schreckhorn über dem Thuner See, die sich von sich selbst, von der Natur der Berge, dem Nutzen des Bergwerkes ꝛc. unterhalten, ein rohes Vorbild für Hallers Alpen.

Math. Holzwart aus dem Elsaß schrieb 1568 in Folio einen Lustgarten deutscher Poeterei, worin er die alte Mythologie weitläufig erklärte, dazu lehrhafte Sinnbilder. Caspar Bach schrieb 1626 einen „deutschen Phönix", voll religiöser und moralischer Gedanken in rauhen Versen. Christian Hoffmann gab 1659 eine Bergprobe oder goldenen

Esel heraus, worin er das Bergwerk Reichenstein in Schlesien, das Bergwesen überhaupt und den Ursprung der Metalle nach den Begriffen der Zeit in Alexandrinern beschrieb.

An die alchymistische Allegorie des Val. Andreä reiht sich ein conjugium Phöbi et Palladis des Knorr von Rosenroth (1677), worin bewiesen werden soll, daß aus der Vermischung unedler Metalle keine edle hervorgehen können.

Jakob Vogel, ein Bader aus Württemberg, ließ sich zu Stötzen an der Saale nieder, wo er im Anfang des 17. Jahrhunderts durch seine Rodomontaden und zahlreichen Schriften ungemeines Aufsehen erregte und während er einerseits an den kursächsischen Hof berufen und feierlich zum Poeten gekrönt wurde, anderseits als unleidlicher Schwätzer von seinem Beruf und Wohnsitz den Namen empfing, der sprichwörtlich geblieben im Salbader. Er war ein Autodidakt und stellte sich keck allen Gelehrten gegenüber. Wie er in seinem poetischen Adler 1623 sich selbst mit dem königlichen Adler vergleicht, der über Länder und Meere fliege, so hofmeistert er in seinen Wandersregeln 1619 als ein zweiter Nornagest, als viel erfahrener Wanderer alle Stände und Confessionen. Im ersten Theil dieses merkwürdigen Buches läßt er einen Richter und Pfarrer streiten, als Vertreter der Theologie und Jurisprudenz und fährt dann mit seinem allen überlegenen praktischen Verstande zwischen sie. Im zweiten Theile läßt er Heiden, Türken, Juden, Calvinisten die Revue passiren und mustert sie abermals alle. Das Buch ist in rauhen Knittelversen geschrieben, enthält aber mancherlei hübsche Erzählungen z. B. von der Regung des Gewissens eine Menge Fälle:

Ebn auch in Wien der festen Stadt,
Ein Beckersgesell ermordet hat
Meister und Fraw, sampt dem Gesind,
Lag auch in der Wiegn ein kleins Kind,
Das bath, ach Paul laß mich doch lebn,
Ich wil dir all mein Docken gebn,
Da solcher Mörder wurd gespiest,
Schrey er, mit Nichten die Marter ist
So groß, als nur des Kindes Wort,
(Vnd wurd doch nicht von mir erhort)

Die schneiden mir durch Mark vnd Bein,
Zermartern mir das Hertze mein,
So grewlich als der Hellenpein.

Friedrich Taubmann, Professor in Wittenberg und wegen seiner guten Einfälle ein Liebling des sächsischen Kurfürsten Christian II. († 1613), schrieb nicht nur lateinische Gedichte, die wir oben schon erwähnt haben, sondern lieferte auch den Stoff zu dem Buch die Taubmanniana, Frankfurt und Leipzig 1707, worin alle Schwänke von ihm gesammelt sind. Vgl. über ihn noch Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 288. Hier einige Proben:

Taubmann frug einmal an der Kurfürstlichen Tafel den Cardinal Clesel, ob er wohl wisse, wo Gott nicht sey? der Cardinal meinte, in der Hölle. Nein, sagte Taubmann, in Rom, denn da hat er seinen Statthalter. In diesem einzigen Cardinal, sagte Taubmann, stecken 150 (CL) Esel. — Einmal fuhren die Hofdamen im Garten zu Dresden auf einem Kahn, da schrie er ihnen vom Ufer zu, der Kahn werde sinken, weil er so viele Löcher habe, und erschrocken sprangen sie heraus. Die Hofdamen rächten sich, indem sie ihm bei Tisch leere Teller vorsetzten. Da nagelte er einen Sack mit Kienruß in die Commodité, und sämmtliche Damen puderten sich, ohne es anfangs zu merken. Zur Rache wollten ihm die Damen den langen Bart abscheeren lassen und der Kurfürst bewilligte es, Taubmann aber bewog den Kurfürsten, zugleich alle Herrn an seinem Hofe mitscheeren zu lassen, sammelte alle abgeschorene Bärte, ließ einen Sattel davon stopfen und verehrte den Sattel dem Kurfürsten. — Einmal reiste Taubmann von Wittenberg nach Dresden im harten Winter und stellte sich in des Kurfürsten Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, an den Ofen. Gefragt, warum? sagte er, er habe sich nur ein wenig wärmen wollen; da schickte ihm der Kurfürst Holz. — Taubmann hatte alte Fenster; um neue zu bekommen, lief er in einer dunkeln Winternacht auf die Straße, mischte sich unter die betrunkenen Studenten und reizte sie, dem alten Taubmann die Fenster einzuwerfen, merkte sich aber die, welche es gethan, und ließ sich von ihnen die neuen Fenster bezahlen. Taubmann war beim Kurfürsten in Ungnade und die Hunde sollten auf ihn gehetzt werden, wenn er wieder nach Hofe käme. Da nahm er drei lebendige Hasen unter den Mantel, ging nach Hofe und ließ im Schloßhof, dann im Schloß, endlich noch im kurfürstlichen Zimmer je einen Hasen springen, denen alle Hunde nachliefen, so daß er freien Eintritt bekam. — Der Kurfürst ließ ihm bei Tisch keinen Löffel geben und sagte: ein Schelm, wer nicht suppt. Da machte sich Taubmann einen Löffel von Brodrinde, suppte und rief: ein Schelm, wer seinen Löffel nicht mit ißt. — Die Kurfürstin wollte einmal Taubmanns Frau sehen. Da sagte er ihr, seine Frau sey taub und bat sie, etwas laut mit ihr zu

reden. Seiner Frau sagte er das nämliche von der Kurfürstin, und nun schrieen sich die beiden Frauen überlaut an.

Aegidius Albertinus, des berühmten Herzogs Maximilian I. von Bayern zur Zeit des 30jährigen Kriegs Hof- und Geistlichen Rathes secretarius, schrieb eine Menge allegorischer und didaktischer Schriften im damals herrschenden spanischen Geschmack, ohne eigenen Geist, roh und gefühllos, wie es im Parteiwesen jener Kampfzeit lag. Das Titelkupfer zu seinem 1618 gedruckten Hirnschleifer zeigt drei Schleifer, welche Menschenköpfe auf dem Stein abschleifen. Dieses grausame Bild soll aber nur den schlechten Witz ausdrücken, daß der Verfasser mittelst seines lehrreichen Buches seinen Lesern den Kopf läutern wolle. Der Inhalt des Buches besteht aus höchst langweiligen durch Discurse erläuterten Allegorien. Eben so roh sind desselben Verfassers de conviviis (1598), Narrenhatz oder Lucifers Königreich (1617). Seine Phantasie sucht die ärgsten Extreme des Possenhaften und Gräßlichen in Narren und Teufeln, und doch fehlt ihm jede Spur von Humor, und langweilt er überall nur durch moralisirende Discurse. Lucifers Reich ist nach dem Vorgang des Narrenschiffs von Brant behandelt, eine Statistik der Hölle mit Abtheilungen für alle Arten von Verdammten.

Mehr lehrhaft, predigtartig und langweilig als witzig sind auch die vielen andern Ermahnungs- und Erzürnungsschriften, welche die Laster der Zeit als Teufel auffassen. In dem zu Frankfurt a. M. 1587 gedruckten theatrum diabolorum sind viele Schriften der Art gesammelt. Theil I. Des Fabricius heiliger und gelehrter Teufel, des Milichius Zauberteufel, des Daulen von Fürstenberg Tanzteufel, Glasers Gesindteufel, Spangenbergs Jagd- und Saufteufel, des Musculus Eheteufel, Hoppenrods Hurenteufel, Blankenbergs Geizteufel, des Milichius Schrapteufel (d. i. Finanzteufel), Westphals Faulteufel. Theil II. Westphals und Spangenbergs Hoffahrtsteufel, eines Ungenannten (Musculus) „zuluderter, Zucht- Ehrerwegener, pludrichter Hosenteufel", Elsterbergs Kleiderteufel, Rhodes Neidteufel, Freys Schmeichelteufel, Marstallers „Pfarr und Pfründen Beschneidereufel", Seligs melancholischer Teufel, Portas Lügen- und Lästerteufel, Papes Bettelteufel, des Georg am Wald Gerichtsteufel, Schützs Sakramentsteufel, eigentlich Theologieteufel (eine streng lutherische Schrift gegen die Anfechter der lutherischen Lehre in Betreff

des Abendmahls), eines Ungenannten Spielteufel, des Chrysius Hofteufel (eine Comödie, in welcher Daniel unter der Intrigue am persischen Hofe dargestellt ist), Stracks Pestilenzteufel, Fabri Sabbathsteufel (gegen die Sabbathschänder), Obenhins Schwör- und Eidteufel, Brants Bauchsageteufel. — Dazu gesellen sich noch des Hayneccius Schulteufel (1603), Ammerbachs Vielfraß, des Teufels Leibpferd (1664), Hartmanns Tanz- Sauf- und Fuchsschwanzteufel (1677—1679), Michael Frunds Alamodeteufel (gegen die Kleiderpracht 1682); Weidlers neun Priesterteufel (von Jammer und Elend der armen Dorfpfarrer) ohne Jahrzahl, aber aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Dazu dessen „sieben böse Geister der Dorfschulmeister".

Veridor von Stackborn schrieb 1664 zu Leipzig einen barbatos oder Teufel von Uneinigkeit und einen Eligor und Permalfar, Soldaten- und Verzweiflungsteufel, worin er die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs recapitulirt und entsetzliche Schilderungen von den Volksmartern macht. Er fügt noch Belfry, den Goldmacherteufel, hinzu. Alles treu im Charakter der Zeit, aber geistlos behandelt.

Friedrich Dedekind, Pastor in Lüneburg († 1598), schrieb die latein. Satire Grobianus, Frankfurt 1549, welche von Scheyd (Worms 1551) von Wendel Hellbach (1572) und von Scherff (Brieg 1640) in deutsche Knittelverse übertragen wurde.

Der Grobianus ist ein Spiegel der Rohheit und verwilderten Sitte seiner Zeit. Nur waren die Höfe und der Adel roher. Die rohen Passionen (Saufen, Jagen, Huren) standen in der üppigsten Blüthe. Die frühere Kraft war noch nicht so abgeschwächt, daß nicht in allen Ausschweifungen die furchtbarste Unmäßigkeit hätte walten sollen. Es wurde Ehrensache, das Saufen ꝛc. am längsten aushalten zu können. Die niedern Stände, selbst die Bauern, ahmten den höheren nach. Dedekind spottet über die modischen Kleider, in denen auch der Bauer zu prunken trachte. Von dieser allgemeinen Völlerei und à la mode Schweinerei entwirft nun Dedekind ein humoristisches Spiegelbild, indem er ironisch dazu anmahnt und Lehren ertheilt, wie man es machen soll, um in dieser Beziehung ganz auf der Höhe der Zeit und des guten Geschmacks zu seyn. Die Anweisungen beziehen sich hauptsächlich auf die guten Tischsitten und das Hauptthema ist „grölzen, farzen und speien". Wenn der Gast toll und voll ist, wie eine gefüllte Taube, dann soll er sich ungenirt vor den Gästen seines Ueberflusses wieder entledigen, soll den Frauenzimmern die unflätigsten Dinge sagen und anthun, soll, wenn ihn der Schlaf übermannt,

auf dem Tisch oder unter dem Tisch liegen bleiben ꝛc. Hier eine kleine Probe aus Buch II. Cap. 2 der ersten Uebersetzung, wo von den Hunden die Rede ist, welche die Gäste mit zu Tisch bringen sollten:

Dann streichele ihn und fang ihm Flöh
Und sprich: das thät meim Hündlein weh.
Die Knütsch davon auf dem Deller do
Des sind die Gest besonder fro.
Dann gib ihm einen groben Namen ꝛc.
Das man zu lachen überkumm.
Dann laß dich in das Angesicht lecken,
Auch laß ihn laufen auf dem Tisch,
Daß er seine Nahrung da erwisch ꝛc.

Im 4. Capitel desselben Buchs wird eine wüste Geschichte erzählt von Einem, der bei einer Hochzeit ein Huhn tranchiren sollte. Es rutscht ihm aus der Schüssel und fällt unter den Tisch, er bückt sich darnach und läßt einen großen Wind gehen. Er steht auf und reißt das Tischtuch mit allen Tellern und Gläsern herunter. Den Schluß bezeichnet das Sprichwort: wenn die Säue voll sind, werfen sie den Trog um. Auch noch im Bette darf die Cochonerie nicht aufhören.

Des Hamburger Delius lateinisches Gedicht de arte jocandi (Gheri delit. II. 1150 f.) ist ein ziemlich langweiliges Lehrgedicht über die Gränzen des erlaubten Scherzes, voll classischer Reminiscenzen, aber ohne ursprünglichen deutschen Humor.

Daniel Wülffer gab 1656 zu Nürnberg ein „vertheidigtes Gottesgeschick und vernichtetes Heidenglück" mit vielen Kupfern heraus, worin er in lauter Sinnbildern und Parabeln christliche Weisheit dem heidnischen Fatalismus entgegensetzte, meist in Prosa, zuweilen aber auch in Versen, die ihn als einen geschickten Pegnitzschäfer verrathen, z. B.

Die begrünte Luft der Erden lockte mich ins Feld hinaus.
Ich spazirte auf und nieder,
Wo der Pegnitz Hirtenbrüder
Ihre krausen Schäflein weiden nächst der Nymphe Wasserhaus.
Ich kam zu dem Wäldlein dort, wo die rothen Kirschen hangen
Und bepurpern manchen Ast.

Dort fand der Dichter einen Knaben, den nach den rothen Kirschen gelüstete und den er mitleidig auf den Baum hob. Kaum aber war er droben, so brach der Ast und der Dichter erkannte, daß es auch ein

falsches Mitleid, eine schädliche Hülfeleistung gebe. Von so sinniger Art ist vieles bei Wülffer, den man bisher gar nicht beachtet hat.

Wahrmunds „nagelneue Bauren-Anatomia" von 1674 schildert in Prosa die Grobheit, Rohheit, Dummheit, Zähigkeit, Bosheit ꝛc. der Bauern, mit Uebertreibung, ohne Anerkennung der guten Seiten des deutschen Bauers, und ohne Witz.

Einen sehr übertriebenen Ruhm genoß und genießt noch Moscherosch, eigentlich Johann Michael Musenrosch von Weilstädt, Präsident in Hanau († 1669), Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter dem Namen Philander von Sittewald. Derselbe gab 1650 in Straßburg „Wunderliche und wahrhafte Gesichte" heraus, nur eine Umschreibung der Suennos oder Visions des Quevedo (wie Fischart den Rabelais bearbeitete). Den Namen Moscherosch gab er sich vom griechischen μόσχος Kalb und dem hebräischen ראש Kopf. Es gibt eine unächte von fremder Hand vermehrte Ausgabe, Leyden, von 1646 datirt.

Das Buch enthält eigentlich nicht Satire, sondern nur Sittenschilderungen, die oft grell genug sind, aber immer auf langweilige Allegorie und Moral hinauslaufen und auf unerträgliche Weise mit lateinisch-französischen Versen, fremder Gelehrsamkeit und Citaten durchflochten sind. Das Ganze ist in einzelne Träume eingetheilt, die aber nichts ächt Traumhaftes haben, sondern nur Spiegelbilder der verdorbenen Sitten einzelner Stände, z. B. der Gelehrten, der Soldaten, der Hofleute ꝛc. sind und zur Sünde gleich Tod und Hölle hinzufügen. Aber weder „das Todtenheer", noch die Höllenkinder haben etwas so Malerisches und Eindringliches wie Dantes Hölle; alles läuft auf ein Einregistriren und Rubriciren hinaus, wie das Einpacken wohl assortirter Narren bei Brant.

In dieser häßlichen und noch dazu fremden Manier wurde noch viel gedichtet. Die ganze Verwilderung des dreißigjährigen Kriegs, die Lust am Rohen und Gräßlichen culminirt hier.

Kindermann (Curandor) ahmte Moscherosch in den Visionen seines „Schriftenteufel" 1661 und in seinen neuen Gesichten 1673 nach. Auf dem Titelkupfer zum ersteren werden einem nackten Weib vom Teufel die Brustwärzchen abgezwickt. Das ist die Art von Kitzelung, die durch das ganze Buch geht. Der Dichter schwimmt in Schilderungen der Hölle

luſtig, wie in einem warmen Bade. Das Ganze wird aber durch moraliſche Betrachtungen abgeſchwächt und langweilig. Deſſelben Kindermanns „böſe Sieben“ von 1662 iſt gegen die Weiber gerichtet und äußerſt roh, das „Buch der Redlichen“ 1664 enthält nur gemeine Gelegenheitsgedichte. Sein Loblied auf das Zerbſter Bier 1658 und ſeine unglückſelige Niſette 1660 habe ich nicht einſehen können.

Auch Chriſtian Weiſe, der hauptſächlich als Schauſpieldichter ausgezeichnete Rector in Zittau, wandelt, wo er nicht Dramatiker iſt, auf dem Wege des Moſcheroſch und Seb. Brant, indem er Laſter und Narrheiten claſſificirt. So in den drei Hauptverderbern, den drei klügſten Leuten der Welt und den drei Erznarren.

Unter den drei Hauptverderbern (1673) verſteht Weiſe die Verderber des deutſchen Volks und zwar 1) die wachſende religiöſe Gleichgültigkeit und Gottentfremdung, 2) die claſſiſche, weſentlich heidniſche Bildung und Gelehrſamkeit, 3) die ausländiſche Mode. Etwas ſeltſam erſcheint, daß der alte heidniſche Wendenkönig Miſtevoi, den die ſtolzen Sachſen einmal einen Hund genannt hatten, jetzt noch als Geiſt aus Rache jene Verderber ins deutſche Volk hetzt. Im Uebrigen hat der Dichter mit ſeiner Auffaſſung deſſen, was Deutſchland in jener Zeit am meiſten ſchadete, völlig Recht.

Die drei klügſten Leute in der ganzen Welt, mehr romanhafte Erzählung (1691). Ein gewiſſer Florindo hält ſeine Gemahlin Sylvia für untreu, weil er geſehen, wie ſie im Garten einen jungen Herrn geküßt hat, (er wußte nicht, daß es ihr Bruder war). Voll Unmuth verläßt er ſie, findet Geſellſchafter und ſie machen aus, die drei klügſten Leute in der Welt zu ſuchen. Allein es geht ihnen ſchlecht. Sie werden von Räubern überfallen und ausgeplündert. Die Räuber haben auch ein Brieffelleiſen erbrochen, welches die Reiſenden nunmehr zu leſen bekommen. Eine lange Reihe von charakteriſtiſchen Briefen (ohne Geiſt). Neben den Briefen finden ſie auch Manuſcript eines Geſprächs zwiſchen König Ludwig XIII. und Monseigneur ſeinem Bruder. — Unterdeß trauern die von den Reiſenden verlaſſenen Frauen, vor allen Sylvia. Sie zerſtreut ſich durch Spaziergänge und findet in armen Waldleuten ein vollkommen glückliches Paar, zurückgezogen von der Welt. Inzwiſchen iſt der noch immer bei den Räubern gefangene Florindo von dieſen an einen Baum gebunden worden und will verſchmachten, als Amando, Sylviens Bruder, ihn findet und rettet. Dame Beliſe iſt gleichfalls von Räubern gefangen worden, geräth mit dieſen in die Gewalt von Soldaten und wird ins Gefängniß geworfen, als vermeintliche Genoſſin der Räuber. Der Richter bewundert ihre Schönheit und buhlt um ſie. Sie ſtellt ſich, als wolle

ſie ihn erhören, wenn er ſie nur in ſein Haus führe, kommt dadurch ins Freie, begegnet Amando und wird von ihm gerettet und verkleidet zu ihrem Geliebten Lyſias, des Florindo Reiſegefährten, gebracht. Endlich findet auch Sylvia ihren Florindo wieder, der unterdeß ein Bergmann hat werden müſſen. — Nur wenige Scenen dieſes Romans ſind anſprechend, die Grundidee, der Zweck der Reiſe, geht ganz verloren, ſo wie auch die Hauptcharaktere unter einer Laſt von Nebendingen verdrückt werden. Der Styl iſt ſchlecht.

Die drei ärgſten Erznarren in der ganzen Welt (1688) ſind ein Pendant zu den drei klügſten Leuten, aber die Auffaſſung iſt eben ſo confus und ohne Verfolgung der im Titel angedeuteten Idee. Derſelbe Florindo macht ſich hier mit andern Reiſegefährten auf den Weg, um die drei ärgſten Narren zu ſuchen. Sie begegnen einem Maler, der die drei Narren nicht übel abgemalt hat; nämlich einen, auf dem die Frau reitet; den andern, der auf der Frau reitet und ſie grauſam ſpornt; den Dritten, der auf der Frau reitet, aber ohne Zügel. Sie begegnen noch allerlei Perſonen, die ſich durch ihr albernes Handeln als Narren ausweiſen, ohne daß es ſich dabei um tiefere Charakteriſtik oder anſprechenden Humor handelte. Auch ein Packet Briefe werden wieder ausgekramt, wie in den klügſten Leuten. Ein Bramarbas erinnert an die Soldateska des dreißigjährigen Kriegs. S. 222 f. wird viel vom Aberglauben geſprochen, wobei viele damals noch herrſchende Volksſitten erwähnt werden. Ein paar Studenten kramen die damals herrſchende Philoſophie aus ꝛc. So ſind denn allerdings einige gute Genrebilder aus der Zeit in den ſonſt langweiligen Roman eingeflochten. Der Humor aber iſt von durchaus ſchweiniſcher Natur. So wird S. 303 f. ausführlich ein Schwank erzählt, wie ein Liebhaber von ſeiner Schönen gefoppt wurde, indem ſie ihn in einen Kübel voll Waſſer fallen ließ, und wie er dafür ſich bei ihrer Hochzeit gerächt habe, indem er unvermerkt unter dem Hochzeitstiſch ein Glas Bier vor ihr ausſchüttete und dann glauben machte, ſie habe zu viel getrunken und ihr Waſſer nicht halten können. Dieſer grobe Spaß wird ſehr weitläuftig behandelt und ſogar durch ein Gedicht verherrlicht. Am Schluß kehrt Florindo zu ſeiner zärtlich geliebten Sylvia zurück, bedenkt ſeine Reiſegefährten mit Verſorgungen und nimmt ſonderlich den Maler zu ſich, der immerfort Narren malt und ſelbſt einer iſt.

Im „politiſchen Näſcher“ 1679 perſonificirt Weiſe den egoiſtiſchen Vorwitz des Menſchen, der, wenn er ſich in der Religion nicht mehr gebunden fühlt, der eignen Kraft zu viel vertraut und dadurch in Noth kommt, in einem gewiſſen Crescentio. Es iſt ein ſchwaches Abbild der Fauſtlegende, aber geſund gedacht.

Lauremberg, ein Mecklenburger, der in däniſchen Dienſten 1659 ſtarb, ſchrieb 1654 „de veer olde berömede ſcherzgedichte“ in plattdeutſcher Mundart.

1) van itzigen wandel unde manceren der Minschen. Von der Seelenwanderung ausgehend, frägt er sich, in was für einen Körper er jetzt fahren wollte? Sollte es ein Thier seyn, dann in ein Schooßhündchen. Sofern es ein Mensch seyn soll, geht er satirisch alle Stände durch. 2) van allemodischer Kleiderdracht, äußerst derb. 3) van vermengeder spracke unde titeln. Satire gegen die Gallomanie, die während und nach dem dreißigjährigen Kriege einriß. 4) van allemodischer poesie. Der Dichter kommt auf seinem Klepper sitzend in eine Stadt und in ein prächtiges Haus, dessen Besitzer, ein prosaischer Kornhändler, mit dem grausamsten Spott das unnütze Treiben der Poeten durchhechelt. 5) kleinere Gedichte und Erzählungen. Sodann erschienen von ihm die schon S. 144 erwähnten (der Name des Verfassers ist dort falsch geschrieben und soll Lauremberg heißen) zwei Comödien.

Ihm kam zu Statten, daß er in einer volksthümlichen Mundart schrieb, so daß die bloße Form schon seiner Opposition gegen die gelehrte Poesie Nachdruck gab. Er war eine echt deutsche Natur, die sich instinktartig des ihr aufgedrungenen fremden Tandes erwehrte. Aber seine Poesie geht über diesen Instinkt und dessen sehr grobe Aeußerung nicht hinaus. Von einer tiefen Ergründung des nationalen Unglücks ist bei ihm nicht die Rede.

Auch ein pseudonymer Hartmann Reinhold schrieb eine Satire gegen die modische Poesie „Reim dich, oder ich freß dich." Nordhausen 1673.

Darin werden die Schattenseiten derselben gut charakterisirt, vor allem, daß jeder Unberufenste ein gekrönter Poet seyn wolle, daß man alles besinge und aus jedem Aufstoße des Magens ein Epigramm mache; zweitens daß man sich mit Nachahmungen und endlosen Wiederholungen helfe; drittens, daß man sich so gar schamlos lobe und anposaune; viertens, daß man gemeine Dinge auf die geschraubteste Art mit Metaphern und Citaten ausstatte und sie dadurch doch nicht vornehmer mache. Sehr gut wird geschildert, wie sich die unberufenen Poeten mit den Versen abquälen, dann wieder, wie sie um Lob betteln, und wird gelehrt, wie sie es anzufangen haben, um ohne das geringste Talent doch kaiserlich gekrönte Poeten zu werden. Alles in Form eines guten Raths, der dem Hans Wurst ertheilt wird.

Johann Balthasar Schuppius, Hauptpastor in Hamburg († 1661) schrieb viele kleine Schriften: Predigten, Gespräche, Abhandlungen, Streitschriften, worin er als Sittenprediger und Satiriker die Verbrechen und Thorheiten aller Stände geißelt und auch die höheren Stände nicht schont. Durch seine Freimüthigkeit machte er sich viele Feinde, daher die Menge

der Streitschriften gegen ihn und seine Erwiderungen. Er war übrigens ein Ehrenmann, hochgeachtet und geliebt vom gemeinen Mann, weil er, wie Val. Andreä, das praktische Christenthum übte. Nichts war ihm verhaßter, als das Bauchpfaffenthum einer- und das orthodoxe Zanken und Schreien andrerseits. Alle seine Arbeiten sind in Prosa verfaßt und im harten Styl der Zeit, daher werden sie heutigen Lesern oft langweilig, sie enthalten aber doch viel überraschend Geistvolles, und immer treffen sie das Wahre und Natürliche. Die Hauptsammlung erschien 1663 in Hanau unter dem Titel „lehrreiche Schriften", und wurde noch später viermal aufgelegt, mit dem Anhang ein sehr starker Band. Dann erschien noch eine „Zugab" ohne Ort und Datum, auch wieder ein ziemlich starker Band. Die erste Abhandlung des Hauptwerks führt den Titel „Salomo oder Regentenspiegel" und ist geistreich eingeleitet.

Der Dichter träumt, er gerathe unter das wilde Heer und Kaiser Karl der Große heiße ihn mitreiten. So reiten sie dann durch Deutschland und der alte Kaiser läßt sich erklären, was er sieht und nicht leicht begreift. Sowohl bei Katholiken als Protestanten findet er Alles vom Uebel, unwürdige Geistliche, Dummheit und Lüderlichkeit oben auf, das Verdienst im Elend. Wer sind die Kerle? frägt er hier in katholischen, dort in protestantischen Stiftern, und hört überall dasselbe wieder. Dann gelangt er in ein Fräuleinstift, das ganz mit adeligen Bildnissen von Offizieren und Cavalieren angefüllt ist, zu denen die Nonnen zu beten scheinen, als ob es ihre Heiligen wären. Endlich findet er einen armen Studenten, dem alles zum Studiren gebricht, während die zur Ausbildung der jungen Geistlichen bestimmten Stiftungen von dummen Müßiggängern verpraßt werden. Da wird der alte Kaiser zornig und ruft: Da, wo ich mit meinen Helden im schweren Kampf erobert, das Sachsenland christlich gemacht und mit frommen Stiftungen gesegnet habe, da treibt man jetzt solchen Unfug! Am meisten aber ist er mit der Feigheit, dem Servilismus und der Pedanterie der protestantischen Geistlichen und Schulmeister unzufrieden, die das alte Heldenvolk erschlafften und dem jungen Fürsten selbst eine unwürdige, unmännliche Erziehung gäben. Diese „Schreiber und Schulfüchse" sind ihm am verhaßtesten.

In einer andern Abhandlung ist es Baco von Verulam, den der Dichter im Traume sieht, wie er den aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges fliehenden Deutschen den Weg nach Peru weist und ihnen dort ein ideales Friedensreich zu gründen verspricht. — In „der scheinheiligen Hure" kommt eine gute Fabel vor.

Unter den Gänſen, die ein Bauer in ſeinem Gerſtenfelde findet und zur Strafe abwürgt, iſt auch ein Storch, der nur ganz zufällig zu den Gänſen gekommen ſeyn will und ſeine bekannten Tugenden, beſonders ſeine Elternliebe, äußert, aber ohne Erbarmen mit abgewürgt wurde.

S. 405 in der Schrift „Lob des Nichts" kommt die beißendſte Satire vor.

Seefahrer begegnen einem ganzen Schiff voll Teufel, die nach Dordrecht zur reformirten Synode fahren, weil dort die Geiſtlichen diſputiren, die Sünde komme nicht mehr vom Teufel, ſondern von Gott her. Dagegen wollen ſie nun proteſtiren, weil damit ihrer Ehre zu nahe getreten wird.

Adolph Schubert ſchrieb 1568 einen „Simeon, d. i. wider den Hausteufel" gegen die böſen Weiber, der Vielſchreiber Sommer 1634 malus mulier, von der Regimentsſucht der böſen Weiber.

Die groteske Beſchreibung eines Stutzers vom Jahre 1650 ſteht im Wunderhorn II. 82. Das war die Zeit der Bramarbaſſe, der Spitzhauben und Spitzhüte, der geſchlitzten Hoſen, der Manchetten an Hoſen und Aermeln, der „zerhauenen" Wämſer, Spitzkragen, langen Degen, Hutfedern ꝛc. Einer, der ſich Pickelhering nannte, ſchrieb 1655 „den deutſchen Kleideraffen".

Den „luſtigen Prozeß dreier adeliger Brüder", von 1655, ohne Druckort, läßt die Brüder über den Vorzug des Saufens, Hurens und Spielens ſtreiten und den Spieler gewinnen. Ohne Witz.

Die 1657 angeblich zu Schweinfurt gedruckte Wurſtologia beſchreibt mit guter Laune das Wurſtmachen von der Schweinzucht an bis zum vollendeten Ideale der Braunſchweiger Wurſt.

Joachim Rachel, Rector in Schleswig, gab 1664 ſatiriſche Gedichte heraus (wieder abgedruckt von Schröder 1825), in dem unvermeidlichen Alexandrinern und mit Lohenſteiniſcher Kraft im unflätigen Ausdruck. Sein „poetiſches Frauenzimmer", eine Satire auf die gekrönten Poetinnen, und ſeine Kinderzucht ſind darin am ſtärkſten. So ſagt er von der Haushaltung des poetiſchen Frauenzimmers:

Das Haar iſt ungekämmt, die Naſ' iſt ungeputzt,
Die Bruſt und Hände ſind mit Koth und Schweiß geſchminket,
So iſt auch Haub und Kragen,
Der Schleier und das Hemd, das ſie für vierzehn Tagen
Halb rein hat angelegt. — Magd, ſpricht ſie, ſuch die Teller

Dort unterm Tiſch hervor. Das Tiſchtuch lieget dort,
Doch zieh das Kind erſt an.
Die Windeln ſind fein voll. Ruf meinen Mann zum eſſen,
Setz mir die Milch zum Feur.
Gib dort den Kohltopf her.
Ach weh mir, eine Maus liegt wahrlich todt darin ꝛc.

In den „böſen Sieben" leitet Rachel ſieben verſchiedene Arten böſer Weiber von Thieren ab, von der Sau, dem Hund, der Gans, dem Pfau ꝛc. Cholevius hat ſehr Recht, indem er Rachel vorwirft, er habe den Juvenal in Bitterkeit erreichen wollen, ohne daß ihn in Deutſchland eine Verderbniß der Sitten, wie die altrömiſche geweſen, dazu berechtigt hätte.

In dem „pedantiſchen Irrthum des überwitzigen Schulfuchſes", Rappersweil 1673,

wird in Geſprächsform ein gelehrter Pedant verhöhnt, zum Hahnrei gemacht ꝛc. Im Anhang eine Poſſe, worin Jan, ein Sohn des aus dem Grabe wiedererſtandenen Hans Sachs, im Examen durchfällt, (Vorbild des ſpätern Candidaten Jobs). Alles ſehr roh und voll Zoten. Nur S. 102 kommt ein grobes politiſches Gedicht vor, worin der damalige erſte Rheinbund verſpottet wird. Die Wappenthiere aller der deutſchen Fürſtenhäuſer, welche ſich damals an Ludwig XIV. verkauften, erſcheinen als durch die galliſche Circe verwandelte Thiere, und zürnend wirft der patriotiſche Dichter dieſen Fürſten vor, daß ſie ihren Kaiſer verlaſſen.

Nahe verwandt iſt „der politiſche Maulaffe" des Albilithanus von 1679, „der caſtrirte Maulaffe" des Turchetto von 1682, worin in Geſchichtsform ſkandalöſes und zotiges Zeug, beſonders Liebesäffairen erzählt werden.

Paul von Winkler ſchrieb 1696 „den Edelmann", eine Satire auf den damaligen Adel in Schleſien, voll von Perſönlichkeiten und Anſpielungen auf geiſtliche Vorfälle. Vgl. Flögel, Geſch. der com. Lit. III. 442.

Unter den Fabeldichtern ſteht Burkard Waldis oben an. Man pflegt ihn mit Alberus zuſammenzuſtellen. Aber Waldis war weit harmloſer. Man hat von ihm einen gereimten Pſalter, eine Ueberarbeitung des ſteifen Thewerdank und einen neuen Aeſop voll Fabeln. In dem letzteren ſpottet er allerdings auch gelegentlich über die Pfaffen; allein der geiſtliche Zankgeiſt des Alberus ging ihm ab, ſo wie er auch auf leichtere

und gefälligere Formen der Sprache sah, wenngleich er noch in der Knittelsprache des Hans Sachs schrieb. Er war Caplan der Landgräfin Margarethe von Hessen. Sein „Esopus" erschien zu Frankfurt a. M. 1548. Noch 35 weitere Fabeln von ihm gab Eschenburg im Anhang zu den Werken des Zachariä heraus. Sie erschienen auch einzeln, Braunschweig 1777. Hier einige Proben aus dem Esopus:

I. 40 ist die Fabel des Menenius Agrippa von der Klage der übrigen Glieder gegen den Magen (hier Bauch). 50 von der in ein Weib verwandelten Katze, die auch als Weib das Mausen nicht lassen kann. 67 von den beiden Mädchen, die den Hahn umbringen, weil er sie zu früh weckt, nachher aber von ihrer schlaflosen Frau noch früher geweckt werden. II. 26 vom Käfer, der sich am Adler rächt durch Zerstörung seiner Eier. III. 39 vom Diebe, der noch unter dem Galgen seiner Mutter das Ohr abbeißt, indem er ihr noch etwas heimlich sagen will, weil sie ihn schlecht erzogen. 49 vom Pfeifer, der den Fischen vergeblich pfeift; als er sie aber nachher auf andere Art gefangen und am Ufer zappeln sieht, wundert er sich, warum sie jetzt tanzen, da er doch nicht mehr pfeife. 53 vom alten Mann, der den Tod ruft, als er aber wirklich kommt, ihn nur bittet, ihm die Bürde wieder aufladen zu helfen. 87 von den bösen Landsknechten, die in Nobis Haus kommen (die Hölle) und um die Blätter einer Linde verkauft werden, mit denen sich die Teufel reinigen, wenn sie unter dem Baum ihre Nothdurft verrichtet. 88 von der Brücke, wo jeder das Bein bricht, der an diesem Tage gelogen. 89 vom Hunde, der Fleisch im Korbe trägt, als aber andre Hunde es ihm wegfressen, selber mitfrißt. IV. 22 von einem Mönch, den eine Bäurin bittet, ihre faule Tochter ein wenig zu züchtigen, wofür sie ihm einen Käse schenkt. Der Mönch thut dem Mädchen etwas ganz anderes, sie schreit, aber die Mutter draußen ermuntert ihn, er soll nur fortfahren. Als sie nachher erfährt, was vorgegangen, lauert sie dem Mönch auf und frägt ihn, ob er nicht noch einen Käse wolle, aber er weicht ihr aus und sagt: ich müßte mich schämen, wenn der Herr Prior erführe, ich hätte zwei Käse genommen. 25 von dem unglücklichen Weibe, die das Messer, womit der Dieb sie schlachten soll, selber aus dem Boden scharrt. 33 von der schwangern Nonne, die von der Aebtissin hart angelassen wird, ihr aber gelassen eine „Spinnwebe" vom Kopfe nimmt, nämlich die Hose des Probstes, die sie beim Aufstehen um den Kopf geschlagen hat, in der Meinung, es sey ihr Schleier. 41 vom Faulen, dem seine Mutter einen Beutel voll Geld reicht, welchen sein früh aufgestandener Bruder gefunden, der aber gelassen antwortet: hätte es der, der ihn verloren, gemacht wie ich und wäre im Bett geblieben, so hätte er ihn nicht verloren. 48 vom Roßdreck, der mit den Aepfeln schwimmt und ruft: sic poma natamus. 61 vom

Lahmen, der ſich vom Blinden tragen läßt. 67 von dem armen Sünder, den ein altes Weib durch Heirath vom Tod erretten will. 69 vom feiſten Mönch, der vor der Himmelsthür vom h. Petrus ſcharf examinirt und in die Hölle verſtoßen wird. 98 von einem Dorfpfaffen, der einen Knittel unter die Bauern in der Kirche werfen wollte, der die Ehebrecher treffen ſollte, worauf — alle ſich bückten.

Johann Conrad Rhumel ſchrieb 1605 Omnia, aliquid, nihil, eine bloße Wortſpielerei in drei lateiniſchen Gedichten, die in jeder Zeile eines der drei Wörter enthalten. Sodann zu Nürnberg 1630 eine philosophia animalis, worin jede Thierart in einem kurzen Gedicht in lateiniſchen Hexametern charakteriſirt wird. Darunter findet man ganz gute Gedanken, z. B.:

Die Fröſche lärmen nur bei Nacht und ſchweigen, wenn Licht kommt. So die Sophiſten, bis ihnen die unwiderſtehliche Wahrheit leuchtet. — Der kleine Zaunkönig fliegt über dem Adler, weil er ſich im Aufſteigen auf ihn ſetzt; ſo hat auch der Mächtigſte auf Erden irgend Jemand, der ihn ein wenig beherrſcht und tyranniſirt. Auch im ſprachlichen Ausdruck bemüht ſich der Dichter zuweilen das Thier zu charakteriſiren, z. B. den Haſen:

Est lepidus lepus et trepidus fugitivus in arvis etc.

Der Oeſterreicher Weiß, als Generalſuperintendent in Zweibrücken † 1608, ſchrieb unter dem Namen Candidus eine Anzahl guter Fabeln (Gheri delit. II. 105 f.)

Die Eule beſchwert ſich, daß ſie die Sonne nicht ſehen könne. Die Sonne aber antwortet: die Schuld liegt nicht an mir, ſondern in deinen Augen. — Ein Mann hat zwei Weiber, eine alte und eine junge. Als er ſchläft, reißt ihm die Alte jedes ſchwarze, die junge jedes weiße Haar aus, bis er kahl iſt. — Das Kameel wollte Hörner haben, da, zur Strafe für den thörichten Wunſch, nahmen ihm die Götter auch noch die Ohren. — Die Affen wollten eine Stadt bauen, unterließen es aber, als ein alter Affe ſie warnte, wohin ſie denn fliehen wollten, wenn ſie ſich ſelber eingeſperrt hätten und von mächtigen Feinden umringt wären? — Vor fliehenden Haſen ſpringen Fröſche ins Waſſer, da freut ſich ein Haſe, daß es noch furchtſamere Weſen gebe, als er iſt. — Die Fledermaus wunderte ſich, daß eine gefangene Amſel bei Nacht und nicht bei Tage ſang. Die Amſel antwortete, das thue ſie aus Vorſicht vor den Menſchen. Die Fledermaus aber ſagte: ſo vorſichtig hätteſt du früher ſeyn ſollen, dann wäreſt du nicht gefangen worden ꝛc. Dieſe Fabeln gehören zu den beſten und verdienten einer Ueberſetzung.

Auch die „luſt- und lehrreichen Sittenſtücke“ des Zach. Hermann vom Jahr 1679 enthalten äſopiſche Fabeln, ſo wie deſſen „hiſtoriſches Blumengebüſch“ hübſche kleine Erzählungen. Von Chr. Andr. Roth erſchienen 1698 und von Juſt. Gottfr. Rabener (dem Großvater des Satirikers) 1699 Lehrgedichte mit Parabeln und Allegorien.

Georg Rollenhagen, Rector in Magdeburg, † 1609, war ein berühmter Humoriſt, der aber ſchon ausſchließlich die Alten nachahmte, vorzugsweiſe Homers Batrachomyomachie und Lucians wahre Geſchichten. Gleichwohl kann er den guten Deutſchen nicht verläugnen.

Sein Abraham, gedruckt 1569, ein Singſpiel in Knittelverſen, enthält das ganze Leben des Erzvaters, mit obligaten Narren und Teufeln. Der Narr ſagt z. B.:

Ihr Weiber, ihr wollt nicht ſtille ſeyn,
Ihr grunzt und murrt, wie die Schwein,
Die greinet, die weinet, die klafft, die lacht,
Wohl ſeyd ihr aus Knochen gemacht,
Kommt dann eben jetzt die Lacheſtund,
So ſchweigt hernach und lacht itzund,
He he, he he, he he, he he.
Ich lach, daß mir der Bauch thut weh.

Die „wahrhaften Lügen“ ſtellen bloß den bekannten Aberglauben von wunderbaren Eigenſchaften der Sterne, gewiſſer Tage, der Thiere ꝛc. zuſammen, um ihn zu widerlegen oder darüber zu ſpotten. Schon ganz rationaliſtiſch.

Die „wunderbaren Reiſen“ haben de ſelben Zweck. Sie benützen die ſpätern Wunderberichte, um ſie als Lügen darzuſtellen gleich den bekannten wahren Geſchichten Lucians, aus denen auch ein Theil übertragen iſt. Buch I. von Alexander des Großen Irrfahrten, II. aus dem Plinius, III. aus dem Lucian, IV. die Reiſe der h. Brandan zum Paradieſe. In der 4. Ausgabe, Stettin 1614, ſind die wahrhaften Lügen als Zugabe mit abgedruckt.

Der Froſchmeuſeler, von Rollenhagen. Magdeburg 1595.

Buch 1. Der Froſchkönig Bausback erluſtigt ſich mit ſeinem Hofe im Waſſer, als der Mäuſeprinz Bröſelbieb auf der Jagd einmal trinken will und in die frohe Geſellſchaft der Fröſche geräth, die ihn gaſtfrei aufnehmen. Der Prinz erzählt von dem Reich der Mäuſe und deſſen unzähligen Feinden.

2. Bausback erzählt vom Reich der Fröſche, wie viel Regierungsformen darin gewechſelt hätten, die Demokratie und nachher der Deſpotismus des König Storch, bis ſie unter ſich ſelbſt ihn, einen Froſch, zum König gewählt hätten. Indem der gute Froſchkönig ſeinen Gaſt, den Mäuſeprinzen, auf den Rücken nimmt, um ihn in ſeinen Palaſt zu tragen, ertrinkt der Letztere. 3. Partekfreſſer, der Mäuſekönig, rathſchlagt, wie er den Tod ſeines Sohnes an den Fröſchen rächen ſoll. Der König beginnt komiſche Rüſtungen Buch 3. Theil 2. Cap. 1. Untergang eines Schiffes mit Mäuſen Cap. 4. Rüſtung der Fröſche Cap. 5. Kampf beider Könige Cap. 9. Der Sieg bleibt lange unentſchieden, bis Gott ein Gewitter ſchickt, deſſen Donner die Kämpfer erſchreckt. Zugleich kommen die Krebſe hervor, helfen den Fröſchen und die Mäuſe fliehen, verfolgt von den Käfern.

(Ueber eine moderne Bearbeitung von Ramler dem ältern, Köln 1746, ſ. Jördens s. v. Rollenhagen.) Die Hauptſache in dieſem Gedicht, das nur ſchwach an das homeriſche erinnert, ſind die Geſpräche und Epiſoden. Darin wird vieles aus Reinecke Fuchs und aus der ältern Fabelwelt wiedererzählt und manche gute Satire auf die Menſchen und Staaten angebracht.

Buch I. Theil 1. Kommt vor die Mythe von der Circe; die Fabel von der Stadt- und Landmaus; vom Fuchs und Raben. Theil 2. Cap. 3. wird ausführlich und mit vieler Laune beſchrieben, wie die Katze ehemals eine Jungfrau geweſen, daher ſie ſo bitterlich jammere, wenn ſie ſich begatte, weil ſie dabei an ihren früheren Stand denke. Cap. 13. kommt der originelle Gedanke vor, daß Reineke Fuchs die Seele ſeines Vaters in der Hölle aufſucht und die Strafen der böſen Thiere in der Unterwelt ſchildert. Nicht unwitzig iſt die Strafe der Flöhe. Sie ſehen immer über ſich ein reizendes Frauenbein, indem ſie aber darnach ſpringen, fallen ſie in einen Pfuhl. Cap. 15. will ſich der Fuchs beim Goldkäfer in der Goldmacherkunſt unterrichten. Cap. 18. läßt ſich die Füchſin vom Affen zum Schätzegraben verleiten. Cap. 19. entſcheidet Reineke in einem Streit wider den Haſelwurm zu Gunſten des Bauern, empfängt aber von dieſem nur Schläge zum Lohn. Buch II. Theil 1. Wird ausführlich vom Staat der Fröſche gehandelt. Sie haben nur ein geiſtliches Oberhaupt, den Papſt Beißkopf, und rathſchlagen, einen König zu wählen. Theil 2. Schilderung des Pöbelregiments. Fabel vom Fuchs, der den Schnupfen hat; vom Löwen, der jung von Haſen erzogen wird und ſie nachher zerreißt; vom Schwanze, der dem Kopf nicht mehr gehorchen will; von den Schweinen, die ihren Hirten zerreißen; von den Gliedern, die ſich gegen den Magen empören (Fabel des Menenius Agrippa); vom Berge, der die Maus gebärt; vom Eſel, der aufs Eis geht; von den Pygmäen, die den ſchlafenden Herkules umbringen wollen; von Dem, der das Haus verbrannte, bloß um

die Fliegen los zu werden. Eine artige und ganz neue Fabel ſteht hier Cap. 10. Der Affe ſieht zum erſtenmal Glühwürmer und bläst hinein, um mit ihnen Feuer zu machen, weil er ſie für Funken hält. Theil 3. Der König iſt dem Volk ſo nothwendig, wie die Seele dem Leibe. Beiſpiel des Bienenweiſels. Theil 4. Fabel vom Eſel, der ſich über das alte Weib beklagt, das ihn pflegt (muſterhaft eckelhafte Schilderung derſelben Cap. 4) und ſich bei Gerbern verdingt, die ihn ſo barbariſch durchgerben, daß es ihn reut, nicht im alten Zuſtand geblieben zu ſeyn. Die Frösche machen einen Bloch (Klotz) zum König, der aber abgeſchafft wird. Buch V. Sie wählen den Storch zum König, der ſie auffrißt, bis ſie ſich helfen und ſo lange der Storch da iſt, ganz ſtill bleiben und einen Froſch zum König wählen, neben dem aber ein anderer als Papſt geiſtlich fortregiert. Buch III. Wird im Eingang die Fama ſehr launig beſchrieben, voller Augen, Ohren und Zungen. Dann die Fabel von den Fröſchen der Latona; die von dem ehernen und tönernen Topf, die mit einander ſchwammen; vom Pferde, das einen Reiter aufnahm, um den Hirſch deſto beſſer zu fangen, aber ſelbſt gefangen blieb; von der Maus, die ein Vogel werden wollte und eine Fledermaus wurde, den vierfüßigen Thieren und Vögeln nun gleich verhaßt; vom Eſel in der Löwenhaut; vom Froſch, der ſich zum Ochſen aufblaſen wollte; vom Rattenfänger zu Hameln; vom Erzbiſchof Hatto; vom Pferdſchwanz und Pfeilbündel, als Sinnbilder der Einigkeit.

Viel geringer als Rollenhagens Froſchmeuſeler iſt „der Mücken- und Ameiſenkrieg", zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Italiener Folenzo gedichtet, bald darauf deutſch bearbeitet von Fuchs, und 1611 von Balthaſar Schnurr. Ueber das italieniſche Original vergl. Genthe, macaroniſche Poeſie 1829, über die Arbeit von Fuchs Genthe, Dichtungen des Mittelalters II. S. 584.

Der Gansköniq von Wolfhart Spangenberg, Straßburg 1607 gedruckt, und die Martinsgans von Variscus, 1607, enthalten ein komiſches Lob der Gans mit allerlei eingeſtreutem Witz über die Zeitverhältniſſe. In Spangenbergs Gedicht wird die Gans zum König gewählt, findet es jedoch räthlicher, wieder abzudanken, macht ein weiſes Teſtament und wird nach ihrem Tode unter die Sterne verſetzt.

Der Eſelkönig von Adolph Roſen von Kreutzheim, Ballenſtedt 1617, iſt eine mattere Nachahmung des Reinecke Fuchs.

Grimmbart, der Löwe, iſt als König der Thiere alt geworden und ſtirbt. Sein Prinz Herzmut iſt gerade abweſend, weshalb der Fuchs eine Empörung

anſpinnt und für Simpel, den Eſel, eine Partei wirbt, in deſſen Namen er dem Volk der Thiere viel größere Freiheiten und Vortheile verſpricht. Es iſt der Gegenſatz von abſoluter und conſtitutioneller Monarchie; aber die Reden ſind zu lang ausgedehnt und die Wettkämpfe, denen ſich Herzmut und Simpel unterziehen müſſen, burlesk ohne eigentlichen Zweck. Sie laufen und ſpringen um die Wette, wobei der Eſel mit Hülfe des Fuchſes obſiegt und zum König erwählt wird. Das Königsfeſt iſt wieder äußerſt burlesk. Unter andern kommen beim Tanz Widder und Bock, die beide mit derſelben Ziege vortanzen wollen, in Streit. Indem der Eſel die Regierung antritt, melden ſich Nachtigall und Kukuk, daß der entſcheide, welcher von ihnen am ſchönſten ſinge. Der Entſcheid fällt zu Gunſten des Kukuks aus. Der König der Vögel, Gansskönig, richtet hierauf eine ewige Freundſchaft mit dem Eſelkönig auf, alſo daß vierfüßige Thiere und Vögel ſich nie mehr anfeinden ſollen. Dem Fuchs iſt das nicht recht; denn wie ſollte er von nun an Hühner freſſen? er tödtet alſo heimlich einen Haſen und beſchuldigt den Adler, den Mord begangen zu haben. Der Gansskönig ſchickt den Hahn und läßt ſich ſehr entſchuldigen. Der Eſel verzeiht, aber der Fuchs tödtet nun den Hahn und gibt den Iltis als Mörder an. Dieſer wird gehenkt, was große Unzufriedenheit gegen den Fuchs erregt. Der Fuchs aber ſchleicht ſich davon, hetzt den Wolf zur Empörung gegen den Eſelkönig auf und ſchickt im Namen aller geplagten Müllereſel einen Brief an den König, er ſolle ſie befreien. Da beginnt Simpel Krieg mit den Müllern, wird aber geſchlagen, gefangen, ſeiner Löwenhaut entkleidet und ſelber zum Sacktragen verurtheilt. Zwar befreit ihn der Affe und er kehrt in ſein Königreich zurück; hier aber wird er verlacht und wird ihm vom Fuchs die Kopfhaut über die Ohren abgezogen und dem Herzmut dargebracht, deſſen Reſtauration erfolgt. Man vergleiche hiezu Luthers Fabel (S. 123).

Im gleichen Jahre 1617 gab Meſſerſchmidt ein Buch „von des Eſels Adel und der Sau Triumph“ heraus, elendes Zeug.

Randolf van Duysburgk gab zu Leipzig 1638 „die Legation der Eſel in Parnaſſem“ heraus, worin ſich die Eſel bitterlich über die Müller, Eſeltreiber, Reiter ꝛc. beſchweren, auch von Apollo einen günſtigen Beſcheid erhalten, aber keinen Gebrauch davon machen, da ſie fürchten, von den Menſchen nachher nur noch ärger geprügelt zu werden. Sehr breit und geiſtlos durchgeführt.

Renner in Bremen ſchrieb 1732 eine Nachahmung des Reinecke Fuchs, „Hennynk de Han“, angeblich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, nur zum Scherz, um die Gelehrten irre zu führen und zu beweiſen, daß man auch heute noch niederdeutſche Gedichte im Geiſt des

Reineke ſchreiben könne. Vgl. die neue Ausgabe von Mayer, Bremen 1813. Die Dichtung iſt aber gering.

Henning, der Hahn, beſchwert ſich beim König Löwe über die Tyrannei des Reichskanzlers Reineke und wird vom Hunde unterſtützt, erhält aber den Abſchied. Dem übertriebenen Lob des Hahns, welches bei dieſem Anlaß ertönt und den Hahn unendlich eitel macht, ſetzt der Fuchs gehörigen Spott entgegen. Der Hund begleitet den Hahn ins ehrenvolle Exil; die Familie des Hahns wird bei der Heimkehr in arger Zerrüttung gefunden; am Schluß wird der Hahn getröſtet durch die Nachricht vom Tode des Reineke; aber, warnt der Dichter:

Is Reincke doet de ſlimme Droch
So lauert Renardyn doch noch.

So unbedeutend dieſe politiſche Spielerei iſt, findet ſie doch eine gute Anwendung auf die maßloſe Eitelkeit des unfruchtbaren Conſtitutionalismus, deſſen Vertreter als Tugendhelden umherſtolziren und ſich mit Ehrenbechern bedenken laſſen, während ſie gegenüber dem ſchlauen Cabinet und der Diplomatie doch nie etwas ausrichten.

Im „güldenen Hunde“ (1675) wurde des Apulejus goldner Eſel roh nachgeahmt durch einen in einen Hund verwandelten böhmiſchen Edelmann, der in dieſem Zuſtande Gelegenheit hat, der Menſchen Schlechtigkeit und ſeines eigenen Weibes Untreue zu beobachten.

In den „Geſprächen der redenden Thiere“, von denen ich nur die 5. Ausgabe, Frankfurt 1745, kenne, unterhalten ſich die Thiere nur über die Fehler der Menſchen, ohne beſondern Witz.

Nicolaus Bär gab 1695 in Bremen ein Ornithophonia (Vogelſang) heraus, worin er zugleich in lateiniſchen Hexametern und deutſchen Verſen die Natur und Lieblichkeit der Singvögel pries.

Hier eine kleine Probe aus der Schilderung des Canarienvogels:

Du mein Canaria,
Wer gleichet dir in Liedern?
Du ſingſt hilaria
Die niemand kann erwidern.
Dein ſchlaues Schnäbelein,
Das kühne Gäbelein
Iſt gleich dem Cornettinchen
Und hellen Zitharinchen.

Eine feine Beobachtung macht der Dichter am Stieglitz:

Der Schnabel bleibt dir oft, als hauchend, offen ſtehen,
Als wollt ein Seufzer dir aus deinem Halſe gehen,
Vielleicht brennt dir das Herz vor Liebe.

Man erkennt in Bär überall das Vorbild des ungleich berühmter gewordenen Brockes. Im Ganzen zu breit und langweilig, iſt ſein Buch doch voll Naturwahrheit.

So viel von den Fabeln und der poetiſchen Thierwelt. Was die Gleichniſſe betrifft, ſo treten an die Stelle der ältern Priameln jetzt die Madrigale, kleine lehrhafte Gedichte mit einem witzigen Pointe oder glücklichen Vergleichung. Caspar Ziegler in Leipzig brachte ſie 1653 zuerſt in Uebung. Viele andern folgten nach, Stockmann, Olearius, Kempe, Jacobi, alle unbedeutend. Erſt in Heinrich Bredelous Madrigalen, Helmſtädt 1689, werden wir durch ſehr feine Sinnſprüche überraſcht, z. B.

Die Lügen ſind dem Schneeball gleich,
Sie nehmen zu, will man ſie lange wälzen,
Doch werden ſie am Ende weich
Und müſſen vor der Sonnenhitze ſchmelzen.

* * *

Die Spinnweb iſt ſehr zart, was nützt ſie aber?
Du kriegſt vor tauſend Pfund nicht einen Viertel Haber.

* * *

Nicht alle Leiſetreter ſind Seligmacher. — Der Adler
Fängt keine Fliegen.

* * *

Kaninchen ſie ſind klug, doch ſchaden ſie den Häuſern.
Ein Has iſt klug vor ſich, doch ſchadt er Kohl und Reiſern,
Ein Maulwurff auch, allein er nützet nicht dem Garten.

Ueberaus reich iſt im 16. und 17. Jahrhundert das Sinngedicht, Epigramm (unter dem Namen Ueberſchrift) vertreten. Ich bin nicht im Stande geweſen und habe mir zum Theil auch nicht die Mühe genommen, die Sammlungen lateiniſcher Epigramme genau durchzugehen, denn faſt jeder Profeſſor ließ dergleichen drucken und ſie ermüden durch ewige Wie-

derholungen aus Owen, durch persönliche Beziehungen, deren Bedeutung uns verloren ist, und durch Mangel an Geist. Auch deutsche Gedichtsammlungen jener Zeit findet man selten ohne einen Anhang von Epigrammen. Ueber einige Epigrammendichter hat Hoffmann in seinen Spenden nähere Auskunft gegeben, so über Buchler (gnomologia), Petri (der Teutschen Weisheit, 1605, worin allgemeine Sprichwörter mit eigenen Gnomen vermischt sind), Gensschedel (ethica christ.), Schneuber (teutsches Stammbuch 1647). Ferner über zwei Parabel- und Streckversdichter, Samuel von Butschky (500 lehrreiche Reden, 1666, Rosenthal 1679, Pathmos 1707) und Joh. Riemer, (Apophthegmatischer Vormund, 1687).

Friedrich, Frhr. von Logau, ein Schlesier, Beamter des Herzog von Liegnitz, († 1655), schrieb unzählbare Sinngedichte, die er zuerst 1638 in einer kleinen, 1654 in einer sehr dickleibigen Sammlung unter dem Namen Salomo von Golau herausgab. Sie leiden an allen Fehlern der ersten schlesischen Schule, viele sind im Gedanken matt, im Witze platt, im Ausdruck gemein oder unbeholfen; aber es finden sich darunter auch eine gute Anzahl in jeder Beziehung vortrefflicher Epigramme, die seinen Namen unsterblich machen. Zugleich verdient sein hoher Patriotismus Auszeichnung. Tief empfand er die Leiden des Vaterlandes im dreißigjährigen Kriege und lieh in vielen Epigrammen seinem Zorn und Schmerz einen kräftigen Ausdruck.

An die Schweden.

Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesammtem Ort, den ihr setztet in den Brand,
Gäb' an Seife nicht genug; auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt!
Fühlt es selbsten, was es ist, ich verschweig es itzt mit Fleiß:
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selber weiß.

Fremde Schutzherren.

Der, der uns für Ketzer hält, sollt' uns kriegen für den Glauben?
Freiheit sollten schützen die, die uns Freiheit helfen rauben?
Ausgang wird zu glauben dir Freiheit was du willst erlauben.

Das begrabene Deutschland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Bevor sie Deutschland konnten recht in sich selbst vergraben.

Jetzt ſind ſie doppelt ſorgſam den Körper zu verwahren,
Damit nicht neue Geiſter in ſolchen etwan fahren,
Und das erweckte Deutſchland nicht wiederum, wie billig,
Auch ſeine Todtengräber ſey zu beſtatten willig.

Auch viele andern Epigramme ſind geiſtreich, z. B.

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie itzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Aſche und Kohle.

Aſch' und Kohle ſind Geſchwiſter; Holz iſt Mutter, Vater Feuer;
Aſch iſt Schweſter, Kohle Bruder; beide ſind es Ungeheuer:
Denn der Vater wie die Mutter ſind alsbald durchaus verloren,
Wenn der Sohn und ſeine Schweſter werden zu der Welt geboren.
Doch zur Rache kommt der Wirbel, treibt die Tochter ſchnell davon,
Und des Vaters Bruder kömmt und vernichtet auch den Sohn.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wo beides nicht zu reiben hat, wird beides ſelbſt gerieben.

Damals waren die Epigramme des Engländer Owen auch ſehr verbreitet. Sie wurden von Löber (1653) überſetzt. Moller ſchrieb 1668, Knittel 1672 ſogenannte Kurzgedichte.

Auch die bei den lateiniſchen Dichtern beliebte Spielerei mit Anagrammen wurden im Deutſchen nachgeahmt, ſo von Stender in ſeinen Letterwechſeln (1667).

Die Sammlung von Sprüchwörtern wurde durch die adagia des Erasmus und Tunnicius (1515) angeregt. Die erſte deutſche Sammlung von Georg Schnitter (Agricola) erſchien 1528. Die von Eyring wurde erſt 1601 nach des Verfaſſers Tode gedruckt. Auch Seb. Frank ſammelte Sprüchwörter. Später Petri, Topp, Olorinus, Lehmann (polit. Blumengarten 1630), Paul von Winkler (vgl. Hoffmann Spenden zur deutſchen Literaturgeſchichte 1843). Daran reihen ſich die ſogenannten apophthegmata oder denkwürdige Reden und Sentenzen berühmter Männer. Das reichſte Buch dieſer Art ſchrieb Zinkgref 1623: Apophthegmata oder „der Teutſchen ſcharpfſinnige kluge Sprüche" darin

denkwürdige Reden und kleine Anecdoten von allen berühmten Deutſchen enthalten ſind, eine Charakteriſtik der Nation am Faden der Geſchichte. Viel gemeiner ſind die studentica des Joh. Leib, Coburg 1627. Sie enthalten Sprüchwörter, deutſch und lateiniſch, aus dem Studentenleben. z. B.

Von Jen und Leipzig ohne Weib,
Von Wittenberg mit gſundem Leib,
Von Helmſtadt ungeſchlagen,
Weiß wohl von Glück zu ſagen.

Aber noch viel mehr Sprüche ganz allgemeinen Inhalts.

Witze, Räthſel, die auf kleine Ueberraſchungen und Wortſpiele hinauslaufen, kommen in einem zu Augsburg im 16. Jahrhundert gedruckten Büchlein vor. Vgl. Wackernagel in Haupt, Zeitſchr. III. 25 f.

Da finden wir z. B. Wer iſt der leichteſte Heilige? St. Quinten (Quintus), derer gehen 4 auf 1 Loth. — Was für Steine ſind im Rhein am häufigſten? Die naſſen. — Welches Thier iſt dem Wolf am ähnlichſten? Die Wölfin. — Warum heißt ein Meſſer Meſſer? Weil es einen Griff hat, ohne Griff hieße man es Klinge. — Warum niſten die Störche nicht auf Mühlen? Weil ſie fürchten, die Müller ſtehlen ihnen die Eier. Sogar ganz abgeſchmackte moderne Wortwitze à la Saphir kommen hier ſchon vor, wie z. B. Welche Zeit iſt die beſte zu lachen? Der April, weil es da vom Regen viele Lachen gibt.

Zu Magdeburg erſchien 1635 Sommers aenigmatographia, eine reiche Räthſelſammlung. In der verwilderten Zeit der Religionskriege wurden äquivoke Räthſel Mode. Indem man ſie aufgab, ſchien es, als ſpräche man von den allerobſcönſten und unflätigſten Dingen, die Auflöſung war jedoch die unſchuldigſte von der Welt. Dieſe Räthſel waren ausdrücklich erſonnen, um ſittſame Damen in Geſellſchaft erröthen zu machen und dann ſeinen Spaß daran zu haben. Sie finden ſich ſchon in Kellers Erzählungen S. 482 und kommen noch vor in Hoffmannswaldaus auserleſenen Gedichten, alſo in der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule.

8.

Die Entwickelung des deutſchen Schauſpiels.

Zur Zeit der Reformation ſehen wir noch das deutſche Faſtnachtsſpiel zu Nürnberg in voller Blüthe, während die Renaiſſance anfing, die Univerſitäten und Höfe zu erobern.

Von den geiſtlichen Schauſpielen, den lateiniſchen Schulcomödien der Proteſtanten und den großen allegoriſchen Feſtſpielen der Jeſuiten haben wir ſchon gehandelt. Beide waren der Renaiſſance verfallen. Hans Sachs ſelber hatte ſchon viel Antikes aufgenommen. Terenz wurde 1539 durch Volz überſetzt und ſeine Manier als Regel geprieſen. In den gelehrten Schulen verſuchte man nun wieder, wie zur Zeit der Hrotswitha, chriſtliche Stoffe in claſſiſchem Latein für die Bühne zu bearbeiten. Die Schüler ſelbſt führten die Stücke auf, nicht wenige Schulrectoren glänzten als dramatiſche Dichter. Neben den bibliſchen und allegoriſchen Stoffen die wir bei Proteſtanten und Katholiken ſchon kennen gelernt haben, wurden nach und nach auch ſehr viele Stoffe aus der claſſiſchen Mythologie und alten Geſchichte beliebt. Eine unzählbare Menge Stoffe der letztern Art, die ſchon Hans Sachs flüchtig ſkizzirt hatte, wurden nunmehr in lateiniſchen Schulcomödien und noch häufiger in Singſpielen vielfach ausgearbeitet. Das Singſpiel, urſprünglich von dem Wechſelgeſang der Hirten und den Weihnachtsſpielen entlehnt, daher zunächſt Schäferſpiel, vervollkommnete ſich zuerſt in Italien zur Oper, indem man antike Götter und Helden in prächtigen Coſtümen mit reichen Decorationen und zauberhaften Maſchinerien, desgleichen auch Tanz auf die Bühne brachte. Für die Oper wählte man am liebſten Motive aus Ovid, wodurch die antiken Götter, Heroen, Nymphen ꝛc. gewiſſermaßen in ein romantiſches Licht geſtellt wurden: Andromeda am Felſen, Ariadne auf Naxos, Flora und Zephyr, Apoll und Daphne, das Urtheil des Paris, aber auch mehr tragiſche Stoffe: Medea, Orpheus ꝛc. In den Schultragödien zog man dagegen die geſchichtlichen Stoffe vor: Lucretia, Virginia, Kleopatra, Cadmus, Mutius Scävola, Camillus, Alexander Scipio, Nero, Cenobia, Sophonisbe ꝛc. Die Freundſchaft zwiſchen Da-

mon und Pythias wurde schon 1568 von Omichius auf die Bühne gebracht. In einem Stück „Ritter Julianus" 1580 von dem Schlesier Links verfaßt, finden wir die erste Spur einer Anwendung der antiken Schicksalsidee. Dem Ritter wird vorhergesagt, er werde seine Eltern umbringen, was auch in Erfüllung geht, so daß er nun ein blindes Werkzeug in der Hand des Schicksals wird.

Unter diesen fremden Einflüssen kam den deutschen Dichtern die Erinnerung an die alte Poesie ihres eignen Volkes fast abhanden. Daß in Schwaben bei den lateinischen Dichtern selbst der altdeutsche Volkshumor gegen die Renaissance reagirte, haben wir bereits oben erkannt; aber Frischlin drang mit dieser volksthümlichen Tendenz keineswegs durch. Die deutsche Comödie, in welcher Samuel Hebel schon 1539 „die schöne Magelone" in reimlin brachte, blieb ganz vereinzelt.

Es war schon so weit gekommen, daß sich der bessere Geist in Deutschland nicht mehr aus eigner Kraft gegen die Renaissance zu erheben vermochte. Aber gerade damals war der große Shakespeare in England aufgetreten und erfüllte das Schauspiel auf englischem Boden alles das, was Hans Sachs nur versprochen hatte, indem der uns stammverwandte Engländer alle Elemente der germanischen Poesie frei entwickelte und mit überlegenem Humor und überreicher Phantasie die Renaissance beherrschte. Dieser Geist einer mächtigen germanischen Reaction drang über das Meer herüber, belebte die schon erstorbene Comödie und Tragödie des Hans Sachs wieder und gründete ein Volkstheater gegenüber der schulmäßigen Bühne. Und zwar geschah das alles durch eine Bande englischer Comödianten, welche durch Deutschland zogen, ins Deutsche übertragene englische Schauspiele aufführten (von denen eine kleine Anzahl 1620 *) gedruckt wurden mit mehreren minder erheblichen Fortsetzungen) und ungeheuren Beifall einerndteten, eben weil sie den Volkston trafen. Es waren keine Engländer, sondern Deutsche, die sich in England ausgebildet hatten.

*) Neben dem Fortunat mit seinem Wunschseckel, des Königs Sohn aus England und des Königs Tochter aus Schottland, Sidonea und Theagena, Julia und Hypolyta finden wir Titus Andronicus, Amor als Arzt, Damons Triumphspiel. Neben Esther und Haman und dem verlornen Sohne die lustige Comödie von Jemand und Niemand, das lustige Pikelheringspiel von der schönen Maria, den Hahnrei in der Einbildung ꝛc. Alles bloße Nachbilder Shakespeares, aber zugleich schon Vorbilder der späteren deutschen Dramaturgie in ihren Hauptrichtungen.

Man ahmte ihre Stücke nach und nannte alles „engliſche Comödien“, wenn es auch in Deutſchland fabricirt war.

Unter ihrem Einfluß nun ſchrieben Ayrer, Gryphius und Herzog Julius von Braunſchweig und bildete ſich nach dem Schrecken des dreißigjährigen Kriegs die Bande von Velthen aus, welche die in dem großen Kriege gänzlich verwilderte engliſche Comödie wieder regenerirte unter dem neuen Titel „Haupt- und Staatsactionen“.

Dieſe ganze Gattung unterſcheidet ſich von den Schuldramen durch den Grundzug, den ſie von Hans Sachs und Shakeſpeare entlehnt hat. Man bezeichnet ihn gewöhnlich als das Romantiſche im Gegenſatz gegen das Claſſiſche, es iſt jedoch beſſer, ihn als das germaniſche, mittelalterliche, gothiſche Princip gegenüber dem der antiken Welt zu bezeichnen. Uralte Züge des heidniſchen Heldenliedes, des Volksmärchens kehren in dieſer neuen Gattung wieder. Je feiner und zärtlicher ſich die Nerven der claſſiſchen Poeten in der Schäferei herabſtimmen, je mehr ſtählen ſich wieder die der volksthümlichen Dichter. Es iſt nicht bloß Folge der Gräuelzeit des dreißigjährigen Kriegs geweſen, welche das Volksſchauſpiel ſo grauſam und blutig machte, ſondern es tritt darin auch ein Grundzug der germaniſchen Natur in ſein Recht ein. Der verweichlichten Schule gegenüber mußte die Härte der urſprünglichen Volksnatur in voller Unbarmherzigkeit entgegentreten.

Eben ſo keck machte ſich der uralte Humor des Volkes wieder geltend. Aus den Spaßmachern bei den öffentlichen Feſten, ſonderlich aus den Masken der Faſtnacht, waren die Narren hervorgegangen, die ſeit Brant und Erasmus claſſificirt wurden und in ſofern den eigentlich volksthümlichen Charakter verloren. Merkwürdigerweiſe wurden in gleicher Art auch die Teufel claſſificirt und Narren und Teufel beherrſchten geraume Zeit hindurch die humoriſtiſche Litteratur Deutſchlands. In den Faſtnachtsſpielen brauchte namentlich Hans Sachs die Narren häufig und in derſelben Verallgemeinerung, wie Brant und Erasmus. Erſt nach und nach ſank der Narr zu einem obligaten Diener in der Comödie herab, beſonders nach dem anregenden Beiſpiel der engliſchen Comödie. Bis dahin aber wurden noch immer Stücke in Deutſchland aufgeführt, in denen die Narren als ſolche gleichſam familienweiſe und excluſiv ſpielten. Man ſah noch immer nach des Erasmus Weiſe die Narrheit in der Welt

regieren und Alles, Staat und Kirche, Gemeinde und Familie, jeden Stand voll Narren. Insgemein spielten die Narren die Hauptrolle in Vor- und Zwischenspielen, ähnlich den antiken Satyrspielen. Als Anhang zum Schelmuffski schrieb Hilarius 1696 eine Hochzeit und einen Kindbettschmaus des Harlekin, woraus man noch die grobe Unfläterei erkennen mag, die sich in solchen Stücken aus den Fastnachtsspielen in die Hofschauspiele fortgepflanzt hatte.

Im ersten Stück geht Harlekin auf verbotenen Liebeswegen, bekommt Prügel und muß eine Andere heirathen. Im zweiten kommt eine öffentliche Dirne als Braut zu früh nieder, unter fabelhaften Unfläterein, die noch durch Improvisation zu überbieten der Dichter den Schauspielern anräth.

Der Harlekin war von der italienischen Bühne entlehnt, der sogenannte Pikelhering aus Holland. Aecht deutsch war nur der Hans-Wurst, von dem man übrigens keine ältere Spur als in Luthers Schriften findet. Es ist der alte grobe bäurische Rüpel der Fastnachtsspiele, nur mit einem neuen Namen beschenkt. Er protestirt gleichsam als der nationale Urnarr gegen die fremden und gelehrten Narren. Und doch hat sich die fremde Mode auch ihm einigermaßen angehängt. Wenigstens haben ihn die Schauspieler nach dem Harlekin und englischen Clown gemodelt. Der Hanswurst kommt zuerst in einem Fastnachtsspiel des Nürnberger Probst von 1553, dann in einer Comödie Rolls vom Falle Adams 1573 vor. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 120, bezieht die Wurst auf die Lieblingsspeise der Deutschen, wie den Pikelhering auf den holländischen Hering, den Jean Potage auf das französische Nationalgericht ꝛc.

Dem Beispiel der englischen Comödianten folgten bald ganze Banden von deutschen Studenten nach, die schon auf ihren heimischen Schulen in der Schauspielkunst geübt, dieselbe jetzt auch anderwärts geltend machen wollten. „Gewiß ist, daß die am meisten bekannt gewordenen Schauspieltruppen des 17. Jahrhunderts fast ganz aus Studenten bestanden und daß darüber der Name der englischen Comödianten sich nicht lange erhielt, um so mehr als bei diesen Studententruppen sich eine Rückkehr zu den gelehrten und moralischen Tendenzen wieder geltend machte. Die Truppen wurden von den Prinzipalen geführt, welche Besitzer des theatralischen Apparates, Inhaber der nöthigen Privilegien, die Gesammt-

thätigkeit regelten und daher auch Komödiantenmeister genannt wurden. Der erste dieser Prinzipale, welcher bekannt geworden ist, war ein gewisser Treu. Er besuchte Berlin von 1622 bis 1625 mehreremale, und einer seiner besten Schauspieler soll der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius gewesen seyn. Aus Studenten bestanden auch die Truppen des gekrönten Poeten von Sonnenhamer, so wie Karl Pauls, der eines Osterstlieutenants Sohn und besonders bemüht gewesen seyn soll, die Possenspiele zu verdrängen und Uebersetzungen einzuführen. Der Hamburger Pastor Rist, dieser fruchtbare Komödienschreiber, berichtet, daß, 1646 Andreas Gärtner mit seinen, gelehrten und wohlgeschickten Studenten von Königsberg nach Hamburg gekommen sey und so viel Beifall gefunden, daß als er sich nach Danzig zurückgewandt, man ihm den Schauplatz für seine Wiederkehr offen erhalten habe. Recht charakteristisch war die Erscheinung einer Studententruppe, welche 1648 zu Mainz in einer Bude unter ihrem Prinzipal Schneider spielte. Dieser schrieb sich „Magister Sartorius, Präses und Herzog Thaliens" und seine Schauspieler nannten sich „Parnaßbrüder, auch Emporiumsfassen." Sie spielten Schäferspiele und geistliche Stücke aus dem alten Testamente und den Evangelien, und geriethen um der letzteren Gattung willen mit den Jesuiten in Streit, weil diese sich das Monopol der geistlichen Spiele anmaßten, und richtig die Vertreibung der rivalisirenden Studententruppe aus der Stadt durchsetzten. Im Jahr 1660 erschien wieder eine Gesellschaft von Studenten in Berlin, geführt von Karl von Zimmern." Nach Devrient. Bald darauf wurde die Veltheasche Komödiantenbande gegründet, die zuerst die italienische comedia del arte einführte und den Mimikern größere Freiheit gestattete, auch zum erstenmal Frauenzimmer auf die Bühne brachte, da bisher nur Mannspersonen in Verkleidung die weiblichen Rollen hatten spielen dürfen.

So viel von den Schauspielern. Was die Dichter betrifft, so empfingen sie von jenen ersten englischen Comödianten einen mächtigen Impuls, und zwar zunächst Ayrer, Nachfolger des Hans Sachs in Nürnberg, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig. Ihnen gingen einige Unbedeutende voran.

Omichius, Schulmeister zu Güstrow, gab zu Rostock 1578 die Comödie von Damon und Pythias heraus, in Knittelversen wie bei

H. Sachs, mit luſtigen Bauern und einem „Hofteufel". Im Uebrigen verlauft die bekannte Freundſchaftsprobe, die in Schillers Bürgſchaft wiedererzählt iſt, ganz ernſthaft, nur zu breit. Der Autor zerlegt ſeinen Stoff in der Art, daß er die perſonificirte Freundſchaft ſelbſt lange Reden halten läßt. — In demſelben Jahr erſchien des Valentin Apelles Narrenſchule, eine ſehr beliebt gewordene Comödie, in der zuletzt die Schüler den Lehrer durchprügeln. Der volksthümliche Humor behauptet ſich auch in den geiſtlichen Schauſpielen. Wie ſchon früher in den Weihnachtsſpielen die Hirten bäuriſche Späße machen durften, ſo wurden ſie jetzt noch freier behandelt. Die Hirten oder Bauern auf der einen, die Teufel auf der andern Seite theilten ſich in die komiſchen Rollen, auch in ernſthaften Stücken.

Rudolf von Bellinkhauſen, kein Edelmann, ſondern ein Schuſter und Amtsbote zu Osnabrück, ſchrieb wie Hans Sachs Comödien, auf die zuerſt wieder Lichtenberg in ſeinen vermiſchten Schriften IV. 3 aufmerkſam gemacht hat. Das von dieſem auszugsweiſe mitgetheilte Stück stratagema diabolicum iſt in Knittelverſen geſchrieben, doch daneben ein gutes Auto.

Satan will heirathen, die Sünde räth ihm, Fräulein Ebriotas (Trunkenheit) zu wählen, die auf der Bühne friſchweg ſieben Töchter gebiert, die ſie wieder verheirathet, die Arrogantia an den Adel, die Avaritia der Kaufmannſchaft, Hypocrisis den Pfaffen, Invidia den Handwerkern ꝛc.

Ein zweites Stück, Donatus, iſt vom Jahr 1615.

Donatus hat eine hübſche Magd, Musa, und einen Magiſter für ſeine Kinder. Der Magiſter verliebt ſich in die Magd, aber scamnum (die Bank) verräth ſie und Donatus nöthigt den Magiſter, ſeinen Fehler durch eine Heirath wieder gut zu machen. Zur Hochzeit werden eingeladen die ſechs casus ꝛc.

Ich kenne leider die übrigen Stücke nicht.

Jakob Ayrer, Notarius in Nürnberg, ſchrieb Tragödien und Comödien, die jedoch erſt nach ſeinem Tode (1605) erſchienen, unter dem Titel opus theatricum, 1618 mit einem Anhang von 36 Faſtnachtsſpielen, die ſchon 1610 gedruckt wurden. Er ſchreibt noch in des Hans Sachs Manier, allein es arbeitet ſich etwas in ihm heraus. Wahrſcheinlich war er der erſte, der Singſtücke in das Luſtſpiel einlegte. Auch iſt die

Intrigue in seinen Fastnachtsspielen mehr entwickelt wie bei Sachs. Ayrer hatte sich schon nach dem bessern englischen Theater richten lernen und seine ausführlichsten Bühnenstücke sind in der That nur Uebertragungen aus dem Englischen. Vgl. Tieck in der Vorrede zum altd. Theater. In Prutz liter. Taschenbuch 1847 hat Helbig nachgewiesen, daß Ayrer viele seiner Stücke, worin sich die englischen Muster verrathen, schon 1595—98 geschrieben hat, daß somit auch die englischen Comödien ohne Zweifel schon um diese Zeit in Deutschland gespielt wurden. Damit stimmt überein, daß schon 1591 die Elisa des Weimer zu Danzig gedruckt wurde, eine neue und „lustige Comödie", welche die Liebesgeschichte Eduards III. mit der Gräfin von Warwik enthält.

Ayrers opus theatricum (sic) beginnt mit römischer Geschichte und geht dann zur neueren und zu freien Stoffen über.

Von Erbauung Roms, Romulus und Remus, den Horatiern und Curiatiern, den Königen, Brutus, Lucretia, Mutius Scävola. Dann die bekannte Sage von der untreuen Kaiserin Maria von Aragonien, eine Uebertragung des geistvollen Julius redivivus von Frischlin, die Geschichte der h. Kunigunde. Von Machumet II., wie er Constantinopel eingenommen, eine schröckliche Tragödie. Am Schluß noch die Scene, wie der Sultan seine geliebte Hircavena eigenhändig niederhaut, um die über seine Liebe grollende Armee zu beruhigen. Die Comödie vom König Theodosius zu Rom. Derselbe hat einen bösartigen Sohn, Lururius, den er von Geburt an einsperren muß, (wie in Calderons Leben ein Traum), und eine etwas üppige Tochter, Frigia, die sich in den Jüngling Amor verliebt, und, weil er die Treue gegen den König nicht verletzen will und sie abweist, ihn beschuldigt, er habe ihr Gewalt anthun wollen (wie Potiphars Weib den Joseph beschuldigte). Als der arme Junge aber sterben soll, gesteht Frigia alles und ihr gütiger Vater gibt ihn ihr zum Manne. Also hat dieses Stück zwei Hälften, von denen nur die letztere ausgeführt ist. Der Verrath und die Hinrichtung dreier Großen des Reichs bildet nur eine Episode.

Die Tragödie vom Kaiser zu Constantinopel und seiner Tochter Pelimperia: König Amurat sitzt auf dem Thron, da führt ihm sein Sohn Laurentius den Fürsten Balthasar von Portugall und andere Gefangene vor. Laurentius lügt, er habe den Balthasar gefangen, dieser selbst bekennt, das habe Horatius, des Marschalls Sohn, gethan. Aus Neid läßt nun Laurentius den Horatius meuchlings umbringen und aufhängen. So findet den Todten sein alter Vater, der Marschall, und fällt in Wahnsinn. Zu ihm gesellt sich Pelimperia, des Königs Tochter, deren Geliebter Alexius gleichfalls von ihrem boshaften Bruder ermordet worden ist. Laurentius bringt in seine Schwester,

nunmehr den gefangenen Balthasar zu heirathen, aber sie weigert sich standhaft. Beide Trauernde, der alte Marschall und die Prinzessin, veranstalten vor dem König ein Schauspiel (wie im Hamlet bei Shakespeare), spielen selbst mit, und da sie in ihren Rollen den gleichfalls mitspielenden Laurentius und Balthasar scheinbar tödten sollen, stechen sie dieselben wirklich todt, enthüllen zugleich den Leichnam des gehenkten Horatius und tödten dann jeder sich selbst. Vgl. bei Tieck, altd. Theater I. Vorrede XXI. die sogenannte spanish tragedy, die schon 1570 in England gespielt wurde. — Hierauf folgten Stücke von Hugdietrich, Otnit, Wolfdietrich, nach dem Heldenbuch, Valentin und Urso, der schönen Magellona. Ferner von Theseus und Minotaurus und Ariadne.

Ein gutes Stück von Soldan von Babilonia und dem Ritter Torello von Pavia: Zu dem reichen Torello kommt der Sultan incognito auf einer abendländischen Reise und wird überaus gastfrei aufgenommen. Als nachher Torello ins Morgenland zieht und gefangen wird, erwiedert ihm der Sultan die Gastfreundschaft und bringt ihn noch zu rechter Zeit zurück, als eben sein Weib einen andern heirathen soll. Torello wirft unerkannt seinen Ring in den Becher, den ihm seine Gattin an der Hochzeitstafel reicht (ein in den Sagen vom Hahnkrähen und von der Rückkehr aus dem Orient sich stets wiederholender Zug). Ein Jude Abraham und Jan, der Hanswurst, unterbrechen die ernsten Partien dieses Stücks durch ihre witzigen und derben Wettkämpfe, in denen der arglistige Jude von dem mutterwitzigen Jan allemal abgetrumpft wird. Eine recht gute Gegenüberstellung der jüdischen Tücke und des deutschen Humors.

Von dem getreuen Ramo. Soldan, der türkische Kaiser, hat einen Sohn erster Ehe, Ramus. Dieser entdeckt, daß seine Stiefmutter Detromeda mit dem Malefictus buhlt und verräth es dem Vater. Die böse Stiefmutter aber beschuldigt ihn selbst, ihrer Ehre nachgestellt zu haben, wie Potiphars Weib dem Joseph, und Ramus wird verbannt. Da findet er drei Handwerksburschen, von denen er drei wunderbare Gaben erkauft, nämlich sich unsichtbar zu machen, durch die Luft zu fliegen und die Leute einzuschläfern. Mit diesen Begabungen kehrt er heim und rächt sich, freilich nicht auf die nobelste Weise, indem er unsichtbar sich zu des Malefictus unschuldigen Töchtern schleicht und dieselben beschläft. Nachdem er dem Kaiser, seinem Vater, die buhlerische Stiefmutter in flagranti hat ertappen lassen, gibt er sich zu erkennen, und nimmt noch eine der Töchter des Malefictus, für den er um Gnade bittet, zur Ehe.

Von König Eduard III. und Elipsa, Herrn Montagii Gemahl. Die schöne Elipsa, deren Gatte in Frankreich gefangen wurde und gestorben ist, wird von König Eduard geliebt, weigert sich aber aufs entschiedenste, sich ihm hinzugeben. Nur wer sie zur Kirche führe, dürfe sie auch zu Bette führen. Ihr eigner Vater Frigius, Graf von Varucken (Warwik), beschwört sie nachzugeben, und verbirgt sich dann aus Scham, seiner Tochter einen solchen An-

trag gemacht zu haben, als ſie auch ihn ſtolz abweist. Endlich entſchließt ſich der König zur Heirath und ſetzt ihr die Krone aufs Haupt.

Vom König in Cypern, wie er die Königin in Frankreich bekriegen wollt und zu der Ehe bekam. Dieſe im Titel bezeichnete Eheſtiftung bildet nur den Anfang der Comödie. Die Hauptſache iſt, daß die Königin fälſchlich beſchuldigt wird, einen Ritter Philipp zu lieben, der ins Gefängniß geſetzt, aber durch ſeine Geliebte Mariana befreit wird, um für die Unſchuld der Königin zu kämpfen und zu ſiegen. Der beſiegte Verläumder war Marianas eigener Bruder. Als witzige Epiſode kommt in dieſem Stück die Einfalt des Hanswurſts Jan vor, der überredet wird, wenn er einen Stein auf die Achſel lege, ſo werde er unſichtbar und der ſich nun einbildet, unſichtbar zu ſeyn, während Jedermann ihn ſieht. Aus dem Engliſchen. S. Tieck altd. Theater I. XXIII.

Von der Schönen Phönicia. Nach einer Novelle des Bandello. In von Bülows Novellenbuch IV. 365. Von zweien Zwillingsbrüdern, nach Plautus.

Von der ſchönen Sidea. Ludolf, der Fürſt von Lithauen, wird von Leudegaſt, dem Fürſten in der Wultau, beſiegt und verbannt. Indem er mit ſeiner ſchönen Tochter Sidea umherirrt, findet er Leudgaſts jungen Sohn Engelbrecht und raubt ihn. Die jungen Leute verlieben ſich in einander und entfliehen dem Vater. Engelbrecht will an ſeines Vaters Hof eilen und Kutſche und Pferde holen, derweil ſetzt er die Sidea auf einen Baum, wo ſie ihn in Sicherheit erwarten ſoll. Unter dem Baum aber iſt eine Quelle. Weiber kommen, Waſſer zu ſchöpfen und erblicken im Waſſerſpiegel ein himmliſches Bild. Ein Schuſterweib erzählt es ihrem Manne, dieſer holt Sidea vom Baume und pflegt ihrer. Unterdeß wird Engelbrecht an ſeines Vaters Hofe genöthigt, eine gewiſſe Julia zu heirathen. Da kommt Sidea in gemeiner Weibertracht und gibt ſich für ihre eigne Botin aus. Nun will Engelbrecht ſich zur Strafe ſeiner Untreue umbringen, aber Sidea hält ihn auf und gibt ſich ihm zu erkennen. Julia tritt zurück, Sidea wird ſeine Gemahlin, ihr Vater verſöhnt. — In den Zwiſchenſcenen tritt der Hanswurſt Jan als Müller auf, ſtiehlt Mehl und ſchwängert mehrere Mädchen zugleich, deren Eltern reclamiren ꝛc.

Von einem alten Buhler und Wucherer. Derſelbe ſtellt einer ſchönen Buhlerin nach, läßt ſich in einem Sack zu ihr tragen, wird aber von verkleideten Teufeln gequält und ausgeplündert. Die Buhlerin (Maria) lockt ihn aber doch wieder, daß er ſie zur Ehe nimmt, wogegen ſein Sohn umſonſt proteſtirt. Der Alte enterbt ihn. Nun betrügt ihn aber ſein junges Weib auf alle Art, bis er ſich einmal todt ſtellt, um zu ſehen, ob ſie wohl betrübt ſeyn werde. Aber ſie ladet Gäſte ein, tanzt und jubelt und läßt die vermeinte Leiche des Alten dabei ſtoßen und treten. Dadurch kommt er zur Beſinnung und vererbt ſein Gut dem Sohne.

Von zwei fürſtlichen Räthen, die um ein Weib buhlten. Es gilt, die treue Frigia in Abweſenheit ihres Gatten zu verführen. Sie iſt aber liſtiger, als

ihre Verführer und ſchiebt ihnen ihre zwei Mägde unter, während jeder glaubt, er habe ſie ſelbſt.

Im zweiten Theile des Opus theatricum ſind 36 Faſtnachtsſpiele enthalten.

Andreuro, Meiſter Simon, beide nach Boccaccio. — Der Markgraf von Rom will die Kunſt eines Nikromanten ſehen; da läßt dieſer zwei Ehepaare dergeſtalt berauſchen, daß das junge Weib des alten Manns zum jungen Mann des alten Weibes gethan wird und umgekehrt. Aber das junge Paar freut, das alte zankt ſich nur eine kurze Nacht hindurch, indem der Markgraf die frühere unnatürliche Paarung wiederherſtellt. Ein ganz guter Schwank. — Der Jude Aaron will einem Dieb geſtohlenes Tuch um ein Spottgeld abkaufen, der Dieb ſchenkt es ihm ganz, da er ſich verfolgt ſieht, und nun wird der Jude für den Dieb genommen. — Ein alter Wucherer läßt ſich von ſeinem lüderlichen Sohn verleiten, ſich zu betrinken und eben ſo lüderlich zu werden, wie er. — Klaus Gerngaſt bittet den Tod zu Gevatter und erhält von ihm die Gabe, Andern zu weiſſagen, wann ſie ſterben werden und wann nicht, womit er viel Geld verdient. Auf einmal aber holt ihn der Gevatter ab; denn er ſelbſt hat ſich nicht weiſſagen können.

Podagra, das Hurenkind der Venus und des Bacchus, leidet ſehr, Venus bittet den Jupiter, ihr zu helfen und er heilt ſie, aber nur unter der Bedingung, daß der Schmerz nachher deſto heftiger wiederkehren ſoll. Das Leidweſen des Fräulein Podagra iſt gut geſchildert, ſie klagt, nicht mittanzen zu dürfen ꝛc.

Prozeß der Königin Podagra. Der klagende Theil iſt König Priamus von Troja, ſein Anwalt Hans Sachs, für die Königin plaidirt Petrarca; der Richter iſt Kaiſer Severus, der ſich zu Gunſten der Krankheit entſcheidet, welche eine gerechte Strafe für alle Sünder ſey. Leider ſind die Anachronismen der Perſonen das einzig Geniale in dieſem Stück.

Zwei Bauern kommen an den Hof Alexander des Großen und machen ihm etliche Poſſen vor. Unter anderm ſingt ihm einer das Lied vom hölzernen Johannes (dem Abbild des verſtorbenen Mannes, mit dem die Wittwe zu Bett zu gehen pflegte, bis ſie einmal damit den Ofen heizte, um ihren neuen Liebhaber zu wärmen).

Hans Themagen des Bauern beſoffenes Weib Aludea wird nackt ihrem Mann heimgeſchickt, er will ihr den Teufel austreiben laſſen, es iſt aber keiner da, nur Wein. — Claus Themagen der Bauer macht eine Wallfahrt, um ſeiner kranken und vom Teufel beſeſſenen Frau Heilung zu verſchaffen, die ihn nur fortgeſchickt hat, um unterdeß ſicher mit dem Pfaffen zu buhlen. Als der Mann heimkommt, findet er die Frau geſund, munter und ſchwanger und dankt Gott, daß er ſeine Gebete erhöret hat. — Während der Abweſenheit eines Kaufmanns hütet der Teufel deſſen Weib, aber mit ſolcher Mühe, daß er nie

zum zweitenmal ein ſolches Amt übernehmen will. — Der Teufel holt eine Pfarrköchin, obgleich ihm der Pfarrer den Ablaßbrief entgegenhält. Ich verſtehe kein Latein, ſagt der Teufel und fährt mit der fetten Beute davon. — Der bekannte Schwank von zwei Buhlern, die bei derſelben Frau zuſammentreffen und vom Mann überraſcht werden. Sie müſſen ſich ſtellen, als habe einer den andern mit dem Degen verfolgt und als ſey der Flüchtling nur in der Angſt ins Haus gerathen. — Der Schwank von der Kupplerin, die ein verheirathetes Weib zu einem Pfaffen führen will, als dieſer aber eine Abhaltung hat, es unwiſſend ihrem eigenen Manne zuführt, welchem gegenüber das Weib ſchnell beſonnen ſich ſtellt, als habe ſie ihn nur prüfen wollen, und ihn tüchtig auszankt. — Die Frau eines Bäckers läßt drei verheirathete Männer, die in ſie verliebt ſind, liſtig ankommen, überraſcht werden, in Mehlſäcke ſich verſtecken, bindet dann die Säcke zu und überliefert ſie den drei Frauen der Eingeſperrten. — Ein Eiferſüchtiger hofft ſeine Frau beim Liebhaber im Bett zu überraſchen, ſie hat es aber gemerkt und die Magd ins Bett gelegt; nun beſchuldigt ſie ihn, er habe bei der Magd gelegen. — Ein armer Mann verabredet mit ſeiner Frau, daß ſie ſich todt ſtellen ſolle und erweckt ſie mit ſeiner Geige. Da kauft ihm ein reicher Mann, auf den er es abgeſehen, die Zaubergeige um viel Geld ab, um ſein wirklich todtes Weib auch zu erwecken, und ſieht ſich betrogen. — Die bekannte Sage vom Juden im Dorn. Der Geiger heißt Fritz Dölla.

Der engliſche Jan Poſſet (Hanswurſt) läßt ſich einen Brief ſchreiben an einen, der ihm ſeine große Trommel wieder mit einem Kalbfell überziehen ſoll, der Schreiber aber ſchreibt, man ſolle ihn ſelbſt tüchtig trommeln. — Derſelbe frißt Birnen, die er Einem überbringen ſoll. In zweierlei Versmaß. — Derſelbe dient einer Frau, die ihn ausſchickt, Wein zu holen. Unterdeß kommt ihr Buhler, ganz wie er gekleidet, ebenfalls mit Wein und ſtößt ihn zurück, er ſey der wahre Jan. Die Frau kommt auch, erklärt den Liebhaber für den wahren Jan und nimmt ihn mit. Jan bleibt vor dem Hauſe, bis der Herr kommt. Da beſchwert ſich die Frau, die den falſchen Jan ſchon entfernt hat, über das lange Ausbleiben des Jan mit dem Weine und Jan wird ausgezankt.

Der dumme Bauer Hempel will ein Doctor werden und wird gefoppt.

Drei Landsknechte werden von St. Peter nicht in den Himmel eingelaſſen, aber auch von Lucifer aus der Hölle gewieſen, weil ſie zu viel freſſen.

Serciapel, der ruchloſe Notar, der alle möglichen Sünden auf ſich geladen, bekennt in der letzten Beichte einem Mönch unter dem Schein größter Angſt und Gewiſſenhaftigkeit nichts als kleine unbedeutende Fehler, ſo daß der Mönch ihn nicht nur abſolvirt, ſondern für einen Heiligen erklärt. Obgleich ihn nun der Teufel holt, ſo hat er doch die Genugthuung, daß die Mönche ſeinen Ruhm als Heiliger ausbreiten. — Ein Pfaff ſchleicht ſich zu einem frommen Weiblein, um ſie unter der Maske des h. Franciscus zu verführen, ein Nach-

bar aber verkleidet ſich als St. Petrus, ſchlägt mit dem Schlüſſel auf den falſchen Franciscus los und heißt ihn in den Himmel zurückkehren, aus dem er ohne ſeine Erlaubniß weggegangen ſey. — Ein böſer Juriſt entſchließt ſich, Mönch zu werden, um ſowohl ſeine Seele zu retten, als das Vergnügen zu haben, die zahlloſen Prozeſſe des Kloſters durchzufechten. — Drei böſe Weiber prügeln ſich, weil jede das Wetter anders haben will, die eine Regen zur Saat, die andere Trocken zur Wäſche. Ein böſes Weib zankt ſich mit ihrem Mann über eine Kuh, von der ihr — geträumt hat.

Ein Weib gibt einem Pfaffen Geld, es ihrem erſten Mann im Paradies zu bringen. Er hält ſie deshalb für einfältig, iſt aber nicht wenig überraſcht, als daſſelbe Weib, mit der er eine Liebſchaft angefangen, ihren zweiten Mann auf die feinſte Weiſe betrügt. Das weibliche Naturell iſt in dieſem Stück vortrefflich durchgeführt. — Der dumme Bauer Knörren Künzlein geht zum Doctor und bittet ihn um ein Mittel, ſein böſes Weib zu curiren. Er ſchreibt ihm Fünffingerkraut und ungebrannte Aſche vor, aber der einfältige Mann merkt lange nicht, was das bedeute, bis es ihm einer ſagt, und nun hilft es gleich. — Der Mönch Hans ſchleicht ſich zu einer hübſchen Frau, die ihn aber nur foppt, indem ſie ihn vor ihrem Manne in einem Käskorb verſteckt und dann ſeinen Abt aus dem Kloſter rufen läßt und ihm den Mönch im Korbe zeigt.

Magiſter Stolzius ſetzt in der Faſtnacht einen Narrenhut auf und will den Narren ſpielen, läßt aber überall den Pedanten durchblicken. — Claus Narr wird ins Narrenbad geſchickt, um die Narrheit auszuſchwitzen, hilft ſich aber heraus. In dieſem Stück kommt die für jene Zeit enorme Blasphemie vor, daß der Narr wünſcht, Gott möchte den Menſchen lieber ſeine Tochter hingegeben haben, als ſeinen Sohn Chriſtus. — Eulenſpiegel ſoll einen Braten nicht verbrennen laſſen, da ſtellt er ihn in den Keller. — Derſelbe wird ſpöttiſch von einem Bürger zu Gaſt geladen, der ihm die Thür vor der Naſe zuſchließen will, ſchleicht ſich aber in ſeiner Abweſenheit in ſein Haus, überredet die Frau, ſie ſolle zu ihrem Mann auf den Markt gehen, um ihm einen großen Fiſch, den er gekauft, heimtragen zu helfen, übernimmt unterdeß die Hut des Hauſes, ſchließt hinter der Frau zu und richtet ſich eine köſtliche Mahlzeit an, die er verzehrt, während Herr und Frau draußen vor der verſchloſſenen Thüre ſtehen.

Sogar ein deutſcher Fürſt ſtellte ſich an die Spitze der deutſchen Partei, die im volksthümlichen Geiſt der antinationalen Renaiſſance entgegentrat. Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig (Henricus Julius Brunsvicensis et Luneburgensis dux edidit hunc actum oder HIBELDEHA pflegte er ſich zu zeichnen), ließ auf ſeinem Hoftheater Stücke in engliſchem Geſchmack aufführen und ſchrieb ſelbſt eine noch nicht ganz ermittelte Zahl von Comödien, wovon 1593 und 1594 acht

gedruckt erschienen, und sieben erst kürzlich in der Originalhandschrift aufgefunden worden sind. Professor Holland hat die sämmtlichen Schauspiele des Herzogs, Stuttgart 1855, darunter einige in doppelter Redaction edirt und commentirt. Sie sind alle in Prosa geschrieben und haben in dem lustigen Diener einen Hanswurst, der immer plattdeutsch spricht, während die übrigen Personen sich hochdeutsch ausdrücken. Der Witz ist nur leicht, die ganze Weise aber volksmäßig, übereinstimmend mit dem, was gleichzeitig Frischlin sogar in lateinischer Sprache anstrebte.

Des Herzogs Stücke sind: 1) Susanna, die bekannte biblische Geschichte reich ausgeschmückt und gleichsam in die moderne Welt versetzt. Susanna hat noch Eltern und Kinder, ihr Gatte ist abwesend. Sie kommt in große Noth durch ungerechte Richter. Aber der obligate Narr (Clant) und eine höchst seltsame Gesellschaft von Bauern, von denen jeder aus einem andern deutschen Stamme ist und eine andere Mundart redet, halten durch ihren guten Humor dem Tragischen das Gegengewicht. Zuletzt kommt Susannas Gatte zurück und alles wendet sich zum Guten.

2) Von einem Weibe, wie dasselbige ihre Hurerei für ihrem Ehemann verborgen. Die bekannte Geschichte vom Einäugigen, der nach Hause kommt, als sein Weib gerade einen Andern bei sich hat, aber von ihr betrogen wird, indem sie ihm rasch das gesunde Auge zuhält und ihn theilnehmend fragt, ob er aus dem blinden Auge nicht sehe, es hätte ihr geträumt, er sehe wieder. Unterdeß entwischt der Buhler.

3) Von einer Ehebrecherin, die ihren Mann dreimal betreucht. Der Buhler erzählt dem Ehemann immer selbst, wie sein Weib ihn betrogen habe. Zuletzt will der wüthende Hahnrei das Haus, in dem der Buhler ist, ohne daß er ihn finden kann, anzünden. Die Frau aber bittet ihn, wenigstens ihre besten Kleider zu schonen, und indem er ihr selber hilft, dieselben in einem Korbe hinauszutragen, trägt er den unter den Kleidern versteckten Buhler hinaus, ohne es zu ahnen. Als er es erfährt, wird er wahnsinnig und das böse Weib holt der Teufel.

4) Von einem Buler und Bulerin. Der freche junge Buhler wird endlich erschlagen und sie schneidet sich den Hals ab. Ihre Leiche holt der Teufel. Dieses Stück ist sehr roh. Das böse Weib rauft unter anderem ihrem alten Mann den Bart aus.

5) Von einem Wirthe. Zu einem Wirth, der alle Gäste betrügt,

kommt einmal Satan. Diesen betrügt er auch, versichert aber, wenn er das Geringste zu viel gefordert, solle ihn gleich der Teufel holen. Da gibt sich Satan zu erkennen und holt ihn. Das ist das einfachste unter den acht Stücken.

6) Von einem Wirthe, wie derselbe von drei Wandergesellen betrogen worden sey. Einmal fragen sie: können wir hier für unser Geld essen? Ja. Nun essen sie, haben aber nur einen Pfennig im Vermögen. Das zweitemal sollen sie frei ausgehen, wenn sie dem Wirth ein Lied singen können, was ihm gefällt. Da greift einer in die Tasche und singt: nun will ich bezahlen. Das Lied gefällt dem Wirth, da er glaubt, er werde wirklich bezahlt werden, muß sich nun aber mit dem Liede begnügen. Das drittemal soll der zahlen, den der Wirth als Blindekuh greifen wird. Als ihm aber die Augen verbunden sind, laufen alle fort. Lauter bekannte Anekdoten.

7) Von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben. Der Abt soll entweder 300 Dukaten zahlen, oder die Fragen beantworten: wo ist der Mittelpunkt der Welt? was bin ich werth? was denke ich in diesem Augenblick? Für den Abt antwortet der in dessen Kleidern verborgene Johann Bousset: hier ist der Mittelpunkt der Welt, wenn du es nicht glaubst, so miß es selber aus! — du bist nur 29 Groschen werth, einen weniger als der Heiland, der für 30 verkauft wurde. — Du denkst, ich sei der Abt, ich bin aber Johann Bousset. Der bekannte Schwank vom dummen Abt und klugen Schäfer.

8) Von Vincentio, Ladislaw Sacrapa von Mantua, Kämpfern zu Roß und zu Fuß, einem Bramarbas, der am Hofe eines kleinen Fürsten sich wichtig macht, immer frecher wird, zuletzt aber, als er eben im Begriff ist, ins Bett seiner vornehmen Braut zu steigen, in eine Kufe eiskalten Wassers fällt, mit der man ihn zu seiner Demüthigung überlistet hat. Dieses Stück, gedruckt 1594, ist wohl eine der freiesten Wiederholungen des miles gloriosus von Plautus. Zudem ist es merkwürdig wegen der Aufschneidereien, die darin erzählt werden und die später zum großen Theil in Münchhausens Schwänke übergingen, z. B.:

Vincentio rühmt sich, nach einer Heldenthat in eine Festung zurückgeritten zu seyn, wobei das herabfallende Thorgitter dicht hinter seinem Rücken das Pferd durchschlagen habe, so daß das Hintertheil außerhalb des Thores geblie-

ben, er aber auf dem Vordertheil fortgeritten ſey, ohne den Defect zu merken. Ferner: er habe einſt geſehen, wie eine blinde Sau ſich am Schwanz des Ferkels hielt, habe das Ferkel getödtet und mit deſſen Schwanz die Sau ruhig heimgeführt. Einmal habe er einen wilden Eber gereizt, bis er ſich mit den Zähnen in einen Baum feſtgerannt. Einmal habe er einem Wolf in den Rachen und durch den ganzen Leib gegriffen bis zum Schwanz und dann umgekehrt, das Innere nach außen, wie einen Handſchuh. Einſt habe er einen Mann geſehen, der Granaten gegeſſen habe und dem ein Granatenbaum aus dem Maul gewachſen ſey. Ein Reiter ſammt dem Roß ſey von einem großen Fiſch verſchlungen worden und lebendig wieder herausgekommen. Der Hanswurſt bemerkt dazu: und er habe eine Pfanne hämmern ſehen, ſo groß, daß die daran arbeitenden Schmiede wegen der weiten Entfernung einander nicht hätten hämmern hören können, dieſe Pfanne ſey gemacht worden, um jenen Fiſch darin zu braten. — Vincentio habe einen Schmied im Dienſt gehabt, der ein Pferd in vollem Laufe habe beſchlagen können. Desgleichen ein Pferd, das einmal alle ſeine Hufeiſen in einem Moraſt ſtecken ließ, ſich aber umwandte und mit einem Satz alle vier traf und ſie ſich von ſelbſt wieder anfügten. — Es iſt wahrſcheinlich, daß Bürger, indem er den Münchhauſen abfaßte, dieſes Luſtſpiel benützte.

Das ſind die acht längſt gedruckten Stücke. Hollands Ausgabe enthält noch folgende:

Vom ungerathenen Sohn. Nero, der jüngere Sohn des alten Herzog Severus, ermordet, um ſtatt ſeines älteren Bruder Proteus zur Herrſchaft und zum reichen Erbe zu gelangen, auf eine ruchloſe Art mit eigener Hand Vater, Mutter, Bruder, Schwägerin, Neffen, ja ſeinen eigenen Baſtardſohn, deſſen Herz er verzehrt, um ſich dadurch zu feien. Nachher aber fällt er in Todesangſt und wird von den Geiſtern der Gemordeten verfolgt, bis ihn die Teufel holen. Einige Scenen z. B. wie der Vater ſein eigenes Kind ermordet, wie Proteus die Eltern todt im Garten liegen findet ꝛc., ſind rührend, das Ganze aber gar zu grell. Die Aehnlichkeit mit Shakesſpeares Richard III. fällt auf.

Der Fleiſchhauer. Motz, ein reicher und übermüthiger Metzger, beſticht den Großvogt und Marktmeiſter, verkauft ſchlechtes und verdorbenes Fleiſch zu hohen Preiſen und fällt deßhalb in die Gewalt des Teufels, der ihn ſyſtematiſch zu Grunde richtet, bis er am Galgen ſtirbt. Aber auch die ungerechten Beamten ereilt die Nemeſis.

Sommer, Cycnaeus (von Zwickau) ſchrieb ein Lob der Martinsgans 1609, eine luſtige Ethnographia mundi, ſammelte Sprüchwörter ꝛc., brachte des Herzog Heinrich Julius Weiberliſt in Reime und überſetzte Cramer'ſche Stücke ins Deutſche, auch Wichgrews Cornelius.

Georg Mauritius, Rector in Nürnberg, ſteht zwiſchen Ayrer und Klay, aber auch unter beiden. Er dichtete geiſtliche Comödien von David und Goliath, den h. drei Königen, Haman, Nabal, Joſaphat ꝛc. aber auch eine Comödia von Walther und Griſeldis, eine von allerlei Sünden, eine vom Schulweſen. Alle ſeine Comödien gedruckt in Leipz. 1607.

Zu Magdeburg erſchien 1614 ein Luſtſpiel Amantes amentes oder von der Leffelei, worin die blinde Thorheit der Verliebten verſpottet wird. Als Verfaſſer nennt ſich Angelius Lohrbere Liga (Rollenhagen?).

In der zweiten ſchleſiſchen Schule ſteht Lohenſtein, den wir ſchon kennen, als Schauſpieldichter oben an. Sein berüchtigter Metaphernſchwulſt wird im Trauerſpiel mit der gräßlichſten Scenerie, mit den haarſträubendſten Handlungen verbunden. Aber man würde dieſe in ihrer Art einzige Erſcheinung mißverſtehen, wenn man ſie nicht einigermaßen entſchuldigen wollte durch die allgemeine, mehr unbewußte als bewußte Tendenz der zweiten ſchleſiſchen Schule, die ich oben ſchon als eine Reaction deutſchen Kraftbedürfniſſes gegen den blaſirten Opitzianismus charakteriſirt habe. Man wollte lieber in Wildheit und Grauſamkeit mit Kannibalen wetteifern, als in faber Mittelmäßigkeit untergehen. Die Lohenſteiniſchen Trauerſpiele waren Keulenſchläge des deutſchen Michel, der es nicht ertragen konnte, ſich in der franzöſiſchen Hoftracht zu ſehen, die er gleichwohl auch nicht abzulegen wußte, daher einfach toll wurde und um ſich ſchlug. Ich will nun Lohenſteins einzelne Stücke durchgehen.

Den Ibrahim Sultan dichtete er zur Vermählung des Kaiſers Leopold I. Prolog des thraciſchen Bosphorus, worin die keuſche Ehe des Kaiſers geprieſen wird im Gegenſatz gegen die Unzucht des türkiſchen Sultan. Bekanntlich hatte dieſer Kaiſer noch ſchwere Kämpfe mit den Türken zu beſtehen, die 1683 Wien ſelbſt belagerten. Das Schauſpiel hat daher einen edeln patriotiſchen Zweck. Es iſt auf wirkliche Geſchichte gegründet. Die Abſetzung des Sultan Ibrahim erfolgte 1648.

Ibrahim Sultan will ſeines Bruders Amurath IV. Wittwe Siſigambis entehren, woran ihn ſeine Mutter hindert. Nun wirft er ſein Auge auf die ſchöne Ambre, des Muftis Tochter. Ambre weigert ſich. Poetiſcher Wettſtreit allegoriſcher Figuren der Tugenden und Laſter. Ibrahim will ſeine fünf Söhne tödten, um mit Ambre neue zu zeugen. Er läßt ſie in ſein Bett bringen. Er

jagt ſie entehrt im Kleide einer Buhlerin wieder fort, ſie erſticht ſich. Die drei Furien verfolgen ihn. Die Janitſcharen empören ſich, ermorden ſeinen Günſtling Achmet und entſetzen ihn. Er wird im Kerker, nachdem ihm Ambres Geiſt erſchienen iſt, von den Stummen erwürgt. Sein Sohn beſteigt den Thron.

Verſchieden von dieſem Trauerſpiel iſt Ibrahim Baſſa:

Ibrahim iſt durch ſeine Talente vom Sclaven zum Günſtling des Sultans Solyman erhoben, hat aber eine ſchöne Gemahlin Iſabelle, in die ſich der Sultan verliebt. Sie fliehen und werden wieder eingefangen. Der Sultan will Ibrahim tödten laſſen und ſchon hat dieſer den Strick am Halſe, als er ihn wieder begnadigt. Aber noch einmal erfaßt ihn der Haß und er läßt ihn wirklich tödten, was ihn nachher ſo reut, daß er Iſabelle frei läßt.

Ziemlich untergeordnet ſind Lohenſteins Trauerſpiele Sophonisbe, worin beſonders widrig die Unnatur auffällt, mit welcher Sophonisbe ihren Selbſtmord beſchließt, blos um der Dido zu gleichen; und Kleopatra, worin aller Liebreiz des Shakeſpear'ſchen Stücks vermißt wird und nur das Grauſenhafte vorherrſcht. Gut iſt der Schluß. Hier treten als allegoriſche Perſonen die Flüſſe auf und zuletzt Rhein und Donau, welche mit Stolz das Bild der Zukunft entrollen und in dem Augenblick, in welchem Auguſtus die römiſche Weltherrſchaft gründet, deren Zerſtörung durch die Deutſchen verkündet.

Lohenſteins Agrippina übertrifft an Frechheit alles, was man wohl je in der Welt auf einer Bühne geſehen hat.

Sie ſelbſt iſt es, die ihren Sohn verführt, ſich ſchamlos vor ihm entblößt und ihm alle ihre Reize Stück für Stück vorhält, beſchreibt und preist. Nero benimmt ſich dabei anfangs ganz vernünftig und lehnt ihre Wuth ab, am Ende aber gibt er ſich ihr hin, um ſie hintendrein ermorden zu laſſen. Mit den Furien, die den Nero wegen dieſes Muttermords am Schluß verfolgen, kommt auch Oreſtes, um zu ſagen: ich mordete die Mutter, weil ſie mich unnatürlich haßte, wie viel ſchwerer verſündigt ſich Nero, den ſeine Mutter nur unnatürlich liebt!

Das Trauerſpiel Epicharis iſt merkwürdig, weil die Heldin eine politiſche Dame, eine Vorkämpferin für die Völkerfreiheit, ein weiblicher Marquis Poſa iſt.

Sie bewegt ihren Liebhaber Proculus, den Tyrannen Nero aus der Welt zu ſchaffen, aber er iſt zu feig, die That auszuführen. Sie ſtößt ihn von ſich,

da verräth er sie, und sie wird mit ihren Freunden und Mitverschworenen den grausamsten Martern unterworfen, bis sie sich selbst erwürgt. Die objective Kälte und Ruhe, mit der sie auf ihre eigenen Marter herabsieht und davon spricht (S. 115), ist äußerst unnatürlich, und die Art, wie sie den Tyrannen mit Schimpfwörtern überhäuft (S. 126) ist unschön.

Bei alldem darf man nicht vergessen, Lohenstein war eine edle Natur und die Geschmacklosigkeit, in die er verfiel, demselben eigentlich nicht angemessen. Es hat viele Dichter gegeben, welche mit besserem Geschmack schrieben und selbst sittlich verworfene Menschen waren. Bei Lohenstein war es umgekehrt. Ein durchaus sittlich reiner, patriotischer Charakter verfiel hier einer Art fremdartiger Bezauberung. Das war die Wirkung der Renaissance auf das deutsche Naturell.

Die Trauer-, Freuden- und Schäferspiele des Joh. Christ. Hallmann von Breslau (1673) enthalten Uebersetzungen aus dem Italienischen (Kaiserin Adelheid und Heraclius), nebst sieben eigenen Stücken, alle in Alexandrinern und Lohensteinischem Schwulst, aber mit einer merkwürdigen Neigung zum Phantastischen.

1) Adonis und Rosabella, ein Schäferspiel zu Ehren der zweiten Vermählung Kaiser Leopolds, beginnt damit, daß die mit ihren Nymphen in der Donau badende Venus eine kostbare Perle sucht und erfährt, sie sey von Jupiter an den Himmel gesetzt worden. Und siehe, in den Wolken erscheint Margaretha (die Perle), des Kaisers verstorbene Gemahlin. So wird seine zweite Heirath sinnreich motivirt. In der Schäferin Rosabella, welche schlummernd den Namen Adonis ruft, erkennen wir nun das Vorbild der neuen Braut, so wie in Adonis selbst den Bräutigam. In ihrem Zauberschlafe gilt sie für todt und soll eben auf dem Holzstoß verbrannt werden, als sie erwacht. Sieg der Liebe über den Tod. Alle griechischen Götter und eine Menge Allegorien mischen sich ein, die Scenen wechseln sehr lebendig. Bald singen die Musen, bald Dianas Nymphen, bald die Eroten, bald stürmen Jäger herein, treiben schlesische Bauern dumme Possen, werden Mädchen im Bade überrascht, singen Liebe, Einbildung und Zorn ein Terzett, stellt die Bühne eine Todtengruft voll hingerichteter Leichen, dann wieder das Boudoir der Frauenlist dar voll von Spiegeln, Larven, Kleidern, Fuchsschwänzen, Brillen ꝛc. Das Schauspiel muß Ruhm erlangt haben, denn es wurde 1750 zu Augsburg noch einmal in Quart mit sehr vielen Kupfern herausgegeben. — 2) Die berühmte Legende von der h. Sophia mit ihren drei Töchtern Fides, Spes und Charitas und vielen allegorischen Personen als geistliches Trauerspiel behandelt, ganz im Geist Lohensteins. Wie bei diesem Agrippina vor Nero sich entblößt, um ihn zu verführen, so hier der Kaiser Hadrian vor Sophien und nur ein Blitz und Donner hindern ihn, die

Schändung auf der Bühne zu vollziehen. — 3) Urania, ein Schäferſpiel, worin die Heldin ihre Treue bewährt, wieder mit vielen Allegorien. — 4) Mariamne, ächt Lohenſteiniſch mit viel Blut, Raſerei und Erſcheinungen der Hingerichteten als Geiſter. — 5) Theodorich, ein ähnliches Stück. Auf der Bühne werden Symmachus, Boetius und Andere hingerichtet und erſcheinen nachher dem durch den Fiſchkopf entſetzten König als Rachegeiſter. Unter den Allegorieen kommt hier Roma vor, an den Triumphwagen der Tyrannei geſpannt und bitter klagend. Der Geiſt des Auguſtus aber erſcheint, erklärt, dem entarteten Rom geſchehe Recht und das Kaiſerthum werde hinfort an die Deutſchen kommen. — 6) Antiochus, verliebt in ſeine Stiefmutter Stratonice. Um ihn von ſeiner Liebeskrankheit zu heilen, bewilligt ihm der Vater die Schöne und am Schluß werden ſie feierlich zu Bette gebracht und Hofdamen und Cupidines ſtreuen wetteifernd Blumen über ſie aus. — 7) Katharina, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII., das Opfer der Anna Boleyn, in ihrem Leiden und Sterben dargeſtellt. Zuletzt erſcheint ihr Geiſt dem zitternden König, verkündet ihm und ſeinem Hauſe Unheil und verſchwindet unter Donner und Blitz.

A. A. von Haugwitz gab 1684 zu Dresden einen Prodromus poeticus, oder: Poetiſcher Vortrab heraus. Darin zuerſt ein Trauerſpiel: Schuldige Unſchuld oder Maria Stuarda.

Der Vorhang rollt auf, der Himmel öffnet ſich und nieder ſteigt die Einigkeit, um in ächt Calderoniſchen Trochäen die eitle Größe der Fürſten zu ſchildern.

Wißt ihr nicht, daß auf die Klippen
Wo des Adlers hohes Neſt,
Als auf niedrige Geſtrüppe
Mehr der ſtarke Sturmwind bläst? —

Sind ſie doch, wie jene dort,
Die die hohen Alpen decken,
Die vor jedem Donnerblick
Nicht ſo gar geſchwind erſchrecken.
Doch hat auch das blinde Glück
Oefters die wohl ſelbſt betrogen,
Die auch mitten in der Schooß
Großer Herrſchaft ſind erzogen.
Oftmal ſchlug ein harter Stoß
Ihren Scepter, Thron und Reiche
Und den goldnen Königskranz
Aus der Hand mit einem Streiche.

Man erſtaunt, dieſe Sprache auf der deutſchen Bühne ſchon 132 Jahre vor Müllners Schuld zu hören. Aber Haugwitz fährt leider nicht in Trochäen

fort, ſondern wie die Ewigkeit abtritt, beginnt auch ſchon der Dialog in den herkömmlichen ſteifen Alexandrinern. Das beſte an dieſer Tragödie iſt die feine Charakterſchilderung der Eliſabeth, die den Tod Marias will, aber ſcheinbar immer dagegen proteſtirt und zuletzt noch den beſtraft, der ſie am beſten errathen und die Hinrichtung befohlen hat.

Obſiegende Tugend, oder der bethörte, doch wieder bekehrte Soliman, ein Miſchſpiel von demſelben.

Sultan Soliman liebt Iſabellen, die Geliebte ſeines Beziers Ibrahim, der ein Renegat und geborner Genueſer iſt. Nach morgenländiſchem Gebrauche will er den läſtigen Nebenbuhler hinrichten laſſen, ſein beſſeres Ich ſiegt aber ob, er läßt beide frei und vermählt ſie mit einander. In Alexandrinern. Im Dialog redet man ſich per Er und Sie an.

Flora, ein Luſtſpiel deſſelben nach einem franzöſiſchen Ballet. Alle Blumen huldigen zuletzt den franzöſiſchen Lilien.

Der geiſtreichſte Dramatiker unter den Schleſiern war Andreas Gryphius von Glogau. Im dreißigjährigen Kriege frühe verwaist, indem die Peſt ihm Eltern und Geſchwiſter raubte, mit Armuth ringend und alles nur ſeinem eigenen Geiſt verdankend, machte er zehn Jahre lang Reiſen in England, Holland, Frankreich und Italien und ſtarb 1664 als Syndicus in ſeiner Vaterſtadt. Der tiefe Ernſt, der durch ſein Leben ging, bewahrte ihn vor der poetiſchen Spielerei ſeiner Zeitgenoſſen. Sein Geiſt bricht oft mächtig wie ein Blitz, oft zart wie Paradieſeshauch aus der harten, ſteifen, altmodiſchen Hülle hervor. Neben dem großen Shakeſpeare macht er einen peinlichen Eindruck, eben weil man ſieht, ſein Geiſt blieb gefangen und konnte ſich nicht zu voller Freiheit hindurchringen. Dennoch iſt es verkehrt, ihn, wie Gervinus thut, mit Seneca zuſammenzuſtellen. In Seneca liegt keine Ahnung von dem trefflichen, echt deutſchen Humor des Gryphius. Am meiſten ſchadete ihm, daß er ſich den Niederländer Vondel (ſtatt Shakeſpeares) zum Muſter nahm. Vondel verband den altteſtamentariſch gefärbten Fanatismus der Calviniſten mit der Renaiſſance. Gryphius überſetzte deſſen „Gibeoniter", ſo wie des franzöſiſchen Jeſuiten Cauſinus lateiniſch geſchriebene Tragödie Felicitas (die chriſtliche Mutter, vor deren Augen ihre ſieben Söhne umgebracht werden). Er überſetzte ferner im Geſchmack der Zeit des Lalande berger extravagant nach des jungen Corneille Bearbeitung ihn „ſchwärmenden Schäfer". Desgleichen „die Säugamme" des

Italieners Razzi. — Gryphius schrieb seine Stücke in den fatalen Alexandrinen, je in 5 Abhandlungen (Akten), die Scenen heißen bei ihm „Eingänge". Er hat Reigen (Chöre), durchgängig allegorische Personen, Tugenden und Laster, vornehmlich Geister, die in Gesängen die allgemeinen Beziehungen und Nutzanwendungen ausdrücken. Die Geister treten auch handelnd und unmittelbar mitwirkend bei ihm ein. Uebrigens ist die Motivirung der Handlung und die feinere Charakteristik der Personen zurückgedrängt unter der breiten historischen Relation und unter der pathetischen Declamation, wie bei Lohenstein, nur in geringerem Grade. Sein erstes Stück, Leo, erschien zu Straßburg 1646, die erste echte (von einer von ihm selbst für verfälscht erklärte von 1650 zu unterscheidende) Gesammtausgabe seiner Dichtungen zu Breslau 1657. Die 2te von 1663 ist noch nicht vollständig, die 3te vollständigere von 1698 hat viele Druckfehler. Von seinen lyrischen Dichtungen war oben schon die Rede. Sein Leben ist beschrieben in Bredows Schriften.

Sein ältestes Trauerspiel ist Leo Armenius, die Geschichte des im Jahre 1320 ermordeten griechischen Kaisers.

Michael Balbus, Leos oberster Feldhauptmann, trachtet nach der Krone. Die Verschwörung wird entdeckt, Michael zum Tode verurtheilt, die Vollziehung aber bis nach dem Christfest verschoben, und auf Bitten seiner Gemahlin Theodosia schenkt Leo ihm das Leben. Michael verlacht ihn wegen dieser Schonung und erneuert seinen Anschlag. Der Kaiser überrascht ihn unerkannt im Kerker, wie er schon den Purpur angethan hat. Nur an seinen gestickten Schuhen wird erkannt, es sey der Kaiser gewesen; die Verschwornen eilen nun, ihn zu ermorden und Michael wird auf den Thron erhoben. — Wie roh und unedel auch Michael erscheint, so entschuldigt ihn doch, wie er selbst sagte, das höchste Ziel des Ehrgeizes. S. 13.

Ein Heldengeist, der lachet
Dies leichte Schrecken aus. Ein Mann wird, mag er leben,
Nur einen Tag gekrönt, in höchste Noth sich geben.
Dies was unmöglich scheint, wird möglich, wenn man wagt!

Scheut er also keine Gefahr und keinen Tod, wie sollte er das Verbrechen selbst scheuen! — Der milde Charakter der Theodosia gibt sich in einem Gespräch mit Leo zu erkennen S. 33. Leo frägt sie, ob er den wilden Eber, kaum gefangen, wieder frei in den Wald lassen solle? Sie aber erwiedert:

Man kann die Schlange selbst durch Güte so bewegen,
Daß sie das grause Gift pflegt von sich abzulegen.

Einen faſt comiſchen Eindruck machen die Höflinge, die einen Chor bildend, von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit ſingen, der ſie dennoch unabläßig dienen. Am verfehlteſten ſcheint die Geiſterbeſchwörung durch einen der Verſchwornen (warum nicht durch Michael ſelbſt?). Sie läuft nur darauf hinaus, daß ein Geiſt des Leo Untergang verkündet. Von der tiefen Bedeutung und Wirkung der Hexenſcene im Macbeth iſt hier keine Spur S. 52. — Leo erſcheint durchweg unbedeutend, leicht beſtimmbar und ſchwach. Am Schluß wird Theodoſia wahnſinnig und bildet ſich ein, indem ſie ihren todten Gatten vor ſich ſieht, es ſeyen die Leichen der ermordeten Verſchwornen. Eine gewiß unnatürliche Täuſchung.

Beſſer iſt das im folgenden Jahre gedichtete Stück Catharina von Georgien.

Die Heldin hat ſich an den Hof des Perſiſchen Schah Abbas begeben, um Schonung ihres Landes zu erflehen, iſt aber gefangen zurückbehalten worden. Abbas hat ſich in ſie verliebt. Der ruſſiſche Geſandte verlangt ihre Freilaſſung und erhält ſie, aber der Schah wird noch einmal von ſeiner Leidenſchaft überwältigt, er bietet Katharinen ſeine Hand an. Sie weigert ſich, da läßt er ſie aufs grauſamſte martern mit glühenden Zangen und ſie verbrennen. Nachher reut es ihn wieder, ihr Geiſt erſcheint ihm und kündigt ihm den Untergang ſeines Hauſes an. Er kniet vor ihr bebend. — In dieſem Stück bilden die Tugenden und der Tod den Reihen.

Auf eine viel höhere Stufe erhob ſich das tragiſche Talent des Dichters in der ermordeten Majeſtät oder Carolus Stuardus, eines ſeiner merkwürdigſten Stücke, bald nach der Hinrichtung des Königs ſchon gedichtet und auf die Bühne gebracht, voll von tiefer Indignation über den ungeheuren Frevel der Revolution, daher auch im düſterſten und ſchauerlichſten Colorit.

Gleich im Eingang erſcheinen zwei Geiſter, der hingerichtete Günſtling Strafford und Laud, denen ſich der Geiſt der hingerichteten Maria Stuart anreiht, um den ſchlummernden König zu ängſtigen, und denen ein ganzer Chor ermordeter Könige nachfolgt. Sie verwünſchen England.

Ach, Inſel, rauher denn dein Meer,
Die jederzeit der Mörder Heer
Auf deine Prinzen ausgeſchickt ꝛc.

Des Fairfax Gemahlin bittet für den König, aber umſonſt. Sein Tod wird beſchloſſen und vollzogen. Der Dichter läßt ihm aber Zeit in langen Geſprächen und breiten Reden ſein Martyrium und die erhabene Seele, mit der er es trägt, zur Schau zu tragen. In dieſen royaliſtiſchen Declamationen

findet ſich manche gute Bemerkung und Wahrheit, z. B. S. 31. Dem Volk waren die leichten Steuern zu ſchwer, jetzt wird es von einer unerſättlichen Soldateska ſyſtematiſch ausgeplündert. Das Volk hielt den ſchwachen König für einen Tyrannen, jetzt hat es ein ganzes Heer wirkliche Tyrannen. Noch feiner iſt der Tadel, der über die Feigheit des Adels ausgegoſſen wird, ſofern er anfangs dem Parlament in ſeiner Oppoſition gegen den König half.

Man ſtieß die Biſchöf' aus, jetzt folgt der Adel nach,
Der über Straffords Hals das blutge Urthel ſprach,
Der den gekränkten Laud half auf den Mordplatz führen,
Fühlt nun, wie ſüß es ſey, die Freiheit zu verlieren,
Zu küſſen Block und Beil.

Ein lieblicher Gedanke iſt, einen Chor von Jungfrauen auftreten zu laſſen, in deren Kreis der König ſtirbt.

Dieſem lebendig aus der Zeit herausgegriffenen Trauerſpiel folgte ein Renaiſſancestück, der ſterbende Papinianus:

Der römiſche Kaiſer Baſſianus bringt ſeinen Bruder Golo im Schooß ſeiner Mutter Julia um und verlangt von Papinian, er ſoll eine Rechtfertigung des Mordes ſchreiben. Er weigert ſich als Ehrenmann. Julia will ſich an ihrem unnatürlichen Sohn rächen und bietet dem Papinian ihre Hand an wenn er den Baſſianus aus dem Wege räumen wolle, aber er weigert ſich abermals als Ehrenmann und bietet ſich den Henkern des jungen Kaiſers zum Opfer. Den Chor bilden die Raſereien (Furien), die gemeinſchaftlich einen Dolch ſchmieden und damit dem ſchlafenden Baſſianus drohen.

Das vortrefflichſte Trauerſpiel des Gryphius iſt Cardenio und Celinde, wie er in der Vorrede ſagt, einer wirklichen Begebenheit entnommen, die er in Italien erfahren habe.

Ein Spanier, der junge, ſchöne, edle Cardenio liebt zu Bologna auf der Univerſität die junge, ſchöne, edle Olympia, hält ſich zu viel vor ihrem Fenſter auf, wird deshalb von ihrem Bruder Viren hart angelaſſen und verwundet ihn im Zweikampf. Er muß fliehen, ein gewiſſer Lyſander ſchleicht ſich aber, nachdem er das Kammermädchen beſtochen, in Olympiens Schlafgemach und wird zwar vertrieben, da aber Olympia in der Angſt des Cardenio Namen nennt, ſo wird der abweſende Cardenio des Attentats beſchuldigt und nun ſtellt ſich Lyſander wieder ein und erbietet ſich, Olympien zu heirathen. Viren iſt gleich bereit, ihm die Schweſter zu geben, um ihren Ruf herzuſtellen, und ſie willigt ein. Mittlerweile fällt Cardenio in die Schlinge der ſchönen Celinde, die ſich aufs heftigſte in ihn verliebt, obgleich ſie von dem Ritter Marcellus unterhalten wird. Cardenio wird einmal von dem Ritter bei ihr gefunden und tödtet ihn im Zweikampf. Als aber Cardenio erfährt, wie er um Olympien betrogen worden, verläßt er Celinden, denkt nur an Olympien und

will den Lyſander ermorden. So weit erhellt aus der Erzählung des Cardenio im Geſpräch mit einem Freunde, ohne daß bis dahin irgend die Geſchichte in lebendiger Handlung ſich bewegte. Erſt von nun an beginnt die letztere. Celinde ſingt und zerreißt unmuthig die Saiten der Laute. Da kommt die Zauberin Tyche und ſagt ihr ein Mittel, wie ſie Cardenios Liebe gewinnen könne. Sie ſolle nämlich des Nachts in die Gruft gehen und des todten Marcellus Herz, das ſie ſo treu geliebt, herausſchneiden und verbrennen. Mit dieſem Zauber werde ſie das Herz Cardenios wenden. — Cardenio ſelbſt ſucht Olympien auf und wird durch ein Geſpenſt derſelben getäuſcht, dem er folgt und das ihn auf den Kirchhof lockt, um ihn plötzlich als ſcheußliches Todtengerippe anzugrinſen. Auf demſelben Kirchhof erſcheint Celinde und die Zauberin, um ihr finſteres Werk zu verrichten. Celinde ſteigt in des Marcellus Gruft, da tritt Cardenio hervor und beide erkennen ſich. Was ſie hier erlebt, hinterläßt den tiefſten Eindruck bei ihnen und ſie beſchließen, die gefährliche Leidenſchaft abzulegen und Gott und der Ehre zu dienen. Cardenio kniet vor Olympien nieder, um ihr dieſen Entſchluß zu verkündigen.

Gervinus ſpricht von dieſem Stück nur mit herablaſſender Anerkennung und Vilmar nennt es gar eins der ſchwächſten Stücke des Gryphius. Ich ſtelle es ungleich höher. Der Sieg des Glaubens und der Ehre iſt trefflich wie bei Calderon durchgeführt; ihnen gegenüber findet die feurigſte und zärtlichſte Leidenſchaft ihre Geltung. Der edle Achillescharakter des Cardenio contraſtirt trefflich mit dem berechnenden Lyſander, eben ſo die hohe, reine, unantaſtbare Olympia mit der in Gluth ſich verzehrenden wilden Celinde. Das Genialſte aber an dem Stück iſt, daß Lyſander der einzige Glückliche bleibt, der welcher es am wenigſten verdient, und daß er dieſes Glück nur der Großherzigkeit der Andern verdankt. — Läßt es Gryphius an der Ausführung fehlen, ſo iſt doch die Anlage ſeines Stückes ſo vortrefflich, daß ich es ohne Bedenken allen ſeinen übrigen Stücken vorziehe. Es verdient, wie Don Juan, einer Bearbeitung weniger durch einen Dichter, als durch einen großen Componiſten, der im Stande wäre, die ſchauerliche und finſtere Tiefe der Leidenſchaft in Cardenios und Celindens Seele zu ergründen. Olympia wäre ganz Donna Anna, eine Celinde mehr als eine Elvira, Cardenio ſelbſt aber ein ganz neuer Charakter. — Ueber die beiden modernen Bearbeitungen des Stoffs von Achim von Arnim und Immermann hab ich mich im Literaturblat 1825 Nr. 1. 2 ausführlicher ausgeſprochen und hege dieſe Anſicht heute noch.

Gryphius ſchrieb auch Luſtſpiele, zum Theil vortreffliche. Im erſten, Majuma von 1653, iſt er ganz der Renaiſſance hingegeben.

Chloris iſt von Zephyr verlaſſen. Sie klagt über ſeine Untreue. Er kehrt aber wieder und rechtfertigt ſich, Boreas habe ihn gefangen und in Feſſeln von Eis zurückgehalten. Sie führt ihn in ihren Blumengarten, aber da hat Mars alle Blumen zertreten. Sie klagt bei den Göttern, die ihr den Mars gefangen überliefern. Sie ſtellt ihn als Gärtner an. Da werden ſie, ihre Freundin Maja und Zephyr, in drei Kaiſerkronen, Mars aber in den kaiſerlichen Adler verwandelt und Merkur erſcheint, um zu melden, Kaiſer Ferdinand IV. ſey gewählt.

Piaſtus, ein Luſt- und Geſangſpiel, gibt die liebliche polniſche Sage von Piaſt wieder.

Der böſe König Popiel fällt den Rachegeiſtern anheim. Der fromme Bauer Piaſt und ſein Weib Repicha werden von Engeln beſucht und reichen ihnen Speiſe und Trank, was ſie haben. Da füllen ſich alle Schüſſeln und Gläſer, des Fleiſches wird immer mehr, je mehr man davon ſchneidet ꝛc. Endlich kündigen ihm die Engel an, er werde noch zum König gewählt werden.

Das verliebte Geſpenſt, ein Geſangſpiel, dem ein Scherzſpiel „die geliebte Dornroſe“ eingeflochten iſt, wurde zwar dreimal gedruckt, findet ſich aber nur ſelten den Ausgaben des Gryphius angebunden und iſt nicht in dieſelben aufgenommen, indem es in eigener Seitenzahl fortlauft.

Es beginnt zweimal mit dem Eros, der im Prolog verkündet, er wolle ſeine Macht zeigen. Nun tritt eine Dienerin der Donna Cornelia mit einer Schüſſel voll überzuckerter Früchte auf. Dieſe ſüße Speiſe iſt für den Sulpitius beſtimmt und ein Aphrodiſiacum, womit Cornelia ihn zur Liebe reizen will, denn er liebt nicht ſie, ſondern ihre ſchöne Tochter Chloris. Chloris aber ſchreibt unter die giftigen Früchte ein Zettelchen, welches ihn warnt. Sofort gibt Livius, der verſchmähte Liebhaber der Cornelia, dem Sulpitius den Rath, ſich zu ſtellen, als ſey er vom Genuß der giftigen Früchte geſtorben und dann der böſen Cornelia als Geiſt zu erſcheinen. Der Schwank wird glücklich ausgeführt und Cornelia, durch die Erſcheinung des Geiſtes erſchüttert, bittet ab und iſt bereit, dem Livius ihre Hand zu reichen. Sulpitius erſcheint auch ſeiner Geliebten Chloris, die ihn für todt hält, und erprobt als vermeinter Geiſt ihre Treue. Nachher lebt er wieder auf und erhält ihre Hand.

Dieſem heitern Stück iſt das andere eingeflochten, ſo daß die Scenen ſich durchkreuzen, und zwar ein Bauernſpiel in ſchleſiſcher Volksmundart. Zwei Bauern ſind alte Feinde und thun ſich alles gebrannte Herzeleid an, Barthel

und Jockel. Dieſer ſchlägt dem Hahne des andern ein Bein ab, jener verbrüht den Hund des andern mit heißem Waſſer. Ein Vetter des einen aber, Kornblume, liebt die Tochter des andern, Dornroſe, und kann wegen des Haſſes der Eltern nicht zu ihrem Beſitze gelangen. Doch prügelt er einen aufdringlichen Freier ſeines Dornröschens tüchtig durch. Endlich kommt der Gutsherr an und ſchlichtet den Handel, Kornblume bekommt die Dornroſe, die beiden Alten werden beſtraft, der eine muß den Hund tragen, der andere im Stock ſitzen. Eine alte Kupplerin wird geſtäubt und muß die Ohren laſſen. Der Schluß dieſer Gerichtsſcene lautet: Alſo muß man den Bauern den Pflug keilen.

Herr Peter Squenz, Schimpfſpiel, ſtimmt vollkommen mit der bekannten Epiſode aus Shakeſpeares Sommernachtstraum überein, wo vor Theſeus und ſeiner Gemahlin die Fabel von Pyramus und Thisbe von elenden Dorfſchauſpielern aufgeführt und traveſtirt wird. Indeß hat Gryphius den ſehr beliebten und verbreiteten Stoff nicht aus Shakesſpeare, ſondern von herumziehenden Comödianten in Deutſchland entlehnt, denn er ſagt ſelbſt in der Vorrede, ein gewiſſer Schwenter in Nürnberg habe vor ihm daſſelbe Sujet auf die Bühne gebracht. Der Ruhm, den der Stoff erlangte, erklärt ſich nicht blos aus dem geſunden und natürlichen Witz deſſelben, ſondern auch aus dem Umſtand, daß darin von einem höheren und modernen Standpunkt aus die alte Volkskomödie und die Gemeinheit und Armſeligkeit der herumziehenden Truppen verſpottet wird. Es mußte nothwendig einen ſehr widerlichen Eindruck machen, Götter und Könige mit vornehmen Reden von den roheſten und bettelhafteſten Menſchen dargeſtellt zu ſehen; dieſer Contraſt wurde nun komiſch aufgefaßt und zu jener Satire verarbeitet, die von England nach Deutſchland überſiedelte. Da Gryphius wohl nicht blos den Stoff überhaupt, ſondern auch die einzelnen beſten Witze (die auch zum Theil mit Shakeſpeare übereinſtimmen) entlehnte, ſo läßt ſich beim Lobe ſeines Werkes nicht beſtimmen, was ihm ſelbſt davon angehört. Was es von Shakeſpeares Werk unterſcheidet, iſt die bei weitem größere Rohheit.

Die Schauſpieler ſind ſich ihrer Fehler mit einer Art von Prahlerei bewußt, nennen dieſelben Säue und verlangen dafür extra Bezahlung, weil ſie die hohen Herrſchaften dadurch doppelt ergötzt haben. Direktor iſt der Schulmeiſter Peter Squenz, Schauſpieler der Schmied, der den Mond, der Blaſebalgmacher, der die Wand, der Tiſchler, welcher den Löwen, der Leineweber, der den Brunnen, und der Spulenmacher, der die Thisbe ſpielt. In der

Einleitung werden die pomphaften Ankündigungen der Comödianten nachgeahmt und verſpottet. Im Stück ſelbſt, das in Hans Sachsiſchen Knittelverſen geſchrieben iſt, wird die Art und Weiſe des älteren Schauſpiels traveſtirt. Den Hauptſpaß geben aber die genannten Säue. Die Schauſpieler fallen aus der Rolle und prügeln ſich, des Königs Narr (Pikelhering) kämpft mit der Wand, der Mond mit dem Löwen. Der Gipfel der Frechheit iſt, daß ſich Thisbe unter dem Rock erſticht.

Horribiliſcribrifax, ein Scherzſpiel, iſt das berühmteſte Stück des Gryphius, doch inſofern nicht originell, als es den miles gloriosus der Alten, den bramarbaſirenden capitano und den pedantiſchen Doktor der Italiener wiedergibt. Da aber durch die verwilderte Soldateska aller Nationen, die ſich im 30jährigen Kriege auf deutſchem Boden tummelten, und durch die lateiniſche Pedanterie der damaligen Schulen beiderlei Carikaturen zu Gryphius Zeiten in Deutſchland eingebürgert erſchienen, ſo handelt es ſich bei ihm doch nicht um bloße Nachahmung, ſondern um eine genitale Auffaſſung, die man ihm zugeſtehen muß.

Nach dem großen Kriege halten ſich zwei kaiſerliche Officiere von ungewiſſer Herkunft in einer Stadt auf. Sie reden durcheinander alle Sprachen und prahlen fürchterlich. Beiden iſt es darum zu thun, ſich mit reichen Mädchen zu verheirathen, da der Krieg zu Ende iſt und ſie keine Ausſichten mehr haben. Einer hat wirklich das Glück, ein einfältiges Mädchen zu bethören, die ihn für einen reichen und vornehmen Cavalier und unüberwindlichen Helden nimmt, hinterdrein aber nur einen armſeligen Windbeutel an ihm findet. Er heißt Daradiridatumtarides, ſie Seloniſſa. Um ſeinetwillen hat ſie muthwillig die Liebe zweier edlen Männer verſcherzt, die jetzt zu andern ſich wenden. Sein Kamerad Horribiliſcribrifax und der pedantiſche Schulmeiſter Sempronius lieben die ſchöne Cöleſtine, die aber beide verachtet. Sempronius ſchickt eine Kupplerin mit einem Briefe zu ihr, worüber Cöleſtine aber ſo entrüſtet iſt, daß ſie durch ihren Diener die Kupplerin mit Koth beſchmieren und davon jagen läßt, (eine für ein ſo adeliges Haus rohe Scene). In den Geſprächen zwiſchen den beiden verſchmähten Liebhabern, Horribiliſcribrifax und Sempronius, und im Geſpräch des letztern mit der Kupplerin, erreicht die Sprachverwirrung ihren Gipfel. Der Capitän überbietet ſich in italieniſch-ſpaniſch-franzöſiſchem, der Schulmeiſter in griechiſch-lateiniſchem Sprachgemenge und die Kupplerin findet in allen Fremdwörtern einen deutſchen Anklang und Sinn. Doch iſt der Witz, den Gryphius in dieſe Geſpräche verſchwendet, zu künſtlich ausgedacht. Eine dritte Schöne, die arme Sophie, opfert ihr herrliches Haar und läßt es durch ihre Mutter verkaufen, um deren Noth zu lindern. Der vornehme und reiche Cleander ſieht das ſchöne Haar, verliebt ſich in die unbe-

kannte Beſitzerin deſſelben, beſchließt ſie zu prüfen, läßt ſie entführen, findet ihre Tugend bewährt und heirathet ſie. Während ihrer Entführung ruft ſie um Hilfe und fleht die beiden Capitäne um Beiſtand an, die aber, nachdem ſie arg geprahlt, ſich feig in die Flucht ſchlagen laſſen. Zuletzt entſchließt ſich der Schulmeiſter, die Kupplerin zu heirathen.

Man wird nun den Gryphius hinlänglich kennen, um ihm nachrühmen zu dürfen, daß etwas Volksthümliches, ein echter Humor und ein Zug zur Romantik bei ihm gegen die claſſiſche Mode reagirt und ihre ſchwere Feſſeln zu durchbrechen ſtrebt.

Die 1661 zu Breslau gedruckten ſehr langathmenden Trauerſpiele des Daniel Caſpar bearbeiten antike Stoffe in Alexandrinern und ſtehen in der Mitte zwiſchen denen von Gryphius und Lohenſtein. Sie bewahren den Sinn für das Nachdrucksvolle und Kühne, wenn auch in ſchleppenden Theſen.

Das große Trauerſpiel Cleopatra enthält die tragiſche Geſchichte dieſer Königin. Der Ueppigkeit und dem Morde und Verrath, die am Hofe lauern, werden idylliſche Schäfer, ein Bild des reinſten Friedens, entgegengeſtellt. Als zuletzt Antonius und Cleopatra unterliegen und auch der letzteren Sohn von Cäſar, Cäſarion, ermordet iſt, ſchließt der Sieger Octavianus Auguſtus auf würdevolle Weiſe, indem er ſich das Grab des großen Alexander öffnen läßt und als Ebenbürtiger ſofort das große römiſche Reich gründet, gleichſam als Wiedergeburt des macedoniſchen. Der Chor der Flußgötter ſingt dazu; Rhein und Donau aber werden mit dem Tiber uneins und verkündigen ganz am Schluß, auch das eben gegründete Römerreich werde nicht beſtehen, ſondern an die Deutſchen fallen.

Nein, ſtolzes Rom, wir ſchaun ſchon jene Zeit vergehn,
Da uns wird ehrn nicht nur ein Kreis der Erden.
Es wird dies unſer Maas voll Diamanten ſtehn ꝛc.

Dann wird vom Haus Habsburg vorhergeſagt:

Die itzge Welt iſt ihm zu klein,
Es wird noch eine Welt entſtehn,
Ihm wird die Sonne nicht untergehn.

Die zweite Tragödie Caſpars, nicht minder groß und perſonenreich, iſt Epicharis, die in einer Verſchwörung gegen Nero begriffen, gefangen und aufs gräßlichſte gemartert wird, aber noch unter der Folter dem Nero kräftigſt ins Gewiſſen redet. In dieſem Gegenſatz liegt ſchon etwas von dem des Schillerſchen Poſa gegen Philipp II. Aber die Alexandriner ſind gar zu lang ausgedehnt und hölzern.

Von Tobias Fleischer erschienen 1666 zwei Tragödien Polleyt (Polleuct) und Cinna.

Harsdörfer schrieb ein Lustspiel „Melisa", das gar nicht übel ist.

Die Heldin wird von mehreren Freiern bedrängt, liebt aber nur einen jungen Studenten. Die Nebenbuhler sinnen eine List aus und wollen Melisas lange abwesenden Vater durch einen Andern vorstellen lassen, wählen aber zu dieser Rolle den wirklich zurückgekehrten Vater aus, der sie nun alle täuscht und die Liebe seiner Tochter begünstigt. In erneuter Form könnte diese Erfindung heute noch Glück machen.

Artig ist auch dessen „das Schauspiel deutscher Sprüchwörter".

Florinda läßt sich von Lydias entführen, beide werden von Zigeunern geplündert und müssen sich mit den zurückgelassenen Kleidern derselben begnügen, kehren nun aber in dieser Maskirung in die Stadt zurück, wo man sie nicht wiedererkennt und necken die Bekannten. Der Entführer wird endlich dem Vater seiner Geliebten vorgestellt und der Vater selbst bietet ihm nun die Tochter an.

Das Lustspiel „die Redekunst" von demselben ist eine bloße Spielerei mit Stylarten. Die Personen reden jede in einem andern affectirten Styl, lehrhaft, bilderreich, emphatisch ꝛc. Das Singspiel „Seelewig" stellt in Seelewig die Seele dar, in andern Personen das Gemüth, Gewissen, die Sinnlichkeit und die Zucht.

Amelinde, ein 1657 zu Braunschweig aufgeführtes Singspiel, erinnert einigermaßen an die Agnes Bernauerin. Amelinde eine arme Schäferin wird von einem Prinzen in Hirtentracht geliebt, ohne seinen Stand zu kennen, von seinem strengen Vater aber verhaftet und in Ketten gelegt, bis er sich erbarmt und die Liebenden gewähren läßt.

Verwechselung der Verlobten, ein Schauspiel ohne Verfasser, Druckort und Jahr in einem Bande der Stuttgarter Bibliothek mit einigen Stücken von Birken zusammengebunden, enthält die Schicksale der Mellcerte, einer macedonischen Prinzessin, die in männlicher Kleidung und auf der Flucht von der thessalischen Prinzessin Pollcrite geliebt und zur Ehe begehrt wird, bis ihr aus der Gefangenschaft erlöster Bruder die Bräutigamsstelle für sie einnimmt und sie dagegen von einem Bruder der Polcrite geheirathet wird.

Wenn die Vermuthung Kobersteins (Grundriß II. 780) richtig ist, wäre Schwieger der Verfasser mehrerer in Rudolstadt aufgeführter und

anonym gedruckter Stücke (Filidors Traum-, Luſt- und Miſchſpiele, 1664), die jedoch nicht alle von ihm herrühren können, da ſie zum Theil bekannten Quellen entlehnt, zum Theil zu geiſtreich ſind, als daß man ihre Erfindung ihm ſelbſt zuſchreiben könnte. Das 1665 zu Rudolſtadt aufgeführte Stück „der vermeinte Prinz" handelt nach einer italieniſchen Quelle vom König Orimanthes von Sicilien, der ſeine Tochter als Knabe erziehen läßt, ſo daß ſie ſelber lange in dem Wahne verharrt, ſie ſey ein Mann. Das Stück „Ermelinde oder viermal Braut" iſt noch geiſtvoller und da es am engliſchen Hofe ſpielt, wohl aus einer engliſchen Quelle. Der „betrogene Betrug" iſt nach Scarrons komiſchem Roman bearbeitet. Origineller ſind die in Rudolſtadt, als der Fürſt von Schwarzburg ſich vermählte, 1666 aufgeführten „Wittekinde".

Der alte Sachſenheld Wittekind iſt bekehrt und kämpft für Karl den Großen in Spanien, während ſeine noch heidniſchen Söhne durch zarte Liebesbande ebenfalls zum Chriſtenthum hingezogen werden.

Die Stücke ſind ſämmtlich mehr in volksthümlich gemeinem, als in gelehrtem Styl geſchrieben. Die Baſilene, Rudolſtadt 1667 habe ich nicht zu Geſicht bekommen.

Zu Darmſtadt wurde 1667 ein „glückwünſchendes Schauſpiel" gedruckt, welches von der h. Eliſabeth und ihrem Gemahl Ludwig handelt. Es iſt in Proſa geſchrieben, die Prologe ſprechen Fama, Pietas. Neben einem Harlequin machen Bauern und Bettler groben Spaß. Räuber werden überwunden, der Landgraf erwirbt den Ruhm eines Ordners und liebreichen Landesvaters. Eliſabeth thut an Armen Gutes. Am Schluß großes Vivat für die zuſchauenden Herrſchaften des heſſiſchen Hauſes. — Huldreich Friedland ſchrieb 1672 zu Ehren der Hochzeit Herzog Friedrichs von Württemberg eine Ariana oder „Streit der Rache und Liebe".

Eines der merkwürdigſten Schauſpiele iſt die Politica dramatica geweſen, welche der Superintendent Mitternacht zu Neuſtadt an der Oſtra öffentlich durch ſeine Schüler aufführen ließ, gedruckt 1667.

Bauern treten auf, klagen über die unmenſchliche Behandlung, die ſie erleiden müſſen, und ſinnen auf Empörung gegen die Amtleute. Bürger treten auf, klagen über den Rath. Einer wird arretirt und von den Schergen blutig geſchlagen. Ein Edelmann tritt vor den Thron des Königs und klagt, ein anderer Edelmann habe ſeine Tochter geſchändet. Der König wird erzürnt und

befiehlt den Thäter zu beſtrafen, aber die Edelleute rotten ſich zuſammen und empören ſich gegen den wohlwollenden König. Unterdeß ſind auch Bürger und Bauern in voller Revolution. Der arme König wird gefangen, angeklagt, hingerichtet. Anarchia iſt nun des Landes Meiſterin. Alles geht drüber und drunter. Jeder Stand hat jetzt mehr zu leiden als vorher. Endlich treten wieder Vertrauensmänner aus allen Ständen zuſammen und wählen einen neuen König.

Man kann nicht ſagen, daß dem Dichter hier nur Karls I. Tod vorgeſchwebt habe. Die Motive ſeiner Revolution ſind nicht aus England entlehnt.

Alexander Romanus ſchrieb 1674 ein politiſches Schauſpiel „Gabile und Salibert“ oder die wiedererrungene Freiheit. Gabile bedeutet Holland, deſſen Freiheit damals von Frankreich her ſchwer bedroht war, jedoch glücklich gerettet wurde.

Des Caſpar von Stieler „Willmut“ (1680) iſt ein allegoriſches Schauſpiel.

Willmut, Fürſt zu Herzberg (der menſchliche Willen) ſchwankt zwiſchen zwei Fräulein, der Allguda und Scheinguda, bis er ſich für erſtere entſcheidet.

Kundegis, Wahrgilt und Willbald, Stücke des Heinrich Tolle (ſchon von 1670—73) ſcheinen ähnlicher Art geweſen zu ſeyn.

Ich muß hier noch ein Paar geiſtliche Schauſpiele nachholen. Im Jahre 1676 führten die Studenten in Wittenberg ein thriumphus Concordiae consensus im Sinne des ſtrengſten Lutherthums auf, worin der dem Vater gleichgeſinnte Sohn des berühmten Calixtus, der die ſtreitenden Religionsparteien gerne verſöhnt hätte, als feuerſpeiender Drache verhöhnt wird. Gedruckt zu Wittenberg 1676. Im Jahr 1682 wurde zu Uerdingen am Rhein ein Drama aufgeführt, worin ein Haereticus eifert und geifert, bis er, durch zwei verdammte Seelen belehrt, zur alleinſeligmachenden Kirche heimkehrt, aber auch dann noch ſeine burleske Rolle fortſpielt. Rein, vier geiſtliche Spiele, Crefeld 1853.

Cryſila oder die verrathene Zauberkunſt. Nürnberg 1680, nach dem Franzöſiſchen. Ein Luſtſpiel, in welchem die Wahrſagerin Cryſila, die aus Geldgier adelige Familien hinter einander hetzt, endlich durch einen braven Cavalier entlarvt wird, der einen als Teufel verkappten Kerl, indem derſelbe zum Schrecken der Damen erſcheint, feſthält und ihm eine Piſtole auf die Bruſt ſetzt, daß er jämmerlich um Gnade bittet.

Die Schauspiele des Johann Joseph Beckh sind so selten geworden, daß die Literargeschichte ihrer noch kaum gedacht hat, und doch sind sie besser als viele andere jener Zeit. Leider habe ich mir (außer dem oben bei der Faustsage S. 199 erwähnten) bisher nur noch zwei Stücke von Beckh verschaffen können:

Die erneuerte Chariclia, Dresden 1666, nach dem bekannten altgriechischen Roman frei behandelt. Chariclia, von ihrem geliebten Theagenes in immer neuen Gefahren und Leiden getrennt, soll von ihrem eigenen Vater, dem Mohrenkönig, geopfert werden, Theagenes wird von der in ihn verliebten Königin Arsace verfolgt, endlich aber endet alles glücklich. Die comische Person ist ein gewisser Alamod, den der Pedant Celintes in verschiedenen Wissenschaften unterrichten will, der aber alle Wissenschaften nach einander verspottet, wie Mephistopheles in Goethes Faust. Der Dichter ringt nach Geist und Witz, aber seine Sprache bleibt hart. — Die wiedergefundene Liarta, nach einer Episode aus Biondis Eromena frei behandelt. Prinz Almadero hat gegen seines Vaters Willen Liarten geheirathet. Sie wird ihm nun entrückt und für todt ausgegeben. Er heirathet die Laodomia, findet aber die schöne Liarta in der Gruft wieder, hält sie anfangs für ihren Geist, schließt sie aber bald lebendig in die Arme. Alles endet gut, die böse Laodomia wird verstoßen.

Kochs Comendium S. 233 nennt unter dem Namen Beck (statt Beckh) nur „Polinte oder die klägliche Hochzeit, Hamburg 1609", die ich nicht auffinden konnte. Gervinus erwähnt gar nichts von Beckh, außer ganz kurz der Charicllia. Bei allen andern Literarhistorikern habe ich Beckh vergeblich gesucht.

Ganz eben so vergessen war bisher Johann Gottfried Burckhart, dessen poetisches Trauer-Freudenspiel, die singende Chartlene (gedruckt 1672 und dem sächsischen Prinzen August zugeeignet), schon deshalb merkwürdig ist, weil es zum erstenmal (noch früher als Haugwitz, vgl. S. 401) den Schwung der Calderon'schen Trochäen nachahmt, gemischt mit wohlklingenden fünffüßigen Jamben. Die Erfindung ist schlecht.

Charilene und ihr Geliebter sollen auf Befehl des eifersüchtigen Königs eben hingerichtet werden, als „die Beständigkeit" in Blitz und Donner vom Himmel niederfährt und sie rettet. Charilene klagt unter anderm:

Daß ich fortan an nichts darf denken,
Als meinen Geist bis in den Tod zu kränken,
Denn da ich mich in kummervollen Sorgen
Ganz abgematt bei der verlaufnen Nacht

Zu meiner Ruh gemacht,
So dünket mich an dem gar frühen Morgen,
Als käme mein
Lyſand (ihr Geliebter) ſo in einen Galme für.
Sein Kleid war weiß und ſeine Wange blaß,
Dies machte denn ſo bald die meinen naß.
Ich ſuchte ſeine Gunſt
Und fing ihn an ganz inniglich zu flehen ꝛc.

Kongehl (Prutenio), ein Pegnitzſchäfer zu Königsberg in Preußen, ſchrieb 1683 „Beluſtigungen bei der Unluſt" voll geiſtlicher Lieder und Cantaten und weltlicher Gratulationsgedichte ohne alle Originalität. Manche Eigenthümlichkeit haben die Schauſpiele, die er für ſeine Schüler ſchrieb. So ſein Prinz Tugendhold, 1691.

Der Prinz und ſein Freund Hilario werden mit hölliſchem Zauber vom Pfade der Tugend abgelockt durch den Philoſophen Ariſtipp, welcher die Wolluſt für das höchſte Gut erklärt. Dieſe Wolluſt perſonificirt ſich dem Prinzen in der ſchönen Hedonie, dem Freund in der ſchönen Bibula. Aber ſie gehen in der Wolluſt zu Grunde, der Prinz wird wahnſinnig und der Freund ein Bettler. Da erbarmt ſich die Göttin Euſebia des unglücklichen Prinzen und verjagt die Megära, die mit einer Schaar von Furien denſelben in ſeinem Wahnſinn peitſcht und ängſtet. Auch der Freund Bettler findet ſich wieder und die Reuigen finden am Hofe der Königin Sophia Troſt, deren Tochter Aretina des Prinzen Gemahlin wird. Mitten unter den ernſten und tragiſchen Scenen treibt ein Pikelhering ſeinen Spaß. Am ergötzlichſten iſt die Beſchreibung ſeiner Heirath mit einer Frau, die in der Brautnacht nicht nur ihre Kleider, ſondern auch Haare, Zähne, ein Auge ꝛc. abgelegt habe, ſo daß nichts als eine fahle Katze von ihr übrig geweſen ſey.

Die Tragicomödie Phönizia des Kongehl behandelt in elenden Alexandrinern einen romantiſchen Stoff, den bekanntlich auch Shakeſpeare behandelt hat.

Timberus, Graf von Cardona, liebt die ſchöne Phönizia und entſchließt ſich, da ſie ſtolz und keuſch ſeine Anträge zurückweiſt, ſie trotz ihres geringen Standes und Vermögens zu heirathen. Ihr früherer Liebhaber Gerondas beneidet jetzt, obgleich er ſelbſt Zeit genug gehabt hätte, ſich um die Jungfrau zu bewerben, Timberus Glück und wird durch Neidhard, ſeinen Diener, darin beſtärkt. Dieſer Neidhard iſt ein Geſelle der Furie Tiſyphone, alſo ein Dämon als Hanswurſt, nicht ohne Genialität erſonnen. Dieſer Teufel iſt ſonderlich auch ſtark in Zoten. Es gelingt den Böſewichten leicht, Timberus zu täuſchen, als ſey Phönizia ihm untreu, am Tage vor der Hochzeit, die dadurch

verhindert wird. Die unschuldige Phönizia stirbt vor Kummer. Geronbas klagt sich als ihren Mörder an und verzweifelt, wird aber von der Furie verhöhnt und mit Schlangen gegeißelt. Nichts kann ihn trösten, als das Bekenntniß seiner Schuld. Er wirft sich dem Grafen zu Füßen, der an Phönizias Grabstein Thränen vergießt. Zum Glück war die Jungfrau aber nicht wirklich gestorben, sondern hatte sich bei einer Freundin auf dem Lande verborgen. Nachdem ihre Unschuld erkannt ist, findet man sie wieder und nun wird fröhlich die Hochzeit begangen.

Abgesehen von jeder Vergleichung mit dem großen Shakespeare ist dieses deutsche Stück doch keineswegs ganz zu verachten. Noch einen zweiten Shakespeariſchen Stoff (Cymbeline) hat Kongehl in der Innocentia behandelt, die ich nicht auffinden konnte.

Johann Caspar Weissenbach, Rath des Fürstabts von Einsiedeln, ließ im Jahr 1672 öffentlich im Städtchen Zug eine im folgenden Jahre daselbst gedruckte Comödie aufführen „Eidgenossisches contrafeth auf- und abnehmender Jungfrawen Helvetiae. Die Verse darin sind hart und grob, aber die Gesinnung tüchtig.

Die fröhlichen Hirten loben Gott und die gefesselte Helvetia erhebt flehend ihre Hände zu Gott, da erheben sich die drei Tellen und stiften den ersten Bund der Freiheit in den Alpen. Auch Wilhelm Tell erscheint und schießt den Apfel von seines Kindes Haupt. Die adeligen Burgen fallen, die stolzen Fürsten werden in unsterblichen Schlachten besiegt und „Christus hält mit Helvetia liebreiches Gespräch", der Papst erkennt die Schweizer als seine liebsten Söhne. Da kommt der Franzose mit vollen Geldsäcken und verführt die ehrlichen Schweizer, daß sie unehrlich werden. Da kommen „drei verkehrte Tellen, Atheysmus, Interesse, Politicus und sprengen zu verderben Helvetia Mißsamen aus". Sie treten förmlich in einen Bund, um die Eidgenossenschaft zu zerstören, wie die ersten drei Tellen sie auferbaut. Die Parzen spinnen Unheil, „wie giftige Spinnen" überweben sie das Land. Helvetia wird siech und klagt den 13 Cantonen ihre Noth. Da berathen die Cantone, aber Nemo wird schuldig befunden, alle haben Ausreden. Aerzte werden berufen, aber Helvetia wird immer schwächer und sinkt in Schlaf. Da erscheinen die alten drei Tellen, aufgestiegen aus ihren Gräbern, und drücken ihr Staunen und Unwillen aus. Gott selbst ist schwer erzürnt, aber der h. Nicolaus von der Flue, als Schutzpatron des Landes, bittet für.

Derselbe Weissenbach ließ 1678 zu Feldkirch noch „Damonis des unseligen Hirten einfältige Cither" drucken, worin er abermals gegen die

Geldgier, die Gemeinheit, den unpatriotiſchen Hader der Zeitgenoſſen eifert, freilich ohne Erfolg zu hoffen:

Wenn dann hierzu ein Redtlich Mann
Zu guetem was thuet ſagen,
So fallen ihn die Parthen an
Wie Wind und Wellen ſchlagen.
Hierzu ein Biedermann auch will
Mit gſundem Sinn einrathen,
Wird undermiſcht das Karten Spiel,
Bleibt ihm die böſte Karten.

In einem Gedicht vergleicht er den Religionsſtreit ſeit der Reformation mit den verwirrten Zungen am babyloniſchen Thurmbau, bereits im burlesken Ton des Blumauer.

Ein jeder bracht ein ſonder Lehr
Thun keinen darumb tadeln,
Obwohl die unterſchieden ſehr,
Jeder ſein Lehr wollt adeln.
Der ein flickt aus, der ander ein
Und will der beſte Meiſter ſeyn
Mit ſeiner Feder Nadeln.

Iſt dieß das wahre Licht vielleicht
So man ſtets thuet abbutzen?
Die Sonn und Sterne dürfen nicht
Des Butzes, weil ſie glitzen
Von altem her gleich bis daher,
Glückſelig, der bei ſolchem Schein
Noch ruhig bleibet ſitzen.

Man begreift, warum dieſer biedere Altſchweizer in allen Literargeſchichten vergeſſen blieb.

Einer der beachtenswertheſten Gegner der Renaiſſance war der Schulrector Chriſtian Weiſe zu Zittau († 1708), der nebſt vielen lyriſchen und lehrhaften Sachen hauptſächlich Schauſpiele ſchrieb und von ſeinen Schülern aufführen ließ. Seiner trefflichen Lehrgedichte iſt oben ſchon gedacht. Die lyriſchen Gedichte, ſonderlich die geiſtlichen (Tugendlieder 1719, Troſt- und Sterbandachten 1720) ſind minder bedeutend, jedoch hatte er eine Ahnung, die Poeſie liege in den Volksliedern und nicht in den Liedern der gelehrten Renaiſſance, denn er ſagt in ſeinen

cur. Gedanken von deutſchen Verſen (1692), er ziehe die alten einfältigen Kneipenlieder den neuen künſtlichen vor und in dieſer Einfalt liege etwas, „welches Manchem in ſeinem Lorbeerkranz verborgen ſey.“

Der grünenden Jugend nothwendige Gedanken Leipzig 1690 enthalten Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten, Sterbefälle, Gönner und Freunde. Dazu eine Anweiſung zum Dichten oder vielmehr Reimen. Endlich Gelegenheitsreden voll ungeheurer Complimente gegen die hohen Gönner des Zittauer Gymnaſiums, mitunter aber auch recht gefühlvoll.

Seite 650 ſchildert er z. B. den Schmerz um die verſtorbene Geliebte: „Man lebt und lebt nicht. Das Herz klopft in der Bruſt und befindet ſich doch außer dem Leibe. Die Seele merket, daß ſie im Leibe wohnt, und begleitet doch eine Perſon, die abweſend iſt. Die Liebe lebt und das Geliebte iſt todt. Ja das Geliebte muß noch leben, weil die Liebe nicht geſtorben iſt“ ꝛc.

Ueberall hält Weiſe die Natur und Wirklichkeit feſt und idealiſirt die lebenden Perſonen nicht zu Helden, noch Nymphen oder Schäfern und Schäferinnen. Er ſteht deshalb auf Seite der nationalen Oppoſition gegen die gelehrte Renaiſſance.

Am bedeutendſten iſt Weiſe als Dramatiker. Sein erſtes Stück iſt der „bäuriſche Machiavellus“ von 1679.

Hier wird Machiavelli wegen ſeines berühmten Buchs als Urheber aller Tücke in der Welt vor dem Thron Apollos angeklagt und nebſt ſeinem Handlanger Appetitus in Ketten gelegt, damit die Welt künftig wieder ehrlich werde. In einem Zwiſchenſpiel treiben die Bauern Poſſen, um zu beweiſen, daß der Machiavellismus auch bei ihnen zu Hauſe und ganz naturwüchſig ſey. In einem andern ſtreiten die Perſonificationen Quoniam, nescio, extra, intra, adjectivus, Vademecus, Scibilis, excipe etc. Man wird dabei an Gryphius und noch mehr an Rabelais erinnert, aber bei aller erfinderiſchen Phantaſie und bei allem Muthwillen kommt Weiſe doch nie von der pedantiſchen Sprache los.

Dieſe gekünſtelte Allegorie kehrt im „dreifachen Glück“ von 1680 wieder, worin das Glück der Stadt und Univerſität Leipzig geprieſen wird.

Philynus (Leipzig) liebt Mercurien (die Meſſe), hat Solinus (Halle) und Colous (Erfurt) zu Nebenbuhlern, während ſeine Schweſter Heliconia (die Leipziger Univerſität) von Germanus (der deutſchen Jugend) geliebt wird. Dieſe, die mit ihrer Mutter Euſebia (der Religion) geraubt worden iſt, fällt in die Gewalt einer Kupplerin (Rom), von der ſie ſchwarz angefärbt wird, bis der Barbier Albanus (Luther) ſie reinigt. Die Liebenden werden glücklich.

Der Jugend Zeitvertreib oder Zittauſches theatrum von Weiſe 1690 enthält:

1) Jacobs Heirath, nach der Bibel, die Werbung um Rahel und die endliche Hochzeit, wobei ein Volkslied und alte Sitten und Gebräuche vorkommen, wie ſie damals in der Oberlauſitz üblich waren; nebſt dem obligaten derben Spaß, der in allen Schauſpielen Weiſes wiederkehrt.

2) Trauerſpiel von dem neapolitaniſchen Hauptrebellen Maſaniello. Abgeſehen von der Weitläuftigkeit und dem pedantiſchen Allongeperückenſtyl, wo es dem Dichter ernſt iſt, und dem plump dreintappenden Spaß, wo er ſcherzt (wie tief unter der Leidenſchaft und dem Humor Shakeſpeares), iſt in dieſem Stücke doch der Grundgedanke gut. Er concentrirt ſich in der lauernden Schadenfreude des Vicekönigs, der Schritt vor Schritt die Revolution beobachtet und die Pöbelwelle ſteigen und fallen ſieht. Ein ſolches Volk kann ſich nicht ſelbſt regieren. Es muß unter das Joch zurück.

3) Absurda comedia, Nachſpiel von Tobias und der Schwalbe. Wie im Pater Squenz führen rohe Bauern hier das bibliſche Stück auf, unter Unflätterei und Prügelei.

In Luſt und Trutz der ſpielenden Jugend 1692 von Weiſe kommt vor:

1) Der keuſche Joſeph, ein Schauſpiel in Proſa, mit ſehr viel Perſonen, wie dies bei Weiſe immer der Fall iſt. Das Stück beginnt in Pharaos Hauſe, wohin Joſeph ſchon verkauft iſt und endet mit der Erhebung Joſephs aus dem Kerker. Die Verführungsgeſchichte iſt möglichſt decent behandelt. Dagegen fehlt es, nach ächt deutſcher Weiſe jener Zeit, an Eulenſpiegeleien nicht. Der Deutſche war damals viel anſtändiger in erotiſchen Dingen, aber deſto unflätiger in der nicht erotiſchen Schweinerei. Von dieſer letztern Gattung gibt hier der comiſche Diener No, der Harlekin des Stücks, viel zum Beſten, z. B. eine Erzählung, wie er zwiſchen einem Faß und einer Sau gelegen. Beide, das Faß und die Sau waren verzapft. Aber den Zapfen am Faß öffnete er ſelbſt, bis er trunken unter dem immer noch ausfließenden Wein liegen blieb, während zugleich der Zapfen der Sau durch innere Winde geſprengt wurde und nun über den trunkenen No noch eine zweite Ergießung kam. Mit dieſen Rohheiten contraſtirt ſeltſam die höfliche Sprache des Dramas. Die alten Aegypter ſprechen per Er und Sie, machen Reverenzen, reden mit den Titeln Monſieur und Mademoiſelle an ꝛc. — Aehnlich iſt der 1682 beſonders gedruckte Abraham, die Geſchichte der Opferung des Iſaac mit obligaten Bauernſpäſſen.

2) Die unvergnügte Seele. Vertumnus iſt hypochondriſch. Man räth ihm, ſich mit dem ſchönen Geſchlecht zu erheitern, aber es geht ihm ſchlecht damit. Er heirathet eine gewiſſe Thereſe, die ihn aber nicht befriedigt, weil ſie alte Liebhaber hat, ſich krank ſtellt, unerträglich wehleidig iſt. Nun ſucht er die

Luſt bei Trinkgelagen und findet ſie nicht; in einem ehrenvollen Amte, im Reichthum einer großen Erbſchaft, endlich in Kunſt und Poeſie und findet ſie nicht, bis er, als ein neuer Timon, in den Wald läuft und hier einen armen Mann, namens Contento mit ſeiner Frau Quiete trifft, die vollkommen glücklich leben und ihn anweiſen, wie auch er glücklich ſeyn kann, wenn er nämlich Gott fürchtet und genügſam bleibt. Ein guter Gedanke, aber das Stück iſt etwas zu lang ausgedehnt.

3) Der betrogene Betrug. Jungfrau Renzel hat der Bauernfrau Walpe Geld aufzuheben gegeben, dieſe verleugnet und behält es, und verhehlt es auch vor ihrem zweiten Manne Lampe. Nun bemerkt aber Lampe, daß die Frau gern unter der Kirche zu Hauſe bleibt, belauſcht ſie einmal, ſieht, wie ſie das Geld zählt, und raubt ihr heimlich den Schatz. Aber Flinckfleck, der luſtige Diener, hat es geſehen und ſtiehlt den Schatz. Zum Glück iſt Renzel heimlich Zeuge dieſes letzten Diebſtahls und bemächtigt ſich eben ſo heimlich ihres Eigenthums. Flinckflecks Herr aber, der Verwalter Karſten, iſt Renzels Geliebter und heirathet ſie nun ſammt dem Gelde, während Lampe und Walpe einander die Haare ausraufen. Kein übles Stück, auch kurz.

4) Der Fall des Grafen von Olivarez. Der Graf beherrſchte als Günſtling den ſchwachen König Philipp IV. von Spanien gänzlich, vernachläſſigte die Angelegenheiten des Reichs, beleidigte die Königin, die kaum ihren Gemahl ſehen durfte, und empörte alles gegen ſich, und es bedurfte erſt der alten Amme des Königs, um dieſem die Augen zu öffnen. Das iſt gewiß ein charakteriſtiſcher Zug, der ſich zu politiſcher Satire beſſer hätte benutzen laſſen, als ihn Weiſe benutzt hat.

5) Der großmüthige und wunderthätige Alfanzo. Eine Schrauberei. Alfanzo, Diener des Comte Duca wird zu einem kurzweiligen Rathe präparirt und bei ſeiner Einbildung, ein König zu ſeyn, auf alle Art geſchraubt. Man läßt ihm wahrſagen. Man gibt ihm zwei grobe Bauern, die für Königsſöhne gelten, zu Kameraden. Man läßt ihn durchprügeln durch angebliche Verehrer, die ſich ſtellen, als kennten ſie ihn nicht und als vertheidigten ſie nur ſeine Ehre. Man macht ihn verliebt in einen als Frauenzimmer verkleideten Mann, der ſich noch dazu rieſengroß darſtellt. Man läßt ihn von Gläubigern überfallen und herumzauſen. Seine Diener ſtellen ſich einmal, als ſähen ſie ihn nicht, während er mitten unter ihnen iſt. Am Ende erfährt man, der Comte Duca (der Günſtling Olivarez) ſey geſtürzt und die Königin habe befohlen, den armen Alfanzo nicht weiter zu quälen.

6) Eine Misculance von der ſogenannten Tragödie und Comödie in der Hiſtorie vom König Wenzel. Durch eine Verſchwörung und Volksempörung wird der verwahrloſte junge Böhmenkönig Wenzel auf den Thron erhoben und das Regiment, das ſeine üppige Mutter Kunigunde mit ihrem Liebhaber Zabiſch geführt hatte, geſtürzt. Dabei ein luſtiger Diener und allerlei Späſſe.

7) Schauſpiel vom niederländiſchen Bauer, den Herzog Philipp der Gute

von Burgund im Schlaf aufheben, in ein Fürſtenbett legen und beim Erwachen als Fürſt behandeln ließ. Ein ſehr oft bearbeitetes Sujet, hier ohne viel Geiſt behandelt, nur derb roh.

8) Die betrübten und vergnügten Nachbarskinder. Zwei Nachbarskinder lieben ſich, Robert und Ottilia, aber ihre Väter leben in Zank und Streit und verbieten ihnen jeden Umgang. Robert muß fort, läßt ſich für todt ausgeben und rührt durch ſein plötzliches Wiedererſcheinen den Vater ſo, daß er Erlaubniß erhält, Ottilien zu heirathen.

Der geſtürzte Markgraf von Ancre, 1681 zu Leipzig beſonders gedruckt, enthält die Geſchichte des bekannten franzöſiſchen Günſtlings, der wie Olivarez geſtürzt, aber nicht gleich dieſem geſchont, ſondern grauſam umgebracht wurde. So viel Verwünſchungen über ihn gehäuft werden, läßt der Dichter doch die Königin Mutter mit großer Wärme an ihm hängen.

Die theatraliſche Sittenlehre von Chr. Weiſe 1709 und zum zweitenmale 1719 gedruckt, enthält den auch 1705 beſonders gedruckten Körbelmacher und die triumphirende Keuſchheit.

Der Körbelmacher iſt eins von Weiſes beſten Stücken. Petroni, Sohn eines reichen Kaufmanns, liebt die Suſanna, die Tochter eines armen Körbelmachers, des Fabian, wagt es aber nicht, ſeine Liebe dem reichen Vater zu geſtehen und ſchlägt nur jede anderweitige Verbindung aus. Der Vater kommt endlich hinter das Geheimniß und ſtellt ſich, um den Sohn zu prüfen, als wolle er ſelbſt die ſchöne Körbelmacherstochter heirathen. Nun bekennt Petroni ſeine Liebe. Aber der ſtolze Körbelmacher gibt ſeine Tochter keinem, als einem Meiſter ſeines eigenen Handwerks und ſo muß ſich Petroni bequemen, Körbe flechten zu lernen. Nun heirathet er Suſanne, ſein Vater ſtirbt, aber all ſein Reichthum vergeht durch Unglücksfälle. Petroni muß vor den Gläubigern flüchten und als Schreiber auf einem Schiffe dienen, während Suſanne der Veruntreuung fälſchlich beſchuldigt in den Kerker geworfen wird. Da kommt ein reicher Schiffer, meldet des Schreibers Untergang im Meere, befreit Suſanna aus dem Gefängniß, verlobt ſich mit ihr und verſchreibt ihr ſein ganzes Vermögen, indem er nur noch vor der Hochzeit eine Reiſe macht. Auf dieſer Reiſe ſtirbt er. Suſanne iſt nun reich und wird von vielen Bewerbern umringt, bis ſie einmal ein Körbchen erblickt, das ihre Magd eben auf dem Markt gekauft hat. Sie erkennt darin die Arbeit Petronis, ſucht ihn auf und wird nun für immer mit ihm glücklich. Vgl. die Geſchichte des Daniſchmend von Wieland.

Die triumphirende Keuſchheit, ein Luſtſpiel. Ein verbannter junger ſchöner Graf Heinrich dient unter dem Namen Floretto beim neapolitaniſchen Hof-

marſchall Rodoman und ſpielt deſſen Gemahlin Clariſe gegenüber die Rolle des keuſchen Joſeph, wird nun von ihr angeklagt (in ſehr rohen Ausdrücken), hat aber das Glück, durch ſein bezauberndes Saitenſpiel (wie David den Saul) einen wahnſinnigen König zu heilen und wird endlich als ein ſächſiſcher Fürſt erkannt und glänzend gerechtfertigt mit ſeiner Geliebten Beliſe verbunden. Auch hier ſind Harlekinaden eingemiſcht. Der luſtige Diener ſoll gehenkt werden oder ein häßliches altes Weib heirathen. Die Expectorationen dieſer Alten gegenüber ſind ſehr derb.

Dieſes Stück wurde unter dem Titel „Floretto“ 1834 von Haltreich neu herausgegeben.

Von Johann Riemer in Weißenfels ſind einige Schauſpiele erhalten, die aus Weiſes Schule ſtammen, betreffend das Unglück der Maria Stuart, die bekannte Geſchichte des Grafen von Gleichen, „Amor der Tyrann“ und „Rathian“, die ich nicht geſehen habe.

9.

Staats- und Liebesgeſchichten.

Der Ritterroman des Mittelalters endete in den ſogenannten Amadisromanen der ſpaniſchen Dichter mit Allegorien. Die Ritter und ihre Damen wurden zu perſonificirten Tugenden und ſpreizten ſich gegeneinander in hochtrabenden Reden, die Zugabe von Rieſen- und Drachenkämpfen und Wundern aller Art wurden immer mehr Nebenſache und fielen ganz weg, als die neue Mode der Schäferromane in Italien, Spanien und Frankreich aufkam. Die Schäfer und Schäferinnen behielten noch etwas Prinzliches und Vornehmes und mehr oder weniger auch etwas Allegoriſches; aber die Abentheuer und Wunder fielen weg. Endlich belebte man die Einförmigkeit der Schäfereien durch hiſtoriſche Hintergründe und erſchuf den eigentlichen Geſchichtsroman, wenn auch immer noch behaftet mit den Gewohnheiten der Amadis- und Schäferromane, nämlich mit übertriebenem Pathos, Verſtecken ſpielender Allegorie und breiter Galanterie. Die Modebücher dieſer neuen Art erhielten den Namen von Staats- und Liebesgeſchichten, weil der Ernſt der Geſchichte darin mit der Anmuth von Liebesbegebenheiten verbunden ſeyn ſollte. Man griff aber dabei bis tief in die bibliſche Geſchichte zurück

durch die des Orients und der antiken Welt bis in die allerneusten Staats- und Hofgeschichten Europas. Nur die Geschichte des Mittelalters fiel aus, auf sie wurde keine Rücksicht mehr genommen. Die Renaissance duldete biblische, persische, türkische Stoffe neben den classischen, nur keine Romantik des Mittelalters. Die Deutschen ahmten nun das alles nach.

Alle diese neuen deutschen Romane wurden in Prosa geschrieben, zum epischen Verse verstieg sich nur noch selten ein Dichter. Im Style sind sie alle gleich unbeholfen, schwülstig, hart und breit. Die Helden und Damen reden und handeln im Costüm des 17. Jahrhunderts, auch wechseln sie immer Briefe nach Art der ovidischen damals sehr beliebten und oft nachgeahmten Heroiden. Nichts ist lächerlicher, als altbekannte biblische Personen oder Helden des classischen Alterthums, dann wieder persische Könige und türkische Sultans in dem nämlichen gravitätischen und complimentenreichen Style conversiren zu hören; alle in Allongeperücken und Reifröcken. Ohne Umstände verlegen die Dichter den Schauplatz der galanten und höfischen Abentheuer nach Hinterindien oder gar Afrika und erfüllen die Barbarenländer und Wüsten mit europäischer Eleganz.

Der aus Schlesien stammende, aber anonyme Schäferroman Amöna und Amandus (Leipzig 1632) beschreibt eine sehr leidenschaftliche und nachher doch aus Vernunftgründen kalt abgebrochene Liebe als wahre Geschichte, in einem noch sehr rohen Styl.

Das theatrum amoris oder Schauplatz der Liebe, Hanau 1644, enthält eine Menge Uebersetzungen aus dem Französischen und zwar des altgriechischen Romans von Achilles Tatius, der Liebe der Luna zu Endymion, der cyprischen Prinzessin Charitea und der spanischen Lozia, alles im Styl der Staats- und Liebesgeschichten.

Georg Neumark, der Kirchenliederdichter (s. oben), war auch Epiker. Sein poetisch historischer Lustgarten, Frankfurt 1666 enthält in Alexandrinern die Geschichte Davids, der Abigail, der Sophonisbe. Eigenthümlich ist nur die Geschichte der Bolzena.

Das war ein Bauernmädchen, welche der böhmische Prinz Ulrich einmal beim Waschen fand und sie ihrer Schönheit und Tugend wegen heirathete.

Ferner die Geschichte der Kleopatra, in welcher der Dichter die Verführung des Antonius und des ganzen römischen Heeres sehr lebendig

ausmalt. Kleopatra gleicht den vollendetsten Pariser Koketten. In dem letzten Gedicht „Filamon", bespricht der Dichter mit servilen Bücklingen den Liebeshandel eines vornehmen Herrn, der sich zum Schäfer machte nur der Schäferstunde wegen.

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel († 1714), ein gelehrter Herr, der die berühmte Wolfenbüttler Bibliothek mit Büchern füllte, war selbst Dichter und Verfasser vieler schwülstiger Romane. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Siegprangende, jetzt sind aber seine Lorbeern längst verwelkt und nur seine Bücherschätze noch in Ehren. Sein großer Roman „Aramena oder die durchlauchtige Syrerin erschien 1669.

Ein Werk, worin auf die geschmackloseste Weise drei Costüme vermischt erscheinen. Der Schauplatz ist nämlich Syrien und Palästina; die daselbst handelnden Juden, Gallogriechen, Phöniker, Meder, Araber ꝛc., haben aber außer den Namen nichts Nationales, sondern geberden sich wie die Prinzen und Ritter im Amadis; doch ist auch dieses ritterliche Costüm nicht mehr rein erhalten, sondern die Chevalerie ist schon ganz untergegangen in den Hofintriguen im Geschmack des Siècle de Louis XIV., aus dem der Roman stammt. Die Charakterzeichnung ist eben so matt, wie die Erfindung. Der fast endlos ausgedehnte Roman enthält eine Menge schlecht motivirte Verwicklungen, veranlaßt durch Mißverständnisse und Verwechselungen. Bald wird eine Prinzessin statt der andern entführt, bald soll sie einen Andern als ihren Geliebten heirathen, und dieser Andere ist am Ende doch der rechte. Einmal macht sich eine falsche Sentimentalität geltend, indem z. B. eine Freundin der Aramena blos deßwegen einen Andern heirathet, „damit sie ihren Geliebten desto ungestörter beweinen könne." Ein andermal wird jedes Zartgefühl mit Füßen getreten. Aramena liebt einen gewissen Tuscus, ihr Bruder fällt aber in die Gewalt des Königs Marsius und dieser ist so grausam, ihn hinrichten lassen zu wollen, wenn Aramena ihm nicht ihre Hand reiche. Sie schickt zu Tuscus um Hülfe. Vergebens, Tuscus kommt nicht. In Verzweiflung treibt sie ihre Syrer an, das Schloß zu stürmen, worin ihr Bruder gefangen liegt. Hunderte, tausende opfern sich für sie vergebens. Endlich bewegt sie das Geheul der Wittwen und Waisen, von ihrem Vorhaben abzustehen und sie selbst entschließt sich, den Marsius zu heirathen. Da erblickt sie diesen verhaßten Marsius und siehe — es ist Tuscus, es ist ihr alter wohlbekannter Geliebter, den sie unter andern Namen gekannt und von dem sie nicht gewußt hat, daß es Marsius sey. Man hat sich nur einen Spaß mit ihr gemacht und ihr den kleinen Schmerz nicht ersparen wollen, um ihre Liebe zu prüfen. An die zahllosen Opfer, welche dieser Spaß gekostet, wird weiter nicht gedacht, und Ara-

mena wird mit ihrem geliebten Tuscus-Marſius durch den Hohenprieſter Melchiſedek getraut. — Der fürſtliche Dichter ſoll Zeitgenoſſen in den Perſonen des Romans portraitirt und kleine Hofgeſchichtchen ſeiner Zeit eingeflochten haben, die herauszufinden aber der Mühe nicht lohnen dürfte.

Der zweite große Roman deſſelben Autors iſt „Octavia".

Hier wird die Geſchichte einer ganzen Reihe von römiſchen Kaiſern mitgetheilt mit einer Menge von Epiſoden, die unter fremden Namen wieder nur Hofgeſchichten und Anecdoten der neuern Zeit enthalten.

Der Herzog ſchrieb noch: Chriſtfürſtliches Davids Harfenſpiel, Nürnberg 1667, geiſtliche Lieder, zum Theil in die lutheriſchen Geſangbücher übergegangen. Ferner: Gott gewidmetes Opfer der Heiligen, Gebete von ſeiner Gemahlin Eliſabeth Juliane, mit Zuſätzen von ihm. Oettingen 1732. Endlich Singſpiele: Andromeda, Orpheus, Iphigenia, Jakobs Heirath, Paris Urtheil, Selimone, die verſtörte Irmenſeul (Bekehrung Sachſens unter Karl dem Großen).

In Stockfleths „kunſt- und tugendgezierter Macarie (erſter Theil 1669, zweiter 1773)

wird Macarie als das Ideal eines ſowohl hochgebildeten als tugendhaften Frauenzimmers geprieſen und zum höchſten Ziel der Wünſche gemacht für den liebhabenden Polyphilus, der endlich, gleich dem treuen Amadis, ſein ſchönes Ziel erreicht. Zugleich breitet ſich von Macarie aus über alle Verhältniſſe und Perſonen Ruhe, Klarheit, Veredlung. Eine entartete Königin wird bekehrt ꝛc. Das Ganze iſt allegoriſch zu verſtehen. Macarie perſonificirt das geſammte Streben der akademiſchen Poeſie jener Zeit im Gegenſatz gegen die Rohheit des eben überwundenen 30jährigen Kriegs. Stockfleths Frau, die gekrönte Pegnitzſchäferin Dorilis, deren ſelbſtgefälliges und herausforderndes Bildniß dem zweiten Theile voranſteht, hat ihrem Mann bei Abfaſſung des Romans nicht blos geholfen, ſondern ſcheint auch die Idee dazu angegeben und ſich ſelbſt ein klein wenig darin vergöttert zu haben. Der zweite Theil iſt ganz von ihr und auch von ihr als Verfaſſerin unterzeichnet.

Mich. Wiedemanns poetiſche Gefangenſchaften Leipzig, 1689, enthalten nach den Monaten zwölf ſeltſame oder Liebesgeſchichten, deren Held immer ein Gefangener iſt, erſt die Erzählung, dann die poetiſche Umſchreibung in langweiligen Alexandrinern, endlich eine Laſt von gelehrten Anmerkungen. Meiſt aus fremden Quellen und von ſehr geringer Erfindung.

In Bergonens und ſeiner tugendhaften Aretees, Lebens- und Liebes-

geſchichte, 1700 von Otto Friedrich von der Gröben, wird das menſchliche Leben allegoriſch als eine Wallfahrt zum h. Grabe in Jeruſalem aufgefaßt. Aretee iſt die Tugend, ihr Bruder Sfortunian perſonificirt das Unglück. Das Ganze iſt langweilig, aber ſinnreich.

Ungeheuer viel Unnützes war ſchon von den gekrönten Poeten lateiniſch und deutſch gedruckt worden, jedoch nur aus Rückſicht auf die in dieſer Gratulationspoeſie gefeierten Gönner. Die eigentliche Fabrikation von poetiſchen Unterhaltungsſchriften, namentlich Romanen, begann erſt mit den Helden- und Liebesgeſchichten, zunächſt in dem betriebſamen Hamburg. Es war eine Induſtrie, eine Produktion für den Verkauf. Seit dieſer Zeit, ſchon über anderthalb Jahrhundert blüht dieſer Induſtriezweig in Deutſchland und droht, wie geiles Unkraut, den ganzen Garten der Poeſie zu überwuchern. Die Literarhiſtoriker pflegen ſich nur an die vornehme, zu dauerhafter Geltung gekommene Poeſie zu halten, und von jener, nur auf die Mode des Augenblicks berechneten und mit ihr wieder untergegangenen Fabrikation abzuſehen. Allein es iſt keineswegs gleichgültig, mit welcher Geiſtesſpeiſe ſich das große Publikum genährt hat, welche Art von Geſchmack in der Maſſe der Nation gewechſelt hat. Die gemeine Unterhaltungsliteratur kann von der Poeſie der vornehmen Geiſter auch ſchon deshalb nicht getrennt werden, weil beide ſtets auf einander eingewirkt haben. Hier wurde das Gold eines Vornehmen von der Gemeinheit breit geſchlagen und dort kokettirte umgekehrt der Vornehme mit der Gemeinheit, und ging auf ihre Art und Weiſe ein, um ihr Liebling und überall geleſen und bewundert zu werden. Ich werde daher von nun an auch auf die gemeine Unterhaltungsliteratur eingehen, wenn auch nur, um ſie in ihren Hauptrichtungen und Wechſeln, immer in Verbindung mit der politiſchen Geſchichte und mit den höheren Geiſtesentwicklungen, zu charakteriſiren. — In ihren erſten Anfängen war die poetiſche Fabrikation darauf berechnet, den niedern Ständen etwas vom Geſchmack der Höhern beizubringen, und ſchmeichelte noch nicht der Gemeinheit von unten. Die Romane der Ziegler, Zeſen, Happel, Franciſci ꝛc. blieben, indem ſie ſich möglichſt populär zu machen ſuchten, doch vornehm und lehrhaft.

Ziegler von Kliphauſen, ein reicher Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz († 1690), war ein Schüler Hoffmannswaldaus und ahmte zunächſt

deſſen Heldenbriefe in bibliſchen Briefen nach, worin ſchon Adam und Eva, Abraham und Sarah einander verliebte Briefe in ſchwülſtigen Alexandrinern ſchreiben. Nachher wandte er ſich zu Proſaromanen. Auch ſchrieb er einen berühmten „Schauplatz der Zeit", worin er Weltbegebenheiten nach den Monatstagen zuſammenſtellte. Am berühmteſten iſt ſeine „Baniſe".

Der Anfang lautet: „Blitz, donner und hagel, als die rächenden werkzeuge des gerechten himmels, zerſchmettere den pracht deiner goldbedeckten thürme und die Rache der Götter verzehre alle beſitzer der ſtadt. Wollten die Götter, es könnten meine augen zu donnerſchwangern wolken und dieſe meine thränen zu grauſamen ſündfluthen werden. Ich wollte mit tauſend keulen, als ein feuerwerk rechtmäßigen zornes nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen ꝛc." Der Inhalt des Romans iſt folgender:

Prinz Balacin von Ava ſieht im Traum, indem er im Tempel Pandior ſchläft, die Erſcheinung der wunderſchönen Prinzeſſin Baniſe von Pegu, und eilt, das Urbild ſelbſt aufzuſuchen. Aber er muß einen fremden Namen annehmen, da ſein Vater ein Feind von Baniſens Vater Xemindo iſt. Er kommt nach Pegu, ſieht die geliebte Baniſe in dem Augenblick zum erſtenmal, in welchem ſie eben von einem Panther angefallen wird, und rettet ſie. Dieſe That erwirbt ihm ihre Liebe und die Gunſt ihres Vaters. Indem er aber um ihre Hand wirbt und nach Hauſe reiöt, alles in Richtigkeit zu bringen, überfällt der ſchreckliche König Chaumigrem von Brama (Birma) das Reich Pegu, erobert die Hauptſtadt, läßt Xemindo und deſſen ganzes Geſchlecht hinrichten und befiehlt auch Baniſe zu ermorden. Allein dieſe wird durch einen treuen Diener gerettet, ſpäter entdeckt und von Chaumigrem begnadigt, weil ihre Schönheit ihn entzückt. Natürlicherweiſe ſpricht er nun das Recht des Siegers an und ſie hat die größte Noth, ſeinen zärtlichen Ungeſtüm aufzuhalten. Balacin iſt unterdeſſen zurückgekommen, aber ohne Armee, hält Baniſen für todt, und will verzweifeln, bis man ihm vertraut, daß ſie noch lebe, und ihn ſogar heimlich nach Pegu bringt und in dem Zimmer verſteckt, in welchem Chaumigrem ihr zuſetzt. Da muß er anhören, wie ſie demſelben ſchmeichelt und die Ehe verſpricht. Sie thut es aber nur, um dadurch Zeit zu gewinnen, bereitet dem Tyrannen einen Schlaftrunk und läßt ſich, während er ſchläft, von Balacin entführen. Allein ſie wird wieder eingeholt und kommt in die allergrößte Noth, als plötzlich Chaumigrem abberufen wird, um wider das Reich Siam zu Felde zu ziehen. Er läßt Baniſe in der Obhut des alten Oberprieſters Xalim zurück, der aber ebenfalls von ihren Reizen verführt, ihr Gewalt anthun will und dem ſie einen Dolch in die Bruſt ſtößt. Nachdem nun Chaumigrem ſiegreich von der Zerſtörung Siams zurückgekehrt iſt und erkennt, daß Baniſe ihn nur haßt, beſchließt er, ſie der Rache der beleidigten Prieſter zu überliefern und läßt ein

großes Fest veranstalten, an welchem sie feierlich den Opfertod sterben soll. Ueberdieß aber ist Balacin mit einer großen Armee und vielen Bundesgenossen, lauter Feinden des Tyrannen, bei der Hand, hat in der Stadt Anhänger und wagt es sogar, als Opferpriester verkleidet, mit dem Strick in der Hand selber die Rolle des Henkers zu übernehmen, der die reizende Banise, die mit einer Krone geschmückt und mit goldenen Ketten gefesselt in Procession zum Altar geführt wird, erwürgen soll. Allein in dem Augenblick, da das Gräßliche geschehen soll, wirft Balacin den Strick nicht Banisen sondern dem Tyrannen um den Hals, erwürgt ihn und stößt ihn nieder. Seine Anhänger rufen: es lebe Banise! Seine Krieger stürmen die Stadt. Die Anhänger Chaumigrems unterwerfen sich und Balacin wird zum Kaiser ausgerufen. So weit der erste Theil, mit dem der Roman billig hätte schließen dürfen. Ziegler hat noch einen zweiten hinzugefügt, in welchem Banise abermals von ihren verhaßten Liebhabern gedrängt und in Gefahren gestürzt wird, welche langweilige Intriguen aber wieder nur mit ihren und Balacins Triumphen endigen. Die Sprache des Romans ist überaus schwülstig, doch nicht ohne Wärme. Man sieht, der Verfasser lebte in dieser Geschichte und schwärmte für seine Heldin. Das Publikum schwärmte ebenfalls für sie und so mußte denn die Banise auch aufs Theater gebracht werden.

Auch Philipp von Zesen in Hamburg lieferte Romane in der breiten Manier der Staats- und Liebesgeschichten. Nur der eine, „die adriatische Rosamunde" ist originell, sofern er darin seine Liebschaft mit einer Leipziger Jungemagd mit dem ganzen Pomp des politischen Romanstyls beschreibt. Seine Feinde aber kamen hinter das Geheimniß und mißhandelten ihn dafür aufs greulichste. Die andern Romane hat Zesen nur überarbeitet, den Simson nach dem Italienischen, die Assenath nach dem Englischen. Biblische Stoffe machen im Styl der Allongeperückenzeit, der übertriebenen Complimente ꝛc. einen komischen Eindruck. Der Stoff der Assenath aber ist schön:

Asseneth oder Asnath, die Tochter des Priester Potiphar (nicht des Kämmerers, um dessen Frau willen Joseph gelitten), wurde dem keuschen Joseph zur Braut gegeben, als derselbe in König Pharaos Gnade kam. Sie war sehr schön, sehr reich und so keusch wie er, denn sie wohnte in einem Thurme, unter vielen Kostbarkeiten mit sieben ihr dienenden Mädchen eingeschlossen und hatte nie einen andern Mann gesehen als ihren Vater. Als sie nun voll Scheu dem Bräutigam nahte, erstaunte sie nicht wenig, bei diesem eine noch größere Keuschheit und Strenge zu finden, denn Joseph wollte sie nicht einmal anrühren, noch den Kuß annehmen, den sie auf des Vaters Geheiß ihm geben sollte. Das that er, weil sie eine Heidin war und in ihrem Thurm die Götzen der

Aegypter verehrte. Beide trennten ſich alſo; aber das Mädchen trauerte tief und zog ſchwarze Kleider an. Da erſchien ihr ein Engel und gebot ihr, ſich bräutlich zu ſchmücken und einen Tiſch zu bereiten, an dem er ihr Brod und Wein als Sakrament austheilte und wodurch er die Finſterniß des Heidenthums von ihr nahm und ſie ins Licht des wahren Glaubens führte. Da nahte ihr Joſeph alsbald als liebender Gatte und ſie gebar ihm den Manaſſe und Ephraim. Vgl. Fabricii codex pseudepigr. I. 774. II. 84.

Zeſen ſchrieb auch noch einen Moſes.

Zeſens afrikaniſche Sophonisbe (1646) hat Syphax und Maſſiniſſa nur im Hintergrunde, im Vordergrunde ſhagegen ihren geliebten Kleomedes.

Der Roman beginnt mit einem Seeſturm, nach deſſen Beruhigung der Liebende an der Küſte von Afrika landet, und ſchließt mit ihrer Vermählung, die der Dichter nicht ausmalen will, damit der Leſer nicht zu neidig werde. In der ungeheuer langen und breiten Mitte des Romans beſtehen die Liebenden unzählige Todesgefahren, Trennungen ꝛc., kommen aber immer glücklich durch.

Intereſſant iſt an dieſem langweiligen Roman nur, daß der Dichter durch einiges Tempelgeheimniß in das ewige Einerlei der Abentheuer einen romantiſchen Reiz zu bringen und zum erſtenmal dem Leſer heimliches Grauen einzuflößen ſucht durch Mittel, wie ſpäter die Ritterromane und Schauerſtücke durch Fehmgerichte.

Zeſens Lyſander und Kalliſte iſt nur aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Einer der eifrigſten Nachahmer Zieglers war v. Glaubitz, deſſen „anmuthige Piſtophile", Frankfurt und Leipzig 1713, wie die Banſe anhebt: So will denn der erzürnte Himmel nur allein über mich Unglückliche die blitzende Donnerwolken betrübten Unglücks ausſchütten? und ſoll ein rauſchender Hagel ꝛc."

Piſtophile iſt die Erbin eines Königreichs, ihr geliebter Aganor in der Ferne, ihr ungeliebter Freier Apagus beſtürmt ſie und nimmt ſie gefangen. Sie iſt in der größten Noth, während Aganor, durch allerlei Helden- und Liebesabentheuer zurückgehalten, ihr nicht helfen kann und Apagus ſeinen Plan mit eben ſo viel Liſt und Trug als Gewaltthätigkeit verfolgt. Da Piſtophile ſtandhaft bleibt, befiehlt Apagus endlich in der Wuth, ſie zu enthaupten. Statt ihrer leidet aber eine Andere in ihren Kleidern den Tod. Ein treuer Freund ihres Geliebten, Lepidus, rettet ſie, Aganor kehrt zurück, ſiegt und vermählt ſich mit ihr.

Ganz ähnlich die afrikanische Bernandis des Palmenes, Leipzig 1715. Auch sie beginnt: „Das Wüthen und Toben der ungestümmen Wellen ꝛc.“ Auf dem Titelkupfer steht die Heldin als behelmte Amazone, stolz ihr eigenes flammendes Herz in der Hand, während Blitze auf sie niederstürzen.

Prinz Saraculo leidet Schiffbruch und Gefangenschaft, seine Geliebte Prinzessin Bernandis und ihr Vater werden ebenfalls gefangen. Nach vielen Nöthen erkämpft der Prinz seine Geliebte. Der Tyrann Neroan, der von einem Berge herab den Sieg Saraculos mit ansehen muß, will die Prinzessin, die ihn verschmäht, umbringen, wird aber selbst den Berg herabgestürzt und die Liebenden feiern Hochzeit und Thronbesteigung.

In allen diesen Romanen fließt unsäglich viel Blut und werden die Völker in Masse hingeschlachtet.

Die amazonische Smyrna, gleichfalls ein nur langweiliger Staats- und Liebesroman, in welchem nach langweiligen Trennungen und Episoden die sämmtlichen verliebten Prinzen und Prinzessinnen zuletzt unverhofft zusammentreffen und Hochzeit feiern. Von romantischem Reiz des Amazonenlebens ist nichts zu spüren, alles bewegt sich im steifen prüden Hofton der Scuderie und des Herzogs Anton Ulrich. — Bohse (Talander) schrieb eine „getreue Sklavin Doris“ (1710):

Bellante, die Kronprinzessin von Aegypten, sollte umgebracht werden, entkam, wurde unter dem Namen Doris Sklavin und diente der Prinzessin Adalia, ihrer Nebenbuhlerin, denn beide waren in den Prinzen Syforantes verliebt. Das Schicksal aber wollte, daß Adalia einen andern Prinzen heirathen mußte und daß Doris, nachdem sie als Amazone ritterlich wider ihre Feinde gestritten, die Hand ihres Geliebten und ihren Thron wiedererhielt.

Mirandors „heldenmüthige Prinzessin Belisandra“, Frankfurt und Leipzig 1742, ist mitten im Schwulst der galanten Reden und Briefe und der lächerlichen Grandezza, die hier aus Europa auf die orientalischen Höfe übertragen wird, eine hübsche Amazonenfigur.

In männlicher Tracht als sogenannter Löwenritter vollbringt sie wundervolle Thaten, bis sie, in den Armen einer kaiserlichen Prinzessin überrascht, genöthigt wird, deren Eltern ihr Geschlecht zu entdecken, worauf sie selbst einen standhaften Prinzen und treuen Liebhaber zum Gemahl nimmt.

Joachim Meier gab 1697 Heldengeschichten der durchlauchtigsten Hebräerinnen Ziska, Rebecca ꝛc. heraus. Lehm (Pallidor) 1710 eine

Esther, eine Liebesgeschichte Absalons und seiner Schwester Thamar, die unglückliche Prinzessin Michal 1707. Ernst 1653 eine Liebesgeschichte Sichems und der Dina.

Die alte Geschichte wurde viel auf diese Art ausgebeutet. In Anton Ulrichs Octavia, des Amydor Scipio 1696, in dem anonymen Roman „Constantius und Amalasontha, Augsburg 1699, in Meletaons (Rosts) Thamestris 1712. Des Bohse (Talander) Arsinoe; Lochners und Damiros Rosamunde 1676 und 1729. Die alte Mythologie in Bohses Alcestis 1689, in des Ormenius Medea 1719, des Meletaon Otalante 1717.

Die Hamburger waren fleißig im Sammeln aller ähnlich interessanten Stoffe, wenn sie dieselben auch nicht zu verarbeiten verstanden. Wie es scheint, übte Lohensteins gelehrter Arminius desfalls den größten Einfluß auf sie. Der Hamburger Polyhistor Happel folgte ganz seiner Richtung. Nichts Jämmerlicheres als die Prosa dieses Vielschreibers, auch in der Auswahl seiner Stoffe hat er wenig Geschmack gezeigt, allein er ist gar nicht zu verachten, da seine bändereichen Werke, sonderlich die relationes curiosae einen reichen Schatz von interessanten Materialien enthalten. Die eigenen Erfindungen Happels sind mager und bilden nur Rahmen um seine gelehrten Auskramungen. Seine merkwürdigste poetische Production ist „der asiatische Onogambo, darin der jetzt regierende große chinesische Kaiser Xunchius als ein umbschweifender Ritter vorgestellt wird."

Onogambo, ein fremder Prinz am persischen Hofe, liebt die Prinzessin Therraga, wird aber verleumdet und muß flüchten. Er abentheuert nun durch ganz Asien, kommt nach Indien, endlich nach China, und wir erfahren nun, er sey der tatarische Prinz Xunchius und durch seine Ausdauer und Heldengröße wird er nicht nur Kaiser von China, sondern erwirbt auch die Hand seiner vielgeliebten Perserin. In diesem Rahmen sind nun Beschreibungen aller asiatischen Länder und der Geschichtsverlauf ihrer Völker einverleibt.

Happel schrieb eben so weitläuftig noch eine spanische Quintana, einen englischen Eduard, einen deutschen Carl.

In diesem letztern wird in dem Roman des Ritter Carl und der schönen Cyclaste die ganze Geschichte des laufenden Jahres 1689 mit allen Zeitungsnachrichten eingeflochten.

Im „insulanischen Mandorell“ beschreibt Happel alle damals bekannten Inseln.

Wir müssen nur noch einen Blick auf die Sammlungen kleinerer Novellen und Erzählungen werfen. Eine der ältesten und geistreichsten ist das theatrum tragicum von Zeiller (1628). Er behandelt 24 Novellen nach de Rosset. Seine Commentare dazu sind breit und langweilig, aber die Stoffe zum Theil sehr pikant.

N. 20. Celinde von Montabel, ein edles Fräulein, verliebte sich beim ersten Anblick in einen gewissen Julian dermaßen, daß sie wie todt umfiel und nachher an nichts anders mehr dachte und von nichts anderem mehr sprach und träumte, als von ihm. Da glaubte man, er habe sie behext, machte ihm den Prozeß und verurtheilte ihn zum Tode. Zuvor aber ließ man das Fräulein noch einmal zu ihm, und vor dem Schaffot mußte er sie berühren, um den Zauber von ihr zu nehmen. Er küßte ihre schöne Hand, man kann sich denken, mit welchen Empfindungen. Sie weinte bitterlich. Gleich darauf wurde er an den Galgen gehenkt und sein Leichnam verbrannt, die Asche in alle Winde zerstreut. Einer der interessantesten Stoffe, werth, von einem Dichter wie Heinrich von Kleist behandelt zu werden. In Celindes Wesen ist etwas vom Käthchen von Heilbronn.

Joh. Peter Titz, Professor in Danzig in der Mitte des 17. Jahrhunderts, schrieb außer einigen ketzerischen Gedichten einige Erzählungen in Versen (Von der Hagen, Germania X. 205 f.).

1) Die Grabesheirath. Gaurin liebt die schöne Rhode, die aber ihr Vater dem reicheren Sylas gibt. Sie stirbt und wird begraben. Gaurin gräbt sie heimlich wieder aus, findet sie nur scheintodt und rettet sie. Darauf erzählt er dem Sylas eine ähnliche Begebenheit und frägt ihn, wem die gerettete Frau gehöre? dem ersten Mann oder dem Retter? Sylas sagt: dem Retter. Wohlan, hier ist sie, ruft Gaurin und stellt ihm Rhode in vollem Putz gesund und blühend vor. Sylas erhält nun zwar die Gattin unverletzt zurück, ist aber so erschrocken, daß er stirbt und Weib und Vermögen dem Gaurin hinterläßt.

2) Die Geschichte der römischen Lucretia, sehr warm und lebendig erzählt.

3) Die Geschichte von Rhodope.

Die von Lochner in Nürnberg 1606 herausgegebenen Wintermärchen enthalten in der langwelligen Gesprächsform Happels elf Novellen und Märchen

von der treuen Liebe zwischen Fileno und Dorinda, welche zur See großes Ungemach erlitten, vom Zauberbrunnen, in dessen Wasserspiegel neben jeder

Perſon, die geſehen wurde, die er am meiſten liebte, von der unſchuldig angeklagten und verfolgten Eugenia, von der Prinzeſſin Zayda, welche die Ermordung ihres Geliebten grauſam an ihrem Vater rächt, von einem unter arcadiſchen Schäfern verweilenden Prinzen, von einer Schlangenjungfrau, von der unſchuldig verfolgten Bertha (Karls des Großen Mutter). Eine recht gute Auswahl von Stoffen, aber ſehr ſchlecht vorgetragen.

In den „ſeltzamen Liebeshändeln, Leipzig 1691" ſind vorzugsweiſe ſpaniſche Dinge erzählt, in ſteifer Sprache und höchſt ermüdendem Styl. Eben ſo iſt Boccaccios berühmte „Gismunda" in einem deutſchen Roman von 1725 jämmerlich breit geſchlagen.

Ueberaus reich an Stoff ſind Harsdörfers „jämmerliche Mordgeſchichten" (1649), nach Camus bearbeitet.

Ein ſchönes Mädchen, Hermione, wurde von einem gewiſſen Lancelos verleumdet, als habe er ihre Gunſt genoſſen, was doch nicht wahr war. Er wollte nun andere Freier, insbeſondere den Pacian, von ihr abhalten. Allein Pacian forderte ihn zum Zweikampf, beſiegte ihn und zwang ihn mit dem Degen auf der Bruſt, ſeine Lüge zu bekennen. Darauf ließ ſich Pacian, welcher ſchwer verwundet war, zu Hermionen bringen und ſtarb in ihren Armen. (Nr. 25).

Ein Marktſchreier in Venedig gab vor, einen spiritus familiaris verkaufen zu können, der dem Käufer großes Glück bringen werde, that aber nur eine gemeine Spinne ins Glas. Der Teufel aber, der bei ſolchen Gelegenheiten immer bei der Hand iſt, ging in die Spinne ein, die nun ein wirklicher spiritus familiaris wurde und die Seele des Käufers gewann. (Nr. 70).

In dem „teutſchen Geſpenſt", Leipzig 1684 finden ſich auch ſehr originelle Erzählungen und Märchen.

Sammlungen von allerlei hiſtoriſchen, romantiſchen oder komiſchen Begebenheiten häuften ſich immer mehr. Ich übergehe hier die hiſtoriſchen, unter denen Laurembergs acerra philologica von 1637. 1) Zinkgrefs apophthegmata von 1626 am berühmteſten geworden ſind. Der „Unluſtvertreiber" von 1643 iſt nach Caron bearbeitet; 300 Hiſtorien enthält Breitenfels hiſtoriſches A B C von 1603. Die Vielſchreiber Happel, Franciſci, Ernſt, Paullini, Drexel, Männling lieferten jeder mehrfache Sammlungen, deren Titel ich nicht abſchreiben mag. Ein Oeſterreicher, Abele, ſchrieb 1668 „ſeltſame Gerichtshändel", die oft wieder gedruckt wurden, worin manches ſehr launig.

Hier wirkte überall die Renaiſſance und fremde Mode ein. Wir gehen nun zu der Gegenwirkung der vaterländiſchen Geſinnung über. Zuerſt

begegnet uns „Wendunmuth" von Kirchhoff (Frankfurt 1563), eine Sammlung von Erzählungen, um dem Unmuth zu wenden, d. h. um das Gemüth des Lesers aufzuheitern. Sie hat drei wesentlich verschiedene Bestandtheile. Den Anfang machen kleine anecdotenartige Geschichtsbilder aus der alten Welt und den Schluß Scandala aus der Papstwelt und dem Mönchthum, die der Verfasser als fanatischer Protestant mit Animosität vorträgt. In der Mitte des Buchs finden sich dagegen eine Menge guter deutscher Volksschwänke, lustiger Geschichten von einfältigen Bürgern und Bauern, als Ergänzungen des Lalenbuchs und des Eulenspiegels. Das Buch ist oft wieder gedruckt und vom Verfasser selbst mit mehreren Fortsetzungen versehen worden, ein Beweis, wie beliebt es war. Den ursprünglichen zwei Theilen folgten noch drei andere nach, in denen aber die Benützung der Alten und die reformatorische Polemik vorherrscht und von echten Volkswitzen sich wenig mehr findet.

Andreas Heinrich Buchholtz, Superintendent in Braunschweig († 1671), schrieb: des christlichen deutschen Großfürsten Hercules und der böhmischen königlichen Fräulein Valisca Wundergeschichte 1659. Er hielt es für unpatriotisch, daß sich die Deutschen mit den erlogenen spanischen Rittergeschichten füttern ließen und wollte ihnen dafür etwas Einheimisches bieten, aber unwillkührlich behandelt er den deutschen Stoff wieder in derselben fremden Manier, die er selber tadelte.

Herkules ist im Anfang des 3. Jahrhunderts nach Christo geboren und Sohn des Großfürsten der freien Deutschen, Henrich. Schon im fünfzehnten Jahre bringt er einen deutschen Ritter um, der eben ein Bauernweib nothzüchtigen will, und flüchtet deshalb nach Böhmen, wo Prinz Ladisla sein treuer Freund wird. Räuber bringen ihn als Sclaven nach Rom, wo seine heldenkräftige Tugend die Weiber verliebt macht und er oft den keuschen Joseph spielen muß. Ladisla entdeckt ihn und kauft ihn los. Beide reisen zurück und befreien unterwegs drei nackte Damen, die eben von Räubern entehrt werden sollen. Darunter die schöne Römerin Sophia, in die sich Ladisla sterblich verliebt. Herkules seinerseits verliebt sich in Valisca, des Ladisla Schwester. Diese soll von Unbekannten entführt werden, rettet sich aber durch einen Sprung in die Moldau, durch welche sie hindurchschwimmt. Herkules folgt ihren Spuren, besteht unterwegs allerlei Abentheuer, wobei er immer rettet und rächt, findet in Creta eine Inschrift, worin Valisca sagt, sie sey unter dem Namen Herkuliskus gereist, aber von Räubern zum Partherkönig Artaban ge-

führt worden. Als ſchöner Jüngling wird ſie von Artaban beſtimmt, unter ſeine Caſtraten aufgenommen zu werden, als man aber das Meſſer bei ihr anſetzen will, zieht ſie den Säbel und haut barbariſch um ſich, worauf ſie ihr Geſchlecht entdeckt. Artaban iſt entzückt, läßt ſich aber von ihr bereden, ſie ſey eine Veſtalin und dürfe erſt nach Abfluß eines Jahres die Seinige werden. Inzwiſchen iſt Herkules in Ecbatana angekommen, wo er, als Weib verkleidet, mit Ladisla, ohne ihn zu kennen, als Amazone turnirt. Er entdeckt ſein Geſchlecht, die Freunde erkennen ſich wieder und vereinigen ſich, Valiscen zu ſuchen. Herkules findet ſie, kommt heimlich mit ihr zuſammen und erfreut ſich ihrer höchſten Gunſt. Dann erſt entführt er ſie, kämpft für ſie eine Menge Schlachten und erlebt bald Vaterfreuden, indem Valisca ihm in Jeruſalem einen kleinen Herkuliskus gebiert. Als ſie endlich heimkommen, findet Herkules ſeine Eltern von den Wenden entführt, auch ſeine Schweſter Clara, die von ihrem Geliebten, dem mediſchen Prinzen Arbianes gerettet wird, wofür ſie ihm die höchſte Gunſt gewährt, wie Valisca dem Herkules. Nach langem Kampfe werden alle frei und die drei jungen Helden Herkules, Ladisla und Arbianes erfreuen ſich ihrer Weiber und Kinder. Arbianes wird noch zu guter letzt vom Satan verſucht, um ihn von der chriſtlichen Religion abzuhalten, aber alle ſeine atheiſtiſchen Gründe werden widerlegt und er muß mit Stank abfahren.

Der zweite Theil führt den Titel „Herkuliskus und Herkuladisla". Der erſte dieſer jungen Helden iſt Herkulis, der zweite Ladislas Sohn. Der erſte liebt Eva Maria, die Schweſter des letztern; der letztere liebt Eliſabeth, die Schweſter des erſtern. Eliſabeth wird von dem rohen Sikamberfürſten Nathan entführt, aber von Herkuladisla wieder befreit. Die beiden jungen Helden ziehen auf Abentheuer aus und machen eine große Rundreiſe durch Frankreich, Spanien, Afrika und England, bis ſie nach allen möglichen Gefahren, Rettungen und Siegen wieder heim nach Prag kommen.

Wolf Helmhart von Hohenberg gab als Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft 1664 zu Erfurt den „Habsburgiſchen Ottobert", ein Heldengedicht in nahezu 40000 Alexandrinern heraus. Obgleich es den Habsburger Namen trägt, fehlt ihm jede geſchichtliche Grundlage. Es iſt ein gemeiner galanter Heldenroman im Geſchmack der Zeit, miſcht jedoch in den Amadisſtyl ſchon etwas von Robinſonade. Unerträglich langweilig, in den unbehülflichſten Verſen enthält es nur ſehr wenige wirklich poetiſche Erfindungen.

Ottobert und ſein Freund Siegewald leiden Schiffbruch. Der letztere findet auf einer wüſten Inſel einen Einſiedler und bei dieſem die ſchöne Amazone Ruremunde. Ottobert befreit unwiſſend die Eltern der letztern aus der Gefangenſchaft, erblickt ihr Bild und verliebt ſich in ſie. Auch lernt er ſie bald

ſelber kennen, indem er einen Kampf mit ihr zu beſtehen hat, der mit Erkennung und Verſöhnung endet. Unterdeß jagt Siegewald der ihm entriſſenen däniſchen Geliebten Adelinde nach. Ottobert aber beſiegt den Sarazenen Horribal, der als Kind von den Heiden entführt, den Adel ſeiner Abſtammung bewahrt hat und in einer nicht übeln Epiſode als Mohrenſclave ſeiner Geliebten Naraide dient, ſie ſchwimmend aus dem Waſſer rettet, allmählig ihre Liebe gewinnt und ſich ihr endlich als ebenbürtig zu erkennen gibt. Einmal findet Ottobert die ſchöne Auremunde ſchlafend und faßt eine brennende Liebe zu ihr, welche ſie erwiedert. Nach einem großen Seeſieg über die Heiden werden ſie durch Schiffbruch wieder zu einer wüſten Inſel getrieben und treten in eine Höhle, man meint ſchon, wie Dido und Aeneas, aber aus der Höhle tritt ihnen wie Genoveva die ſchöne Euphraſia mit einer Hirſchkuh entgegen. Dieſe Euphraſia verliebt ſich in Auremunden, die ſie für einen Mann hält und nachdem ſie zu ihren Eltern zurückgebracht iſt, will ſie ſich mit Auremunde verheirathen, Auremunde aber ſchiebt ihr ihren früheren Liebhaber Ariſton unter. Das iſt die ſchönſte Scene des ganzen Gedichts. Auremunde hat in männlicher Rüſtung bei dem Hochzeitsturnier alle Gegner beſiegt, und erſcheint nun auf einmal in weiblicher Tracht beim Hochzeitstanze, jetzt noch mehr Siegerin über alle Männer, als vorher. Aber Auremunde wird dem Ottobert entrückt. Er hört, ſie ſey durch Gift getödtet, aber man hat ſie nur durch einen Schlaftrunk betäubt. Er beſteht nun Heldenkämpfe in Böhmen zu Gunſten der Königin Libuſſa. Hier verwirrt die Zauberin Dragonera alle Köpfe. Originell und gut ausgedacht iſt die Scene, in welcher Dragonera ſich in die Geſtalt jeder der von den anweſenden adeligen Herren und Helden geliebten Dame verzaubert, ſo daß jeder ſie allein haben will und alle über einander herfallen. Ottobert ſiegt auch hier, rettet Libuſſens Reich und findet auch ſeine Auremunde wieder, die in einem Nonnenkloſter, ihren treuen Hund noch immer zur Seite, vom langen Schlaf erwacht iſt. Dann ſchnelle Hochzeit und Ende.

Deſſelben Dichters „unvergnügte Proſerpina", Regensburg 1661, iſt in eben ſo halsbrechenden Alexandrinern geſchrieben und enthält noch weniger poetiſche Motive.

Geiſtreich iſt nur der Gedanke, daß Cupido ſelbſt ſich in den Spiegel der Proſerpina verwandelt. Die Späſſe der Moridia, durch welche Proſerpina luſtig gemacht werden ſoll, ſowie die Erzählungen des Polyphem, die gleichfalls einen comiſchen Contraſt mit dem übrigen Ernſt des Gedichts bilden ſollen, ſind äußerſt roh und gemein vorgetragen. Auch die Schilderung der Unterwelt iſt werthlos.

Das merkwürdigſte Product des deutſchen Patriotismus aus jener Zeit iſt des oben ſchon genannten Freiherrn von Lohenſtein „Groß-

müthiger Feldherr Arminius oder Hermann nebst seiner durchlauchtigsten Thusnelda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Heldengeschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und ähnlicher Nachfolge in vier Theilen vorgestellt und mit saubern Kupfern ausgeziert." Erste Ausgabe von 1689. Die zweite, Leipzig 1731, enthält erst die Fortsetzung von seinem Bruder Hans und den Schluß von dem Leipziger Prediger Wagner. Zwei starke Quartbände. Da ich noch keine Literargeschichte gefunden habe, aus der mir hervorzugehen schien, daß die Verfasser den Lohenstein'schen Arminius je einmal wirklich gelesen hätten (der Auszug in Jördens Lexikon III. 447 ist viel zu kurz und ungenügend), so halte ich es für Pflicht, hier wenigstens eine wenn auch gedrängte, doch klare Analyse des ungeheuer ausgedehnten Werkes zu geben und auf einige der wichtigeren Stellen aufmerksam zu machen. Der verhältnißmäßig reine und gute Styl ist schon von andern erkannt worden. Dem Reichthum der Erfindung hat man aber bisher noch nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil man die Mühe scheute, dem Faden der Erzählung durch das Labyrinth der dicken Quartbände zu folgen. Der Arminius ist nicht nur Lohensteins bestes Werk, sondern er darf auch mit den ausgezeichnetsten Staats-, Liebes- und Heldengeschichten der Franzosen wetteifern. Ueberhaupt hat die zweite Schlesische Schule auch in ihren Nachahmungen und Uebertreibungen des frivolsten italienischen und französischen Geschmacks jenes ehrliche deutsche Naturell nie verleugnet. So bricht in Lohensteins Arminius durch die Nachahmung der Scuderi'schen Romane mächtig die deutsche Natur hindurch, nicht nur im wärmsten Patriotismus, in einem gemüthlichen Behagen des Adelsbewußtseyns, sondern auch in der großen Ueberlegenheit des gelehrten Wissens. Lohenstein hat in seinem Roman fast alles Wissen seiner Zeit hineingewebt und namentlich die umfassendsten geschichtlichen, geographischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit großem Geschick angebracht. Seine Arbeit ist dadurch monströs geworden, versetzen wir uns aber in seine Zeit, in die traurige Zeit zwischen dem ersten Rheinbund und dem spanischen Erbfolgekriege, in welchem Ludwigs XIV. Politik so grausam mit Deutschland umging, so können wir nicht umhin, den patriotischen Dichter zu preisen, der die Deutschen so warm ermahnte, sich der Ueberwältigung vom Rhein her zu widersetzen, und der zugleich bewies, wie überlegen

der Deutsche dem sich klüger dünkenden Nachbar in jeder Art von Wissen sey. Ich füge hinzu, daß in der Ausgabe von 1731 Lohensteins ernstes, etwas leidend aussehendes Bildniß voransteht. Die übrigen Kupfer taugen nichts. Sie mischen römische Kostüme mit der damals allgemein vorausgesetzten germanischen, nur durch Thierfelle verhüllten Nacktheit, was ganz und gar nicht zu Lohensteins feiner Auffassung des cheruskischen Hoflebens paßt.

Erster Theil. 1. Buch. Hermann der Cherusker versammelt die Deutschen im Deutschburgischen Hain (teutoburger Wald), um sie zur Rache anzuflammen, nachdem eine deutsche Jungfrau, die schöne Walpurgis, sich selbst entleibt hat, um den Nachstellungen des römischen Feldherrn Varus zu entgehen. Hermann wird zum Feldherrn gewählt. Als sie wider die Römer ausziehen, tritt ihnen ein römischer Ritter entgegen und begehrt einen Zweikampf, um des Krieges Schicksal zu entscheiden. Er wird besiegt und als Frauenzimmer erkannt. Es ist Erato, eine Königin aus Armenien, die durch wunderbare Abentheuer, die wir nachher erfahren, hieher verschlagen worden. Der deutsche Ritter, der diese verkappte Königin im Zweikampf besiegt hat, ist selbst ein Frauenzimmer, nämlich — Thusnelda, die heroische Tochter des Segest, die sich an Hermanns Zug angeschlossen hat, ohne zu wissen, daß ihr Vater Verrath spinnt und zu Varus übergegangen ist. Vater und Tochter treffen in der Schlacht zusammen. die Tochter erkennt den Vater, als eben Hermann ihn niederhauen will, und beschützt ihn, indem sie den Hieb auffängt. Durch die Wunde wird sie genöthigt, ihr Geschlecht zu verrathen. Er läßt sie nach Deutschburg (Teutoburg) bringen, sowie ihren gefangenen Vater. Varus aber unterliegt und gibt sich den Tod. Die in einen Wald geflüchteten römischen Weiber und Kinder werden durch einen furchtbaren Waldbruch, durch die Stürme herbeigeführt, zerschmettert. Hermann feiert den Sieg. Segest wird als Verräther verurtheilt. Ritter Nesselrode weist den Brief vor, den Segest an Varus geschrieben. (Ueberall führt Lohenstein die Ahnen noch lebender deutscher Adelsgeschlechter als damalige Gefährten und Diener des Arminius, Marbod ꝛc. ein, theils um den Familien mit dem hohen Alter ihres Adels zu schmeicheln, theils um ihre Vaterlandsliebe anzufeuern. So finden wir hier außer den Nesselroden die Wittgensteine, Windischgrätz, Schwarzenberg, Stolberg, Barby, Stahremberg, Reuß, Schönberg, Oettingen, Oldenburg, Tecklenburg, Delmenhorst, Nassau, Solms, Bentheim, Spiegelberg, Wassenaar, Waldeck, Lippe Hoya, Sayn, Falkenstein ꝛc.). Segest soll sterben, da will sich Thusnelda für ihn opfern. Aber man duldet es nicht. Dem Segest wird verziehen, wogegen er einwilligt, seine Tochter dem Hermann zu geben. — In diesem Buche findet sich S. 60 ein Wechselgesang der Barden und Jungfrauen zu Ehren des Siegs

über Varus, worin Hermann mit dem Alciden (Herakles) verglichen wird, also alle volksthümliche Wahrheit fehlt.

2. Buch. Unter den gefangenen Römern befindet sich ein fremder Fürst, Zeno, der befreit wird und mit Hermann und den andern siegreichen Herren einer großen Jagd anwohnt. Der Dichter beschreibt bei diesem Anlaß weitläuftig das Jagdwesen, die Natur des Wildes, der Hunde, die Arten der Jagd. Dann während der Mahlzeit wird dem Fremden Aufschluß gegeben über der Deutschen Herkommen. Diese Urgeschichte, die Lohenstein des weitern erzählt, hat ganz den unpoetischen Charakter des Aventinus und Hunibald. Da folgen sich die durchaus unvolksthümlichen, unsagenhaften, nur aus gelehrten Fictionen hervorgegangenen Könige Hermio, Vandal, Aleman, Hunnus ꝛc.

3. Buch. Erato wird von Zeno als seine verlorene Geliebte erkannt. Wir erfahren ihre Antecedentien, wobei uns die ganze Geschichte Armeniens vorgeführt wird. Sie ist die Tochter des armenischen Königs Artaxias und der Olympia, der Tochter des Tiridates. Zeno ist als Mädchen auferzogen worden, weil sein Vater ihn einer Prophezeiung wegen (der Vater sollte vom Sohn getödtet werden) verstoßen hatte. Er soll (als Mädchen) heirathen und entflieht. Erato soll als Thronerbin einen Andern heirathen, liebt aber schon den Zeno, entflieht ebenfalls und kommt zufällig nach Deutschland, wo sie wie durch ein Wunder ihren Zeno in Hermanns Hofburg wiederfindet.

4. Buch. Wir werden nach Rom versetzt, in die ganze Ueppigkeit des römischen Kaiserhofes. Wir sehen August auf einem Prachtwagen als Sonnengott verehrt, seine lascive Tochter Julia ꝛc. Doch alles nur in Beschreibungen, als Fortsetzung der Hofgespräche in Deutschburg. Das Gespräch wird plötzlich unterbrochen durch das Geschrei, Thusnelda und die übrigen Damen seyen aus dem Lustgarten entführt worden durch ihren Vater Segest und den Marbod, dem er seine Tochter zur Gemahlin bestimmt habe. Hermann eilt ihm nach, wird aber gefangen und gefesselt, doch sogleich wieder durch Thusnelda befreit, die er hatte befreien wollen. Marbod flieht verwundet und schießt aus Grimm noch einen Pfeil auf Thusnelden ab, der aber nicht trifft. — Zur Erhöhung der Freude über Thusneldens Rettung kommt ihr Bruder Flavius mit „Postpferden“ an, nämlich mit der römischen Post. Er lebte unterdeß in Rom und wurde wegen seiner Schönheit sehr von den Damen verfolgt, als aber sein Bruder Hermann den großen Kampf mit Rom begann, traute ihm Kaiser Augustus nicht mehr und schickte ihn in die Verbannung, aus der er entfloh.

5. Buch. Zeno erzählt seine Geschichte, wie er, immer noch als Frauenzimmer verkleidet, auf der Flucht zu den Amazonen gekommen sey, deren Königin Penthesilea und ihre Schwester sich in den getischen Prinzen Oropastes verliebt hätten, während dieser selbst sich in ihn, Zeno, als vermeinte Jungfrau verliebt hätte. Minothea läßt ihre Schwester Penthesilea aus Eifersucht blenden. (Hier ist ein Wettstreit zwischen den blauen und schwarzen Augen ein-

geſchoben, Thusnelda die blauaugige Schöne vertheidigt die ſchwarzen, Erato, die ſelbſt ſchwarze Augen hat, die blauen). Den Orovaſtes will Minothea entmannen laſſen. Er entflieht aber mit Zeno. Sie kommen zum Heiligthum des Prometheus auf dem Kaukaſus, dann nach China, deſſen Wunder phantaſtiſch beſchrieben werden, und nach Indien, wo die Weisheit und die Sitten der Braminen geſchildert werden. Mit einer indianiſchen Geſandtſchaft kommt Zeno nach Rom und wird dem Mäcenas vorgeſtellt. Allerdings kramt der Dichter in dieſen Abentheuern Zenos zu viel Gelehrſamkeit aus, aber das Ganze macht ſich doch ſehr phantaſtiſch und muß den Leſern zu ſeiner Zeit in hohem Grade anziehend geweſen ſeyn.

Zweiter Theil. 1. Buch. Fortſetzung der Hofgeſpräche. Erato und Zeno erfahren die ältere deutſche Geſchichte, die Kriege des erſten und zweiten Brennus, der Kimbern und Teutonen, ſehr ausführlich nach den bekannten Geſchichtsquellen.

2. Buch. Beſchreibung der altdeutſchen Sitten und des Cultus, wobei galliſches Druidenthum mit deutſchem Prieſterthum vermiſcht wird. Dann Schilderung der Kämpfe Arioviſts mit Cäſar, ſowie des belgiſchen Ambiorix. Von Marbod wird erzählt, wie derſelbe einſt in einer Höhle einen alten Einſiedler gefunden, der ſich ihm als der todt geglaubte Arioviſt zu erkennen gegeben und ihm in dem Innern der Höhle das criſtallene Grab des Thuisco gewieſen habe. Darauf ſey Arioviſt geſtorben und von Marbod beerdigt worden; worauf Marbod einen fünfhundertjährigen Wurzelmann angetroffen, der ihm viel von den Schätzen, Wundern und Geſpenſtern des Rieſengebirges erzählte.

3. Buch. Man trifft Anſtalt zur Hochzeit Hermanns und Thusneldens, ihr Brautſchatz wird beſchrieben. Eine Aliorumne findet ſich ein und weiſſagt. Es iſt die verloren geglaubte Mutter Thusneldens, Asblaſte. Sie erzählt, wie ſie mit ihren Kindern, durch Druſus geraubt, nach Rom gekommen ſey. Wir erfahren, Kaiſer Auguſtus ſelbſt habe der jungen Thusnelda nachgeſtellt, während Terentia, die Tochter des Mäcenas, den jungen ebenfalls als Geißel in Rom befindlichen Hermann mit ihrer Liebe verfolgt habe, aber beide ohne Glück. Terentia habe ſich aus Verzweiflung erſtochen und Mäcen ſey ihr aus Gram nachgeſtorben. Nun aber habe des Kaiſers Tochter, die üppige Julia, ſich in Hermann verliebt; als aber Hermann zum erſtenmal bei einem Feſt ſeine Landsmännin Thusnelda erblickt, indem ſie eben die Rolle der ſchönen Helena habe übernehmen müſſen, ſey er zu ihr in Liebe entzündet worden und habe Julien verſchmäht. Nun begann auch Tiberius, die Thusnelda zu lieben, und ließ den Hermann durch Meuchelmörder überfallen. Hermann aber ſchlug dieſe zurück und wurde von Auguſt in ſeine Heimath entlaſſen, um nach ſeines Vaters Tode den cheruskiſchen Thron zu beſteigen. Vorher hatte er noch das Glück, Thusnelda und ihren Vater Segeſt aus den Händen von Seeräubern zu befreien. Thusnelda begab ſich in ein hermunduriſches Warmbad, wo Mar-

bod ſie zum erſtenmal ſah, ſich in ſie verliebte und in ihren Becher den Ring des Polykrates fallen ließ, in deſſen Beſitz er als ein im Oſten mächtiger König gelangt war. Aber ſein Plan mißlang, Tiberius kam nach Mainz und verlangte Thusnelden für ſich. Indem Marbod und Tiberius um ſie ſtritten, wurde ſie auf ihrer Flucht von Hermann aus einer großen Waſſersnoth gerettet. Bald darauf wurde Hermann gefangen, jedoch gegen den von ſeinen Cheruskern gefangenen Sigismund, Segeſts Sohn und Thusneldas Bruder, ausgewechſelt. Tiberius mußte vor Marbod weichen, Hermann aber wandte alles an, Thusnelden wieder aus ihres Vaters Gewalt zu befreien. Indem er deſſen Schloß Heuneberg belagert, ſtürzt Segeſt ſeine Tochter die Felſen hinunter, da er ſie dem Sieger nicht lebendig laſſen will, aber ſie bleibt unverſehrt und wird von Hermann gefunden.

4. Buch. Asblaſte erzählt ihre Abentheuer, wie ſie eine Druidin, eine Veſtalin und zuletzt im Norden bei den Kimbern eine Aliorumne geworden ſey, alſo alle Weisheit weiſer Frauen und Seherinnen der damaligen Welt in ſich aufgenommen habe. Im Norden ſey ſie von König Frothes Liebe verfolgt worden. Nun die Vermählungsfeſtlichkeiten Thusneldens und Hermanns, Kampf- und Schauſpiele aller Art, nicht nur römiſche, ſondern auch perſiſche und indianiſche Vorſtellungen, ein Elephantentanz. Das anziehendſte und geiſtreichſt durchgeführte iſt ein poetiſcher Wettſtreit der Blumen und der Preis der königlichen Roſe.

Dritter Theil. 1. Buch. Eine neue Verwicklung beginnt. Flavius verliebt ſich in Crato; Hermanns Schweſter Isмene in den Zeno. Das Orakel der Hertha ſoll entſcheiden, bei welchem Anlaß der Herthaſee (bei Paderborn) ausführlich beſchrieben wird. Das Orakel beſtimmt, Zeno ſoll die Crato meiden und Isмenen erhalten. Flavius geht zu den Römern über.

2. Buch. Germanicus kommt mit einem großen römiſchen Heere, die Niederlage des Varus zu rächen. Ausführliche Schilderung des römiſchen Weinbaus am Rhein, woran eine Schilderung aller möglichen Pflanzenculturen anderer Länder ſich anreiht. Hermann belagert Mainz, Marbod vermittelt den Frieden.

3. Buch. Agrippina ſtattet der ſchwangern Thusnelda einen Beſuch ab. Große Pracht der Dame, was den Dichter veranlaßt, eine lange Abhandlung über die Edelſteine einzuſchalten. Zeno wird im Zweikampf von Flavius ſchwer verwundet und tritt ihm ſterbend Crato ab, wird aber doch wieder geheilt, indem Isмene das Blut aus ſeiner Wunde ſaugt. Dadurch gewinnt ſie ſeine Liebe, ſpäter wird er König von Armenien und heirathet Isмenen.

4. Buch. Arpis, der celtiſche Fürſt, vermählt ſeinen Sohn mit Marbods Tochter. Germanicus und Hermann kommen an dieſem Hofe zu einer friedlichen Jagd zuſammen.

5. Buch. Agrippina kommt nochmals mit Thusnelden in den Schwalbacher Bädern zuſammen. Marbod zieht an die Oſtſee, heirathet die Marme-

line, Königin der Astyer, und empfängt den Tribut des Bernsteins. Bei dem Hochzeitfest spielen die Ostsee, der Bernstein und das frembartige Zauberwesen des Nordens eine große Rolle.

Vierter Theil. 1. Buch. Tod und Begräbniß des Augustus, römische Scenen, Thronwechsel. Germanicus muß die Deutschen wieder angreifen und überfällt die Marsen beim Herthafest. Die Römerin Sentia, die dem Segest vermählt worden, lockt durch Buhlerei den deutschen Fürsten Boyokal, um ihn von Hermann abzuziehen. Sie schickt ihm erst vier junge Mädchen aus West, Süd, Ost und Nord, damit er an allen Eigenthümlichkeiten der Zonen sich ergötzen könne, dann gibt sie sich ihm selber preis und hält erbauliche Gespräche mit ihm über die Mannigfaltigkeit weiblicher Reize. — Thusnelda und ihr junger Sohn Thumelich werden durch ihren treulosen Bruder den Römern überliefert. Hermann wirft sich in verzweifeltem Kampf dem Heer des Germanicus entgegen.

2. Buch. Fortgesetzter furchtbarer Kampf, in dem endlich Hermann siegt und Germanicus weichen muß. Ein Seesturm zerstört seine Flotte.

3. Buch. Vermählung der Adelgunde, Tochter des Marbod, mit Inguiomar, wobei große Feste und Schauspiele, in denen die Geschichte des Pelops, der Atalante und des Antäus sehr umständlich vorgetragen wird.

4. Buch. Thusnelda wird nach Rom gebracht, wo Tiberius ihr wieder nachstellt. Als er aber bei einem Fest vor Trunkenheit entschläft, entflieht sie. Segest ertappt den Boyokal in Sentias Bett und schneidet ihm die Ohren ab, sie wird so lange geschlagen, bis sie sich den Kopf an einem Baum einstößt. Hermann besiegt den Marbod, der zu den Römern fliehen muß, wird aber von Inguiomar, Marbods Eidam, überfallen, schwer verwundet und vollends enthauptet; aber Inguiomar selbst fällt Hermanns rächenden Freunden in die Hände und soll auf dessen Grabe geopfert werden. Thusnelda hat sich glücklich aus Rom eingefunden, da — tritt ihr Hermanns Geist entgegen. Aber der Geist lebt, Hermann war nicht wirklich todt, ein anderes Haupt ist statt des seinigen aufgepflanzt worden. Er verzeiht dem Inguiomar und zieht triumphirend wieder in Deutschland ein. Jedoch tritt er die cheruskische Krone dem Flavius ab, der die Erato heirathet.

Der sehr unhistorische Schluß ist wohl nicht die ursprüngliche Absicht des Dichters gewesen, sondern von seinen Fortsetzern hinzugedichtet.

Christian Heinrich Postel, Advokat in Hamburg († 1705), ist am bekanntesten durch seinen Federkrieg mit dem Epigrammendichter Wernike. Dieser spottete über den Schwulst Hofmannswaldaus und Lohensteins; Postel, ein Nachahmer der letztern, schrieb ein Sonnet, worin er

Wernike mit einem Haſen, Lohenſtein mit einem todten Löwen verglich. Wernike ſchrieb nun ein Heldengedicht „Hans Sachs", worin er Poſtel als Stelpo mit dieſem Reimſchmid verglich (deſſen Werth Wernike nicht erkannte). Für Poſtel antwortete ſein Freund Humold im „thörichten Pritſchmeiſter". Poſtel hat viele Opern aus dem Italieniſchen, Franzöſiſchen und Holländiſchen überſetzt und einige eigene verfertigt, im Geſchmack der Zeit in Alexandrinern, aus der Bibel, aus der alten Mythologie und Haupt- und Staatsactionen aus der Geſchichte. Im Jahr 1700 gab er „die liſtige Juno" heraus, eine Epiſode aus dem Homer in Alexandrinern, mit vielen Anmerkungen. In ſeinem unvollendet gebliebenen Epos, der große Wittekind, erſt nach ſeinem Tode gedruckt 1724, verräth ſich der Stolz norddeutſch proteſtantiſcher Bildung, welche alles andere unter ſich ſieht. Hundert Jahre ſpäter hat Voß einmal den Sachſenherzog Wittekind geprieſen, daß er ſich des von Karl dem Großen über Deutſchland gebrachten heilloſen katholiſchen Pfaffenthums ritterlich erwehrt habe und iſt ſogar ſo weit gegangen, zu ſagen, Wittekinds Wodan ſey als unſichtbarer Gott höher geſtanden, als der Götze des Bonifacius und Karls des Großen. Wittekind ſey demnach ein würdiger Vorgänger der modernen proteſtantiſchen Bildung geweſen, durch welche jenes katholiſche Götzenthum aus Sachſen wieder verbannt worden ſey. Dieſe Tendenz herrſcht nun auch ſchon in Poſtels Epos. Nur daß der Proteſtantismus hier gänzlich durch Humanismus erſetzt und das ganze Gedicht von claſſiſchen Erinnerungen durchdrungen iſt.

Das Epos hebt an: Wer teutſche Geiſter hegt im innern Schrein der Bruſt, wem nur eine Ader ſchlägt nach ſächſiſchem Geblüt, derſelbige befindt des Deutſchen Hermann Geiſt im großen Wittekind. Der Held wird als ein Ideal der Mannhaftigkeit etwas tabellariſch beſchrieben. Zu den glänzenden Beſchreibungen gehört ein Pferderennen, und das Niederſchlagen eines Waldes, um Schiffe zu bauen. Nach dem Verluſt einer großen Schlacht muß Wittekind zur See flüchten, leidet Schiffbruch und wird unfern der Alhambra an den Strand geworfen, wie Odyſſeus. Auch eine ſchöne Nauſikaa iſt bald bei der Hand, denn Fatime, die Tochter des König Belis von Granada, iſt mit ihren Geſpielinnen am Strande und nimmt ihn freundlich auf. Eben ſo der König, ihr Vater, dem er (wie Aeneas der Dido Trojas Fall) die geſammte Geſchichte der Deutſchen nach römiſchen Quellen erzählt. Der Wunderpalaſt

der Alhambra enthält (gegen alle muhamedaniſche Sitte) eine Unzahl antiker Bildwerke, unter denen der gekreuzigte Amor nach Auſonius in der Beſchreibung die erſte Stelle einnimmt. — Dann folgt eine lange Epiſode. Der Dichter ruft die Liebe an und gibt eine üppige Schilderung derſelben. Die Natur wird als ein Tempel der Liebe angeſehen. Wie alle Thiere, ſogar die Pflanzen, ſich gatten, wird in langer Scenerie dargeſtellt.

Wie wetzt der brünſtge Stier mit unermüdtem Streichen
Der Hörner krumme Spitz an Klippen und an Eichen,
Es fliegt der Schwanz empor, das Auge wird verdreht,
Wann ſeiner Jo ſich ein fremder Buhle näht.
Noch größere Wunder ſind von Liebesgluth zu ſehen,
Man ſieht die Bäume ſelbſt in Liebesbanden gehen.
Was windt den Epheu auf an einem Eichenſtamm?

Ueberhaupt legt der Dichter den größten Werth auf Beſchreibungen nach der Natur oder nach Gemälden und verräth darin die Manier des Brockes. Nach dieſer bis zum Cyniſchen üppigen Einleitung führt uns der Dichter zu der Zauberinſel der Galiana, einer Urenkelin der Circe, und läßt hier einen andern ſächſiſchen Flüchtling, den Adelvig, landen und verführt werden. Wie die ſächſiſchen Helden am Ufer die ſchönen Dienerinnen Galianens überraſchen und dieſe kokett durch Dorn und Geſtrüpp entfliehen, daß möglichſt viel von ihren natürlichen Reizen entblößt wird, alles aber mit fröhlichem Bekanntwerden, Liebkoſen und Umarmen endet, das wird hier, wie in der Luiſiade des Camoens, nur in derb naiven Zügen geſchildert. Unter anderm wird der afrikaniſche Teint einer Schönen mit Beiſpielen aus den Claſſikern entſchuldigt. Adelvig ſelbſt wird auf ausgeſuchte Art von der Galiana verführt in einem völlig durchſichtigen Florkleide, aus grüner Seide und Gold wie aus Luft gewebt. Aber ſein Gefährte Diephold empfängt von einem Greiſe das berühmte Kraut Moly und löst damit die Bezauberung, ſo daß ſie alle glücklich der gefährlichen Inſel entkommen. — Unterdeß hat Belis ein großes Heer geſammelt und Wittekind zum Feldherrn deſſelben ernannt. Das Heer wird ſehr weitläuftig beſchrieben. Wir finden auch Amazonen dabei, von der ſchönen Alcinde von Antiopien geführt. Wittekind rächt an der Spitze dieſes Heeres im Thal von Ronceval die Niederlage an der Haſe. Hier bricht dies Gedicht ab. Nur die Wehmuth Wittekinds beim Anblick eines fränkiſchen Kindes, das ihm nach der Schlacht eine ſterbende Mutter zum Schutz empfiehlt, damit deutſches Blut nicht zum Sclavendienſt herabgewürdigt werden möchte, deutet uns an, der Dichter habe eine für beide Theile ehrenvolle Ausſöhnung der beiden deutſchen Stämme in Ausſicht genommen. Dieſe kleine Epiſode auf dem Schlachtfeld iſt rührend, wie auch ſo manche andere Schilderung, wenn auch in ſchlechten Alexandrinern und oft zu grobſinnlich, doch naturwahr und poetiſch.

Der beſte Roman des 17. Jahrhunderts iſt der berühmte, 1854 durch A. von Keller in einer kritiſchen Ausgabe neu edirte, Abentheuerliche Simpliciſſimus, ein Werk von Chriſtoph von Grimmelshauſen, eines geb. Gelenhauſers, der als ſtraßburgiſcher Amtsſchultheiß in Renchen 1676 ſtarb. Vgl. über ihn Paſſow in den Blättern für lit. Unterhaltung 1843 Nr. 259—64. 1844 Nr. 119. 1847 Nr. 273. Kuhn in von der Hagens Germania IX. 86 f. Die erſte Ausgabe des dicken Romans iſt 1669 zu Mömpelgart gedruckt. Ihm folgten mehrfache andere und viele Fortſetzungen und Nachahmungen.

Simplex, auch Simplicius oder Simpliciſſimus von ſeiner Einfalt genannt, iſt der uneheliche Sohn eines vornehmen Herrn und einer vornehmen Dame. Die letztere gebar ihn auf der Flucht mitten im Walde und ſtarb, arme gemeine Bauersleute nahmen ihn zu ſich und er wuchs mit dem Vieh wie ein Vieh auf, bis im dreißigjährigen Kriege fremde Soldaten das Dorf plünderten, die Männer erſchlugen, die Weiber ſchändeten und er ſelbſt nur eben das Leben davontrug. Da führt ihn ſein guter Geiſt im Walde zu einem Einſiedler, der ihn, den er nicht kannte, der aber ſein Vater war, ein Herr Sternfels von Fuchsheim. Derſelbe hatte nach dem Tode ſeiner Geliebten, einer Schweſter des ſchwediſchen Gouverneurs von Hanau, des Herrn von Ramſay, der wilden Weltluſt entſagt und war (als frommer Katholik) Einſiedler geworden. Von ihm nun wurde der junge Wildling zu gleicher Frömmigkeit erzogen. Aber aufs neue drang die wilde Soldateska in ſeine Nähe. Er wurde aus ſeiner Einſamkeit herausgeriſſen und ſchwamm nun auf den Wogen des Kriegs. Anfangs kam er gefangen nach Hanau, wo der Gouverneur, ſein Großvater, ohne ihn zu kennen, von einer natürlichen Regung der Zärtlichkeit ergriffen, ihn zu ſeinem Pagen machte. Bald aber riß ihn der Troubel der Zeit wieder mit fort. Er geräth unter die verwilderſten Croaten. Da beginnt auch ſeine Bekanntſchaft mit der Wunderwelt. Er ſieht einmal den Hexen zu, wie ſie zum Sabbath fahren, fährt mit, vernichtet aber den ganzen Höllenſpuck durch den Namen Jeſu. Obgleich nun von angebornem Adel des Leibes und der Seele, muß er immer tiefer in den Schlamm der Welt ſinken und den Croaten als Narr in voller Narrenkleidung dienen, alle Laſter des Lagers kennen lernen, Spielen, Saufen, Huren, Rauben und eine entſetzliche Geſinnungsloſigkeit, da Jeder eben nur der Fortuna nachzieht und Fahne und Eidſchwüre wie Kleider wechſelt. Der Glaube an Gott iſt in dieſem angeblichen Religionskriege ganz abhanden gekommen. Man glaubt nur noch an die Sterne. Aſtrologie und Goldmacherei ſind an die Stelle der Theologie getreten. Wie ſich der Soldat das Paradies denkt, wird geiſtvoll als Wiederkehr der alten

heidnischen Walhalla ausgemalt. Die Soldaten hausen nämlich in einem Frauenkloster, welches Paradies heißt und lassen sich hier beim schwelgerischen Schmause von den Nonnen wie von Engeln (Walkyrien) bedienen.

Endlich ist Simplex herangereift genug, um selber Soldat werden zu können und das Erste, was ihm in diesem Stande auffällt, ist, daß die kriegerischen Deutschen, die in diesem Kriege einander in fremder Herren Namen zerfleischen, nicht lieber wie Ein Mann zusammenstehn! Die Soldaten unterhalten sich von einem „teutschen Helden", der da kommen werde, um dem kläglichen Religionsstreit ein Ende zu machen, einen allgemeinen Frieden zu gebieten und Deutschland zu einem „Schlaraffenlande" zu machen. Denn so viele Kräfte schlummern im deutschen Volke, daß man sie nur zu vereinigen brauche, um uns wieder zum ersten Volk der Welt zu machen. Aber mit diesem schönen Traum tritt die Wirklichkeit in grellen Contrast. Deutschland wird von seinen eigenen Kindern zerfleischt, verbrannt, verödet, und Simplex — macht mit, raubt, wird reich und hält sich sechs Maitressen zumal. Als er aber die Tochter eines höhern Officiers verführt, wird er gezwungen, sie zu heirathen. Er wendet sich aber wieder der Weltlust zu und macht in Frankreich als beau Allman großes Glück bei den Damen. Nach Deutschland zurückgekehrt findet er an Olivier einen tapfern, aber wüsten und verbrecherischen Gesellen, der an seiner Seite im Kampfe fällt und dem er seine reiche Beute abnimmt. Da erkennt er in einem elenden Bettler einen früheren Kameraden, den „Herzbruder" wieder und pflegt ihn bis an seinen Tod ehrlich. Jetzt erst findet er den alten Bauern wieder, der sein erster Pflegevater gewesen und erfährt von ihm, wer seine Mutter und sein Vater gewesen. Andere Bauern erzählen ihm vom berühmten Mummelsee im nahen Schwarzwald. Da geht er hin und die Wassergeister führen ihn unter den See und zeigen ihm ihr verborgnes Paradies. In einläßlichen Gesprächen erfährt er von dem Prinzen des Sees, die Wassergeister (wie alle Elben) seyen den Menschen zwar an Macht, aber doch nicht an Glück überlegen, weil sie keine Seele hätten und nicht selig werden könnten. Darum sey der ärmste und elendeste Mensch doch mehr als sie. Diese Worte machen den tiefsten Eindruck auf Simplex. Er erkennt, die Welt sey eine Delila, die den gläubigen Christen auf alle Art zu reizen und zu verführen trachte, und es komme nur darauf an, seinem lieben Gott ein treues Herz zu wahren. Das thut er, indem er feierlich von der Welt Abschied nimmt und wie sein Vater ein Einsiedler wird.

Der Dichter selbst nennt seinen Roman (im Vorbericht zum zweiten Buch) „ein dunkles Scherzgedicht, das Geschichtsweise etlichermaßen erzehlet und vorstellet das Begehen des dreißigjährigen Kriegswesens und derer im Schwang gehenden Lastern" ꝛc. Es ist in sehr rauher Sprache

geschrieben und stellenweise zu lehrhaft breit. Aber in dieser rauhen Schale verbirgt sich ein Kern so herrlicher Poesie, daß wir ihm im ganzen Jahrhundert nichts Schöneres an die Seite zu setzen haben. Ein tiefer religiöser und zwar katholischer Ernst trägt das ganze Gedicht. Die uralte heidnische Volkspoesie ragt mächtig in dasselbe hinein und schlägt alles, was aus der damaligen Mode der Renaissance sich eindrängt, siegreich zurück. Zugleich katholisch und durch und durch volksthümlich vermittelt dieser Roman, wie kein anderer, die ritterliche Poesie unseres Mittelalters mit der späteren Romantik. Er steht daher außerhalb und hoch erhaben über der gesammten Poesie der Renaissance.

Der Roman machte ungeheures Glück und wurde nicht nur oft wieder aufgelegt, sondern auch fortgesetzt und nachgeahmt. An ihn reiht sich daher eine ganze s. g. simplicianische Literatur an. Vgl. über sie Jördens II. 428 f. und v. Keller, Simplicissimus am Schluß des 2. Bandes. Grimmelshausen selbst schrieb noch eine Menge Romane und Humoresken, von denen einige sogar dem Simplicissimus schon vorhergingen.

Dem letztern am nächsten steht sein „Springinsfeld", die Geschichte eines Landstörzers und Bettlers, der wie Simplex im 30jährigen Kriege alles durchmachte.

In die schauerlichste Noth kam der Held in der Gegend von Bahlingen im Schwarzwald, wo er in der ganz ausgebrannten Gegend von hungrigen Wölfen verfolgt auf das Dach eines Hauses flüchten mußte und von ihnen belagert fast verschmachtete, bis Hilfe kam. Unter den übrigen Figuren dieses Romans zeichnet sich der kurbayerische Oberst Lumpus und des Springinsfeld Beischläferin, die Leyrerin, mit ihrem unsichtbar machenden Zeisigneſt aus.

Fortsetzung davon ist „das simplicianische Vogelnest".

Nach der Leyrerin Tode bemächtigt sich der Held dieses kleinen Romans des Nestes und bedient sich desselben, um unsichtbar aus fremder Leute Schüsseln zu essen und Krügen zu trinken, auch zu stehlen und allerlei Spuck zu treiben. So reitet er einmal unsichtbar das allein sichtbare Pferd eines Andern, der es gerne haschen möchte und nicht kann. Doch wie Simplex ist er gutherzig und ein frommer Katholik. Als einmal ein Calvinist die h. Jungfrau Maria lästert, schlägt er ihn mit einer furchtbaren unsichtbaren Ohrfeige zu Boden. Indem er einmal ein Bauernweib die Käse, die sie zu Markt bringen soll, vorher mit

ihrem eignen Waſſer einſalzen ſieht, ſetzt er ſie gelind in einen Haufen Neſſeln hinein. Indem er zuſieht, wie Einer eine Frau verführt, hebt er ihn plötzlich aus dem Bett und wirft ihn auf den Miſt. Da er aber ſelber einmal eine Jungfrau verführt, erkennt er, daß er nicht berufen ſey, Andere zu richten, bereut dies, wirft das Neſt weg und läßt ſeine Beſtandtheile von Ameiſen verſchleppen, daß es niemand mehr mißbrauchen kann.

Hieran reiht ſich zunächſt: „Trutz-Simplex oder wunderſeltſame Lebensbeſchreibung der Erzbetrügerin und Landſtörzerin Courage."

Schon im Simpliciſſimus iſt dieſer merkwürdigen Amazone gedacht. Als Zigeunermutter leitet ſie die Verführung des Simplex durch ein allerliebſtes Zigeunermädchen ein. Simplex iſt voll Ungeziefer, das kann er nur durch eine Salbe loswerden, aber nur, wenn er ſich nackt von der jungen Zigeunerin ſalben läßt. — Derſelben alten Courage Jugend wird nun hier erzählt. Sie iſt das uneheliche Kind eines böhmiſchen Edelmanns und heißt Libuſchka. Als 1620 die Bayern Prag einnehmen, verkleidet ſie ſich als Knabe und dient einem Rittmeiſter, ohne erkannt zu werden; ja ſie weiß ſich durch ihre Bravour nicht wenig in Anſehen zu ſetzen. Als ihr aber einmal Einer bei einer Rauferei nach den Beinkleidern greift, verräth er ihr Geſchlecht. Sie ſchlägt ihn zwar im Zorn zu Boden, muß nun aber doch dem Rittmeiſter bekennen und wird ſeine Geliebte. Weil ſie naiv geſagt hatte „er hat mir nach der Courage gegriffen", empfängt ſie den Namen Courage und muß ihn behalten. Ihr Rittmeiſter fällt in Ungarn, ſie lebt eine Zeitlang als ehrbare Wittwe, läßt ſich aber von ihrer Wirthin zu einem ſchändlichen Leben verführen und flüchtet endlich vor der Polizei. Unterwegs wird ſie von elf Mannsfeldiſchen Reitern geſchändet, aber von einem Hauptmann gerettet und geheirathet. Als auch dieſer in der Schlacht bei Wiesloch gefallen, bleibt ſie auf eigne Hand bei dem kaiſerlichen Heere und hält ſich als Amazone ſo tapfer, daß ſie mehrere feindliche Officiere nach einander gefangen nimmt. Ein Lieutenant heirathet ſie, wird aber von ihr durchgeprügelt, als er ſich die Herrſchaft anmaßen will, und entflieht. Sie lebt wieder als ſcheinheilige Wittwe, zieht dann aber nochmals in den Krieg und hat das Unglück, von einem Major gefangen zu werden, den ſie früher gefangen gehabt hatte. Dieſer rächt ſich nun, indem er ſie entkleidet dem ſchändlichſten Muthwillen der Soldadeska preis gibt. Ein däniſcher Rittmeiſter erlöst ſie und ſchickt ſie auf ſein Schloß, aber ihre Mutter ſchickt ſie nach Deutſchland zurück. Hier heirathet ſie einen Musquetier, der aber ſtandrechtlich erſchoſſen wird, nachdem er einem Corporal nicht hatte geſtatten wollen, bei ſeiner Frau zu ſchlafen. Sie folgt dann einem Marquetender mit Altringers Heer nach Italien, wird wegen einer Untreue durch eine künſtlich erzeugte Windcholik beſtraft, kauft einen kleinen Teufel im Glaſe, be-

geht mehrere Diebstähle, heirathet einen Hauptmann, verliert ihn wieder, lebt wieder als scheinheilige Wittwe, wird wegen ihrer Lüderlichkeit verbannt, heirathet wieder einen Musquetier, treibt Tabakhandel, geht endlich unter die Zigeuner und hilft ihnen herumlungern und stehlen.

In diesen Kreis gehört ferner die kleine Novelle „der stolze Melcher", wiederabgedruckt in v. Bülows Novellenbuch III. Nr. 4.

Ein junger Bauer besinnt sich, ob er nicht Soldat werden soll. Da kommen drei Soldaten aus dem Kriege heim, darunter der stolze Melcher, ein Bauernsohn aus demselben Dorf, der früher ein Schuldenmacher und ausbündig lüderlich, jetzt krank, elend und bettelarm heimkehrt. Seine Mutter schilt ihn aus, sein Vater will ihn gar nicht aufnehmen, bis Junker und Pfarrer und des Sohnes jämmerliche Klage sie zum Mitleid bewegen.

Der Soldatenstand ist hier mit gar zu schwarzen Farben gemalt, die Grundansicht philisterhaft. Aber die Bauernfamilie ist höchst wahr und lebendig bezeichnet. Man hat hier ein Vorbild der Romane des Bitzius.

Grimmelshausen schrieb einen „keuschen Joseph", „Dietwald und Amelinde, Proximus und Lympida", Romane im gewöhnlichen Styl und die erstern wohl früher als den Simplex selbst.

Die „Seltzame Traumgeschichte von Dir und mir", vielleicht schon von 1660 herrührend (vgl. v. Keller II. 1175), ist ein humoristisches Traumgesicht mit einer echt simplicianischen Beschreibung der weiten Hosen, in die ein Schornsteinfegerjunge bequem hineinkriechen könne, und andere Modenarrheiten, so wie eines Prahlers, der überall war und alles weiß und kann, der z. B. sagt: das Französische, Spanische, Italienische ist so kinderleicht, daß es in Paris, Madrid und Florenz schon die kleinsten Kinder verstehen ꝛc. — Mehr Erfindung herrscht in einem andern Traumgesicht Grimmelshausens, in des „Bilgram von Hohenwandern Reise in den Mond". Hier kommt er in den Mond, in dessen Bewohnern er dieselben Laster und Thorheiten findet, wie auf der Erde. Ergötzlich ist der Schluß. Er wird mit einer Mondbewohnerin vertraut, aber ein Eifersüchtiger ertappt ihn und nöthigt ihn zum Fenster hinauszuspringen. Da fällt er auf die Erde herab und sanft in sein Bett hinein, in dem er wieder erwacht.

Des Grimmelshauſens „teutſcher Michel“ iſt blos eine patriotiſche Abhandlung über die Vorzüge der deutſchen Sprache vor jeder andern, und eine Warnung vor der fremden Mode und vor den „Teutſchverderbern.“ — Weiter ſchrieb Grimmelshauſen noch „Schwarz und Weiß oder der ſatiriſche Pilgram“, Renchener Mühlenordnung, einen ewig währenden Calender, Rathsübel Plutonis, die verkehrte Welt, ein Galgenmännlein ꝛc. — Im Jahr 1665 erſchien zu Hanau „Don Iro oder Hoheit, Glückſeligkeit ꝛc. beim Bettelleben von Hätt-gern.“ — Die rationis status anatomia, 1678 iſt eine Satire auf die Statiſtiſchen, d. h. Richter und Beamte aller Art, der Anatom ſecirt die Leichen des Staats und findet im Herzen alles faul, ſchlecht, bösartig, in der Zunge nur Falſchheit, Schmeichelei, Läſterung, Lüge ꝛc., im Auge nur Verblendung, Neid, Geilheit ꝛc.

Schelmuffsky wahrhaftige curioſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung zu Waſſer und Land iſt eine Satire (vom Jahr 1696) auf die abentheuerlichen Romane jener Zeit.

Schelmuffsky iſt ein Handwerksburſch, der nie weit gekommen iſt, den Leuten aber vorlügt, er habe weite Reiſen gemacht und überall den Helden und Liebling aller Damen geſpielt. Das Ganze iſt ein rohes und gemeines Machwerk, worin aber wenige einzelne Züge von Rabelaisſchem Geiſte vorkommen. Der Styl iſt eckelhaft. Immer das dritte Wort iſt „der Tebelhohlmer“, oder „O Sappermint!“ oder „brav Kerl“. Das iſt nun allerdings der Styl eines beſoffenen und ganz gemeinen Handwerksburſchen, aber auf die Länge eines Buchs ausgedehnt wird derſelbe unerträglich. In der Reiſeſchilderung ſelbſt herrſcht erſtaunlich wenig Phantaſie. Der Held treibt ſich überall nur in Wirthshäuſern, bei Gelagen, in Raufhändeln und bei galanten Damen herum. Bald duellirt er ſich, bald empfängt er Ohrfeigen und rauft ſich. Bald iſt er Gaſt und Liebling in einem Palaſte, bald hat er im Spital die Krätze. Bei einer Hochzeit betrinkt er ſich und ſpeit der Braut, neben der er ſitzt, in den Buſen. Beim Großmogul verunreinigt er das Bette ꝛc. Aber die Einleitung der Erzählung iſt genial. Der Held ſchildert wie er geboren worden ſey, mit allen Nebenumſtänden, wie es Sterne im Triſtram Shandy nicht beſſer gethan hat, ja, wie es mir ſcheint, mit noch mehr ächtem Humor.

Der edle Finkenritter (vgl. Görres Volksbücher S. 180. Reichards Romanbibl. XVI. 64), gehört zu der burlesken Gattung, wie Markolfus, Eulenſpiegel, das Lalenbuch, und iſt gewiſſermaßen das Vorbild der berühmten Schwänke von Münchhauſen.

Es enthält nämlich die lügenhaften Abentheuer, die Herr Polycarp von

Kirrlariſſa, genannt der Finkenritter, dritthalb hundert Jahre vor ſeiner Geburt auf Fahrten durch alle Länder beſtanden. Wie Lucian in ſeinen Lügengeſchichten, ſo häuft der Verfaſſer auch hier lauter luſtigen Unſinn zuſammen, ohne beſtimmte ſatiriſche Abſicht, rein aus humoriſtiſcher Luſt. Die Späſſe kommen und verſchwinden wie die Bratwürſte, mit denen der Teufel den Weg des Ritters vorn pflaſtern und die er hinter ihm wieder aufeſſen muß. Indem der Ritter Gras mäht, haut er ſich aus Verſehen ſelber den Kopf ab, der von ihm fliegt und dem er überall nachläuft ꝛc. Er kommt in die verkehrte Welt, wo der Haſe die Hunde jagt, das Schaf die Wölfe hütet ꝛc.

Görres glaubt, das Buch ſey nicht älter als der dreißigjährige Krieg, indem ſein Ton der damaligen Soldatenprahlerei entſpreche.

Achtes Buch.

Die Herrschaft des französischen Geschmacks.

1.

Die Rococozeit.

Was zwischen der zweiten schlesischen Schule und Klopstock liegt, kann man mit dem Rocococharakter bezeichnen. Das ist der leichte, tändelnde, galante, wollüstige und seelenlose Geschmack, wie er unter Ludwig XV. in Frankreich herrschend wurde, nachdem man sich dort der heroischen Grandezza des siècle de Louis XIV. entledigt hatte. Es war der Uebergang von der Allongeperücke und vom großen spanischen Degen zu Puder und Zopf und zum kleinen dünnen Galanteriedegen, vom schweren goldenen Prunkbecher zur chinesischen Porzellanvase.

Ohne Zweifel bedurfte man der Erleichterung, der frühere Geschmack lag wie der bleierne Mantel der Verdammten in Dantes Hölle auf den Seelen. Die Deutschen waren zwar noch nicht so tief gesunken, daß sie um jeden Preis und unter allen Umständen die Affen der Franzosen hätten werden müssen. Wenn sie aber in jener Rococozeit unter der Leitung ihres damaligen Großschulmeisters Gottsched ausschließlich solche Affen wurden und nichts mehr gelten lassen wollten, als den neuesten französischen Geschmack, so entschuldigt sie einigermaßen das wirklich dringende Bedürfniß, aus den spanischen Stiefeln ihres bisherigen Geschmackes herauszukommen und freien leichten Fußes in dünnen Schuhen zu gehn.

Man versteht die damalige deutsche Literatur nicht recht, wenn man die französische nicht kennt. In Frankreich selbst ließ die Muse der Renaissance Helm, Schild und Speer und ein Stück vom Harnisch nach dem andern fallen, um zuletzt als leichtgekleidete üppige Soubrette dazustehen. Die steifen Staats- und Liebesgeschichten, die mit den Amadisromanen aus Spanien gekommen waren, und in denen noch immer eine heroische Tugendpruderie vorgewaltet hatte, machten den leichtfertigen Memoiren Platz, in denen die Lüderlichkeit des französischen Hofes sich immer naiver und ungenirter abspiegelt. Das wirkte denn auch in Deutschland fort. Schon 1670 erschien „etlicher hoher Standespersonen Liebesgeschichte durch den Vorwitzigen", darin die Liebeshändel Ludwigs XIV. (mit der Lavaliere) und der Königin Christine (mit Monaldeschi) und andere abgeschildert wurden. Aber auch die lyrische Poesie stimmte sich in Frankreich immer satiresker. Die Lebensweisheit und Lebenslust der Höflinge suchte ihre Muster in Horaz und Anakreon. Höfisch, unsittlich und feige war diese französische Lyrik doch liebenswürdig und hinter dem Satyr vermißt man fast nie die Grazien.

Die allmächtige französische Mode wirkte nun auch auf Deutschland ein, um endlich die Alexandriner und die steife Gratulationspoesie zu verdrängen und unter den Reifrock mit mehr oder weniger frivoler Lust die natürlichen Füßchen hervorzustrecken. Der Uebergang geschah aber nur sehr allmählig.

Christian Wernike trat in seinen „Ueberschriften" (Epigrammen), jedoch noch nicht in der ersten Auflage 1697, sondern erst in den späteren, zu Hamburg mit ungemeiner Selbstgefälligkeit dem Geschmack der zweiten schlesischen Schule entgegen, bezeichnete die Unnatur und den Schwulst derselben aufs treffendste und machte der schon mit Opitz aufgekommenen Koketterie mit malenden Beiwörtern und monströsen Metaphern ein Ende.*) Vergebens suchten Hunold und Postel die Ehre der gefeierten Schlesier zu retten. Wernike hatte den französischen Geschmack für sich. Aber indem er den Deutschen statt des geistlosen Wortschwalls Geist

*) Die Unnatur Lohensteins bewies er namentlich aus den frechen und zotenhaften Worten, die er dem zwölfjährigen ganz unschuldigen Ambre im Ibrahim in den Mund legt, und den metaphorischen Schwulst Hoffmannswaldaus in dessen Schilderung der Brüste „Zinnober krönte Milch auf weißen Zuckerballen."

in schlichten Worten und natürlicher Ausdrucksweise empfahl, wog er selber den Geist in so kleinen Portionen ab, daß man ihn mit dem Vergrößerungsglase suchen mußte, und dann freute er sich und drückte die Bewunderung seiner selbst in unsäglich elteln Anmerkungen aus.

Für das beste seiner Epigramme erklärte er das auf Antonius und Cleopatra:

Es wählen in der Angst und in der letzten Noth
Cleopatra das Grab, Antonius den Tod.
Es liest Verzweiflung hier ein seltsam Urtheil ab:
Der schlägt sich selbsten todt, die trägt sich selbst ins Grab.

Das soll nun geistreich seyn. Eben so ein Epigramm auf die Chloris, worin es heißt, ihre Augen seyen Aetna und Nil zugleich, wie sie flammen und wie sie weinen. Das hätte Hoffmannswaldau auch sagen können. Wernike liebt das Spitzfindige. Einen Hahnrei nennt er einen Pfalzgrafen, weil dieser das Recht hätte, uneheliche Kinder zu legitimiren. Von einem Andern, der etwas kindisch ist, sagt er: deine Kinder gleichen zwar dir nicht, aber du ihnen. Die Antithesensucht geht bei Wernike bis ins Eckelhafte. So sagt er von der Tullia:

Des Ehmanns blutig Herz in Vaters Herze steckte,
Und liegend unter dem, sie über diesen führ.

Und von der Portia:

Sie isset Feuer, weil er aus dem Lethe Wasser trinkt.

Und von Cimons Tochter, die ihren Vater im Gefängniß säugt:

Sie empfindt mit Zittern gleiche Lust
Indem sie dich erhält, als wie du sie gezeugt.

Auch geniert sich der galante Dichter nicht, die pöbelhaftesten Zoten vorzutragen, z. B. im Urtheil des Paris.

Den Epigrammen hat Wernike einige heitere und leichte Schäfergedichte beigefügt. Sehr versündigt hat er sich aber durch sein Pasquill „Hans Sachs", worin er diesen Dichter als Herrscher im Reiche der Dummheit den Stelpo (Postel) zu seinem Nachfolger einweihen läßt. Postel schrieb seinerseits gegen Wernike den „thörichten Pritschmeister 1704".

Benjamin Neukirch, ein Schlesier, riß sich von Hofmannswaldaus Schule los, um zu der leichtern französischen Manier überzugehen, weshalb ihn später Gottsched in besondern Schutz nahm. Neukirch beging

die fabelhafte Geschmacklosigkeit, Fenelons prosaischen Telemach in einer Prachtausgabe mit Kupfern metrisch zu übersetzen.

Neukirchs poetische Briefe sind dem Boileau nachgeahmt. Besser sind seine Satiren wider die Wollust, Ehrsucht, den Geiz ꝛc. aber ohne poetischen Werth. Nur die Satiren auf die Kinderzucht und auf die Trägheit sind auszuzeichnen, weil sie die damalige Corruption von „Klein Paris" sehr anschaulich machen. Dorilis, eine Leipziger Jungemagd in höherer Potenz, die durch Koketterie einen reichen Mann gewinnt, um nachher sein Geld zu verthun, ist ein sehr gelungenes Genrebild.

Der Freiherr von Canitz († 1699) machte in seiner Jugend viele Reisen und diente dem Kurfürsten von Brandenburg im Feld und als Gesandter, wobei er sich die feinste Bildung des damaligen Europa aneignete. Dies führte ihn denn auch dahin, den Geschmack der zweiten schlesischen Schule bald abgeschmackt zu finden, und die Weitschweifigkeit durch Kürze, den pathetischen Schwulst durch einfache Natürlichkeit zu ersetzen. Er nahm sich deshalb den Franzosen Boileau und dessen noch älteres Vorbild, den Horaz zum Muster.

Wie gewandt seine Sprache ist, zeigt ein galantes Gedicht, das er 1696 für zwei junge Damen schrieb, die ihm an seinem Putz geholfen hatten.

Vergönnt mir, Schönsten, daß ich mag
Durch diesen Brief die Hände küssen,
Die gestern einen ganzen Tag
Zu meinem Dienst sich regen müssen,
Und daß ich meine Dankbarkeit,
Zu der ich euch verbunden lebe,
Bei dieser frühen Morgenzeit
Gehorsamst zu erkennen gebe.

Gut ist seine Satire auf die geistlosen Poeten seiner Zeit, dagegen die berühmte Ode auf seine verstorbene Gattin Doris verkünstelt und langweilig. Ueberhaupt ist er nicht durch seine Werke, nur durch die Richtung, die er andern gab, bemerkenswerth.

An Hofmannswaldau erinnert immer noch von Bostel, dessen „poetische Nebenwerke" zu Hamburg 1708 erschienen. Sie geben sich für gelenkig und sind doch noch sehr steif.

Sie enthalten in gewohnter Weise geschraubte Andachten, Hochzeits-, Trauer- und Ehrengedichte, dann verliebte Gedichte.

Galante Fuscie,
Dein höfliches Geschicke
Zeucht meinen lüstern Sinn
Durch tausend angenehme Blicke
Zu etwas Süßes hin ꝛc.

In dieser steifen Affectation der Leichtigkeit bewegt sich der seichte Poet durchgängig. Das witzigste Gedicht ist das, worin er einen Floh seiner Geliebten beneidet, nach dem Lateinischen. Eingestreut sind einige plattdeutsche Gedichte, theils im Volksliederton, theils in Alexandrinern, leider nicht blos in der Sprache, sondern auch in den Gedanken platt.

So auch Daniel Schönemann, ein Berliner Poet im Anfang des 18. Jahrhunderts, von dem Hofmannswaldau VII. 54 sagt, er halte ganze Predigten in Versen und pflastere alle Gassen Berlins mit Reimen.

Unter seinen Reimereien in den geistlosesten Alexandrinern steht ein Leiden Christi oben an, dann eine Klage über die Katholisirung der Stadt Thorn. Bei jeder Gelegenheit ließ er seinen Zorn an den Katholiken aus. Seine Predigt zur Hubertsburger Friedensfeier wurde 1762 gedruckt und ist ganz in Versen. Vgl. Hagen, Germania VI. 111 f.

Ergötzlich sind die „poetischen Rosen" der kaiserlich gekrönten Poetin, Jungfer Sidonie Hedwig Zäunemann, Erfurt 1738.

Die Poetin sieht aus dem Titelkupfer als ein lustiges junges Mädchen gar naiv heraus, aber ihre Rosen, die fast nichts als Gratulationspoesie enthalten, deuten auf ein dornenvolles Leben. Ihre Verse fließen leicht.

Aus Augustus tapfern Lenden
Kommt nun jetzt des Landes Glück.
Nach dem Leide
Folgt die Freude
Und ein heller Sonnenblick
Schaut zurück.
Auf Charlottens hohen Händen
Schlummert sanft des Landes Glück.

Sie genoß besonders am Hofe zu Weimar Almosen, wofür sie sich immer sehr liebreich bedankt. Man muthete ihr dort aber auch das Aeußerste zu, nämlich Verse für einen Becher zu machen, auf dem ein höchst unzüchtiges Jagdbild dargestellt war (S. 558), aus welcher Verlegenheit sich die sittsame Jungfrau noch gut genug herauszog. — Ein originelles Denkmal der Zeit ist

ihr „Ilmenauisches Bergwerk", welches sie aus Anlaß eines fürstlichen Besuchs treu in der Bergmannssprache besang. Auch erzählt sie einen Schwank ganz in der Manier der contes de Lafontaine, aber nach einer wirklichen Begebenheit.

Ein Geiziger läßt durch seine schöne Frau einen reichen Cavalier zu einem Rendezvous locken, in der Absicht, ihn zu überfallen und ihm außer der Kaufsumme, die er gleich mitbringen muß, noch eine große Summe Geldes abzubringen, und versteckt sich unter dem Bette. Der Cavalier kommt, legt das Geld hin, zieht aber ein paar Pistolen heraus und schreckt dadurch den Mann unter dem Bett ab, daß er nicht muckst, indeß der Cavalier die Frau liebkost. Nachher aber sieht der Cavalier unter das Bette, erklärt, eine solche Belauschung sey gegen den Vertrag, nimmt sein Geld wieder und geht fort.

Heräus, Inspektor der k. k. Antiquitäten, gab 1721 deutsche und lateinische Gedichte heraus, welche ausschließlich für Festivitäten Kaiser Karls VI. und seines Hauses geschrieben wurden, Gratulationen, Condolenzen, vorzugsweise aber Programme für Festspiele, Anordnung von Illuminationen, Ausschmückung großer Gebäude und Räume, mit Allegorien und Inschriften, und so viele allegorische Darstellungen und Inschriften für Medaillen, daß die Hälfte des Werkes der Beschreibung eines Münzcabinets gleicht. Die deutschen Gedichte sind alle in steifen Alexandrinern geschrieben und bewegen sich im gravitätischen Menuetschritt damaliger Höflinge. Merkwürdig ist seine Ansprache an Kaiser Karl VI. in deutschen Hexametern, von denen er selbst sagt:

Gönne der eifrigen Pflicht dies nimmer gesehene Dichten
Von nicht gesehenem Ruhm, welchen dein Adler erhält.

Zu ihm gehört ein eben so längst vergessener Dichter, Conlin, Canonicus in Augsburg, welcher in demselben Jahr 1721 „die Thaten Karls VI.", d. h. eine Beschreibung des spanischen Erbfolgekrieges herausgab. Das Gedicht, in wahrhaft gräßlichen Knittelversen, ist nur kurz, desto länger aber der Commentar dazu in Prosa, der eine Menge für die Sittengeschichte der Zeit höchst schätzbare Einzelnheiten enthält. Auch der gleichzeitige nordische Krieg wird beschrieben. Um eine Probe der Verse zu geben, stehe hier, was der Dichter von Karl XII. sagt:

Carolus, ein Kron der Helden,
Schweden Zier, ein Krieges-Blitz,
Von dem d' Welt nur Sieg wurd melden,
Wann Maaß g'habt hätt seine Hitz.

Conlin schrieb auch ein halb satirisches Lehrgedicht „der christliche Weltweise beweint die Thorheit von 50 Närrinnen“ (Augsburg 1710), worin alle Arten böser und unartiger Weiber aufgezählt werden, und „die glückliche Narrenkur“ 1724.

In Caspar Abels satirischen Gedichten, Quedlinburg 1714, finden sich außer Uebersetzungen aus Boileau und Horaz nur wenige eigene Sachen, darunter aber eine recht aus dem Leben kommende Schilderung der Noth, in welcher sich die armen protestantischen Pastoren gegenüber ihren weltlichen Patronen befanden, wenn sie, bei zahlreicher Familie und ärmlicher Besoldung, sich von rohen Junkern und geizigen Vorständen die niederträchtigste Behandlung mußten gefallen lassen.

L. E. von Faramond (Schütz) schrieb 1731 „das Reich der Eitelkeit und Thorheit“, eine satirische Schilderung der wirklichen Welt, angeblich aber eines fernen und wunderbaren Reichs, das er in einer Traumwelt kennen gelernt haben will, langweilig und ohne Geist.

Johann Simon Buchka schrieb 1731 zu Leipzig eine Satire „Muffel, der neue Heilige“, worin er die Frömmelei verhöhnte, die er aber später zurücknahm und durch „evangelische Bußthränen“ wieder gut zu machen suchte.

Eine sehr mittelmäßige Satire ist der Banquerotier von Marforio, von 1737, gedruckt in Frankfurt, Leipzig und Berlin. Obgleich sie offenbar vom Zorn diktirt und von einem geschrieben ist, den die Blutegel gesogen haben, so ist doch die Sprache zu rauh und grob.

Karl Sigmund von Kottwitz schrieb (Leipzig und Breslau 1739) moralische Gedichte und Uebersetzungen aus dem Französischen, ganz trivial und ohne Geist.

Die zu Berlin 1751 gedruckten deutschen Gedichte von Joh. Victor Krause enthalten außer gemeinen Hochzeits-, Condolenz- und Gratulationsgedichten viele Lobpreisungen des großen Friedrichs und seiner Siege, aber ohne Geist. Noch schwächer sind der Maria Christiana Kochin poetische Gedanken, Gießen 1747, alles nur Gelegenheitsgedichte. Auch Lindner preist in seinen deutschen Gedichten, Breslau 1743 außer dem großen Friedrich in geistlosen Versen nur sein geliebtes Hirschberger Thal.

Nur als Gottscheds Lehrer ist Pietsch, Professor in Königsberg

(† 1733) einigermaßen bemerkenswerth. Gottsched gab dessen Gedichte schon 1725 mit Vorrede und eigenen poetischen Nachträgen heraus.

Pietsch besang Kaiser Karl VI., den Prinzen Eugen, den ersten und den zweiten König von Preußen und andere Gönner in schon viel gewandteren Alexandrinern, als die der zweiten schlesischen Schule zu seyn pflegten, aber ohne Geist. Außer magern Leichen- und Hochzeitsgedichten folgt nur noch ein längeres Lobgedicht Gottscheds auf Peter den Großen, vorhersagend die Macht und Größe Rußlands, das beste der ganzen Sammlung.

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700 zu Judtenkirch bei Königsberg in Preußen, Professor der Philosophie und Dichtkunst in Leipzig († 1766), war eine zeitlang der verehrteste und gefürchtetste Literat in Deutschland, Gesetzgeber und Tyrann des Geschmacks, und hierin wesentlich unterstützt durch seine gleichfalls schriftstellernde und geistig sehr regsame Gattin, Louise Adelgunde Victoria, geb. Kulmus.

Gottsched trat 1727 an die Spitze der Leipziger deutschen Gesellschaft, die seit 1730 ihre „eigenen Schriften und Uebersetzungen" herausgab. Er selbst gab seit 1732 die „Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache", und seit 1754 „das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" heraus, kritische Zeitschriften, in denen er seinen Geschmack dictatorisch geltend machte, alles lobend, was ihm zusagte, alles verdammend, was nicht. Wahres Verdienst erwarb er sich als Literarhistoriker durch seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst", (1757), ein Verzeichniß aller ihm bekannten älteren Fastnachtsspiele, Mysterien, Singspiele, Comödien und Tragödien der Deutschen, ein noch jetzt unschätzbares Quellenwerk.

Die zeitweise Dictatur in der deutschen Literatur erlangte er aber nur dadurch, daß er den damaligen französischen Geschmack, zu dem ohnehin alles hinneigte, zum Gesetz erhob und in ein System brachte. Er schrieb eine deutsche Dichtkunst, Redekunst und Sprachkunst. Die erstere war die wichtigste. Auf dem Titelblatt bringt Merkur vom Olymp herab den unten versammelten Dichtern ein Exemplar des Horaz. Im Uebrigen nimmt Gottsched alle Grundsätze des Franzosen Batteaux an, welche ziemlich die der Poetik des Aristoteles sind, d. h. Dichtkunst ist Nachahmung der Natur unter vorgeschriebenen Formen. Nun ist aber die Ausführung im vollsten Widerspruch mit dem Princip, denn Gottscheds Lehre ist die

der ausgesprochensten Unnatur. Im 17. Jahrhundert wird dem deutschen Volksstamme zugemuthet, der eigenen Natur, wie der eigenen Geschichte zu entsagen, alle sprachliche und poetische Ausbildung der Vergangenheit zu vergessen, und eine ganz neue Poesie ausschließlich nach dem Muster der Franzosen anzufangen.

Um nun den französischen Geschmack in Deutschland auszubreiten, übersetzte Gottsched Bayles großes Lexicon (mit sehr schätzenswerthen gelehrten Zusätzen), eine Menge der sogenannten classischen Tragödien und Comödien von Corneille, Racine, Voltaire, Moliere, Destouches ꝛc. in der „Deutschen Schaubühne, in 6 Theilen, Leipzig 1746—50." Ferner Batteaux im Auszug, und Fontenelles Gespräche.

Auf das Theater legte Gottsched besonders großen Werth, als Mittel der Geschmacksbildung. Man kann nun nicht leugnen, daß er sich ein Verdienst erwarb, indem er eine feinere und anständigere Sitte auf der deutschen Bühne einzuführen trachtete, im Gegensatz gegen die außerordentliche Rohheit der damaligen herumziehenden Truppen, ihre Spectakelstücke und unflätigen Possen. Insoferne erscheint es gerechtfertigt, daß er in Gemeinschaft mit der berühmten Schauspielerin Nauber öffentlich zu Leipzig 1737 den alten deutschen Hanswurst verbrannte. Er sah in ihm nicht mehr den Träger echt deutschen Volkshumors, sondern nur den Topf, in den jeder Unflath hineingeworfen wurde, um wieder von der Bühne aus herauszusprudeln.

Gottscheds einziges von ihm selbst geschriebenes Trauerspiel Cato ist nur eine Bearbeitung des gleichen Stücks von Addison. Seine Gedichte sind sehr schwach und unbedeutend. Sie erschienen 1736 und vermehrt 1751.

Bisweilen ist er so naiv, anstatt wirklich etwas zu erfinden, nur die Qual zu schildern, die es ihm gemacht, nichts erfinden zu können. So Theil I. 73 beginnt er eine Ode auf das hochfürstliche Schwarzburgische Beilager 1728:

Kann, Durchlauchter, ein Gedichte
Deiner Freude dienstbar seyn:
O so stellt dies Blatt sich ein,
Hofft ein gnädig Angesichte.
Eifer, Treue, Schuld und Lust
Wollen um den Vorzug streiten,
Wem das Rühren meiner Seyten,
Wem ein Wunschlied mehr bewußt.

Kann euch denn kein Seufzer regen,
Harte Musen! Säumt ihr noch?
Haßt ihr mich, so helft mir doch
Des vermählten Paares wegen.
Hundert andern helft ihr ein,
Tausend Dichter lehrt ihr singen;
Ey so laßts auch mir gelingen,
Dieser Lust ein Lied zu weihn.

Halt! ich fühle Geist und Triebe,
Theurer Prinz! Der Musen Kraft
Schenkt mir Witz und Wissenschaft,
Blos zum Lobe deiner Liebe.
Hochbeglücktes Freudenfest!
Phöbus stimmt mir selbst die Leyer,
Da er mir zur Hochzeitfeyer,
Reim und Wunsch gerathen läßt.

Dieses Gedicht ist maßgebend für das poetische Genie Gottscheds. Gottsched besingt fast alle deutschen Fürsten seiner Zeit, schickt allen seine Bücher zu, stellt sich schweifwedelnd bei allen hohen Geburts-, Hochzeits- und Trauerfällen ein. Damals regierte in Sachsen der berüchtigte starke August, der das arme Land aufs furchtbarste aussog und die scandalöseste Lüderlichkeit zur Schau trug. Das alles hindert Gottsched nicht, ihn als den Vater des Vaterlandes anzuposaunen und ihn mit dem römischen August zu vergleichen.

Ueber die ungeheuren Erpressungen und Verschwendungen des Königs August äußert sich Gottsched:

Mein König war auch hierin groß,
Er nahm Tribut, um mehr zu geben.
Denn pflegt die Sonne gleich viel Dünste zu erheben,
Und dörrt sie oft des Tellus Schooß,
So tränkt sie bald den Grund zu desto reicherem Segen,
Durch kühlen Thau und warmen Regen.

Besonders oft besingt Gottsched das habsburgische Haus, Kaiser Karl VI., Maria Theresia, die Geburt Josephs II. ꝛc. Dabei verfehlt er nicht, ruhmredig zu berichten, wie er vor Maria Theresia in Person gekniet und ihre Hand geküßt habe, wie sie ihn gnädig habe aufstehen heißen ꝛc. Aber er nimmt eben so eifrig für Friedrich II. Partei. Am würdigsten ist seine Ode an Prinz Eugen. Ueberall dient die alte Mythologie dem poetischen Servilismus Gottscheds als Arsenal. Die Ernennung verschiedener Ritter des goldenen Vließes in Wien veranlaßte ihn, die begnadigten Ritter als neue Argonauten zu besingen.

I. 89 heißt es, wie Diana als Mondgöttin den Schein aller Sterne verdunkelt, so die Universität Helmstädt alle andern Städte in der Welt, weil sie gewürdigt worden, daß der junge Reichsgraf von Oettingen daselbst den Doctorhut empfing.

Am widrigsten ist Gottscheds Aufklärungsprahlerei. Als Uebersetzer Bayles huldigte er der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit. Als Protestant verkündete er in einer schwärmerischen Ode am Reformationsfest, Luthers Lehre werde noch siegreich die römische Kirche und sogar den Islam überwinden, und doch vergötterte er den katholisch gewordenen August und die katholischen Habsburger, und nahm sich der vertriebenen Salzburger mit keinem Verse an.

Trotz seiner Gravität konnte nun Gottsched allgemeine Achtung nicht erlangen, weil er sie nicht verdiente. Am verächtlichsten mußte er begreiflicherweise am Hofe des Königs August selbst erscheinen, vor dem er so arg schweifwedelte. Er fand daher seinen grausamsten Feind an dem jungen Rost in Dresden, der zwar selbst ganz in der Frivolität französischer Erotik versunken war, aber Gottscheds Pedantismus haßte und „eine Epistel des Teufels an Gottsched" drucken und demselben, als er einmal eine Reise machte, auf jeder Poststation ein Exemplar davon überreichen ließ. Rost war Sekretair des damals allmächtigen sächsischen Ministers Grafen Brühl. Gottsched klagte bei diesem und der Graf ließ Kläger und Beklagten zu sich kommen und zwang den ersteren, die boshafte Epistel selber abzulesen. In dem Gedicht „das Vorspiel" spottete Rost über Gottscheds Zerfall mit der Nauberin. Von andern Verfassern erschien ein Trauerspiel, „Gottsched oder der parodirte Cato", Zürich 1765 und ein „Zorn des Herrn Professor Gottsched" 1750. — Dieselbe Frau Nauber, die er so sehr begünstigt hatte, wurde seine Todfeindin, weil er nach einiger Zeit die Schönemann'sche Truppe der ihrigen vorzog. Nun rächte sie sich aufs grausamste, indem sie 1741 in Leipzig unter seinen Augen ein Stück aufführen ließ „der allerkostbarste Schatz", worin Gottsched selbst als „Tadler" in einem Narrenkleide mit einer goldenen Sonne um den Kopf, aber mit Fledermausflügeln und einer Blendlaterne in der Hand (um Fehler zu suchen) dargestellt wurde. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II. 51.

Gottscheds Hauptgegner aber waren Bodmer und Breitinger in Zürich,

welche die französische Schule verwarfen und sich an die Engländer hielten. Ihr besserer Geschmack, ihre größere Natürlichkeit erlangte nach und nach das Uebergewicht.

Gottscheds Frau übersetzte außerordentlich viel, im Geschmack und im Interesse ihres Mannes. Sie behauptete aber eine gewisse Selbstständigkeit in ihren Satiren.

Aus den Schriften des Corvinus, der noch in allem Schwulst Lohensteins befangen war, las sie ein cento zusammen und trug es ihm selbst in einer großen Gesellschaft zum allgemeinen Gelächter vor. — Bougeants frère docteur, eine Satire gegen die jansenistischen Blaustrümpfe, wandte sie auf die deutschen Pietisten an, „die Pietisterei im Fischbeinrock, Lustspiel, Rostock 1736." Horatii, des Schiffers, Zuruf an alle auf dem Meer der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer, eine Satire gegen den homiletischen Schlendrian. Der kleine Prophet von Böhmischbroda, Satire gegen Weise ꝛc.

Christoph Otto, Frh. von Schönaich, sächsischer Kürassierlieutenant, schrieb auf Gottscheds Antrieb sein berühmtes Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland", welches Gottsched im Jahr 1753 mit vielen Kupfern geziert herausgab. In der Vorrede rühmt Gottsched, daß der große Voltaire, dem er das Manuscript zugeschickt, dasselbe hoch gepriesen habe und läßt den Brief Voltaires abdrucken. Die Literarhistoriker pflegen darüber zu spotten, daß Voltaire seinen Brief mit den Worten unterschrieb: „Ich bin ohne Umstand sein gehorsamer Diener Voltaire". Aber sie hätten es noch auffallender finden sollen, daß Gottsched für ein rein patriotisches Gedicht sich um den Beifall eines Franzosen umsah. Als ob die Lieder, welche nach Tacitus auf den Arminius in Deutschland gesungen wurden, erst in Rom die Approbation des Horaz hätten einholen sollen. Patriotismus war aber gar nicht das Motiv des Gedichts. Gottsched wollte nur dem ihm verhaßten Neuling Klopstock ein Epos entgegensetzen, das den Ruhm seines Messias verdunkeln sollte und er ahmte nur die Henriade von Voltaire nach. Schönaichs Epos steht in jeder Beziehung tief unter dem Roman Lohensteins. Lohenstein schrieb seinen Arminius als wahrer Patriot in der Zeit, in welcher die Politik Ludwigs XIV. Deutschland verwirrte, schändete, verheerte. Es war ihm Ernst mit seiner Mahnung, und wenn auch im schlechten Geschmack seiner Zeit geschrieben, ist sein Werk doch von reicher Invention.

Schönaichs Gedicht ist dagegen armselig. Nur die Anfangs- und Schlußverse athmen patriotisches Feuer, die breite Mitte ist kühl, matt, leer.

Sigmar, Fürst der Cherusker, ermahnt seinen Sohn, Deutschland zu retten vor Varus; Hermann reist zu dem mächtigen Markomannenkönig Marbod, um dessen Hilfe zu erbitten. Unterwegs kommt er zu einem gastlichen alten Barden, der ihm der Väter Lob vorsingt. Marbod nimmt den jungen Helden gastlich auf, seine Tochter Mathilde verliebt sich in ihn. Er muß von seinem Jugendaufenthalt in Rom erzählen (schwache Nachahmung der Erzählung des Aeneas von der Dido bei Virgil). Mathilde gesteht ihre heimliche Liebe ihrer Freundin Frygunde. Auf dem Kupferstich erscheinen beide gut frisirt, im Geschmack des Zeitalters Ludwigs XV., während die Deutschen halbnackt in Thierfellen auftreten und Hermann selbst halb römisch, halb im deutschen Fell auftritt. Mathilde reitet als Amazone in einem Lusttreffen dem Hermann vor und thut einen ungeschickten Fall. Frygunde wird von ihrem Vater, dem Höfling Gismund, angeregt, den Hermann in ihr buhlerisches Netz zu ziehen, da es ihr aber nicht gelingt, aus Zorn von ihrem eigenen Vater erstochen. — Die allegorische Person der Zwietracht weckt den Segest, der zu Varus übergeht und Verrath spinnt. Hermann frägt die Seherin Hollda, die ihm Glück verheißt. Sigmar ruft die Cherusker in einem Walde zur Empörung wider die Römer auf und läßt den Verräther Segest festnehmen. Die Cherusker beginnen voreilig den Kampf. Hermann hält sie zurück. Sein Vater läßt ihn den Römern ewigen Haß schwören (Nachahmung des bekannten Schwures des jungen Hannibal). Varus hält Rath. Tarpejus greift voreilig an und fällt durch Hermann. Varus verbietet seinem Heer die Schwelgerei, worüber es sich empört (der einzige sinnreiche Zug des Gedichts). Segest entkommt zu den Römern, die einen nächtlichen Ueberfall vorbereiten, aber Hermann erkennt sie beim Schein eines Blitzes und sieht sich vor. Nächtlicher Kampf. Thusnelda kämpft als Amazone mit und zerschmettert im Finstern den Helm ihres Vaters Segest, von diesem wird Sigmar getödtet. Varus bringt ein großes Opfer. Der Kampf entbrennt von neuem. Varus unterliegt und stürzt sich in sein Schwert. Sein Schatten kommt in die Unterwelt, wo ihn alles fliebt.

Ein zweiter Epos Schönaichs „Heinrich der Vogler oder die gedämpften Hunnen" 1757 ist eigentlich eine politische Allegorie.

Heinrich weigert den Hunnen (Ungarn) den bisherigen Tribut. Der Geist seines Vaters offenbart ihm die Zukunft nicht etwa Deutschlands, sondern des Hauses Habsburg, dem der Dichter schmeicheln will. Zulthan, König der Ungarn, wird im Traum in die Hütte versetzt und sieht darin Attila und andere Weltzerstörer (Gegenbild zum Friedensreich der Habsburger). Dann Kampf und Niederlage der Ungarn.

Hieher gehört auch „Vitichab und Dankwart“ oder „die Allemannischen Brüder“, ein Trauerspiel in Alexandrinern von Benjamin Ephraim Krüger (Leipzig 1746), zugeeignet der Frau Gottsched.

Durch römische Arglist und durch Mißverständnisse und Uebereilung des Temperamentes werden zwei Brüder dahin gebracht, einander selber zu verderben, bis sie zu spät ihren Irrthum einsehen. Allerdings eine gute Allegorie des ewigen Bruderzwistes in Deutschland.

Der sächsische Prinzenraub, 1743 von Triller in ein Epos gebracht, erzählt in geistlosen Alexandrinern den bekannten Frevel des Ritter Kunz von Kauffungen und seine Bestrafung. Es ist nichts bemerkenswerth darin, als daß von dem treuen Köhler, welcher den Ritter im Walde niederschlug und gefangen nahm, der Dichter selbst ein Abkömmling ist. Derselbe Triller, der als Arzt und Professor erst 1782 in Wittenberg starb, ahmte später Haller und Brockes in Naturschilderungen nach.

Ein Schüler Gottscheds, Joachim Schwab, gab seit 1741 „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ heraus, woran Mylius, Rabener, Zachariä ꝛc. Theil nahmen, aber schon 1744 trennten sich die meisten jungen Talente von Gottscheds Schule und gingen zu Chr. Gärtner über, der „neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ herausgab, die zugleich in Leipzig und Bremen erschienen und nachher nur „Bremer Beiträge“ hießen. In ihnen erfolgte der vollständige Bruch der jungen Geister mit der alten Gottsched'schen Partei.

Michael Richey, ein Schulman in Hamburg, emancipirte die Hochzeits- und Gelegenheitspoesie, von der ihm die städtische Sitte noch nicht sich loszureißen erlaubte, wenigstens durch reinere und freiere Behandlung und unterscheidet sich dadurch sehr vortheilhaft von den Schlesiern und Obersachsen. Seine Gedichte sind von Schütz 1764 herausgegeben. Indeß wurde der leichtere Ton, den Canitz angeschlagen, erst seit dem Auftreten eines andern Edelmanns, von Hagedorn († 1754) an vorherrschend. Dieser leiblich und geistig reiche Herr in Hamburg, der auch über Kunst schrieb, ließ seine ersten Gedichte 1729 drucken.

Er begann mit „moralischen Gedichten“, unter denen „die Glückseligkeit“ eine Ermahnung an die Deutschen, sehr anspricht. Er tadelt ihren allzugroßen Hang zur Gelehrsamkeit und frägt, ob sie durch ihre Studien Germanien zu

befreien, oder nur eine Stadt zu beschützen, der Unschuld Recht zu verschaffen, den Frevelmuth zu stören, die Tugend groß zu machen wüßten?

Seine Epigramme sind zum Theil nur Uebertragungen, zum Theil eigen und vortrefflich. Er sagt z. B.: Manche tadeln jetzt den Hofmannswaldau, die nicht einmal Genie genug besessen hätten, seine Fehler zu begehen.

Auch unter den Fabeln Hagedorns sind viele gute, z. B.: Der Fuchs steigt auf dem Bock aus dem Brunnen. Der magere Wolf mag doch mit dem fetten Hund wegen dessen Halsband nicht kämpfen. Eine erstarrte Schlange sticht den Bauer todt, der sie im Busen gewärmt. Der Fuchs, der den Schwanz eingebüßt, will den andern einreden, sie sollen sich den ihrigen abnehmen lassen, es sey schöner. Indem zwei Diebe sich um den Esel streiten, holt ihn der dritte. Johann der muntere Seifensieder. Coridon gibt der Elise für jeden Kuß ein Schaf, empfängt sie aber um denselben Preis zurück. Sehr artig der Ursprung des Grübchens im Kinn ꝛc.

In den Oden hat Hagedorn einiges aus Horaz übersetzt. Die erste des zweiten Buchs „an die Freude" war mit das Vorbild für Schillers berühmtes Lied.

Stoppes neue Fabeln und moralische Gedichte, Breslau 1745 sind ohne Geist.

Der kindliche Gehorsam stirbt, da hängt man sein Bild auf und daneben das Bild des Wohlergehens und des langen Lebens, der Jugend zur Warnung. Die mit Eis beblümten Fensterscheiben schelten über den häßlichen Ofen, von dessen Gluth sie aber bald schmelzen ꝛc. Das Gewissen, vom Hofe vertrieben, läßt sich in einem Dorfe nieder und die Bauern kommen überein, es zum Nachtwächter zu machen ꝛc.

Stoppe ahmte schon Lafontaine nach und hielt zu Gottsched, daher die Reinheit seiner Verse vom alten Schwulst, eine verhältnißmäßige Leichtigkeit, aber auch ein bis zum Abreißen dünner Geist und nüchterner Verstand. Er schrieb auch Gedichte von gleicher Schwäche. Näheres bei Hoffmann, Spenden II. 177.

Sucros Versuch in Lehrgedichten und Fabeln, Halle 1747 ahmen Boileau in kalten Abhandlungen über Furcht und Hoffnung, über Stoicismus, Gemüthsruhe, über den Menschen ꝛc. und Lafontaine in etlichen Fabeln nach.

Drollinger, badischer Hofrath († 1742), dessen Gedichte erst 1743 nach seinem Tode erschienen, gehört schon der feinern Richtung von Canitz an. Das beste, was er leistete, ist seine „unschuldige Frühlingslust", worin er ein Veilchen suchendes Mädchen in allen ihren

leichten Bewegungen verfolgt. Im Uebrigen findet sich in seinem pomphaft angekündigten Buche nur wenig Erträgliches, meist Uebersetzungen. Einmal peitscht er sich, um singend den Gesang zu besingen. „An die Musik."

Die berühmte Karschin (Anna Louise geb. Dürbach), eine schlesische Waise, die in ihrer Jugend das Vieh hüten mußte und gegen ihren Willen nach einander mit zwei rohen ungeliebten Männern verheirathet wurde, kam endlich durch ihr poetisches Talent in eine etwas bessere Lage. Ihre Gedichte erschienen unter Gleims Vermittlung 1764. Sie wimmeln von obligaten Lobhudeleien auf ihre Gönner und Wohlthäter, die leider manchen ihrer ersten Jugendlieder, die wahrscheinlich besser waren, den Platz wegnehmen.

Zum Namen einer Sappho berechtigt die arme Karschin nichts, denn sie war stets eine duldende ergebene Frau, die sich mit der Zärtlichkeit des liebenden Herzens niemals verirrte. Nur ein paar zarte Spuren des keusch verschlossenen Feuers finden sich in ihren Gedichten. Einmal in der Ode an die ihr geschenkte goldene Feder heißt es S. 63 sehr schön:

O du mir köstliche Feder!
Dich las ein Mädchen vielleicht
Aus einem Bache voll Goldsand,
Und sagte seufzend dabei:

Wo bleibt der liebende Jüngling?
O mir verächtlicher Staub!
Sein Herz im lächelnden Aug
Glänzt mehr, ist theurer als du!

Dann sagt sie in der Ode an den Domherrn von Rochow, in welcher sie ihre tiefsten Klagen ausströmt, S. 111.

Ohne Regung, die ich oft beschreibe,
Ohne Zärtlichkeit ward ich zum Weibe,
Ward zur Mutter! Wie im wilden Krieg
Unverliebt ein Mädchen werden müßte,
Die ein Krieger halb gezwungen küßte,
Der die Mauer einer Stadt erstieg.

Sing ich Lieder für der Liebe Kenner,
Dann denk ich den zärtlichsten der Männer,
Den ich immer wünschte, nie erhielt;

Keine Gattin küßte je getreuer
Als ich in der Sappho sanftem Feuer
Lippen küßte, die ich nie gefühlt.

Ein Freiherr von Creuz († 1770) schrieb außer einigen politischen Schriften und philosophischen Versuchen auch Oden (1750). Seneca, ein Trauerspiel (1754). Die Gräber (1760) und Lucrezische Gedanken, eine Rhapsodie. Im Ganzen schwache Sachen. Seneca matte Declamation, das Interesse abgelenkt auf eine erdichtete Liebe.

Bedeutender war Joh. Fr. von Croneck, dessen „Einsamkeiten", ein Lehrgedicht, 1756 erschienen. Er schrieb sodann ein Trauerspiel Codrus, in Alexandrinern und im Styl des Corneille, ein zweites „Olint und Sophronia", worin die Liebe durch Großmuth überwunden wird. Auch ein Lustspiel „der Mißtrauische", der sich bessert. Vorzüglicher als alles das sind seine Oden. Er handhabt antike Versmaaße zum erstenmal mit süßem Wohllaut z. B. in dem Liede an Chloris:

Schweigend senkt sich der Schlaf von dem Olymp herab.
Mit balsamischer Kraft stärkt er die müde Welt.
Alles ruht — nur dein Kummer,
Allzureizende Chloris, wacht.

Leibnitz, unser großer Philosoph, war auch Dichter. Doch sind seine wenigen Dichtungen vergessen geblieben und nur seine wissenschaftlichen Arbeiten haben ihn groß gemacht. Seine lateinischen, französischen und deutschen Gedichte sind von Pertz 1847 mit kleinern Prosaaufsätzen verbunden, besonders herausgegeben worden. Es sind durchgängig Gelegenheits- und Lehrgedichte untermischt mit Epigrammen. Sie gehören noch theils zum feierlichen Renaissance-, theils schon zum frivolen Rococostyl, besonders die französischen Gedichte. Doch läßt sich der große Geist nicht ganz verkennen.

In den politischen Gedichten herrscht die reinste Vaterlandsliebe vor, wobei man sich nur wundern muß, daß er selbst fast immer nur lateinisch oder französisch schrieb und sich niemals Mühe gab, des deutschen Ausdrucks Meister zu werden. Sein deutscher Styl ist wirklich kläglich und seines Geistes nicht würdig. Hier ein patriotisches Gedicht:

Auf die Nachahmer der Franzosen.

Wenn der Franzosen Schaum die teutschen Häupter ehren
Und unsre Nation das Joch zu tragen lehren

Von denen, die ihr Land auch selbsten unwerth acht,
Wenn, was in Frankreich alt, bey uns die Mode macht,
Wenn ihre Grillen uns Gesetze geben sollen,
Wenn wir die Kleider selbst aus Frankreich holen wollen,
Wenn auf der Teutschen Kopf muß stehn ein fremder Hut,
Wenn man fast nichts bei uns mehr ohne Larve thut,
Wir Andrer Affen seyn und sie uns äffen müssen,
Wenn keiner wird gehört, er muß französisch wissen,
In Frankreich aber man aus uns ein Sprichwort macht,
Und lobt das teutsche Geld, wenn man des Teutschen lacht,
Wenn manche Höfe sich der teutschen Sprache schämen,
Franzosen an den Tisch und gar zu Rathe nehmen,
Bis die Franzosen selbst uns kommen auf den Leib,
Und eine lange Pein lohnt kurzen Zeitvertreib;
Was ist es Wunder dann, daß auf der teutschen Erden
Die Unterthanen auch zuletzt französisch werden!
Bei Herren wird der Schad am allergrößten seyn:
Der Bürger lernet Franzsch weit leichter als Latein.

Sehr holprig ist ein deutsches Lied, welches Leibnitz dem Amor in den Mund legt und an die Nacht richtet. Hier, wo der kleine Liebesgott ins Spiel kommt, sollte die Sprache Anmuth und Leichtigkeit verrathen, aber diese gelangen unserm Philosophen nicht.

Das beste unter den deutschen Liedern ist offenbar ein geistliches:

Jesu, dessen Tod und Leiden
Unsre Freud und Leben ist,
Der du abgeschieden bist,
Auf daß wir nicht von Dir scheiden,
Sondern durch des Todes Thür
Zu dem Leben folgen Dir.

Deine Arme ausgestrecket,
Zeigen deine Freundlichkeit,
Zu empfangen die bereit,
So dein Kreuz zu Lieb erwecket;
Wer nicht unempfindlich ist,
Sich in Deine Arme schließt.

Als sich, Herr, Dein Haupt geneiget,
War es um zu küssen mich,
Da der Geist schon lezet sich,
Noch sich Deine Liebe zeiget.

Selig wer auch Zeichen giebt,
Daß er bis in Tod Dich liebt.

In den französischen Gedichten ist Leibnitz überaus galant gegen seine berühmte Zeitgenossin, das Fräulein von Scudery, die er als Inbegriff aller Musen preist:

Vôtre Agathe, Sapho, montre un Parnasse uni,
C'est qu'un Parnasse entier par vous seul est rempli,
Quand cette Lyre d'or, qui vous fut présentée etc.

So weit konnte der große Leibnitz sich verirren. Unter den französischen Liedern fällt auch noch eins zum Lobe des Geldes auf:

Si vous avés l'argent qu'il faut,
Fussiés vous le plus grand lourdaut,
On vous fera des reverences.
Avec l'argent on obtient tout,
Et on vient aisément à bout
Des Altesses et Excellences.

Der Philosoph der Rococozeit war nicht der geniale Leibnitz, sondern der trockene und geistlose Wolf, der Aesthetiker aber Baumgarten, der noch lateinisch schrieb. Diese Männer und Gottsched zeigen gleiche Dürre. Man sieht wie im Anfang März nur Zweige, noch keine Blätter. Aber diese kahle Literatur verkündigte einen desto üppigeren neuen Frühling der Poesie. Wolf erweckte bei der studirenden Jugend eine Art von Begeisterung für das Geistlose. Nicht ohne Verdienst um correctes, klares Schreiben war er doch zugleich Fanatiker für die Trivialität. Das Gemeinste, Selbstverständlichste mit der Anmaßung von Eleganz auszusprechen, das kennzeichnet die Schule.

2.

Klein Paris an der Pleiße.

Gottsched hielt, bei aller Geschmacklosigkeit, doch auf Ernst und Würde. Auch die Lyriker seit Canitz schlugen eine edlere Richtung ein. Andere Dichter aber und zwar unter Gottscheds Augen und unabhängig von ihm, gaben sich ganz der frivolen Richtung der französischen Modedichter hin. Die französische Galanterie wurde nirgends so einheimisch,

als in Leipzig, welches man daher auch das kleine Paris nannte. Die Frivolität, die am Hofe Ludwigs XV. herrschte, fand mit allen andern Modethorheiten hier schon deshalb den meisten Eingang, weil Leipzig ein großer Handelsplatz für Modeartikel aller Art war. Zachariä setzt in seinem Renommisten ausdrücklich das galante Leipzig dem roh burschikosen Jena entgegen. Die Galanterie der zweiten schlesischen Schule verlor wirklich in Leipzig etwas von ihrer Steifigkeit und Schwerfälligkeit und näherte sich der Pariser Leichtigkeit. Den Uebergang zu dem spätern Weiße bildet in dieser Beziehung der Leipziger Advokat Corvinus, der sich als Dichter Amaranthes nannte. Corvinus hat ihn weit unterschätzt und ganz oberflächlich mitgenommen. Man muß an den allerdings nur zu elenden Poeten jener Zeit doch wenigstens die Gerechtigkeit üben, jeden in seiner Eigenheit aufzufassen. Seine „Proben der Poesie" erschienen 1710, ihm schloßen sich noch „reifere Früchte" 1720 an.

Vergleicht man Corvinus mit den übrigen galanten Dichtern der Hoffmannswaldauischen Schule, so fällt die große Mannigfaltigkeit seiner galanten Scenerie auf. Er flattert von Blume zu Blume und liebt auf der nächsten Seite immer wieder eine andere. Er neckt sich und zankt beständig mit den Schönen, tändelt mit ihnen, spielt mit ihnen Würfel, Brett, Karten, sogar Billard, macht ihnen kleine Geschenke oder wenigstens witzige Verse auf ihre Bänder, Schürzen, Hauben, Ringe, Fächer, Muffe, auf ein verlorenes Band ꝛc., fährt mit ihnen Schlitten, sucht im Sommer mit ihnen Erdbeeren, läßt sich von maskirten Damen necken, belauscht sie durch das Schlüsselloch, findet sie doppelt reizend in der Gewitterfurcht, kurz er gewinnt dem wirklichen Leben tausenderlei kleine Reize ab. Wenn er weniger und kürzer gedichtet hätte, wenn er nicht immer wieder in die breite und schwülstige Manier des Hoffmannswaldau, z. B. bei einer metaphorischen Beschreibung des weiblichen Mundes (Proben I. 91), und in die Spielerei mit classischen Gottheiten, z. B. in Amors Lotterie (II. 52) gefallen wären, so würden seine erotischen Scherze gar nicht zu verachten seyn. Nach der Sitte der Zeit beschwerte er diese Liedchen der Liebe mit vielen Hochzeits-, Grab- und Gelegenheitsliedern. Die Hochzeitsgedichte sind sehr frei, viele ziemlich witzig.

Diese galante Zuchtlosigkeit culminirt in Celanders verliebten Gedichten, gedruckt Hamburg und Leipzig 1716. Der Verfasser schreibt die Vorrede aus Oldenburg.

Seine Gedichte sind die zotenreichsten, die je in deutscher Sprache gedruckt wurden und übertreffen noch Hoffmannwaldaus Sachen in unverschämter Frei-

heit der Sprache. Die Tändeleien des Corvinus liegen weit hinter ihm, er geht überall gleich auf den geilſten Sinnengenuß ein und beſchreibt denſelben in allen Stadien. Seine Sprache bleibt dabei roh und ſteif, ſeine Alexandriner ſchwellen noch von Metaphern. In der „Freudenarie der Wolluſt" S. 411 ruft er:

Jo, io, Triumph
Ich habe obgeſiegt
Der Wollust ſanfter Weg
An Anmuth überwiegt
Den rauhen Tugendſteg.
Ich habe obgeſiegt.

Gelander beruft ſich in ſeiner Vorrede auf ein früheres Gedicht „der verliebte Student". Vielleicht iſt er identiſch mit Wolterek, einem in Leipzig gebildeten Holſteiner, der 1712 „Holſteiniſche Muſen" herausgab. In dieſen letztern findet man aber viel mehr Zurückhaltung, neben geiſtlichen Gedichten, nur zahme Satiren und Epigramme und in Oden und Madrigalen kleine verliebte Tändeleien. Die Leichtigkeit der Verſe zeigt den Uebergang von Hofmannswaldau zu Hagedorn.

Johann Chriſtian Trömer, ſchrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement als Deutſch-Franzos zu Dresden (ſeit 1728) allerlei „luſtige Schriften" in gereimten Alexandrinern und in einem Gemiſch von Deutſch und Franzöſiſch, wie es Franzoſen zu ſprechen pflegen, die einige Zeit unter Deutſchen gelebt haben, genau der Natur abgelauſcht, doch nur mit einer kleinen vis comica. Was er dem Deutſchfranzoſen in den Mund legt, iſt äußert trivial. Am beſten iſt: Ehn luſtigk Lebenlauff und artigk avantur, die ehne Deutſch Franços aht in der Welt passir, in 5 Theilen, 3. Auflage, Leipzig 1731. Die frühern dürften nicht lange vorher erſchienen ſeyn.

I. Der Deutſchfranzoſe hat einen Franzoſen zum Vater, eine Deutſche zur Mutter, wächst als unartiger Bube auf und übt Schelmenſtreiche aller Art. Unter Anderem beklebt er einmal den Abtritt mit Vogelleim, ſo daß ſein alter halbblinder Lehrer darauf ſitzen bleibt, und als er ſich gewaltſam losreißt, die Brille mitnimmt. Ein andermal wird ihm ſelbſt die Naſe in die Bibel gequetſcht und dünne gedrückt. Einſtmals erſchreckt er ein Liebespärchen, indem er ſich als Geſpenſt vermummt ꝛc. II. Er kommt nach Leipzig, ſieht einem Fiſcherſtechen zu ꝛc. Hier macht er den Hans Arſch von Rippach, d. h. indem er von ihm hört und ihn gerne ſehen möchte, führt man ihn vor den Spiegel.

III. Er kommt nach Nürnberg, wo er wieder die Merkwürdigkeiten besieht. Vor allem fällt ihm das berüchtigte, jetzt weggenommene Bild von dem verwunschenen Schusterjungen in die Augen.

Man sah da ehne Weib, die Riese Frau keweß,
Die von ehn Schuster sick laß ehn Paar Schuh anmeß,
Die arme klehne Mann sie aht ehn Ungelück
Just da sie nehm die Maaß, und sie sich woll was bück
So stolper par hazard, daß sie nit steh kann bleib
Und fall die arme Schelm in kroße Frau ihr Leib,
Sie iß reckt tief kefall, die kleene Pumper-Nuß,
Denn von die klehne Mann man sah nur Behn und Fuß,
Man sah kanß ordentlich wie sie kestrappelt aht,
Die arme klehne Narr in ihre Lager Stadt.

Indem der Deutschfranzos mit einem Juden weiterreist, erzählt er, ein Wagen mit Eiern, auf dem ein Bauernweib saß, sey vorbeigefahren. Der Jude frägt im Scherz den Bauer, ob er ihm nicht die Henne droben verkaufen wolle? nein, sagt der Bauer, aber die Eier, die sie lege. Er kommt nach Wien, fährt auf einem Kahn, fällt um und hält sich an die Füße eines Schwans. Diesen packt ein Greif und trägt ihn hoch in die Luft. Da reißt dem Schwan ein Bein aus und der Deutschfranzos fällt in einen Fischteich, wo man ihn mit dem Netze herausfischt in der Winden Land. IV. Hier sind nur Hochzeitscarmina zu hohen und bürgerlichen Vermählungen eingeschaltet; alle im gleichen Kauderwelsch. In dem einen wird viel schlechter Witz über den kinderbringenden Storch gerissen. V. Der Deutschfranzos beschreibt einen Maskenball und wie er sich dabei in eine Dame verliebt, in der er, als sie sich demaskirt, ein abscheulich häßliches altes Weib erkennt.

Daran ist in der Ausgabe von 1732 noch angefügt eine Parentation vom Pauker Mohr. Dabei wird die berühmte Sage vom Schmidt von Jüterbock erzählt.

In diesen Stücken ist nun wenigstens etwas derber Witz, so daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, die des Verfassers Ruf begründeten, vielleicht noch vor 1728, und daß die Festbeschreibungen von Potsdam und Aehnliches erst später entstanden, weil man sie von ihm, der schon bekannt war, beschrieben wußte.

Gegen die Ausländerei erschienen viele Satiren, ein eigener Alamode-Teufel (Dresden 1679). Merkwürdig ist besonders Belemnon's kur. Bauernlexikon, Freistadt 1728, worin nicht nur die richtige, sondern auch die damals übliche falsche Aussprache der Fremdwörter zu finden ist.

David Faßmann (Sprachlehrer in Leipzig † 1744) schrieb sehr

beliebte und oft nachgeahmte „Gespräche im Reiche der Todten", in 16 Bänden, Leipzig 1718—39.

Nach dem Muster der lucianischen Gespräche. Alle mögliche historische Personen kommen hier in der Unterwelt zusammen und unterredeten sich von dem, was sie auf der Oberwelt gethan und erlebt hatten. Ohne allen Humor, nichts als Relationen und Meinungen über bekannte Begebenheiten, und höchst langweilig. Derselbe Verfasser schrieb noch eine Menge Biographien und historische Sammlungen, zum Theil gleichfalls in „Discursen". Auch von gelehrten Narren 1729 und von reisenden Chinesen.

Zu den Todtengesprächen gehört „die oberländische Zizamia" (ohne Ort und Jahr gedruckt).

Zizamia, ein böses Weib aus dem Oberlande, hat längst gewünscht, die Xantippe kennen zu lernen. Dieser Wunsch wird ihr nach dem Tode gewährt. Sie geräth in die Versammlung aller bösen Weiber in der Hölle, wo alle über die Welt, über die Männer, über alles und sich selbst lästern.

Der Gedanke ist gut, die Ausführung schwach.

Christoph Dietrich von Böhlau, dessen „poetische Jugendfrüchte" Triller mit einer Vorrede herausgab, schrieb zwischen 1729—1739 Lobgedichte auf Gönner, Oden und Episteln höchst ordinären Inhalts; nur in lasciven Schilderungen zeigt er sich munter und lebendig.

Kommt eine Feldschalmei
Dem holden Zwitschern bei,
Wann nach des Weibchens Flucht
Der Hahn sie liebreich sucht?
Wie lockt und flieget er
In Lüften hin und her.
Kein Baum, kein grüner Ast
Vergönnt ihm Ruh und Rast
Bis er sein Weibchen hat,
Dann liebt er sich kaum satt.

Von dem damaligen Sittenzustand in Sachsen gibt er keinen guten Begriff:

In dem erborgten Gold sich in der Kirche blähn
Des Tags zum naffen Schmauß, des Nachts nach Burgau gehn,
Im Lhombre und Piket die schönsten Griff zu wissen,
Die Jungfer und die Magd in einem Bett zu küssen,
Macht keinen Cavalier, das Saufen keinen Held ꝛc.

Christian Friedrich Henrici, Steuereinnehmer in Leipzig, schrieb unter dem Namen Picander. Seine zahllosen Gelegenheitsgedichte wurden seit 1727 viermal aufgelegt, weil sie eine Art von Familienchronik Leipzigs und des Sachsenlandes überhaupt enthielten, denn es sind nichts als Gelegenheitsgedichte auf Geburt, Hochzeit, Beförderung und Tod hoher Gönner, und unzähliger Personen, für die Henrici die übliche carmina um Geld geschrieben hat.

Die Ausgabe von 1748 zeigt auf dem Titelkupfer eine Muse mit Lorbeern bekränzt und die Lyra in der Hand, aber in einer Schnürbrust, am Tisch sitzen; neben ihr steht ein etwas frisirter Satyr. Das erste Gedicht lobposaunt dem starken August, König von Polen.

Mein König, Fürst und Herr, hier steht zu deinen Füßen
Die Angst der Dürftigkeit dich um Erbarmung an ꝛc.

Unverholen gesteht der Dichter, daß der Hunger seine Muse, der leere Magen der Resonnanzboden seines Saitenspiels sey. In den Gelegenheitsgedichten an hohe Personen kehrt die bettelnde Demuth immer wieder. So heißt es I. 193 in einem Hochzeitscarmen auf ein hohreichsgräfliches Paar:

Erhabne theure Zwei, vergönnet diesen Zeilen,
Die furchtsam und gebückt zu euren Füßen eilen,
Nur einen solchen Blick ꝛc.

Zuweilen quält sich der arme Poet entsetzlich ab, um sich zu begeistern. I. 89 soll er die Geburt eines jungen Grafen Flemming besingen und besteht einen schauerlichen Zank mit der Muse, bis er sie zwingt, seinem Interesse zu dienen. Indessen konnte H. auch ganz leichte und sogar sehr frivole Verse machen. Unter seinen Hochzeitsspäßen findet man II. 483 die Erzählung von dem blöden Jüngling, der nie ein Frauenzimmer gesehen hatte, und dem man, als er die erste sah, weis machte, es sey eine Gans. 495 eine Sporteltaxe der Liebe. 504 Amor als Apotheker gibt den kranken Weibern Mittel für alle Schäden. 515 ein Büchercatalog mit äquivoken Titeln. 532. Die Kunst zu küssen. 562 das l'Hombrespiel der Liebe. II. 598 die Frau, als der nöthigste Hausrath angesehen. 687 Lob einer kurzen und dicken Braut, 708 im Gegentheil einer magern. 767 Fabel von den Amazonen, die alle ihre Männer umbringen, bald aber ein solches Bedürfniß nach Männern spüren, daß sie in den Nachbarstaat schicken, man solle sie doch um Gotteswillen wieder mit Männern versehen. Nun schickt man ihnen nur die Männer aus dem Spital, und so elend sie immer sind, werden sie doch mit tausend Freuden und Liebkosungen aufgenommen. 774 ein Storch, der Kinder bringt. 777 Extract aus den verliebten Acten bei einer Juristenhochzeit. 793 eine Vergleichung

der Liebe mit der Jagd. 876 Taſchenkalender der Frauenzimmer, mit kurioſen Bildern für jeden Monat. Dabei unter andern: Januar: Cupido hat ein Frauenzimmer am Bratſpieß ſtecken; Februar: Verſammlung der Hahnreihe; Juni: eine Wittwe mit einer Scheibe und einem geſattelten Pferde (Sinnbilder ihrer Wünſche); Auguſt: ein Frauenzimmer im Hemde fängt Flöhe, die ein Satyr mit dem Hammer auf einem Ambos zerknickt; October: drei Jungfern ſchlagen ſich um ein Paar Junggeſellenhoſen; November: eine Jungfer kniet vor dem Bett und betet zum h. Andreas; December: ein Vogelfänger fängt Jungfern im Netze. 1005 eine höchſt zornige Venus, welche die Aerzte fortjagt, weil ſie das wahre Heilmittel bei ihr nicht verſtehen. S. 1014 Vergleichung der Braut und ihrer Reize mit einem Bergwerk, Zollmandat der Liebe, Vergleichuug zwiſchen einer Rent- und Brautkammer, Kometenbetrachtungen in der Hochzeitnacht, poſtamtliches Referat über in der Hochzeitnacht verlorene Sachen ꝛc.

Bis zu welchen Spielereien der Witz der Noth den Poeten trieb, erhellt aus S. 908.

Das Bett in einer Jungfer ſchlief,
Die ſtach den Flöhen große Flecke,
Und als das Fleiſch zur Katze lief,
So hing der Schornſtein in dem Specke.
Der Haber frißt die Gänſe gern
Und als die Magd anfing zu ſchreyen,
So griff der Prügel nach dem Herrn
Und ſchlug den Tod faſt zum Lakaien.

Indeß fühlte der arme Dichter wohl die Schmach dieſes handwerksmäßigen Verſemachens, denn er ſingt einmal:

Und macht es auch die Welt
Zu arg mit mir,
So ſey, mein treuer Gott, auch mein Panier,
Mein Schutz, der mich erhält,
Wenn meine Seele in Schwachheit fällt.

Henrici hat auch Schauſpiele geſchrieben, in denen er in einem viel vortheilhafteren Lichte erſcheint. Hier hält er nämlich Leipzig, dem kleinen Paris, den Spiegel vor und ſchildert deſſen damalige Lüderlichkeit in ausgezeichneten Sittengemälden. Picanders deutſche Schauſpiele, 1726 enthalten erſtens den „academiſchen Schlendrian".

Galanthomme, ein ausgelernter Student und Taugenichts, borgt bei ſeinem eigenen Bedienten Harlekin den letzten Gulden; dieſer beklagt ſich wie Leporello im Don Juan. G. braucht immer Geld, weil er anſtatt zu ſtudiren,

der Wollust nachgeht. Er lebt hauptsächlich von reichen listigen Kaufmannsfrauen. Eine derselben, Frau Vielgeld, hat eine vertraute Freundin, Caroline, die ihre ganze Zeit zwischen Kaffeetrinken, Putzen, Spiel mit einem Schooßhündchen, Liebelei mit Studenten und Klatschereien zubringt, ferner ein Kammerkätzchen, die in allen Listen abgefeimt ist und es mit dem Hofmeister der arg vernachlässigten Kinder hält, ein Muster von Leipziger Jungemagd. Als der alte Herr Vielgeld die Untreue seiner Frau merkt, muß diese vorsichtiger seyn. Unter anderem ladet sie einmal Gentilhomme auf's Land „zu Gevatter" und feiert unter diesem Aushängeschild ihre Orgien. Als der Mann auch das entdeckt und dem Gentilhomme nachstellen läßt, will die Frau noch einmal bei Nacht von dem letztern Abschied nehmen und ihm ein reiches Geschenk machen, während zugleich die Zofe ihrem Hofmeister eine Flasche köstlichen Wein bringen will. Im Dunkeln aber empfängt der Hofmeister die Dame und Harlekin die Zofe. Gentilhomme geht leer aus, sticht aber aus Zorn den Hofmeister nieder und muß sich flüchten. Frau Vielgeld will sich nicht von ihm trennen, rafft an Juwelen und Geld zusammen, was sie fortbringen kann und flieht mit ihm; er aber, nachdem er ihr alles abgenommen, läßt sie sitzen. Caroline wird ebenfalls sitzen gelassen. Eine Damenunterhaltung in der Wochenstube gehört zu den Würzen dieses ganz aus dem Leben gegriffenen Stückes.

Das zweite Stück „die Weiberprobe" ist eine Posse.

Zwei verheirathete Frauen werden ihren Männern untreu und sitzen eben traulich auf dem Sopha, einen Liebhaber zwischen sich, als ein verschlagener Diener, der unter dem Sopha versteckt ist, sie alle mit den Kleidern zusammennäht, plötzlich pfeift und die Ehemänner mit den Prügeln hereinstürzen und dreinschlagen.

Im dritten Stück „der Säufer" ist der Held wieder ein Leipziger Student, dem die Venus Geld verschaffen muß, damit er dem Bachus dienen könne.

Polyzythus versetzt den Liebesbrief, den ihm eine schöne und edle Jungfrau geschrieben hat, weil ihr daran gelegen seyn muß, daß ein solcher Brief von ihr nicht veröffentlicht werde, der Borger also Gewisheit hat, daß *sie* ihn bezahlen werde. Diese Niederträchtigkeit klärt die Jungfrau erst über den wahren Charakter ihres Liebhabers auf.

Ganz im Geist des Henrici schrieb auch ein pseudonymer Musophilus, dessen vergnügter poetischer Zeitvertreib zu Dresden und Leipzig 1717 erschien. Alles Gelegenheitsgedichte, galante Gedichte, Epigramme. Am meisten wetteifert er mit Henrici in der Gattung des s. g. Quodlibet,

die damals in Leipzig Mode gewesen zu seyn scheint. Der Dichter phantasirt in irrsinniger Willkühr alles durcheinander, wenn es sich nur reimt, und je heterogener die Dinge sind, die er mit einander verbindet, desto besser. In dieser Gattung war die versteckte oder auch offene Zote besonders beliebt.

Johann Ulrich von König, ein geb. Eßlinger, wurde Hofpoet am kleinen sächsischen Hofe zu Weißenfels, setzte sich aber auch mit andern Höfen in Verbindung und schrieb Schaustücke zu Festspielen und Texte zu Cantaten und Oratorien, ohne irgend eine Originalität. Die heroische Gravität des poetischen Hof- und Ceremonialstyls lernte er den Franzosen ab. Sein „August im Lager" (ein unvollendetes Epos von 1731) entspricht vollkommen dem Louis XIV. inmitten seiner Helden, Maitressen und Schranzen. Von gleicher Art ist sein „Großmuth Karls V" aufgeführt beim Krönungsfest Kaiser Karls VI. und sein Heraklius, den er dem vielschreibenden Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Karls VI. Schwiegervater zueignete. Für Augusts berühmte Maitresse, Aurora von Königsmark, schrieb er eine „heimliche Liebe der Diana" (zu Endymion). Uebrigens huldigte er auch dem Hamburger Brockes als Naturmaler und ließ sich selber zur gemeinen Natur herab, indem er in einer 1718 gedichteten Oper „Heinrich der Vogler" den Spaßmacher ein Lob auf Braunschweiger Wurst und Mumme in plattdeutscher Sprache singen ließ, ein noch heute beliebtes Lied. Vgl. Koberstein, Grundriß II. 76.

Dem Leipziger Kreise gehört auch der sächsische Sekretair Gottfried Benjamin Hancke an, der 1735 zu Dresden und Leipzig vier Bände Gedichte herausgab, gewöhnliche geistliche und weltliche Gelegenheitsgedichte, dazu viele Uebersetzungen aus den damaligen französischen Modedichtern und einige Satiren, in denen das „kleine Paris" mit seinen verbuhlten Weibern, spitzbübischen Jungemägden, geldgierigen Roués ꝛc. Das Bild eines alten reichen Weibes, die ein Jüngling um des Geldes willen annimmt (II. 1.), ist juvenalisch. In einem größeren Gedicht stellt Hancke den alten Deutschen des Tacitus dieses moderne Leipziger Geschlecht strafend gegenüber. Aber er selbst erhob sich nicht über das Gewöhnliche.

Sein bester Freund war der Neukirch, dessen Satiren an Hanckes Gedichte angebunden und ganz in gleichem Sinne gegen die Corruption der damaligen gebildeten Stände gerichtet sind, obgleich derselbe

Neukirch noch die große Sammlung „Hofmannswaldaus und anderer Deutscher Gedichte" 1695 herausgab, die von Obscönitäten wimmelt.

Hudemann in Hamburg schloß sich eng an die Leipziger und Dresdener an, übersetzt viel aus dem Französischen und Italienischen, schrieb ein Lob aller Künste, wie sie damals in Dresden geübt wurden, wobei er auch den sächsischen Hofprediger König anposaunte, legte in seine deutsche Oper Constantin der Große italienische Arien ein, ahmte aber später dem Klopstock nach. — Ein anderer Hamburger, Lambrecht, schrieb 1741 ein comisches Gedicht „die Tänzerin", der er noch eine „Nachtigall" nachfolgen ließ. Der dritte, Dreyer schrieb 1763 „schöne Spielwerke bei Wein, Punsch ꝛc.", die der städtische Rath so unanständig fand, daß er sie öffentlich verbrennen ließ, und focht später mit für Gottsched gegen die Schweizer, die er in schlechten Satiren verhöhnte.

Joh. Christoph Rost, Sekretair des berüchtigten Minister Grafen Brühl in Dresden gab 1742 in Berlin seine sehr lasciven „Schäfererzählungen" und 1743 die Schäferschauspiele heraus, wozu noch 1763 „die schöne Nacht" kam, die ohne sein Wissen in einer Prachtausgabe mit Kupfern erschien. Sämmtliche Gedichte erschienen wieder 1768. Sie zeichnen sich durch ungemeine Leichtigkeit und Anmuth der Sprache in den erzählenden Jamben aus, die später Wieland und Thümmel adoptirten, so wie durch die Art, mit welcher Gegenstände der feinsten Sinnlichkeit behandelt werden. Die Grazien der Wollust, der Kampf des Scham mit dem Triebe, die angeborne Schlauheit des Geschlechts, die feine Koketterie und Schelmerei in den Schäferscenen, wie wir sie bei Rost finden, sind von einigen nur erreicht, nie wieder übertroffen worden.

Die kleinern lyrischen Gedichte von dem nachher noch als Dramatiker zu besprechenden C. F. Weiße, 3 Bände, Leipzig 1772 gehören zu den besten Nachahmungen der französischen Galanterie und Plaisanterie im schäferlichen Rococostyl der Zeit Ludwigs XV. Weiße hat desfalls unter unsern Lyrikern eben so den Vorrang, wie Wieland unter den Epikern. Weiße ist nur deßwegen unterschätzt geblieben und vergessen worden, weil er gar zu unbedeutende und frivole Schäferscenen, gleichsam nur lyrische Dosenstücke ausmalte, von denen sich die Nation wie billig bald wieder abwandte. Allein er schrieb so angenehm, daß man bedauern muß, ihn

des Vergeſſenwerdens für werth zu erklären. — Die lyriſchen Gedichte Weißes enthalten einige Ueberſetzungen aus Tyrtäus, Horaz, und den Engländern, Kinderlieder, in denen zu viel Reflexion vorwaltet, Amazonenlieder, in denen eine Schöne ganz ernſthaft und empfindſam ihren im Felde kämpfenden und fallenden Geliebten beklagt, vornehmlich aber und der größten Zahl nach ſcherzhafte Lieder, in denen Leipziger Bonvivants und Griſetten unter Schäfernamen Scenen aus einem ſehr freien Umgang aufführen. Beſonders wohlgefällig ſchildert der Dichter die Schwächen der Frauenzimmer: bei ihm ſind alle verliebt, geben alle ſich hin, ſuchen die Männer auf und verkehren die natürliche Zurückhaltung und Scham in ihr Gegentheil. Das alles geſchieht nicht ohne die Färbung einer reizenden Natürlichkeit, bezeugt aber, wie ſehr die durch claſſiſche und franzöſiſche Beiſpiele aufgeregte Sinnlichkeit der gebildeten Claſſen die alte nationale Keuſchheit und ſittliche Kraft damals ſchon, lange vor Kotzebue, erſchlafft hatte. Hier einige Proben:

Nerine wirft dem Damus vor, daß er wie ein Schmetterling von Blume zu Blume fliege. Damus wirft ihr vor, daß ſie wie eine Blume einen Schmetterling nach dem andern auf ſich dulde. — Der Dichter ſagt einer alten Kokette, ſie gefalle ihm, meint aber, ſie werde wohl Spaß verſtehen. Dann erblickt er die loſe verſteckte Doris und frägt ſie. Du wirſt doch Spaß verſtehen? meint ſie. Aber er läßt ſich nicht irre machen und meint, das ſey eben der Spaß. — Er küßt eine Blondine in Geſellſchaft. Geh doch, ſagt ſie und ſchämt ſich. Er kommt des Abends zu ihr. Warte doch, ruft ſie, der Nachbar guckt heraus, und ſchämt ſich wieder, — bis ſie die Vorhänge zugezogen hat. — Phyllis rühmt ſich, den Damon viel mehr zu lieben, als er ſie. Fordere mehr, ſagt ſie, dann ſiehe zu, wer ſtärker liebt, ich oder du! — Bedrängt von Hylas ruft Roſilis ihre Mutter zu Hülfe, aber als dieſe kommt, ſagt ſie ſanft: geh nur wieder, es iſt ſchon geſchehen. — Die kleine Blondine, noch unreif, wird vom Dichter doch ſchon aufgefordert, das Lieben zu lernen. — Chloe fleht den Morpheus an, ihrer Mutter Augenlider feſt zuzudrücken, derweil ſie ihren Thyrſis liebkost. — Am beſten iſt „der Türke". Max der Ehemann hört, wie viel Weiber ein jeder Türke nehmen dürfe, und wünſchte ſich, auch einer zu ſeyn, aber ſeine Frau lächelt: du würdeſt ein feiner Türke ſeyn.

Viel berühmter noch als Weiße wurde ſein Freund Chriſtian Fürchtegott Gellert, Profeſſor in Leipzig († 1769). Dieſer fing wie Weiße mit ſcherzhaften Dichtungen und Schauſpielen an, endete aber mit Kirchenliedern und moraliſchen Schriften. Seine zuerſt 1746 erſchienenen „Fabeln

und Erzählungen“ in Jamben geschrieben, haben Hagedorns und Weißes liebenswürdige Leichtigkeit der Form, übertreffen sie aber weit an Geist und Stoff. Sie sind zum Theil aus ältern und fremden Quellen entlehnt, doch die meisten originell und in hohem Grade gefällig durch eine gewisse naive Schalkhaftigkeit. In der Anspruchslosigkeit ist Gellert einzig, zur wahren Beschämung der Klopstockischen Pausbackigkeit. Gellerts Manier ist in ihrer Einfachheit die feinste und vornehmste; selbst Lessing kam ihm darin nicht ganz gleich, da Lessing als Sophist Unwichtiges wichtig zu behandeln liebte. Mit Recht wurden Gellerts Fabeln das Lieblingsbuch der Zeit und werden heute noch gern gelesen. Die Hauptsachen darin sind weniger die Fabeln, als die komischen Erzählungen.

Die geistvolle Geschichte vom Hute, vom Greise, das Bad der Hinkenden, das Gespenst, der Selbstmord, vom Blinden und Lahmen, Hannchen, das Unglück der Weiber, Hans kommt durch seine Dummheit fort, die beiden Nachtwächter, die Lügenbrücke, die Mißgeburt, Eulenspiegel, der Freigeist, die schlauen Mädchen, das Hospital, am Galgen, das 14jährige Mädchen, die Bauern und der Amtmann, der Schatz, Hans Nord. Hierin liegt ein Schatz von Lebensweisheit und Kenntniß der menschlichen Schwächen und Thorheiten, die mit unnachahmlichem Humor behandelt werden.

Gellerts Schäfer- und Lustspiele sind viel unbedeutender. Es handelt sich darin um Eifersucht und Versöhnung, um den bestraften Eigennutz eines Liebhabers, der von zwei Bräuten keine bekommt, um ein Lotterieloos, welches ein armes Mädchen gewinnt ꝛc. Geistvoller sind nur das 2te und 6te.

2. Das Orakel, eine Operette in gereimten Jamben. Alcindor liebt Lucinden. Seine Mutter, eine Zauberin, befiehlt ihm Kraft eines Orakelspruchs, sich taub und stumm zu stellen; da er schön ist, wird Lucinde auf's äußerste in ihn verliebt und je mehr, je mehr er einer Statue gleicht, bis sie die Zauberin inständig bittet, ihm Sprache zu geben. Die Zauberin heißt sie ihn selbst in der Sprache unterrichten und Alcindor spricht und singt ihr nach, bis er aus der Rolle fällt und sie durch das Geständniß beglückt, er habe Sprache und Verstand, wie irgend Jemand.

6. Die kranke Frau, ein Nachspiel in Prosa. Frau Stephan ist todtkrank, wird aber plötzlich gesund, als sie eine moderne Andrienne, um die sie eine Freundin beneidet hat, zum Geschenk erhält und damit Staat machen kann.

Von Gellerts Roman später. Er schrieb auch beliebte Kirchenlieder, z. B. „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", das Abendlied: „Herr, der du mir das Leben", in Krankheit: „Ich hab in guten Stunden". — Die „moralischen Gedichte" Gellerts sind gar zu prosaisch, z. B. der Menschenfreund, Reichthum und Ehre (die geringer als die Tugend zu schätzen seyen), der Christ (Werth der religiösen Gesinnung), die Freundschaft ꝛc. Sehr beliebt waren Gellerts „moralische Vorlesungen". Alle seine Schriften, so wie auch seine Briefe erschienen gesammelt in 10 Bänden, Berlin und Stettin 1772.

Der frivolen sächsischen Schule gehört auch noch Petermann an, welcher 1754 und 1756 Fabeln und Erzählungen in Coburg herausgab, seichte Nachahmungen Gellerts, ganz ohne Geist, denen er aber einen Hautgout zu geben wußte durch einige sehr starke Zoten. — Anständiger schrieb Blohm (vermischte Gedichte, Altona 1756), meist zärtliche Oden und kleine Erzählungen in Gellerts Ton, aber ohne seinen Geist. Eben so Röder in den anonym zu Frankfurt 1766 erschienenen „anmuthigen und sittlichen Schriften", welche Fabeln und kleine Erzählungen enthalten. Hieher gehört auch Gottlob Wilhelm Burmann, ein Schlesier, welcher 1773 Fabeln und zu verschiedenen Zeiten noch lyrische Gedichte herausgab, unter andern „Gedichte ohne den Buchstaben R", ein armseliger Poet und verkümmerter Sonderling.

Magnus Gottfried Lichtwer, Regierungsrath in Halberstadt († 1783), gab 1748 gleichfalls Fabeln heraus, die in den Schulen sehr verbreitet wurden, aber indem sie die leichten Verse Gellerts nachahmen doch überall dessen köstlichen Humor vermissen lassen und oft durch triviale Moralität langweilen.

Hier einige der bessern: Einer verehrt die Sonne so sehr, daß er in ihrem Anstaunen erblindet, der andere verbirgt sich, um diesem Schicksal zu entgehen, in eine finstere Höhle. — Des Vulcanus drei Ehen, zuerst mit der lüderlichen Venus, dann, um nicht ferner durch Hausfreunde belästigt zu werden, mit der zänkischen Eris, endlich, um nicht mehr von seinem Weibe geplagt zu werden, mit der geistlos alles nur nachplappernden Echo. — Die seltsamen Menschen. Ein wunderliches Volk wird geschildert von höchst seltsamen Sitten. Was thun sie denn? wird endlich gefragt. Antwort: sie spielen. Es sind Kartenspieler, die, ins Spiel vertieft, nichts sehen, hören und fühlen. — Ein Vater

verliert die Nase und läßt sich eine wächserne machen. Aber seine Kinder drehen ihm nun die Nase auf alle Weise, jedes anders.

Lichtwer schrieb noch ein langweiliges Lehrgedicht „das Recht der Vernunft" in Alexandrinern und einige schwache lyrische Gedichte.

Die „abentheuerliche Welt in einer Pickelheringskappe" oder satirische Gedichte 1718, ohne Druckort, wovon mir 7 Stück vorliegen, liefert Satiren in Alexandrinern auf die trunkenen Weiber, die gutwilligen Hahnreihe, die Pietisten, die damaligen Liebesromane, die Nürnberger Regentücher, den Schnupftabak, das à la mode-Kochen, die Complimentisten, die alten Junggesellen, Geld und Kaufleute, und spiegelt, wenn auch ohne viel Geist und Witz, doch die Modethorheiten der Zeit und namentlich die Corruption der französischen Bildung ab.

Christian Ludwig Liscow, ein Mecklenburger, Sekretair am Hofe in Dresden, wurde wegen einer Satire auf den englischen Gesandten verhaftet und auf die Veste Culenburg gesetzt, wo er 1760 gestorben seyn soll. Einer der feinsten Köpfe seiner Zeit, Meister der Ironie, schrieb er zuerst eine klare, leichte, ungezwungene Prosa. Die ungeheure Pedanterie der Zeitgenossen weckte in ihm den natürlichen Oppositionsgeist; er nahm sich den ersten besten langweiligen und geistlosen Literaten aus seiner Nähe zum Gegenstand, an dem er seinen Spott auslassen konnte, der aber nur scheinbar dem Individuo, wirklich der ganzen Gattung galt.

Liscow schrieb 1732 seine erste Satire „Anmerkungen zur jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem des Herrn Sievers", eines aufgeblasenen und dummdreisten Candidaten, der ein elendes Buch von gedachter Zerstörung Jerusalems geschrieben hatte. Indem sich Liscow demüthig anstellt und die vollste Ehrerbietung gegen den Autor zur Schau trägt, wird seine Satire um so beißender. Er badet in der ganzen Wollust der Ironie, und hat auch in allen späteren Schriften diese Manier beibehalten. — Die Neuheit der Sache frappirte. Man lachte mit und Sievers wurde sehr böse. Aber seine Gegenschriften veranlaßten Liscow nur, den Spaß noch weiter zu treiben, und in einem zweiten Theil „der sich selbst entdeckende XYZ" über den Eifer zu spotten, mit dem Sievers den ihm noch unbekannten Verfasser der ersten zu entdecken suchte. Da Sievers auch in die Naturgeschichte pfuschte, verspottete ihn Liscow in einem besondern Schriftchen „über die nachdenklichen Figuren auf einer gefrorenen Fensterscheibe" (erinnert an die spätern Scherze im Wandsbecker Boten).

In demſelben Jahr 1732 griff Liscow noch einen andern unwiſſenden literariſchen Marktſchreier und Pedanten an, den Profeſſor Philippi in Halle, auf den er unter dem Titel „Briontes der Jüngere“ eine ironiſche Lobrede drucken ließ. Da ſich Philippi biſſig wehrte, ließ Liscow noch einige weitere kleine Satiren folgen, worunter eine, in der er ankündigte, Philippi ſey geſtorben, und eine weitere, in der er trotz Philippi's wüthender Proteſtationen bewies, er ſey wirklich geſtorben. — Dieſem Scherze folgte 1736 eine längere Schrift „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, gründlich erwieſen.“

Seine Schriften erſchienen geſammelt in der „Sammlung ſatiriſcher und ernſthafter Schriften“ Frankfurt und Leipzig 1739, ſpäter noch einmal edirt von Müchler, 1806. Leſſing hat viel von Liscow angenommen und einer ähnlichen Liebhaberei ſich hingegeben, kleine unbedeutende Geiſter mit meiſterhafter Ironie zu verfolgen.

Fr. Wilh. Zachariä, Prof. in Braunſchweig († 1777) ahmte zwar zunächſt dem Pope nach, der in England den franzöſiſchen Geſchmack einzuführen verſuchte, behauptet aber viel deutſche Eigenthümlichkeit.

Sein berühmteſtes Werk (1744) iſt „der Renommiſt“, worin die Abentheuer des Jenenſer Studenten Raufbold geſchildert werden, welcher wegen ſeiner rohen Lüderlichkeit von Jena relegirt, durch eine nächtliche Erſcheinung der von Möpschen gezogenen und von Complimenten begleiteten Göttin Mode nach Leipzig verlockt wird, wo er ſich in die reizende Selinde verliebt und die Schwachheit hat, ſich kämmen, ſcheeren, friſiren, ſtriegeln und biegeln zu laſſen, um anſtändig vor ihr zu erſcheinen. Allein da ſie ſchon einen begünſtigten Liebhaber an dem Studenten Sylvan, einem alten Bekannten des Raufbold, hat, der viel wohlgezogener iſt als er, ſo bricht ſeine rohe Natur wieder durch. Er entſchlägt ſich des fremden Putzes und fordert Sylvan zum Zweikampf, wird aber beſiegt und zieht mit Beſchämung ab. Der Contraſt zwiſchen Jena und Leipzig, der wilden Studentenwirthſchaft und dem zierlichen „kleinen Paris“ an der Pleiße iſt mit ſehr glücklichem Humor aufgefaßt, und das Gedicht wird ein hübſches Zeitbild bleiben.

In andern komiſchen Heldengedichten iſt Zachariä weniger glücklich, viel weniger originell. In ſeinen „Verwandlungen“, welche tief unter denen des Ovid ſtehen, läßt er den „Pudergeiſt“ um die ſchöne Selinde werben, die ſich ihm ſpröde erweist. Eine Fee, die im Kyffhäuſerberge wohnt (dem durch deutſche Mythe berühmten Berg, der am wenigſten hieher paßt), ſchenkt ihm ein Band, durch deſſen Berührung er alles, was er will, verwandeln kann. Nun rächt er ſich an Nebenbuhlern, ungeſchickten Dienern oder Schönen, in-

dem er den einen in einen Hund, den andern in einen Haubenstock, in Wind, in Dunst, in Bäume, in einen Papagei, in einen Bären ꝛc. verwandelt. Endlich verwandelt er die unerbittliche Selinde selbst in Stein.

Das komische Heldengedicht „das Schnupftuch" handelt von dem Schnupftuch der schönen Belinde, das ein junger Herr findet und sich aneignet, das er wieder ausliefern muß und nochmals von der zärtlichen Dame freiwillig wieder bekommt. Nachahmung des Lockenraubs von Pope.

„Der Phaeton", Parodie der Mythe bei Ovid. Statt eines Jünglings ist es hier eine junge Dame, welche die Lenkung wilder Rosse von ihrem Papa verlangt und dabei ins Wasser fällt. Dieses Gedicht ist in Hexametern geschrieben, die vorhergehenden in Jamben.

„Murner in der Hölle". Ein verreckter Kater schreckt als Gespenst die Frauenzimmer im Hause. Dabei wird erzählt, was er in der Hölle gesehen habe: lauter Thiergespenster, die bestimmt sind, künftig in Menschenkörper zu fahren; wobei der Witz auf eine Vergleichung der Menschen- und Thiercharaktere hinausläuft. Auch in Hexametern.

„Hercynia", ein komisches Heldengedicht aus Prosa und Jamben gemischt, beschreibt eine Winterreise in den Harz und die unterirdische Halle der Berggöttin voll Erzstufen ꝛc.

„Die Tageszeiten" und „die vier Stufen des weiblichen Alters", beide in Hexametern, sind Thomsons Jahreszeiten nachgebildet, und Beschreibungen, zum Theil sehr gute enthaltend, wobei der Dichter sich immer wieder ein wenig bei den Charakterschilderungen zur Satire hinneigt.

„Die Schöpfung der Hölle", ein Fragment in Hexametern, ist Klopstocks Messias nachgebildet, nur zu sclavisch.

Unter den lyrischen Gedichten fallen die auf die Musik und ihre Wirkungen besonders auf. Man sieht, wie sich der Dichter für Musik interessirt haben muß. Vgl. das Lied „die Orgel", Werke II. 319. Auch die erschütternde Wirkung einer Bombe ist S. 343 gut geschildert. Lieblich ist II. 399 „die Linde", die ihre Blüthen auf ein hübsches Mädchen regnen läßt.

Unbedeutend sind die Pilgrime auf Golgatha und das befreite Israel, geistliche Singspiele, aber auch das nicht vollendete Epos „Cortes" in Jamben, so wie die „glückliche Insel", eine Phantasie von Otahaiti nach Bougainvilles Reise.

Man findet in Zachariäs Werken auch eine Uebersetzung der Fabeln des Burkhard Waldis und des verlorenen Paradieses von Milton. In des Zachariä Manier erschienen noch mehr komische Heldengedichte z. B. die Margaretiade von F. L. von der Osten 1760, der verlorene Hut von Eberlen 1761, das Strumpfband 1765, die Saloppe von Krauseneck, 1767, der Schuh 1772, Haunchen 1778.

Gottlieb Wilhelm Rabener, Obersteuerrath in Dresden († 1771), wurde als Satiriker viel populärer als Liscow, obgleich er ihm an Geist nicht gleichkam. Er wählte populäre, allgemein mehr interessante Stoffe.

Seine Satiren erschienen zuerst 1751, alle in Prosa, in der Form von kleinen Abhandlungen oder Briefwechseln.

Am artigsten sind: 1) die Lobrede auf Amouretten, ein Schooßhündchen. 2) Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit, der immer die Wahrheit sagte, daher schrecklich mitgenommen wurde. 3) Trauerrede eines Wittwers auf den Tod seiner Frau, in der Gesellschaft geplagter Ehemänner gehalten. Bei weitem das beste in Rabeners Schriften sind die Briefwechsel, und unter denselben wieder am anziehendsten die Correspondenz der alten Jungfer, die in ihren Blüthetagen die annehmlichsten Freier aus Muthwillen abwies und in ihren welken Tagen vergebens nach Freiern angelte und überall abschlägige Antworten bekam. Das crescendo und decrescendo ist vortrefflich. — Minder anziehend sind die Correspondenzen in Bezug auf einen Hofmeister, welcher gesucht wird; in Bezug auf eine Dame, die vom Großvater und Enkel zugleich geliebt wird; in Bezug auf einen Bankerutirer ꝛc. Die verschiedenen Briefe, worin Bestechungsversuche gemacht werden, sind wieder lesenswerth. Im letzten Theil commentirt Rabener unter dem Namen Anton Pansas von La Mancha, eines Nachkommen des Don Quixotischen Sancho Pansa, verschiedene Sprüchwörter. Dem schließt sich ein Märchen vom ersten April an. Durch eine Fee geht der große Siamma unter, zu dessen Grabe, als zu einem Orakel, geschickt wird, der aber nichts von sich hören läßt. Sein Todestag wird am 1. April gefeiert, daher noch die Sitte des vergeblichen Schickens an diesem Tage.

Sehr tief unter Rabener stand v. Justi, ein Abentheurer, der, nachdem ihm die Oberleitung des Bergwesens in Berlin anvertraut worden war, sein Leben auf der Festung endete. Seine satirischen Schriften (1760) spotten zwar über Staat, Literatur, Sitten, aber ohne Berechtigung nämlich ganz ohne Geist. Eben so armselig sind seine Lustspiele, z. B. in der „kranken Frau" tritt er eine artige Fabel Gellerts unerträglich breit.

3.

Die Rococoromane.

Einige eigenthümliche Gattungen von Romanen bilden den Uebergang von den Staats- und Liebesgeschichten der Renaissance zu den empfindsamen oder komischen Familiengemälden der spätern Zeit.

Zunächst machte sich in den steifen Moderomanen ein allmähliger Uebergang von der spanischen Grandezza und vom italienischen Pathos zu der rein französischen Leichtfertigkeit bemerklich Das Uebergewicht erlangten je mehr und mehr die blos galanten Romane.

August Bohse, Professor der Rechte zu Jena, schrieb unter dem Namen Talander eine große Menge Staats- und Liebesgeschichten nur des Geldes wegen als Büchermacher von Profession. Im gemeinen Styl der Zeit sind gehalten: Alceste (1689), die getreue Bellamire (1692), die durchlauchtige Olorama, die getreue Sklavin Doris, die unglückliche Arsinoe, die albanische Sulima. Alle äußerst langweilig mit eingelegten Briefen. Die Liebesgeschichten des Don Pedro mit der Agnes, und der Ariadne von Toledo spielen in Spanien. Die verliebten Verwirrungen der sicilianischen Höfe sind wahrscheinlich wie seine letzte Arbeit (Tausend und eine Nacht und 1001 Viertelstunde) nur Uebersetzungen aus dem Französischen. Freier vom historischen Styl halten sich: der Irrgarten der Liebe, das Liebescabinet (1695), Amor am Hofe, die Amazoninnen aus dem Kloster. Sie bilden schon den Uebergang aus dem Renaissance- in den Rococostyl, indem sie nicht mehr Staats- und Liebesgeschichten, sondern Lebensgeschichten schlechtweg sind, doch haben sie nicht an Reiz gewonnen. Auch sie sind überaus langweilig und schlecht erfunden.

Im Liebescabinet z. B. wird der Held von einer buhlerischen Gräfin gefangen gehalten, so lange, bis er ihren zärtlichen Wunsch erfüllt. Ein von der Gräfin verschmähter Liebhaber bittet ihn, ihr scheinbar zu willfahren, und will dann im Dunkeln seine Stelle vertreten. Nachdem das weitläuftig vorbereitet ist, kommt die Sache nicht einmal zu Stande, sondern der Held entflieht in der Verwirrung eines Brandes.

Verliebte Prinzessinnen bleiben immer noch die Haupthelbinnen der Moderomane. So des Bertrandus treue Prinzessin Theresia 1736, des Florandes Prinzessin Darine 1730, des Leanders Prinzessin Bellante 1726, des Luiscus durchlauchtige Huitze 1716, des Montinus Königin Sarah 1712, des Damiro Gräfin Mortane 1719, die Prinzessin Normana 1718, Echika 1728, Amira 1745, Scheibes Thusnelda 1749, Polimons Prinzessin Emma und der durch ihre Liebe höchst beglückte secretarius Eginhard 1749.

Daran reihen sich zahllose andere Frauentitel: Charmosyne 1692, Meines Lesbia und Delia (1690 und 1697), des Melissus: die rachgierige Fleurie 1717, die nordische Lucretia, (eines Bürgermädchens, die sich aber nicht ersticht, sondern glücklich verheirathet wird), 1731; Hermione 1733, des Miraculoso Florisante 1740, die schöne Cadmäna 1751, Oligia von Avalon 1753.

Seltener sind auf den Titeln die Männernamen, z. B. Amantos verliebter Europäer 1682, des Melissus Graf Rifano 1720, Celanders Graf Florandor 1725, Evandors Florimond 1735, Meletaons Graf Castro 1737.

Den stehenden Romanfiguren einen neuen Reiz zu geben, mußte das Costume und die Landesart dienen. Daher eine Menge Fabrikromane mit den Titeln: die schöne Oesterreicherin (von Lysantes 1718), die schöne Tirolerin (von Deer 1746), die liebenswürdige Amerikanerin (von Briontes 1736), dito Europäerin (von Constantini 1734) ꝛc. die schöne Finnländerin 1751.

Sehr häufig beginnen jetzt auch die Romantitel: Begebenheiten, z. B. Jürgen Müllers 1708, des Herzog von Lydio 1730, Philanders 1733, der Jungfer Bontems 1740, der Frau von Bornevelbt 1740, des Herrn von Janzac 1741, eines Automats 1750, eines Schneidergesellen 1750, des Prinzen Adalrich 1751, in südlichen Ländern 1759, eines Avanturiers 1760 ꝛc. Ferner Geschichte des Wilhelm von Hohenberg 1758, des Grafen von P. 1760.

Studentenromane: der verliebte und endlich verzweifelnde Student 1691. Happels akad. Roman (in einer schönen Liebesgeschichte) 1690. Die galante Salinde von Melissus 1718, der verliebte und galante Student

Lübeck 1734, die unerwarteten Verhängnisse 1767 sind alles Liebesgeschichten von Studenten. Ein pseudonymer Sarcander setzt des Talanders Amor am Hofe einen „Amor auf Universitäten" 1710 an die Seite. Zu Frankenau erschien 1667 ein Studentenconfect" mit 300 auserlesenen Historien und Possen. Ein Musander schrieb 1739 den „Studenten und seine Probejahre". Begebenheiten eines Leipziger Students, 1767.

Die Rohheit der Zeit verräth sich noch in vielen plumpen Scherzen. Beliebt waren z. B. Bücher wie: der staubige Jungfernpelz 1690. Sincerus, Jungfernanatomie 1735. Der Frauenzimmer Schulkrankheit 1683. Lefins gewaschener Pelz und parfümirte Hose 1703. Sambelles Weiberhechel und Jungfernhobel, 1680 und 1681. Philanders Hahnreimacherei 1738. Frauenlists Hahnreistutzer. Sechswochius verplauderte Strohhochzeit 1679. Des Simplicius Triumphwagen Octacontis 1685.

Dazu noch ein närrischer Cupido 1713, ein entlarvter Cupido 1704. Der in letzten Zügen liegende Cupido von Murantes 1747. Zur obscönen Gattung gehört Pygmalion oder die belebte Statue 1748.

Christ. Friedr. Hunold, ein Thüringer, der lange in Hamburg lebte und sich Menantes nannte, gab 1706 daselbst einen „satirischen Roman heraus", der so ziemlich alles bisher Erschienene an Unsittlichkeit überbot.

> Der Held will die Unschuld einer bedrängten Dame retten, ihr Bedränger ist aber nur ein Herr Castrato. Eine andere Dame erscheint als Spiegel aller Tugenden und wird nachher als Tribade belauscht. Eine dritte hat den Helden ganz bezaubert, als er in einem von ihr verlorenen Kalender ein Tagebuch entdeckt, worin sie, als ein öffentliches Frauenzimmer, alle ihre Erlebnisse mit größter Naivität eingetragen hat ꝛc.

In diesem Roman sollen wirkliche Personen compromittirt worden seyn. Hunold schrieb noch viele galante Romane: verliebte und galante Welt 1715, der Europ. Höfe Liebes- und Heldengeschichten 1715, die liebenswürdige Adaline 1731, die schöne Türkin 1733. Auch ein Paar Singspiele, sodann Gedichte und akademische Nebenstunden voll von Gelegenheits- und Gratulationsgedichten im Geschmack der Zeit. Obgleich er selbst nicht das Geringste von poetischem Werth leistete, war er doch ein scharfer Kritiker und tadelte sehr mit Recht, was Andere sündigten. In seiner „Einleitung zur teutschen Poesie" erhebt er sich sogar auf eine

nationale und christliche Höhe und verdammt die ganze Dichtungsweise, die aus der „heidnischen Philosophie des Ehrgeizes und der Wollust hervorgehe.“ Am strengsten rügt er die Versunkenheit der deutschen Poesie in das Zotenhafte. In seinen „theatralischen Poesien“ 1722 hält er strenges Gericht über die Opern seiner Zeit, wirft ihnen ihre Unnatur, ihr falsches Pathos, ihre Empfindsamkeit ꝛc. vor und travestirt zuweilen den abgeschmackten Ernst in komischen Nachahmungen. Gegen Wernike schrieb er einen „thörichten Pritschmeister“, wie dieser gegen ihn einen „Hans Sachs“. Wernike, schon ganz der Gallomanie verfallen, sah auf Hunold als auf einen altfränkischen, groben Schüler des Hans Sachs herab. In Hans Sachs selbst aber erblickten die modernen Gallomanen den Inbegriff alles Rohen und Geschmacklosen der frühern Zeit. Es macht Hunold noch Ehre, mit Hans Sachs zusammengestellt worden zu seyn, obgleich er diese Ehre nicht einmal verdient hat. Wie wenig Geist Hunold hatte, erhellt am besten aus seinem Lobgedicht auf den fürstlichen Leibhund in Weißenfels. Da fehlt aller echte Humor. Auch die Harzreise im Gewitter unter seinen Gedichten, die ihm Gelegenheit bot, einigen Geist zu zeigen, ist nur voll von Hoffmannswaldau-Lohenstein'schem Schwulst in Alexandrinern. Nur unter den Fabeln, die Hunold seinen Uebersetzungen der Lafontaine'schen als eigenes Product beigefügt hat, findet sich eine sehr preiswürdige, so daß es zweifelhaft erscheint, ob sie von ihm selbst erfunden ist.

Ein Bauer geht in die Stadt, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Der Barbier schindet und überfordert ihn noch dazu. Der Bauer holt sich Raths beim Advokaten, dieser aber macht ihn durch die Prozeßkosten arm. Vor Kummer erkrankt der Bauer und der Arzt hilft ihm vollends heim.

Eine ganz gute Satire auf die Vortheile, welche dem deutschen Bauer aus der fortschreitenden Civilisation des Bürgerstandes erwuchsen.

Pöllnitz, ein im Beginn des 18. Jahrhunderts an vielen Höfen abentheuernder Edelmann, den Friedrich der Große noch als Hofnarr behandelte (Flögel, Geschichte der Hofnarren S. 240), witzig und lüderlich in gleichem Maaße, ein moderner Parasit, schrieb außer galanten Memoiren im Geist des Brantome einen kleinen Roman, das galante Sachsen, in französischer Sprache (auch deutsch 1734), worin er die Liebesabentheuer König Augusts II. von Polen, des Starken, nicht ohne

romanhaften Reiz zusammenstellte. Zugleich ist das Buch der treueste Spiegel der Zeit.

Friedrich August, Bruder des regierenden Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg IV., meidet aus sittlicher Entrüstung über die Maitressenherrschaft unter seinem Bruder den Hof und geht auf Reisen. In Madrid wohnt er einem Stiergefecht bei, mischt sich unter die Kämpfer und erlegt einen Stier trotz dem besten Matador. Seine Heldengestalt erregt allgemeine Bewunderung. Der Hof ladet ihn ein. Da erst gibt er sich als Prinz von Sachsen zu erkennen. Die schönste Dame des Hofes, die Marquise von Monzera, erobert sein Herz. Sie kommen heimlich zusammen, aber ihr Gemahl entdeckt dieß und läßt die schöne Gattin vergiften. Der Prinz entkommt nur durch seine Tapferkeit den bestellten Mördern. Er begibt sich nach Venedig, wo ihn eine junge kokette Wittwe fesselt, bis er einmal einen Mönch bei ihr trifft, den er durch's Fenster in den Canal schleudert. Hier besucht er auch kokette Nonnen. In Siena aber, wo ihm eine reizende Jungfrau geopfert werden soll, verschont er sie großmüthig und vermählt sie mit ihrem armen Geliebten. Nach Sachsen heimgekehrt, wird er Nachfolger seines verstorbenen Bruders und übertrifft ihn noch weit in der Begünstigung von Maitressen. Dieselben wechseln bei ihm in erstaunlicher Menge (wie er denn 352 uneheliche Kinder hinterlassen hat). Unter ihnen ragt zuerst hervor die schöne Schwedin, Aurora von Königsmark, der er während vierzehntägigen Festen im Schloß Moritzburg, als Sultan gekleidet und starrend von Brillanten, das seidene Schnupftuch zuwarf. Nachher eine schöne Wienerin, Frau von Esterle. In Wien erwarb er sich in so hohem Grade des Kaisers Gunst (Josephs I.), daß ein Mönch denselben, als Gespenst verkleidet, vor ihm warnte. Friedrich August aber versteckte sich in der nächsten Nacht hinter dem Bette des Kaisers, packte das Gespenst und warf es zum Fenster hinaus. Bald darauf wählten die Polen den starken Kurfürsten von Sachsen zu ihrem Könige und eine schöne gefangene Türkin, der er zuletzt seine Huld zugewendet, mußte der Fürstin Lubomirska weichen. Er ließ sie nach Sachsen einladen, und als sie kam, reiste er ihr entgegen. Sie war in Amazonentracht, ringsumher Wald. Da befahl er gleich ein großes Jagen und vereinte sich mit der schönen Polin, die nachher in Dresden die Frechheit hatte, sich der Gemahlin ihres Liebhabers vorstellen zu lassen. Sie wurde jedoch bald wieder von andern abgelöst. Am längsten behauptete sich in seiner Gunst die Gräfin Cosel, noch während er schon wieder andere liebte, bis auch sie mit Undank verstoßen und sogar gefangen gesetzt wurde. Die letzte Maitresse des Königs war die wunderschöne Orselska, seine eigene Tochter von einer französischen Schauspielerin und vorher schon Maitresse ihres Bruders, des Grafen Rutowski, eines unehelichen Sohnes des Königs. Unter allen Söhnen des Königs aber erlangte

Auroras Sohn, der berühmte Moritz, Marschall von Sachsen, den größten Ruhm.

Das Beispiel des sächsischen August wurde von vielen andern Fürsten in Deutschland nachgeahmt. Die Maitressenwirthschaft, Galanterie und muthwillige Tändelei liebte nun den steifen Ernst der frühern Zeit nicht mehr, auch nicht mehr bei den Poeten. Den Einfluß des sächsischen Hofes auf „Klein Paris an der Pleiße" haben wir oben schon erkannt.

Interessant ist ein kleines Buch, gedruckt Freistadt 1746, „die Liebesgeschichte Gulduvir, Königs der Karfern" (Ludwigs XIV., Königs der Franzosen), wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Es schildert die bekannten Liebeshändel jenes Königs mit einer Menge von Maitressen, aber in einer Einkleidung, die für ihre Zeit charakteristisch ist.

Die Gemahlin des Gulduwir läßt sich von den Pfaffen überreden, alle eheliche Gemeinschaft mit ihrem Gemahle aufzuheben und einzig für den göttlichen Jusse (Jesus) zu leben, dadurch wird der König genöthigt, sich Maitressen hinzugeben, wie es sein Vezier Erichevil (Richelieu) haben will. Im Anhang ein Antrag, wie den Pfaffen entgegenzuarbeiten sey, und ein Vorschlag, die Klöster aufzuheben und die Mönche unter die Soldaten zu stecken.

Das Seitenstück dazu, in demselben Jahr angeblich zu Amsterdam erschienen, waren die „Liebesbegebenheiten des Widegulerdfunfzehend, Königs der Zofransen", worin das schändliche Leben Ludwigs an den Pranger gestellt ist. — Frauenstadt schrieb eine Fontange 1690. Der Valière Liebe gab ein Floretto 1695, der Maintenon Aventuren ein Fernando 1710 heraus. Ein Leben der berühmtesten englischen Koketten und Maitressen erschien 1721. Galante spanische Geschichten 1712 mit einem Titelkupfer, auf welchem amazonenhafte Damen grausame Rache an untreuen Geliebten üben.

Der französische Gyges, von Terpo Mirifano angeblich aus dem Lateinischen (gyges Gallus 1659), gedruckt Cosmopoli 1687 ist merkwürdig, sofern darin die französische Revolution gleichsam im ersten Keime angedeutet liegt.

Charmion findet im Grabe eines Druiden den unsichtbar machenden Ring des Gyges und schwärmt nun sein Leben lang unsichtbar umher, um alle Stände genau kennen zu lernen. Die Scene ist Frankreich, die Hauptgegenstände des Interesses sind dem unsichtbaren Beobachter der Staat und die

Gesellschaft. Er raisonnirt über Königthum, Aristokratie und Volksrecht. Er steigert sich bis zu einem drohenden revolutionären „Gruß der Dürftigen an die Prasser". Eben so zornig, wie über die weltlichen Vornehmen, die auf Kosten des armen Volks schwelgen, ist er über die Geistlichkeit, oder vielmehr über die „geistlich ausgekleidete Schande". Hier wird sein Haß am gistigsten. Der Refrain ist „man soll sich am meisten vor den Frommen hüten".

Die zehnmal übelgerathene Heyrath, Leipzig 1735 ist ein Vorbild der spätern Althing'schen Frivolität.

Der von sich selbst erzählende Verfasser heirathet nach einander zehn Frauen, die alle übel gerathen, glücklicherweise aber sterben, so daß er noch mit der elften glücklich wird. Die erste ist ihm untreu, die zweite eine Verschwenderin, die dritte eine Prüde, die sich in der Hochzeitnacht unnahbar in ihre Kleider eingenäht hat, die vierte eine Säuferin, die fünfte eine Kupplerin, die gleich ein zweites schönes Fräulein ins Ehebett mitnimmt, die sechste ist eben dieses Fräulein, dem Spiel ergeben, die siebente eine Zänkerin, die achte eine Betschwester, die neunte eine Müßiggängerin und Schwätzerin, die zehnte gar eine Hexe und Werwölfin.

Der Pendant dazu ist „die siebenmal übelgerathene Ehe eines Weibes," daselbst 1735.

Besondern und verdienten Ruhm genoß ein anonymer, wahre Geschichte enthaltender, übrigens äußerst frivoler Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" 1738.

Ein reicher deutscher Edelman geht auf Reisen und jagt nach Triumphen in der Liebe. Seine schöne kräftige Gestalt, seine Kühnheit, sein Geld begünstigen ihn. Doch sucht und findet er überall einen romantischen Reiz in überraschenden und ungewöhnlichen Abentheuern. So genügen ihm gewöhnliche galante Damen nicht, er dringt in ein Kloster zu den Nonnen ein; er wird zu einer vornehmen Dame gebracht, die ihm alles gewährt, aber nur en masque. Eine Dame erscheint ihm als Geist, um ihn nach dem ersten Schreck durch desto wärmere Lebendigkeit zu erfreuen. Oft stürzt ihn seine Verwegenheit in Gefahr, einmal soll er sogar hingerichtet werden. Endlich kehrt er heim und sieht einmal in einer Vision alle die Schönen, mit denen er jemals gebuhlt hat, in einem Wagen daherfahren, aber als Verdammte im Zustand halber Verwesung, stinkende mit Schlangen durchwundene Gerippe, und thut Buße.

Dieser merkwürdige Roman, ungleich geistreicher als die voyage du chevalier errant des Jean de Charténi von 1577, auf die man ihn hat

zurückbeziehen wollen, ist die Frucht eigener reicher Lebenserfahrungen eines vornehmen Wollüstlings.

Indem die Galanterie sich für eine besondere Romangattung ausschied, fand auch die Abentheuerlichkeit ihre besondere Ablagerung in den Robinsonaden. Während jene sich in französischen Uebersetzungen und Nachahmungen vertieft, folgt diese den Holländern und Engländern in die neue Welt. Die Abentheuer Robinsons, die von dem Engländer Defoe verfaßt, zum erstenmal 1719 in deutscher Uebersetzung erschienen, waren übrigens keineswegs das erste Buch dieser Art. Schon der Schluß des Simplicissimus führte über Meere, schon Happels Mandorell von 1688 enthielt die Seeabentheuer des Spanier Serrano. Auch schon in viel früheren Zeiten, seit der Meerfahrt des heil. Brandanus und Mandevilles abentheuerlichem Buche hatte sich die Einbildungskraft mit den einsamen Inseln des fernen Oceans beschäftigt. Seitdem aber, insbesondere von Holland aus, in allen Welttheilen Colonien angelegt wurden, übte die Fremde einen immer stärkeren Reiz.

Wahrenbergs glückselige Inseln, Königsberg 1723, sind mir nicht zur Hand gekommen. Die Begebenheiten des Herrn von Lydio (1730) sind ganz denen des Robinson ähnlich. Robinsone erschienen in Deutschland in ungeheurer Anzahl, ein französischer, italienischer, schwedischer, schlesischer, sächsischer, westphälischer ꝛc., auch ein jüdischer, ein unsichtbarer ꝛc. Vgl. die Uebersicht in Bouterweks Geschichte der deutschen Poesie II. 387.

Das geistreichste Werk dieser Gattung war die „Insel Felsenburg", ein deutscher Roman, der so berühmt wurde, wie der Simplicissimus. Der Titel der ersten Ausgabe von 1731 zu Nordhausen lautete: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii". Wiederaufgelegt 1768 und zu Halberstadt 1772. Als Verfasser gilt Kammersekretair Schnabel in Stollberg. Eine neue Ausgabe veranstaltete Zinck 1826. Der Däne Oehlenschläger aber hat in den „Inseln im Südmeer" den alten Roman sinnreich umgearbeitet und bereichert. Der wunderbare Roman verhält sich, wenn man so sagen darf, zum Simplicissimus wie die Odyssee zur Ilias. Wie nämlich Grimmelshausen die Greuel des 30jährigen Krieges schildert, so Schnabel die Flucht edler Deutscher aus der Corruption, welche dieses Krieges Folge war, in den idyllischen

Frieden der Südseeinseln. Schnabel macht seine Colonie zu einem Musterstaate voll Unschuld, Tugend und zugleich Wohlstand und praktischer Tüchtigkeit. Er schon fühlte das Bedürfniß einer Regeneration der Menschheit, welches später vorzüglich in Rousseau seinen Ausdruck fand. — Die „Insel Felsenburg" ist der Form nach eigentlich nur eine Aneinanderreihung von Lebensbeschreibungen.

Eberhard Julius ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, der fallirt und in die weite Welt geht. Der Jüngling ist ziemlich verlassen, als ihn ein unbekannter Capitain Wolfgang auf eine etwas mystische Weise nach Amsterdam einladet und ihm eröffnet, ein Bruder seines Großvaters, Albert Julius, ein mehr als neunzigjähriger Greis beherrsche im Weltmeer die schöne reiche Insel Felsenburg und wünsche ihn bei sich zu sehn. Eberhard ist sogleich bereit, ihm über das Meer zu folgen. Unterwegs erzählt der Capitain seine Geschichte. Das Wesentlichste darin ist, daß er auf dem Cap der guten Hoffnung ein schönes Frauenzimmer entführt und geheirathet hat.

Sie kommen nun auf der Insel Felsenburg an und Eberhard wird von seinem ehrwürdigen Großoheim aufs liebreichste aufgenommen. Derselbe herrscht patriarchalisch seit 78 Jahren unter seinen zahlreichen Nachkommen, die durch Gestrandete von außenher vermehrt sind und sich im glänzendsten Wohlstand befinden. Die Insel ist fruchtbar und wie ein Paradies durch Gartenanlagen verschönert.

Der alte Albert erzählt nun seine eigene Geschichte, welche die Krone des ganzen Werkes ist. Als ein bescheidener Jüngling verrieth er das schändliche Leben einer Amtmannsfrau ihrem Gatten, mußte deßhalb flüchten, trat in die Dienste des Herrn van Leuven, half ihm in einer weiblichen Verkleidung dessen Geliebte, die schöne Concordia Plürs, entführen und ging mit beiden zur See. Das Schiff scheiterte an der Felsenburg. Nur sie drei und der Capitain Lemelie blieben am Leben, retteten aber so viel vom Wrack des Schiffes, daß sie sich ziemlich bequem einrichten konnten. Lemelie hatte ein Auge auf die schöne Concordia, obgleich sie in guter Hoffnung war, und da sie ihn mit Verachtung abwies, ersah er die Gelegenheit und stürzte einst unversehens ihren Gatten in einen Abgrund. Nachher wollte er bei Concordia Gewalt brauchen und verwundete den ihr treu beistehenden Albert, rannte aber selber in dessen vorgehaltenes Bajonet und hauchte seine sündenvolle Seele mit einem reuevollen Bekenntniß aller seiner Schandthaten aus. Nach kurzer Zeit genas Concordia eines Töchterleins und nach einem Jahre belohnte sie Alberts Bescheidenheit und Treue dadurch, daß sie ihm selber ihre Hand antrug. Wie sie einen Altar errichten und er selbst die priesterliche Einsegnung verrichtet und wie sie zusammen beten, ist ein Bild voll hoher Unschuld und lieblicher Poesie.

Schon lange vor ihnen war die Insel bewohnt gewesen durch Schiffbrüchige, von denen Einer, der Spanier Don Cyrillo de Valaro alle andern überlebte und nebst einer Menge in einer vorborgenen Wohnung noch erhaltenen Utensilien auch seine Lebensgeschichte schriftlich zurückgelassen hatte. Diese wird ausführlich mitgetheilt. Valaro hatte ein ruchloses Weib; als er endlich ihre Schande entdeckte, ließ er ihren Buhler entmannen. Sie erhenkte sich. Er mußte fliehen und scheiterte. Da sie keine Weiber hatten, starben sie aus. Seine Gefährten hielten sich zu Aeffinnen. Auch Albert und Concordia bedienen sich der Affen als Hausknechte. Die Affen helfen erndten, Garben binden, dreschen ꝛc., was doch gar zu abentheuerlich ist.

Nun folgen die Lebensbeschreibungen der ausgezeichnetsten Colonisten. Zuerst erzählt die schon sehr alte Judith von Manders ihre Geschichte. Sie ist nebst zwei Männern eine der ersten, die nach Albert auf die Insel verschlagen wurde. Die Hauptbegebenheit ihres Lebens ist die ritterliche Vertheidigung ihrer Tugend. Indem sie nebst zwei Begleiterinnen auf ein Schiff entführt worden, erdolchten alle drei Mädchen die Frevler, die es wagten, sie entehren zu wollen. — Eine andere, Virgilia von Catmers, war fälschlich des Kindermordes angeklagt worden. — Ein Mathematicus Litzberg erzählt, wie er seinen Nebenbuhler im Duell erschossen habe, dieser aber noch so boshaft gewesen sey, eine zweite Pistole auf seine Braut abzufeuern und sie zu durchbohren. — Mechanicus Plager beschreibt, wie sein Vater sich mit einer Falschmünzerbande eingelassen und wie er selbst mit betrügerischen Alchymisten in Verbindung gekommen sey. — Tischler Lademann erwähnt aus seiner Jugend einen komischen Fall. Als Lehrling hatte er in einer hölzernen Bonifaciusstatue eine Menge Goldstücke gefunden, entging aber kaum einer heimlichen Anklage, weil er die heilige Statue dabei zerbrochen hatte. — Müller Krätzer erzählt von seinen tollen Abentheuern, wie er mit Soldaten sich herumgeschlagen, dann den Cavalier gemacht, das Gewerbe des falschen Spielens getrieben habe ꝛc., bis er nach glücklicher Flucht aus dem Gefängniß Buße gethan. — Drechsler Herrlich erzählt, wie er Spottbilder gedrechselt habe und durch einen klugen Advokaten sich der Verantwortung entzogen habe. — Posamentier Harkert berichtet, wie sein Stiefvater seine Schwester habe heirathen, zugleich ihm aber die Vaterschaft seines eigenen unehelichen Kindes habe aufbürden wollen. — Von Peter Morgenthal erfahren wir, wie ihn seine eignen Eltern furchtbar mißhandelt hätten und wie er dann unter eine Diebsbande gerathen sey. Kurz es handelt sich fast überall nur von der gesellschaftlichen Corruption, wie sie durch den dreißigjährigen Krieg sich ausgebildet hatte.

Eberhard macht eine Reise nach Europa zurück, rettet seine Schwester von einer verhaßten Heirath, findet seinen lange verlorenen Vater wieder und bringt beide nach Felsenburg. Die Schwester heirathet den Prediger Schmelzer auf der Insel. Eberhard selbst heirathet die schöne Cordula.

Nun beginnen wieder Liebesgeschichten. Zunächst erzählt Herr von Blac

sehr umständlich, wie er in Marocco gefangen worden sey. Man wollte ihn unter die Verschnittenen stecken, er wurde aber durch Fürbitte einer schönen Landsmännin gerettet, die sich in des Kaisers Harem befand und mit der er glücklich entfloh. Sie war früher schon an einen andern Mann verheirathet gewesen, der ihre Liebe nicht verdiente, und auch bereits eine zweite Frau genommen hatte. Dadurch frei geworden, heirathete sie den von Blac.

Episode vom Tode des alten Albert und von der Auffindung eines heidnischen Tempels auf der Insel. Dann die ausführliche Lebensbeschreibung des Capitain Horn. Darin kommt vor, daß eine verheirathete Marquise sich in Horn verliebt und der Marquis darum weiß und ihn selbst aufmuntert. Ein andermal will Horn heirathen, als er entdeckt, daß seine Braut eben ein uneheliches Kind heimlich geboren hat. Dazu viele Abentheuer und Gefechte zur See. — Frau von Barby erzählt, wie ihr Vater bei einer Buhlerin ermordet, ihre Mutter wahnsinnig geworden und wie ihr Gatte im Kampf mit Seeräubern umgekommen, sie selbst aber durch Horn aus der Sklaverei befreit worden sey.

Die Portugiesen verlangen, daß die Insel Felsenburg mit der jetzt auch bevölkerten Nebeninsel ihnen huldigen solle. Sie werden aber siegreich abgeschlagen. Dabei figurirt auch ein Regiment als Amazonen gekleideter Felsenburgerinnen. Zum Schluß die Geschichte der persischen Prinzessin Mirgamanda, die von einer christlichen Mutter geboren und von einer deutschen Amme erzogen, der blutschänderischen Liebe ihres eigenen Vaters nur durch ein Wunder entging, indem ein Blitz zwischen ihnen hindurchschlug. Später in die Gewalt eines andern Fürsten gekommen, erdolchte sie diesen, als er sie umarmen wollte, sollte dafür lebendig verbrannt werden, wurde aber gerettet und kam durch Schiffbruch auf die Insel.

„Der mit seiner Donna Charmante herumirrende Ritter Don Felix, 1754" ist eine platte Nachahmung der Insel Felsenburg. Das Liebespaar colonisirt eine Insel und stiftet ein ideales Reich ohne irgend eine Originalität. „Die cur. Begebenheiten des Herrn von Brachfeld", Eisenach 1759, schildern, wie Brachfeld Schiffbruch leidet, an der glücklichen Insel Jaketan landet, Eidam und Nachfolger des dortigen Königs und weiser Bekehrer und Gesetzgeber der Wilden wird. „Ophir", ein zu Frankfurt und Leipzig 1769 anonym erschienener Roman, läßt den Prinzen von Sidon (in Phönizien) nach Ophir, d. h. dem verlorenen Atlantis oder Amerika übers Meer entfliehen und dort ein Reich gründen. — Der weitgereiste Straßburger, Copenhagen und Leipzig 1752, ist die geistlos erfundene Lebens- und Reisebeschreibung eines angeblichen Franz Lilienstein, der nach allerlei Abentheuern auf der Insel Ceylon eine Prinzessin

heirathete und dieselbe mit großen Schätzen nach Straßburg brachte. Eine Nachahmung des dänischen Aventurier.

Inzwischen hatten sich in Spanien und Frankreich die Romane vermehrt, in denen man aus der Ueberschwänglichkeit der ältern Ritter- und Schäferpoesie immer mehr zur gemeinen Wirklichkeit zurückkehrte. Die Herrschaft der Spanier in den Niederlanden und das große Ansehen, welches die niederländischen Maler in Spanien genoßen, hat ohne Zweifel dazu beigetragen. So entstanden die s. g. Schelmenromane, in denen von gemeinen Spitzbuben tolle Abentheuer erzählt werden. Allen Ruhm der spanischen Romane übertraf der französische Gil Blas des Lesage. Nun konnten auch Nachahmungen in Deutschland nicht ausbleiben. Simplicissimus und seine Sippschaft war ja schon vorangegangen. Den Anfang der neuen Gattung machte der „moralische Lebenslauf eines Wollüstigen, von ihm selbst erzählt". Frankfurt und Leipzig 1752. Er enthält die durchaus gemeinen Abentheuer eines Lüderlichen, der sich zuletzt in die kluge Resignation eines Erfahrenen zurückzieht. Ganz ohne Geist.

Der Weltlauf in einigen sonderbaren, meist selbst erlebten Begebenheiten vorgestellt, Halle 1754, tadelt in der Vorrede die Robinsonaden als Fabeleien und will wirkliche Wahrheit geben.

Bankier Briard kommt durch ein üppiges Weib um sein Vermögen, geht auf Reisen und überläßt seine Kinder einem treuen Freunde, dem Herrn v. L. Nach seiner Rückkehr in bessere Verhältnisse kommend, besucht er erst den Freund und erzählt ihm sein Lebensschicksal. Dem sind episodisch noch andere Biographien einverleibt. Einiges ist immerhin merkwürdig, das Ganze aber ohne Poesie oder nur innern Zusammenhang.

In den „Pagen", ein Roman von 1765, kommt ein Page vom Hofe weg durch viele Länder, auch Amerika ꝛc. und erlebt unzählige galante Abentheuer. — Heinrich Gottfr. von Bretschneider, k. k. Hofrath, schrieb 1775 einen „Ferdinand von Thon", das Leben eines aus seiner natürlichen Bahn herausgeworfenen, sich unter allen Ständen umhertreibenden Edelmanns. Anonym erschien im folgenden Jahre die „Geschichte Donat Feuerlings"

eines bösen Buben, der an Eltern und Lehrern jeden Hohn übt, auch als Erwachsener seine schlechten Streiche fortsetzt und doch zuletzt glücklich wird,

und „Leben und Tod Sebastian Sillings", gleichfalls eines Taugenichts.

1779 erschien ein verjüngter Eulenspiegel, ein Leben Menadis, ein Leben des Musikus Gulden ꝛc.

Eine vierte Gattung von Romanen jener Zeit bilden die moralischen Romane, in denen Keime zur ersten Entwicklung drängten, die erst in einer spätern Periode völlig reif wurden. Sie gingen theils aus einer Reaction des bessern deutschen Gefühls gegen die französische Galanterie, theils aus einem Bedürfniß nach sanfteren Rührungen hervor. Durch die bisherigen Dichtungen waren die Sinne gekitzelt, das feinere Gefühl geschreckt und mißhandelt, und mehr das Ohr und die Einbildungskraft, als das Herz beschäftigt worden. Unwiderstehlich drängte es dieses unter dem Druck der Reformationszeit, des 30jährigen Krieges und der französischen Modethorheit gepreßte deutsche Herz zu edleren Rührungen, zur Reinigung von dem bisherigen Schmutz, zur sittlichen Besserung hin. Die Kirche wurde vergessen. Die gebildeten Protestanten fingen an, sich von ihrer eigenen orthodox verknöcherten Kirche abzuwenden, wie von der alten. Dagegen suchten sie das Ideal in der Humanität, in einer immer mehr aus eigener Kraft sich veredelnden Menschheit. Daher auf einmal in der Romanwelt an die Stelle der ritterlichen Amadise und zärtlichen Seladons die Helden der modernen social-politischen Tugend auftreten.

Johann Michael von Loen, Lingen-Tecklenburgischer Geheimerath, ein vielgereister Herr, gab 1740 den „redlichen Mann am Hofe heraus", einen gar nicht übeln Roman mit originellen Kupfern.

Der Graf von Rivera lernt am aquitanischen Hofe die schöne und edle Gräfin von Montera kennen und lieben. Beauftragt, für den König selbst um ihre Gunst zu werben, benutzt er diesen Anlaß, ihre Tugend zu erproben, und findet sie felsenfest. Der König aber schickt ihn aus Zorn auf eine Festung, wo er von andern Staatsgefangenen deren interessante, als Episoden eingeflochtene Lebensgeschichten erfährt. Der König begnadigt den Grafen unter der Bedingung, daß er eine Andere als die Montera heirathe. Er schlägt es aber aus und wird nun in den Krieg geschickt, um darin umzukommen, erficht aber glänzende Siege, kommt dadurch wieder zu Ehren und findet in dieser Zeit zufällig bei einem ländlichen Fest seine geliebte Gräfin wieder, die vor Freude in Ohnmacht sinkt. Nachdem der Graf den Frieden und eine standesmäßige Vermählung des Königs vermittelt hat, hält er mit demselben seinen Triumpheinzug in die Hauptstadt, die Gräfin erblickt ihn aus dem Fenster und bald erscheint er als ihr Freier.

Loens moralische und kleine Schriften sind unbedeutender, enthalten aber manches Gute, z. B. die Schilderung eines „galanten Generals", wozu es nur zu viel Originale in der damaligen Zeit gab, denn wie viele Generale kamen damals aus den Boudoirs der k. Maitressen! Ferner die merkwürdige Entrüstung über den gelehrten Gundling, der am preußischen Hofe als Narr mißhandelt wurde; eine bittere Satire auf die Reichsjustiz jener Zeit, eine Zornrede gegen die Nachäffung der Franzosen ꝛc. Kurz überall blickt ein edles Gemüth und ein rücksichtsloser Patriotismus bei ihm hervor. Aber schon im Geschmack des modernen Rationalismus schlägt er (II. 480 der kleinen Schriften) eine Union zwischen Lutheranern und Reformirten vor.

Die „sonderbaren Begebenheiten zweier gewanderter Jungfern", Frankfurt und Leipzig 1742, sind nicht ganz schlecht.

Eine reiche Jungfer träumt, sie werde von einen Jüngling aus Todesgefahr gerettet. Am folgenden Tage begegnet sie demselben Jüngling und fällt in Ohnmacht. Er steht ihr bei und wird so mit ihr bekannt. Da er sehr unterrichtet ist, nimmt ihn ihr Vater als Hofmeister an und läßt sich, da er noch eine große Erbschaft macht, von der Tochter bereden, mit einer andern jungen Freundin und dem Hofmeister eine Reise durch Europa, zunächst nach Holland zu machen. Unterwegs nun entwickelt der Hofmeister nicht nur so viel Einsichten und Kenntnisse, sondern auch in Gefahren so viel Muth, daß der Vater nicht ansteht, ihn mit der Tochter zu verbinden. In den Rahmen dieser Erzählung sind eine Menge interessante kleine Geschichten und Anecdoten eingeflochten.

Weit geringer ist „die Braut bis ins Alter" oder die „nachdenkliche Geschichte Jungfer Julchens" (1764 ohne Ort). Die Heldin ist immer Braut, ohne je heirathen zu können, und sinkt zuletzt in den tiefsten Abgrund der Gemeinheit.

Der angeblich aus dem Französischen übersetzte Hamburger Roman von 1751 „die unglückseligen Verliebten oder Geschichte des H. und der Fr. von Burg" ist einer der ersten eigentlich empfindsamen Romane in Deutschland.

Herr von Burg wird durch einen bösartigen Bruder verfolgt, seine Ehe mit Agathen nicht anerkannt. Er bleibt dieser aber trotz alles über ihn hereinbrechenden Unglücks, Armuth, Krankheit ꝛc., unverbrüchlich treu und triumphirt zuletzt.

Höchſt merkwürdig iſt „das Leben der ſchwediſchen Gräfin", der einzige (1746 erſchienene) Roman von Gellert.

Die Gräfin erzählt ihre Schickſale ſelbſt. Als arme Waiſe bei einem verwandten Edelmanne erzogen, gewann ſie die Achtung und das Herz eines reichen ſchwediſchen Grafen, der ſie heirathete. Sie fand, daß ſie dieſes Heirathsglück nur einer gewiſſen Caroline, früheren Geliebten des Grafen, zu verdanken habe, die ihm, obgleich ſie ſchon Kinder von ihm hatte, entſagte, damit er eine ebenbürtige Heirath ſchließen könne. Die junge Gräfin dankte dafür Carolinen durch zärtliche Freundſchaft. Sie kamen an den Hof. Ein Prinz verliebte ſich in die Gräfin, ſie wies ihn ab. Dafür wurde der Graf in einem Kriege auf einen gefährlichen Poſten poſtirt, ſchwer verwundet und noch dazu wegen angeblicher Nachläſſigkeit zum Tode verurtheilt, ſtarb aber an ſeinen Wunden. Die Wittwe floh von dem Prinzen in Begleitung eines Herrn R., der des Grafen Freund geweſen, nach Amſterdam, wo R. ſie heirathete. Sie bekam eine Tochter. Unterdeß war ein unehelicher Sohn des Grafen, Carlsſohn, herangewachſen und hatte ebenfalls geheirathet, und zwar eine gewiſſe Marianne, die als ſeine Schweſter erkannt wurde. Er wollte ſich nicht von ihr trennen, ſtarb aber plötzlich. Marianne heirathete einen gewiſſen Dortmund, als dieſer plötzlich irre redete und bekannte, er habe Carlsſohn vergiftet, um Mariannens Hand zu bekommen. Er floh, Marianne öffnete ſich die Adern und ſtarb. — Auf einer Reiſe nach Rußland wurde die Gräfin plötzlich von einem Unbekannten feurig umarmt, es war ihr erſter Gemahl, der Graf, der ihr nur fälſchlich todt angeſagt worden war, der als Gefangener nach Sibirien geſchickt worden und endlich von dort wiedergekehrt war. Herr R. trat ihm großmüthig die Gattin wieder ab. Nach einigen Jahren ſtarb aber der Graf wirklich. Eben ſo R. und die Gräfin blieb Wittwe. Am Schluß die Erzählung von den Schickſalen des Grafen in Sibirien mit einigen Epiſoden.

Dieſer Roman iſt der Prototyp unzähliger Romane der Folgezeit, indem er über die Empfindſamkeit des 18. Jahrhunderts ſogar ſchon in die ſociale Unnatur des 19. hinüberführt. Mit Recht hat ſchon v. Eichendorf darin die äſthetiſche Beſchönigung des Sündhaften und die den ſ. g. guten Herzen zugetheilte Befugniß erkannt, alles, auch das Widerlichſte, zu entſchuldigen und zu vergeben.

4.

Die französische Theaterschule.

Oben schon ist flüchtig erwähnt, daß Gottsched in Leipzig, um dem französischen Geschmack auf der Bühne Bahn zu brechen, den deutschen Hanswurst feierlich verbrennen ließ. Dies drückte am besten die Gegensätze jener Zeit aus.

Im Jahr 1708 eröffnete der Schlesier Stranitzki in Wien ein comisches deutsches Theater, in welchem der Hänswurst die Hauptrolle spielte, concurrirend mit dem damals in Wien blühenden italienischen Geschmack. Es gelang ihm, die Lacher auf seine Seite zu bekommen und er wurde ungeheuer beliebt als Schauspieler. Als Dichter hat er weniger geleistet. Er schrieb 1722 die olla potrida des übertriebenen Fuchsmundi voll lustiger Gespräche, Schwänke und Witze, eine zweite Auflage unter dem Titel „der kurzweilige Satyricus 1728". Fuchsmundi (Stranitzki selbst in allerlei Verkleidungen) spielt hier in allen möglichen Rollen, um Possen und Satiren durchzuführen. Vgl. Nicolai Reisen IV. 566 f. und die Auszüge in Flögels Geschichte des Groteskkomischen S. 125 f. Stranitzki schrieb auch eine lustige Reisebeschreibung aus Salzburg in verschiedenen Ländern, sehr rar. Flögel S. 133. Der Sinn ist, „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien." Die ganze übrige Welt ist mit Wien nicht zu vergleichen.

Dem Stranitzki folgte Joseph Felix von Kurz unter dem Namen Bernardon als Hanswurst des Leopoldstädter Theaters, für welches er eine Menge gemeine Possen schrieb (1737—1774): Bernardon im Tollhause, Bernardon als Großmogul, Bernardon als ABC Schütz ꝛc. Vgl. Flögel, Gesch. des Groteskkom. 153. Selbst sah ich nur seine Prinzessin Pumphia.

Cyrus, Vater der Pumphia, wird vom Tartaren Kulican in der Schlacht überwunden. Pumphia beschreitet das Schlachtfeld, indem ihr mitten durch das Blut die Schleppe nachgetragen wird. Sie vergleicht die blutigen Todten mit rothen Krebsen. Kulican trägt ihr seine Liebe an, sie antwortet: geh nur weg, du bist mir wie saures Bier. Er läßt ihrem gefangenen Vater den Kopf abschlagen, aber der Zauberer Sophokles curirt ihn wieder und befreit

die Prinzessin, zu der sich ihr heimlicher Gatte und das schon von ihr geborene Kind finden. Alles in Alexandrinern und in burleskem Tone.

An die Stelle des welschen Bernardon trat seit 1760 in Wien der deutsche Lipperl und in den 80er Jahren Kasperl. Indem man anfangs die italienische comedia del' arte nachahmte und die komischen Schauspieler improvisiren ließ, entstanden zu Anfang des Jahrhunderts eine Menge von dramatischen Harlekinaden: Harlekins Hochzeit, der singende Harlekin ꝛc. Ihnen folgten deutsche Hanswurstiaden: „die Braut von ungefär", in welcher Hans Wurst als Offizier auftritt und zwischen eine ehemalige und eine neue Geliebte gestellt wird. Dann: „der in ein Ei versetzte Hanswurst", Hanswurst, der unvorsichtige Schwätzer ꝛc. Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspiele am Schluß des ersten Bandes.

Die Posse wurde aber auch ins haarsträubende Trauerspiel eingemischt. Von den Haupt- und Staatsactionen, wie man die großen Spectakelstücke nannte, die unter Stranitzki in Wien aufgeführt wurden, haben sich 15 Stück handschriftlich erhalten, welche Weiß 1854 herausgab. Sie sind allzuvoll nicht nur von Mord, Selbstmord, Hinrichtung und blutigen Schreckensscenen aller Art, Geistern ꝛc., sondern auch von Intriguen und Verwicklungen, namentlich zwischen je mehr als einem Liebespaare, und in den Hanswurstscenen oft unflätig. Allein man findet in ihnen auch echt tragische Charaktere, tief rührende Scenen und einen aristophanischen Humor. Hier einige Beispiele.

Die Enthauptung Ciceros. Julius, der schöne Sohn des Antonius, ist auf der Jagd von einem Eber verwundet worden und liegt hülflos in seinem Blute. Da kommt sein Diener, der Hanswurst, voll Angst vor einem Bären, der gar nicht da ist, und stürzt über seinen Herrn, den er anfangs für den Bären hält. Er ruft um Hülfe, aber nur das Echo antwortet. Da kommen zwei schöne Jägerinnen, Tullia, Ciceros Tochter, und Emilia in Amazonentracht und nehmen sich des Verwundeten an. Beide lieben ihn, aber nur Tullia wird wiedergeliebt. Ein Holzbauer, mit dem Hanswurst Streit anhebt, führt den Julius in die Stadt. Cecina, der verschmähte Liebhaber Tullias, sucht seines Nebenbuhlers Verderben und verdächtigt Tullias Vater Cicero bei Kaiser Augustus. Cicero wird von seiner geängstigten Frau ermahnt, zu fliehen. Julius räth ihr dasselbe in einem Brief, aber der Hanswurst läßt sich diesen Brief von Antonius ablocken, der dem flüchtigen Cicero nacheilt und denselben köpfen läßt. Hanswurst bringt den Kopf in einem Tuche unter

dummen Possen der schrecklich überraschten Tullia, wird aber nachher vom begünstigten Liebhaber seiner Schwester, der Bromia, mit deren Hülfe in den Tiber geworfen. Er kommt wieder heraus, soll nun aber, weil er der Bromia Ehre angetastet, geköpft werden, wird es nur zum Schein, bildet sich aber ein, es sey wirklich geschehen ꝛc. Die arme Tullia muß den Cecina heirathen, ein großer Thierkampf auf dem Theater soll die Feier der Hochzeit erhöhen. Da fällt dem Cecina Tullias Bildniß vom Balkon herunter, er soll es wiederholen, fürchtet sich aber vor den wilden Thieren. Da steigt Julius hinab und holt es. Hanswurst, der nicht mit will, wird ihm nachgeworfen. Julius tödtet sämmtliche Bestien und bringt das Bildniß zurück. Cecina will es wiederhaben, sie kämpfen und Cecina fällt. Sterbend ermahnt er Tullia, den tapfern Julius zu heirathen. Dasselbe sagt ihr der Geist ihres Vaters, der auf der Bühne erscheint. Augustus selbst gibt am Ende nach und Julius und Tullia werden vermählt.

Ziemlich ähnlich ist „der großmüthige Ueberwinder seiner selbst." Zum betrunkenen Hanswurst kommt Rüpel mit einem schwarzen Bock, auf dem Hanswurst hinreiten soll nach Salzburg, wo ihm eine Menge Dirnen zugleich kleine Hanswurste geboren haben. Er antwortet aber, Rüpel soll nur auf den Bock einen Prügel binden und wieder mit heim nehmen. Die edelste Parthie des Schauspiels bildet die schöne Ismene, welche König Kasroes im Kerker hält, weil sie ihn nicht wiederlieben will, und ihr Geliebter Prinz Vardanes. Trotz der schwersten Versuchungen und Prüfungen ist indeß Kasroes großmüthig und läßt Ismene die letzte Probe bestehen. Sie wird zu einem Block und Beil geführt und muß das Tuch vom Leichnam ihres hingerichteten Vardanes aufheben, darunter liegt aber Scepter und Krone und der lebende Vardanes sinkt in ihre Arme. Kasroes tritt ihm Ismene und das Reich ab. Hanswurst bindet seine widerspenstige Brunette in eine Wiege und wiegt sie wie ein Kind, bis sie ganz zahm ist. Eine Menge alter Weiber mit Besen fallen über ihn her, aber Brunette selbst beschützt ihn.

In dem „Tempel Diana's" soll Iphigenia ihren Bruder Orestes opfern, weigert sich aber und das Orakel tritt endlich dazwischen und rettet die Geschwister sammt ihren Geliebten. Hanswurst wird in diesem Stück von zwei Weibern geliebt, die ihn zerren, bis ihm die Hosen zerreißen. So steht die tollste Posse hier dicht am Tieftragischen.

Eine der besten Haupt- und Staatsactionen ist „die Marter des Johann von Nepomuk" die auf Stranitzkis Wiener Theater aufgeführt wurde.

König Wenzel ist ein abscheulicher Tyrann und stellt seiner treuen Gemahlin Augusta nach dem Leben, um sich ganz seiner Buhlerin, der serbischen Alahibama, widmen zu können. Er läßt sie des Ehebruchs anklagen und in einem Hundestall verhungern. Weil sich ihr Beichtvater, der Johann von Nepomuk, nicht hergeben will, ihm zu sagen, was ihm Augusta gebeichtet, läßt er denselben in die Moldau werfen, aber fünf über dem Wasser erscheinende Sterne

beurkunden seine Heiligkeit. Wenzel wird wahnsinnig und stirbt am Schlage. Sein böser Rathgeber ist der bekannte böhmische Zauberer Zyto. Das Stück ist vortrefflich angelegt.

Aus dem spanischen Erbfolgekriege hat sich ein gutes Stück erhalten:

„Der vom Prinzen Eugenius und duc de Marlebourg curirte Ludovicus XIV.", eine satirische Comödie, in der ersten Siegeslust geschrieben, zeichnet sich durch die patriotische Stimmung und durch aristophanische Derbheit aus. Bei jeder neuen Nachricht vom Kriegsschauplatze müssen Ludwig XIV. und der Herzog von Anjou vomiren und brechen nach einander unter convulsivischen Angstreben alle die Städte, Festungen und ganze Königreiche aus, die sie vorher erobert hatten und die ihnen jene tapfern Helden wieder abgezwungen.

Sehr merkwürdig sind die von sächsischen Schauspielern 1709 aufgeführten Comödien, deren Devrient I. 316 f. gedenkt.

Sie zeigen uns die gräßlichsten Dinge, Mord und Henker, Unzucht und Geisterwesen immer in lustiger Verbindung mit dem Harlekin, z. B. den Tyrannen Nero mit dem Harlekin und daneben noch eine Närrin Pasquina, den ihren Liebhaber Horatio verfolgenden Geist Isabellens mit dem Harlekin. Deßgleichen spielte (Devrient S. 346) die Schönemannsche Truppe eine Haupt- und Staatsaction von „Tamerlan und den in den Abgrund der Verzweiflung gestürzten Bajazo" mit einem Vorspiel „der weibliche Arlequin" Ein anderes Stück von 1734 handelt von Simson und Delila mit dem Harlekin als Kuppler. Ein 1736 in Hamburg gegebenes Stück stellt Leben und Tod „des Ungeheuers" Wallenstein dar „mit Hanswurst".

Mehrere Stücke jener Zeit, die ich mir nicht verschaffen konnte, sind in Franz Horns schöner Literatur Deutschlands (von 1813) II. 39 genannt: Almira von 1704, Ali und Sofira, Isabella und Rodrigo (1717), die zwar gedrückte, doch wieder erquickte Liebe (1719), die vom Himmel beschützte Unschuld oder Bellerophon (1720), Achmet nnd Alminde (1721), der vergötterte Herkules (1726), Florentin, der schwärmerische Schäfer (1728), Donna Violante (1732), die durch Regiersucht gestürzte Vasta (1735).

Im Jahr 1734 kam der Schneider Reibehand mit seinen Marionetten in die Mode, die er gräßliche Haupt- und Staatsactionen im Marktschreierton aufführen ließ. Flögel, Geschichte des Groteskkomischen S. 117. Sein Name wurde sprichwörtlich.

Die Singspiele, die namentlich Klay in Nürnberg in Flor gebracht, wurden nach und nach, insbesondere am glänzenden Hofe in Dresden zu

Opern, nach dem Muſter der italieniſchen, ausgebildet und mit Ballet verbunden. Den Uebergang machte Breſſand mit ſeinen Singſpielen „die doppelte Freude der Muſen (1695), Circe und Penelope (1696).“ In Heyſes Bücherſchatz S. 152 ſind 72 hamburgiſche und 24 braunſchweigiſche Opern verzeichnet. Gottſched in ſeinem nöthigen Vorrath verzeichnet eine noch größere Zahl von Opern, die am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts verfaßt wurden, ein Beweis, wie ſehr die Sache Mode geworden war und jede bedeutende Stadt, jeder Hof ſeine Opern haben wollte. In Hamburg componirte der Kapellmeiſter Keyſer († 1739) nicht weniger als 116 Singſpiele und Opern. Die italieniſchen Muſter herrſchten vor. Die opera seria behandelte meiſt bibliſche oder antike, mythologiſche und hiſtoriſche Stoffe, die opera buffa aber nahm die Elemente der alten Faſtnachtsſpiele, den Hanswurſt und Scenen aus dem gemeinen Leben in ſich auf. Ja man ſuchte Ernſt und Scherz, Grauen und tolle Luſtigkeit in der Poeſie mit dem Genuß der Muſik, des Schauſpiels und Tanzes zu verbinden. Aber die Opern bezweckten ſo ſehr nur den augenblicklichen Effect und ſchweiften deßhalb ſo ſehr in frappanten Decorationen, phantaſtiſchen Situationen, Ungeheuerlichkeiten und Zoten aus, daß es der berühmte Gottſched zu einer ſeiner Lebensaufgaben machte, die Opern auszurotten. Auf eine charakteriſtiſche Weiſe reagirte der deutſche Humor gegen die Renaiſſance auch in der Oper, zunächſt in Hamburg. In dieſer freien Hanſeſtadt fing man an, ſich an den mythologiſchen Stoffen zu langweilen, und machte daher der Oper zu Pflicht, den Hanswurſt in ſich aufzunehmen. In Poſtels Oper „Kleopatra“, einer opera seria mit tragiſcher Selbſtentleibung am Schluß, erſcheinen im Feſtſaal der Königin Schornſteinfeger und ſingen ein höchſt frivoles Lied, ja wenden ſich zuletzt an das Publikum und fragen die ſämmtlichen anweſenden Damen, ob es nichts zu fegen gebe? — Eine Oper, „die Hamburger Schlachtzeit“ von 1725, hielt der Einwohnerſchaft nur ein Spiel des eigenen Lebens vor, Ochſenkauf, Schlachten, Schmauſen. Eine Oper, zu Arnſtadt 1705 aufgeführt, brachte in ähnlicher Weiſe dem Publikum die Bierbrauerei zur Anſchauung. In den Opern „die Leipziger Meſſe“ oder le bon vivant, „Fröhlicher Brüder Saufluſt“ (1714), Harlekins Hochzeit und Kindbettſchmaus ꝛc., wie in vielen andern artete die Poſſe dermaßen aus, daß ſchon 1681 der Hamburger Paſtor Anton Reiſer in ſeiner theatromania,

so wie später Gottsched in Leipzig mit höchster Entrüstung dem Opernunfug zu steuern beflissen war. Gegen Reiser schrieb Rauch eine theatrophania, 1682, worin er nur die christliche Oper zu retten suchte. Aber auch an den kleinen Fürstenhöfen mischte sich der Hanswurst getrost unter die Götter, Nymphen und Satyrn. Das war es gerade, was Gottsched so sehr gegen die Opern erbitterte. Von anderer Seite her trat der allzu üppig und gemein gewordenen Oper der große Händel mit seinen feierlichen Oratorien entgegen. Es ist bemerkenswerth, daß die höchste Blüthe des Oratoriums unmittelbar der tiefsten Entartung der weltlichen Oper nachfolgte. Man kann diese Erhebung aus dem Sumpf des Heidenthums zur heiligen Höhe des Calvarienberges, wie sie in der Musik Statt fand, keineswegs von der Poesie rühmen. Diese versank vielmehr immer tiefer in Weltlichkeit und classisches Heidenthum.

Einen höheren Flug versuchte Berthold Feind, ein Hamburger Advokat, welcher in schleswigschen Diensten als Anhänger Karls XII. gegen Dänemark schrieb, deßhalb in Verhaft kam und 1717 in einem dänischen Kerker starb. Er war viel gereist, hatte die berühmtesten auswärtigen Theater gesehen und erklärt sich in den prosaischen Zugaben zu seinen 1708 in Stade erschienen „Deutschen Gedichten" 1) für eine höhere sittliche Aufgabe des Schauspiels, weshalb es Unrecht sey, es vom christlichen Standpunkt aus überhaupt zu verwerfen, 2) für das Phantastische, Abentheuerliche und Romantische, weil es die Seele am tiefsten ergreife. S. 109 erzählt er, „daß etliche, wenn sie des renommirten Englischen tragici Shakespeare Trauerspiele vorlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufig Thränen vergossen." *) Auf die Thränen legte Feind den größten Werth und er ist deßhalb als der Vorgänger Kotzebues und Ifflands zu betrachten. Im Ganzen hat er sich nicht an Shakespeare gehalten, sondern sich durch die italienischen Formen des Singspiels gebunden. Seine Stücke sind eigentlich Vaudevilles mit zahlreichen eingelegten Arien und Chören. Die darin geführten Reden sind noch sehr schwülstig und hochtrabend, aber sie sprechen uns viel angenehmer an, als Lohensteins Alexandriner, weil sie in fünffüßigen

*) Man hat noch keine frühere Spur von Shakespeare in deutschen Bühnen entdeckt, als diese.

UNIVERSITY

Jamben geschrieben sind. Man kann nicht sagen zum erstenmal, denn der oben genannte Burckhart ist älter.

Im ersten Stück „Octavia" beginnt Kaiser Nero:

Vom kalten Angelstern bis an Canopus Hügel
Schwingt unser Adler seine Flügel ꝛc.

Nero verliebt sich in Ormöna, Gattin des armenischen Königs Tiridates, und verläßt um ihretwillen seine treue Gemahlin Octavia. Diese will sich erstechen, wird aber durch Piso daran verhindert, verhüllt sich und schreckt den Nero, als ob es ihr Geist wäre, und wird nachher dem reuigen Nero wieder zugeführt. Das Stück aber schließt wie ein Kotzebue'sches Lustspiel mit allgemeiner Umarmung. In den eigentlichen komischen Scenen geräth Davus, die lustige Person, auf einen Kirchhof, unterhält sich mit den satirischen Grabschriften und wird von Todtengräbern geneckt, die zuletzt einen Tanz halten; eine völlig mißlungene Nachahmung der bekannten Kirchhofscene im Hamlet.

Man sieht aus dieser ersten Probe, wie tief Feind unter Shakespeare steht, doch ist sein Nero als Jambenstück und als erstes eigentliches Rührstück bemerkenswerth. Im zweiten Stück, „die kleinmüthige Selbstmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus", sollte man dem Titel gemäß eine ironische Auffassung als Travestie erwarten, aber auch hier findet man nur Rührung. Eben so im: Masaniello furioso.

Herren und Damen vom Hofe des Vicekönigs von Neapel haben sich auf dem Lande vergnügt, als sie von ferne Tumult in der Stadt vernehmen. Der Fischer Masaniello hat das Volk empört, es verweigert den Zoll und trotzt den Soldaten.

Vor diesem war ein Fischerknecht,
Der von der Höllen Dienstbarkeit
Die Welt befreit.
Ich bin zwar auch ein Fischer nur,
Dennoch will ich das heilige Recht,
So in Neapolis geschwächt,
Im alten Stande wieder schaffen.
Ergreift die Waffen!

Das Interesse wird aber ganz von der Revolution abgezogen auf Liebelei. Don Antonio wird vom Volk gefangen und muß als Sklave Wasser zu den Galeeren tragen. Die ihn liebende Marquise Mariane sucht ihn auf und wird selber Sklavin, um ihn gewiß zu finden. Unterdeß aber hält er sie für untreu, wird frei und verliebt sich in Aloysia. Da ersticht sich die treue Mariane und er

aus Reue thut das gleiche, beide aber sind nur verwundet und bleiben am Leben. Aloysia, die schon zum zweitenmal verheirathet ist, findet ihren ersten Mann wieder, mit dem sich der zweite versöhnt, und das Stück schließt wieder mit allgemeiner Umarmung, während der arme Masaniello in Raserei daherkommt, nur noch einige Worte spricht und erschossen wird.

In dem Stück „die bezwungene Beständigkeit oder die listige Rache des Sueno" nimmt wieder alles einen tragischen Anlauf, um mit den obligaten Rührungen lustspielartig zu enden.

Das Stück fängt sehr romantisch an. Die dänische und norwegische Flotte begegnen sich bei Nacht auf dem Meer, während ein großer Komet am Himmel steht. Sie kämpfen. Sueno der Däne siegt, Olaus der Norweger aber versöhnt sich mit ihm. Sueno will seine Tochter Angelica mit seinem tapfern Admiral Hulderich, der eben den Seesieg erfochten hat, vermählen. Sie liebt aber den Olaus. Dieser, schon verlobt mit der verwittweten Königin von Schweden, Gunilde, läßt sich verführen, um Angelica zu bekommen, die Gunilde von der Schiffbrücke ins Meer fallen zu lassen, wird aber doppelt betrogen, indem Angelica, die sich vergiftet, statt wirkliches Gift nur einen unschädlichen Trank bekommt und nach des Olaus Abgang sich entschließt, den tapfern Hulderich zu ehelichen, während ihr Vater zugleich Gunilden die Hand reicht. Doppelumarmung am Schluß.

In der „krankenden Liebe" ist die bekannte Geschichte des Antiochus, der sich in seine Stiefmutter Stratonice verliebt, gleichfalls als Rührstück behandelt. — Feind schrieb auch viele Gelegenheitsgedichte, ein bewunderndes Lobgedicht auf Karl XII. in Alexandrinern, ein Lehrgedicht, worin er alle philosophischen Systeme durchgeht, ein philosophirendes Hochzeitsgedicht und viele Uebersetzungen aus dem Lateinischen, Italienischen und Französischen.

Salomon Seemann, ein Danziger, Erzieher der russischen Kaiserin Anna, dessen „Turnus und andere deutsche Gedichte", zu Marburg 1729 erschienen sind, erscheint als der Prototyp jener Deutschrussen, die mit deutscher Bildung slavische Gewandtheit verbinden und insbesondere die Sprache mit Leichtigkeit handhaben. Das Drama Turnus ist zwar eine Monstrosität, sofern es gegen die virgilianische Tradition läuft, aber die Sprache ist theilweise vortrefflich. Seemann bediente sich noch regelmäßiger, als Feind, des fünffüßigen Jambus, wenn auch nicht in der Reinheit, wie später erst Lessing im Nathan.

Der alte König Latinus läßt sich von den Pfaffen beschwatzen, seine Tochter Lavinia dem fremden Abentheurer Aeneas zu geben, im Widerspruch mit dem Interesse des Volks und Landes und mit der zärtlichen Liebe, welche Lavinia bereits dem Turnus zugewandt hat. Der alte König redet die Trojaner an:

Ihr treuen Bürger unsers Vaterlands,
Ihr tapferen Trojaner, deren Reich
So herrlich, so berühmt, so mächtig war,
Wie sehr beklag ich euch.

Diese Sprache, so lange vor Schiller, gereicht dem Danziger zur Ehre. Lavinia klagt:

Unglückliche Geburt, wenn wir mit Kronen
Zur Welt geboren werden!
Wie selig sind für uns auf Erden
Dieselben, so in schlechten Häusern wohnen.
Die arme Schäferin —
Sie liebt den, der sie liebt,
Der sie bittet, der ihr gute Worte gibt.
Uns zwingt das Schicksal, uns zwingt der Staat.
Wir geben zwar das Recht, doch nach dem Rechte
Wird nicht mit uns verfahren ꝛc.

Lavinia, als Amazone gerüstet, wirft sich in den Kampf zwischen Aeneas und Turnus. Aeneas fällt, die Pfaffenpartei flieht, der alte Latinus sieht sein Unrecht ein und Turnus und Lavinia werden ein glückliches Paar.

Die Wendung am Schluß ist so auffallend, daß man versucht wird, sie irgend einer politischen Rücksicht in St. Petersburg zuzuschreiben. — Der lyrischen Gedichte Seemanns sind wenige, meist Gratulationen. In einem Hirtengespräch zeigt sich wieder des Dichters Gewandtheit.

Wie aber kann ich widerstehen?
Ich seh zwei Augen auf mich blitzen,
In welchen tausend Liebesgötter sitzen,
Ich muß für ihrer holden Macht vergehn.
Mein Herze ist gefangen
Und meine Seele rührt der süße Wunderschein.
Ich spür ein sehnliches Verlangen
Diesen Strahlen nahe zu seyn.

Das ist die erste Spur jener Innigkeit des romantischen Gefühls, wie es später bei Tieck sich so reich entfaltete. Beiläufig sey bemerkt, daß

dieses interessanten Dichters in den bisherigen deutschen Literaturgeschichten noch gar nicht gedacht worden ist.

Der mächtige Gottsched schrieb, wie oben schon gesagt ist, selber nur einen überarbeiteten „Cato", ließ aber viele französische Tragödien und Comödien als Muster für Deutschland übersetzen. Sein bester Schüler war Elias Schlegel, Sekretair des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, nachher Professor, † aber schon im 31. Jahre (1745). Er schrieb viele Tragödien im echten Renaissancestyl: Orest und Pylades, Dido, Hekuba, Elektra. Aber es zog ihn aus dem classischen Zwange heraus. In seiner Lucretia vertauscht er die steifen Alexandriner schon mit freier Prosa. In seinem Trauerspiel Canut verräth er, daß er bei längerem Leben vielleicht eine ganz andere Richtung, als die Gottsched'sche, würde eingeschlagen haben.

In diesem Trauerspiel stellt Ulfo, der des großmüthigen König Canut Schwester verführt, einen höchst bizarren Charakter dar, der nicht einmal des Königs Gnade annimmt, sondern trotzt und den Tod erzwingt.

Das deutet schon von ferne die Sturm- und Drangperiode an. Auch Schlegels „Hermann" ist zwar noch in den leidigen Alexandrinern geschrieben, hat aber viele Originalität und eine ganz moderne Charakteristik.

Die Hauptsache in diesem Trauerspiel ist der Contrast zwischen dem vaterlandstreuen Hermann und dem Römling Flavius. Am Schluß der Triumph des erstern über den Varus. — Segest spielt eine gute Rolle, indem er die dynastische Staatsklugheit über den Patriotismus setzt und den Satz anführt, ein König kenne nur ein Interesse, dürfe nie ein Sentiment oder natürliches Gefühl, nicht einmal für Weib und Kind haben.

Etwas Bizarres gibt sich auch in den Lustspielen Schlegels zu erkennen, trotz der von ihm erstrebten französischen Correctheit. So im „Triumph der guten Frau".

Nikander, ein frivoler Ehemann, verläßt seine treffliche Frau Hilaria bald nach der Hochzeit und spielt zehn Jahre lang den Don Juan bei andern Damen, ohne sich einer Einzigen dauernd zu widmen. Da beschließt Hilaria, ihn zu bestrafen, verkleidet sich als Mann, treibt die Donjuanerie noch ärger als er, und sticht ihn bei allen Damen aus, die für den neuen Ritter schwören, bis sie sich dem beschämten Nikander zu erkennen gibt.

Ziemlich ähnlich ist „der Geheimnißvolle".

Der junge Graf Bährenfeld soll nach Straßburg reisen, hält sich aber incognito in Kopenhagen auf, um seine ihm bestimmte Braut unter fremdem Namen zu prüfen, und gewinnt als Maske auf einem Ball, später in allerlei Verkleidungen sie lieb, wird verdächtigt und arretirt, aber durch die Ankunft seines vornehmen Vaters wird alles aufgeklärt.

In der „stummen Schönheit" schmeichelt der Dichter dem Adel auf Kosten der Naturwahrheit.

Hier wird ein hübsches, aber dummes und deßhalb auch wortarmes Bauernmädchen als Dame erzogen, die ächte Tochter des Hauses aber in Armuth, und macht die letztere durch ihren Geist den Irrthum des Glücks wieder gut. Als ob alle Bauernmädchen dumm und alle Fräulein geistreich seyn müßten.

Im „geschäftigen Müßiggänger" wollte Schlegel ein Moliere'sches Charakterbild aufstellen, es blieb jedoch matt und etwas langweilig. Besser ist der „gute Rath", in welchem Einer die Manie hat, allen Leuten zu rathen, und böse wird, wenn man ihm nicht folgt.

Man hat von E. Schlegel noch mehrere Bruchstücke z. B. eines angefangenen Epos „Heinrich der Löwe", auch Cantaten und Gelegenheitsgedichte, Episteln und verschiedene Aufsätze über das Schauspiel. — Sein jüngerer Bruder Adolf schrieb ein Lehrgedicht „der Unzufriedene" in Alexandrinern.

Der Mensch ist unzufrieden über sein Loos. Da verwandelt ihn Jupiter in einen Vogel, Fisch, Hirsch ꝛc., bis er einsieht, das Loos des Menschen sey doch ein viel glücklicheres, als das anderer Geschöpfe.

Andere Schüler Gottscheds wetteiferten in Verfertigung von Tragödien, die in hölzernen Alexandrinern antike Stoffe behandelten. So erschienen 1741 Darius von Pitschel, Alceste und Aurelius von Quistrop, Timoleon von Behrmann, der sterbende Sokrates von Baumgarten, 1746 Oedipus von Joh. Heinr. Steffens, 1748 Octavia von Cammerer, Brutus von Blaufuß, 1754 Telemach von Heubel, 1757 die Horazier von Kepner, 1758 Candaules von G. W. Schmid.

Fr. von Derschau gab 1747 einen Pylades und Orestes heraus, der die Opferung des letztern durch Iphigenia auf Tauris behandelt. Ohne Geist.

Iphigenia ist weichherzig. Pylades will sich für Orest opfern, dieser gibt

er nicht zu. Troas der böse König, befiehlt nun beide zu opfern. Aber die Handlung wird unterbrochen durch einen Greis, namens Hermes, welcher das Volk aufwiegelt und zugleich nachweist, die Tomira, die angebliche Tochter des Troas, sey die Tochter des früheren Königs, die allein rechtmäßige Erbin des Throns. Orest ergreift das Opferschwert und ersticht damit den Troas.

Dreşcher schrieb 1751 ein Lustspiel „der adelige Freier" und 1760 eine Lutheriade in 12 Gesängen.

In Benjamin Schmidts „musikalischen und andern Gedichten", Leipzig und Rudolstadt 1748, wird die Geschichte des Amor und der Psyche als Singspiel behandelt. In der „belohnten Treue" wird eine verloren gegangene Prinzessin als Schäferin wieder entdeckt. Schöne Stoffe, aber ohne Geist behandelt. In vielen „Serenaden" wettsingen allegorische Personen, Tugenden, Blumen, die sächsischen Flüsse ꝛc. zum Lobe fürstlicher Personen.

Patzki's Virginia, 1755 gedruckt, in steifen Alexandrinern ist bei nobler Gesinnung ebenfalls geschmacklos. Patzki, der ein Prediger in Magdeburg war, schrieb auch viele Singspiele, biblischen und antiken Inhalts.

Den Einfluß Molieres und noch mehr Holbergs läßt Borkenstein in seinem „Bocksbeutel" von 1742 erkennen, worin er die vornehme Spießbürgerlichkeit der norddeutschen Seestädte geißelt, ein Vorbild zu Kotzebues Kleinstädtern.

Johanna von Orleans, ein Trauerspiel des Johann Gottfried Bernhold, Nürnberg 1752, ist in mancher Beziehung nicht uninteressant.

Johanna tritt gleich in der ersten Scene keck auf:

Es hüpfet mir das Herz, wenn die Karthaunen brüllen,
Und mit beflammtem Schall und Dampf die Luft erfüllen.
Wenn Schild und Feur und Schwert in treuen Fäusten blitzt
Und echter Frankenmuth die Tapferkeit erhitzt.

Aber der Dichter kümmert sich nicht im mindesten um die tiefe Bedeutung ihrer Jungfräulichkeit. Ganz arglos spinnt er ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Bastard Dunois an. Johanna wird nicht als Hexe verbrannt, sondern tödtlich verwundet und stirbt in Dunois Armen:

Ich sterbe noch vergnügt, weil du mich schon gerochen,
Mein Wunsch ist auch erfüllt, ich hab dich noch gesprochen.
Erweise mir, mein Schatz, zu meiner süßen Ruh
Den letzten Liebesdienst, drück mir die Augen zu.

Derſelbe Dichter ſchrieb 1752 ein Trauerſpiel „Irene", worin die fürſtliche Mutter ihrem Ehrgeiz den eigenen Sohn aufopfert.

Joh. Chriſtian Krüger († 1750), verdorbener Theologe und Schauſpieler, rächte ſich an ſeinem frühern Stande durch Verſpottung in Luſtſpielen. Seine „Landgeiſtlichen" wurden deßhalb confiscirt. Seine „Träume" von 1754 habe ich mir nicht verſchaffen können. Seine übrigen Luſtſpiele ſind in ſeinen poetiſchen und theatraliſchen Schriften, Leipzig 1763, enthalten:

1) Der blinde Ehemann. Aſtrobald iſt blind auf die Welt gekommen zur Strafe für ſeine Mutter, die ihn im Ehebruch empfangen. Aſtrobald heirathet die edle und treue Laura, die aber verleumdet wird, ſo daß der arme blinde Mann von Eiferſucht verzehrt wird, bis Lauras Tugend erprobt und er ſelbſt zum Lohn derſelben ſehend wird.

2) Die Candidaten. Hermann, der lange einem Grafen treu gedient hat, ſucht durch ihn vergebens eine Rathsherrnſtelle zu erlangen. Der alte üppige Graf will es nicht anders thun, als um eine gewiſſe Gefälligkeit der Frau. Die alte Gräfin iſt eben ſo üppig und führt das Regiment im Hauſe. Da, um ſich wegen einer Beleidigung an ihr zu rächen, ſchickt ein alter Oberſt einen jungen Fähnrich in ihr Haus, der ſich für einen Candidaten ausgeben und ihr ein wenig die Cour machen muß, worauf er ſogleich die bewußte Stelle erhält, ſie aber beſchämt, indem er ſeinen Stand entdeckt. Endlich bekommt Hermann doch noch die Stelle.

3) Der Teufel ein Bärenhäuter. Ruthe, der Schulmeiſter, hat ſich in ein ſchönes Mädchen im Dorfe verliebt und verkleidet ſich als Teufel, um ihren Bräutigam abzuſchrecken. Dieſer verſteht aber keinen Spaß, packt ihn, prügelt ihn erbärmlich durch, bindet ihn an Händen und Füßen und läßt ihn eine ganze Nacht lang liegen. Da kommen Leute. Aus Scham hält ſich der Schulmeiſter mäuschenſtill und hört, daß es ſeine eigne Frau iſt, die ihm bisher, ohne daß ers merkte, Hörner aufgeſetzt hat, und ſich mit ihrem Liebhaber auf ihn ſelber ſetzt, in der Meinung, es ſey nur ein Klotz. Im launigſten und derbſten Styl.

Ich ſtelle dem eine andere, viel zartere Schulmeiſterscomödie gegenüber, welche Friedrich der Große 1754 aufführen ließ. Ihr Verfaſſer iſt mir unbekannt.

Druſilla, eine Schulmeiſterswittwe, hält für ihren verſtorbenen Mann Schule und verliebt ſich in ihren jungen Schüler Lindoro; aber deſſen Oheim Leander iſt ſelbſt in ſie verliebt und bewacht ſie voll Argwohn. Da tappt auch

noch sein Vater und Lindoros Großvater Belfiore, der sich gleichfalls in die schöne Wittwe vergafft hat, mit einer Liebeserklärung dazwischen und der verschmähte Leander rächt sich, indem er den Großvater gegen den Enkel hetzt. Am Ende aber läßt sich der Alte versöhnen und Lindoro bekommt die schöne Wittwe. Ein leichtes, frivoles, aber graziöses Singspiel.

Schenks komisches Theater, Breslau 1759 enthält nur schwache Stücke:

Clementine. Zwei junge Leute sollen sich heirathen, haben sich aber jedes ein Ideal gebildet, wollen daher einander nicht, bis sie ihr Ideal jedes im andern wiederfinden. — Die Liebe in der Grotte, sehr unbedeutend. — Pigmalion, in eine Cypresse verwandelt, von Thamira auch als Baum noch wirklich umarmt, wird glücklich wieder entzaubert.

Chr. Felix Weiße in Leipzig, den wir schon als Lyriker kennen gelernt, war auch ein fruchtbarer Schauspieldichter. Er edirte schon 1759—68 Beiträge zum deutschen Theater in 5 Bänden, später erschienen gesondert 1767—71 komische Opern, 3 Theile, 1776—80 Trauerspiele in 5 Theilen, 1783 Lustspiele in 3 Theilen.

Die Trauerspiele sind noch in Alexandrinern geschrieben. Racine und Corneille sind seine Muster. Es zieht ihn hin zu Shakespear'schen Stoffen, allein er kann sie doch nur in der französischen Manier behandeln. Seine Stärke liegt in der Charakteristik der Leidenschaften, allein er läßt sich zu sehr in declamatorischem Pathos, in der Reflexion über die Leidenschaften gehen.

1. Eduard III. Isabella hat aus Liebe zu ihrem Buhler Mortimer ihren Gemahl Eduard II. ermorden lassen und für natürlichen Todes gestorben ausgegeben. Sie will ihren Sohn noch zum Morden der Edelsten im Lande verleiten, um ihre Schmach desto besser zu verbergen; allein es wird vereitelt, des Königs Leiche dem jammernden Sohn gezeigt und der Mord bewiesen. Das ganze Stück ist nur zur Charakteristik Isabellens geschrieben, die zuletzt verzweifelnd ihren Buhler von sich stößt. Gut contrastirt mit ihr der schwache Sohn.

2. Richard III. Weiße läßt den Richard nicht die ganze Stufenleiter von Verbrechen durchlaufen, wie Shakespeare, sondern greift nur den Mord der beiden jungen Prinzen und die schmerzliche Klage ihrer Mutter heraus, worauf sogleich Richmond erscheint und den Tyrannen stürzt. Innerhalb dieser engeren Schranken hat das Weißesche Trauerspiel immerhin viel Anerkennenswerthes. Die Leidenschaft, der Ehrgeiz, die teuflische Bosheit und zugleich die Ge-

ſpenſterfurcht des Königs contraſtiren vortrefflich mit der Mutterangſt der Königin.

3. Crispus, Sohn Conſtantin des Großen, wird von ſeiner Stiefmutter Minervina bis auf den Tod verfolgt.

4. Muſtapha und Zeangir. Roxane, zweite Gemahlin des Sultan Soliman, läßt den Muſtapha, deſſen Sohn erſter Ehe, umbringen, um den Thron ihrem eigenen Sohn Zeangir zu erhalten, allein dieſer iſt ſeinem Bruder ſo treu und ergeben, daß er, die böſe Mutter verwünſchend, ſich erſticht, um dem Bruder im Tode nachzufolgen. Gar zu empfindſam und unwahrſcheinlich.

5. Die Befreiung von Theben, ein kaltes Stück. 6. Atreus und Thyeſt, die bekannte Greuelgeſchichte. 7. Roſamunde, die bekannte Mörderin Alboins. 8. Romeo und Julie. Man kann dieſe pathetiſche Declamation nach Shakeſpeares Dichtung unmöglich ausleſen, obgleich der Stoff nicht ſchlecht aufgefaßt iſt. 9. Die Flucht, unbedeutend. 10. Jean Calas, nach Voltaire.

Wie Corneille und Racine für das Trauerſpiel, ſo war Molière das Muſter für das Luſtſpiel. Weißes Luſtſpiele haben ſeinen Ton:

Die Poeten nach der Mode. Zwei Dichter, der eine voll Lohenſteiniſchen Schwulſtes, der andere nach der neuen galanten Manier, bezaubern einen Herrn Gerante ſo, daß er einem von ihnen ſeine Tochter geben will, was aber durch den Geliebten derſelben verhindert wird. — Der Naturalienſammler will ſeine Tochter eben ſo unpaſſend verſchenken, wird aber auch abgehalten. — Die Matrone von Epheſus. — Großmuth für Großmuth. Karoline kommt in männlicher Verkleidung, um die ſchöne Wittwe kennen zu lernen, die ihren Geliebten liebt, findet ſie ſeiner werth und tritt ſie ihm ab, die Wittwe aber vergilt Gleiches mit Gleichem und nöthigt ihr den Geliebten auf. — Die Haushälterin, als Erbſchleicherin eines alten Herrn, will deſſen Sohn um das Seine bringen. — Der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt, entgeht kaum der Schlinge, die ſeiner Blödigkeit durch einen argliſtigen Freund gelegt wird. — Der Projectmacher empfängt die Strafe ſeines Leichtſinns. — Weibergeklatſch. Durch Geklatſch verführt, glaubt Ferdinand, ſeine Braut Louiſe habe ein Kind gehabt und beſchuldigt ſie deſſen; wie ſehr beſchämt ſie ihn aber, als ſie ihm ein Kind vorſtellt, welches er ſelbſt unehelich mit einer Andern gezeugt hat. Doch verzeiht ſie ihm großmüthig. — Die Freundſchaft auf der Probe. Blandfort hat die ſchöne junge Indianerin Corally der Obhut ſeines Freundes Nelſon überlaſſen, der ſich aber ſterblich in ſie verliebt hat. Nun iſt Blandfort ſo großmüthig, ſie ihm zu überlaſſen und dafür Nelſons Schweſter Juliane zu heirathen. Corally iſt hier übrigens nicht naiv, wie Kotzebues Gurli. — Liſt über Liſt. Die böſe Frau Argante wird durch Liſt dahin gebracht, ihre Tochter Caroline dem jungen Valer zu verheirathen, was gerade der innigſte Wunſch ihres Bruders Ariſt iſt, während ſie ſich einbildet, es geſchähe ihm zum Poſſen.

Weiße schrieb auch einige sehr beliebte komische Opern, z. B. Lottchen am Hofe, aber nur nach französischen und englischen Texten. Seine berühmteste Oper, der Dorfbarbier, ahmt Krügers Schulmeister nach.

Der besoffene Barbier Barthel und sein listiges Weib Susanne sollen ausgepfändet werden, helfen sich aber, indem sie den Gläubiger, Schulmeister Ruthe, und er dessen Weib verführt.

Joseph, Frhr. von Petrasch, dessen Lustspiele zu Nürnberg 1765 von der deutschen Gesellschaft in Altorf in 2 Bänden herausgegeben wurden, war ein Nachahmer Molieres, aber sehr breit.

Ein abgeschmackter Herr von Tiefsinn kommt von Wien zurück und spielt den geheimnißvollen Diplomaten. Gut ersonnen, aber geistlos ausgeführt. — Das Eiland der Buckligen, die sich über den Gesunden, der zu ihnen kommt, lustig machen. — Leander, ein Dichter, der das Beste der Menschheit will, wird eben deßhalb von der Dummheit und Bosheit verfolgt, aber zuletzt durch den Fürsten selbst gerechtfertigt. Sehr langweilig. — Der übelgerathene Länderreiser, ein deutscher Edelmann, der aus Paris abgeschmacktes Franzosenthum mitbringt. — Philander bringt sich durch seine Neugier um eine edle Geliebte. — Der jütische Obmann Magnus will nichts von neuen Moden wissen, aber seine Tochter Julchen wird ihm durch den neumodischen Klitander entführt. — Goldmann, der junge Ehemann, ist am Tage nach der Hochzeit wie aus den Wolken gefallen, da ihm seine junge Frau hinter der Gardine bekannt hat, daß ihr angeblicher Reichthum nur erheuchelt und ihr Brautkleid und Brautschmuck nur geborgt gewesen sey, da ihr Kammermädchen kommt und ihn um Geld bittet, weil sie von der Dame seit acht Jahren keinen Lohn erhalten; da der Schwiegervater und Schwager selbst ihm Geld ablocken wollen ꝛc. Seine Noth ist köstlich, und zuletzt bildet er sich ein, sie wollen ihn gar vergiften, um ihn zu beerben. — Das ist das beste Stück, die noch übrigen sind sehr gering.

Johann Heinrich Faber, Professor in Mainz, übersetzte eine Menge französische Opern und Schauspiele für die deutsche Bühne von 1769—1776, gab 1788 eine Zeitschrift „der Illuminat" heraus und hinterließ noch einen Roman „Louise oder der Sieg der Tugend", den ich nicht gesehen habe.

Auch Karl Christian Gärtner, der mit an den Bremischen Beiträgen arbeitete, übersetzte aus dem Französischen, wie denn sein einziges eigenes Schäferspiel „die geprüfte Treue" von 1768 wieder ins Französische übersetzt wurde.

Der österreichische Feldmarschallieutenant Cornelius von Ayrenhoff († 1794) schrieb seit 1772 eine Menge Schauspiele zuerst in steifen Alexandrinern und so sehr nach französischem Muster, daß er in einem „Sendschreiben" heftig gegen die Ausschweifungen Shakespeares loszog. Es ist merkwürdig dabei, daß er als vornehmer Mann sich nicht genirt, die ganze Corruption Wiens zur Schau zu tragen.

Seine Trauerspiele behandeln antike Stoffe, Cleopatra, Virginia, Antiope, Aurelius (eine erdichtete Verschwörung gegen Trajan), sodann einige altdeutsche, Hermanns Tod und Tumelicus. Dieser junge Sohn Hermanns will seinen Vater rächen, wird aber durch die von Druiden und Barden umgebene Velleda daran gehindert. Unwahr und abgeschmackt. — Besser sind die Lustspiele, aber sehr frei: Der Postzug. Ein Graf von Reitbahn verhandelt seine junge Braut Leonore an den Major von Rheinberg um einen Postzug von herrlichen Schecken. Das Fräulein ist wohl damit zufrieden, weil sie Rheinberg liebt. Einer meint, mancher würde gerne seine Frau für ein Paar Schecken verkaufen. Das Ganze ist ein treues Spiegelbild der verdorbenen Sitten der Wiener Aristokratie, und Vorbild zu Kotzebues „beiden Klingsbergen". — Noch unsittlicher ist „die große Batterie". Um eine gute Heirath zu machen, prahlt ein Offizier, eine Batterie erstürmt zu haben. Der Bruder seiner Braut übertrifft ihn noch an Frivolität und will mit dem hübschen Kammermädchen davonlaufen, nachdem sie seiner Schwester Kleider gestohlen hat. Sie werden ertappt und er entschließt sich nun, die zur Braut zu nehmen, die ihm seine Mutter bestimmt, behält sich aber unter allgemeinem Lachen vor, das Kammermädchen mit seinem Kammerdiener zu verheirathen, um sie in der Nähe zu behalten. Auch der Hauptmann bekommt seine Braut, obgleich er lachend gesteht, welches elende Mittel er angewandt, ihr zu imponiren. — Eben so abscheuerregend ist „die Freundschaft der Weiber". — A. hat auch ein Paar allegorische Lustspiele geschrieben: der Nationen Streit, worin eine reisende Polin vorkommt, die in einem Gasthofe von Liebhabern aller Nationen umlagert wird, bis sie als Gemahlin eines ungarischen Generals erkannt wird. — Das Reich der Mode, in welchem Repräsentanten aller Stände sich zusammenfinden, aber zuletzt vor der Göttin der Natur erbärmlich bestehen, indem diese, begleitet von der Philosophie und gefolgt von „starken wohlgewachsenen Soldaten" das Reich der Unnatur, d. h. der Mode zerstört. Mit diesem merkwürdigen Stück macht Ayrenhoff alle seine eigenen Modesünden wieder gut.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, hat ziemlich viel in russischer oder französischer Sprache gedichtet, das beste sind ihre Lustspiele:

Der Familienzwist, ein Lustspiel, abgedruckt in der deutschen Schaubühne, 1789, Band V. enthält die kleine Familiengeschichte des Pankrat Sobrin. Alles in seinem Hause ist in Frieden und Harmonie, als ein gewisser Hausläffer durch Ohrenbläserei Mann und Frau und alles hinter einander hetzt, bis seine Lügen an den Tag kommen und man sich wieder versöhnt. Die erlauchte Verfasserin mochte wohl einen Ohrenbläser ihres eigenen Hofes im Auge haben.

Der Betrüger. Hier wird die Familie Samlin durch einen Cagliostro, der sich Kalifalkscherston nennt, betrogen, doch wird der mystische Heuchler noch frühe genug entlarvt.

Der Verblendete (Berlin 1788 gedruckt). Hier ist es die Familie Nadotrow, die von zwei Abentheurern bestohlen wird, die sich so sehr in des Herrn Gunst gesetzt haben, daß ihnen Tochter und Nichte des Hauses geopfert werden sollen. Aber auch sie werden entlarvt. Der Reiz dieses Stücks liegt in der höchst naiven Haltung der Nichte Sophie, die immerfort Knixe macht und die Einfältige spielt, aber ganz gescheidt ist.

Es ist merkwürdig, daß alle diese Lustspiele Täuschung russischer Einfalt durch fremde Abentheurer zum Inhalt haben. Sie hat noch mehrere Comödien geschrieben, die ich nicht kenne. (O Zeit, das Mißverständniß, der Namenstag der mürrischen Frau, der Friedensstörer, die Comödie vom sibirischen Priester, Schmeichelei und Täuschung ꝛc.). Auch einige komische Opern, zwei ernsthafte Schauspiele aus dem Leben Ruriks und Olegs von schwacher Erfindung, und zwei russische Volksmärchen, wohl nur von ihr überarbeitet. Obgleich oberflächlich hingeworfen, verdienten diese Dichtungen der geistvollen Kaiserin eine vollständige Ausgabe. Hauptmann Seübert in Stuttgart hat viel dazu gesammelt.

5.

Anfänge der Empfindsamkeit.

Schon die italienische und spanische Schäferpoesie hatte etwas stark Sentimentales, was jedoch in Frankreich und Deutschland theils durch das Allegorienspiel, theils durch erotische Reize aufgewogen wurde. Als nun aber Rousseau in Frankreich die Sentimentalität in Aufschwung brachte, wurde sie auch in Deutschland als Mode nachgeahmt. Indessen gereicht es dieser Richtung der Poesie zur Entschuldigung, daß die Greuel der Kriege und das Intriguenspiel der europäischen Diplomatie eine Sehnsucht nach Frieden und Unschuld hervorrufen mußten, deren Ideal man in der Schäferwelt suchte. Aber allmählig wurde die Schäferpoesie, nachdem

ſie das noble italieniſch-ſpaniſche Gewand abgelegt, in der franzöſiſchen Schule (gleich dem Romane) frivol und ſatiresk.

Joh. Nik. Götz, der als Baden-Durlachiſcher Superintendent 1781 geſtorben iſt, gab ſchon 1752 Gedichte in der verliebten franzöſiſchen Manier heraus und überſetzte Mehreres aus dem Franzöſiſchen (Greſſets Ververt, Montesquieus Tempel von Gnidos), wie auch Sappho und Anakreon. Er gehörte zu Gleims intimen Freunden. Nach ſeinem Tode gab Ramler ſeine ſämmtlichen Gedichte in 3 Bänden heraus, 1785. Hier einige Proben ſeines Geſchmacks:

Die Hirtin Tamira wandelt auf der Blumeninſel, Keuſchheit, Unſchuld und Sittſamkeit aber gehen mit verſchränkten Armen hinter ihr her. — Hylas weiht auf dem Altar der Venus zwei Roſenknöspchen, als Sinnbilder der Lippen ſeiner Geliebten. — Ein Reiſender kommt zum Schloſſe einer Herzogin. Iſt das ein Schloß? fragt er, nein, ein Tempel, denn ich ſehe eine Göttin. — Der geblendete Amor hört von Galatheens Schönheit, reißt ſich die Binde von den Augen, ſieht und ruft gleich nach den Grazien: verbindet mir die Augen wieder, denn ſo viel Schönheit können ſie nicht ertragen. — So ſchwache Galanterien bilden den Hauptinhalt der kleineren Gedichte. Unter den größeren iſt die ſogar von Friedrich dem Großen gelobte Mädcheninſel am berühmteſten geworden, aber auch ſie iſt von ſchwächlicher Erfindung. Der Dichter träumt ſich hundert Jahre lang unter reizenden nackten Mädchen auf einer Inſel zuzubringen, dann aber ſollen ſie auch noch ſein „wohlriechendes Skelett“ auf dem Altare der Venus aufſtellen und aus ihren viel tauſend Thränen ſollen lauter kleine Amorn entſpringen. — Sehr frei iſt das Gedicht „Palmyra“. Dieſe Jungfrau wird im Thal Tempe mit Gewalt entehrt, ein Schauſpiel, vor dem die Grazien fliehen und die Nymphen unter dem Waſſer ihre Spindeln fallen laſſen, während die Tugend, an einen Baum gelehnt, laut ſchreit, ohne helfen zu können, doch noch ſo glücklich iſt, „mit ſachter Hand das irrende Seelchen ihrer Tochter“ d. h. die Unſchuld Palmyrens aufzufangen und in den Himmel zurückzutragen, wo ſie hergekommen. Das Thal Tempe aber verlor ſeitdem ſeine ganze Schönheit. — Nur ein Gedicht von Götz iſt edel und rührend. Alcimadure verſchmäht ihren treuen Daphnis. Er ſtirbt aus Gram. Sie weigert ihm eine Thräne nachzuweinen und ſchilt ſogar den Amor, bei dem man ſie beſchwört. Aber nach ihrem eignen Tode erblickt ſie im Reiche der Schatten den Daphnis und verliebt ſich in ihn, ohne wiedergeliebt zu werden, denn hier liebt Niemand mehr, und

Wenn ja noch Jemand liebt,
So liebt er ungeliebt, o Schäferin, zur Strafe,
Daß er auf Erden nicht geliebt.

Zu derselben Zeit, in welcher der Hamburger Hauptpastor Götze, weil er, wenn auch ohne Geist, doch ehrlich, und wie es seine Pflicht war, das Christenthum gegen die frivolen Angriffe von Reimarus und Lessing vertheidigte, allgemeinem Hohn Preis gegeben wurde, erfuhr Consistorialrath Götz wegen seiner üppigen Mädcheninsel nur Wohlwollen und Ehrenbezeugungen. So war es damals mit der Religion der Gebildeten bestellt.

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, Lottodirektor in Altona gab 1759 „Tändeleien" heraus, üppige Bilder aus dem Faunen- und Nymphenleben, in poetischer Prosa, mit Versen untermischt, halb wollüstig üppig, halb schwärmerisch empfindsam, als Vorbild von Wieland und Geßner zugleich; aber nach französischen Mustern, Theokrit und Anakreon im Costume des Watteau.

Unter den Tändeleien kommen vor: die Geburt des Amor aus einer Rosenknospe; der Catalog eines Venuspriesters, später benutzt in Mozarts Don Juan.

Erst aus Athen nur zwanzig
Und dann noch fünfzehn andre,
Dann halt' ich zu Korinthus
Ein ganzes Heer von Mädchen,
Dann noch 2000 Mädchen
Aus Karien und Lesbos,
Jonien und Rhodus ꝛc.

Der Unterricht im Küssen, sehr steif und pedantisch. O Unvergleichliche, wie nennest du diese Wollust? frägt er. Sie aber antwortet mit einem holdseligen Lächeln: Küssen. — Ein kleiner Amor hängt sich an die Brust der spröden Phyllis und flößt ihr Liebe ein, zerbricht aber zwischen den schwellenden Hügeln einen seiner Flügel; da kommt ihr Liebhaber, umarmt sie und drückt den Amor zwischen beiden Brüsten so zusammen, daß er auch den andern Flügel abbricht. — Amor schießt dem Bachus einen Pfeil in den Leib und von dem herabträufelnden Blut wächst die Rebe. — Aglaya hat sich von den übrigen Grazien verirrt, wird gesucht, statt ihrer aber Chloe gefunden. Als deren Liebhaber sich darüber beklagt, daß sie ihm von den Grazien entführt wird, kommt Aglaya selbst, ihn statt Chloens zu trösten. — Eine Schilderung des Liebesparadieses, in welchem Amor mit seiner Psyche lebt. — In dem Gedicht „Cypern" wird eine schreiende Nymphe, die sich auf der Flucht den Gürtel hält, daß er nicht in Rosenhecken sich verwirre, von einem trunkenen Satyr verfolgt, und der Triumphzug des Bachus beschrieben ꝛc.

Die Cantate „Ariadne auf Naxos" 1765 schildert blos den Schmerz dieser verlassenen Ariadne, von der Ankunft des Bachus ist nicht die Rede.

In dem „Poetischen Wäldchen" kommt die Ueberraschung einer Najade durch einen Faun vor. Arge Koketterien. „Liebes Fäunchen, sprach sie bittend, liebes Halbgöttchen! ist es dir nicht genug, ein argloses Nymphchen im Bade überrascht zu haben? mußt du mir auch mit deinen Blumenfesseln die Arme wund drücken?" Er will sie nicht loslassen, außer um ein Küßchen. Das wird endlich bewilligt, viele andre folgen nach und die Najade selber meint, man solle das Gaisblatt, unter dem die Scene vorfällt, Jelängerjelieber nennen. — In der Hochzeit der Venus und des Bachus wird die üppige Umarmung dieser beiden in Gegenwart aller Götter beschrieben.

Später wandte sich Gerstenberg von dieser französischen Manier ab und Klopstock zu.

Salomon Geßner, Buchhändler in Zürich († 1787), druckte nicht nur seine Schriften in eigener Buchhandlung, sondern schmückte sie auch mit eigenen Radirungen aus. — Er erlangte durch seine „Idyllen" einen ungeheuren Ruhm, fast mehr noch in Frankreich, als in Deutschland, und galt unbestritten als ein Dichter der ersten Größe. Man nannte ihn den deutschen Theokrit. Aber er hat seinen großen Ruf auch nicht entfernt verdient. Er ist einer der schwächsten Geister seiner Zeit und der affectirteste. Er besitzt auch nicht eine Spur von Wahrheit und Volksthümlichkeit. Auf seinen wäßrigen Dichtungen schwimmen nur wenige blasse Spiegelbilder von fremden Poesien, geborgt von Theokrit, Ossian und aus der italienischen Schäferpoesie. Sollte irgend etwas an ihm originell genannt werden dürfen, so wäre es die echt Kotzebue'sche Weichherzigkeit, mit der bei ihm alles verziehen und alles durcheinander mit Thränen und Küssen beschleimt wird. Als allgemeines Rezept zur Geßner'schen Idyllenpoesie recipe: O, ach, ach, o, aber ach, o Götter! Dazu stete Wiederholungen: wie glücklich, mein Vater, o wie glücklich werden wir seyn! Du Chloe, immer trägst du dein Körbchen im Arm. Ja Philles immer trag ich mein Körbchen im Arm ꝛc.

In der ersten Idylle besingen zwei Hirten ihren eigenen Gesang. In der zweiten singt eine Hirtin, ein Hirt behorcht sie, lobt sie nachher überschwenglich und wird zum Dank geküßt. — Ein zärtlicher Sohn betrachtet seinen schlafenden Vater mit vielem O und Ach! — Damon und Daphne treten aus der Höhle, in welcher sie sich vor dem Gewitter verborgen. Man meint, es könnte etwas vorgegangen seyn, wie dem Aeneas mit der Dido begegnet, aber

sie sind nur begeistert von den blitzenden Regentropfen des wieder entwölkten Waldes. — Ein trunkener Faun hat seinen Krug zerbrochen und ist eingeschlafen. Die Hirten binden ihn an einen Baum und lassen ihn nicht eher frei, bis er ein Lied gesungen zu Ehren des zerbrochenen Kruges. — Der erst 16jährige Damon erklärt der erst 13jährigen Phillis in aller Form seine Liebe. — Alexis bringt einem armen alten Mann Speise. Am Schluß wird die Mythe der von Pan verfolgten und in eine Quelle verwandelten Erythia erzählt. Diese letzte Schilderung hat einige Wärme, ist aber auch ein wenig schlüpfrig und paßt insoferne wieder nicht zu den kühlen Sentimentalitäten der übrigen Idyllen.

Besser ist das selbstständige Gedicht „der erste Schiffer". Hier wird ein junges Mädchen mit ihrer Mutter durch eine Ueberschwemmung auf einer Insel vom Festland abgesondert, bis ein junger Mann sich den ersten Kahn zimmert und hinüberfährt. Das Mädchen Melida, das noch nie eine Mannsperson gesehen, ist naiv entzückt über das neue Geschöpf.

„Daphnis", ein längeres Gedicht, worin der Jüngling eifersüchtig, aber durch die Treue der Geliebten bald wieder beschämt wird.

„Semira und Semin", ein Gemälde aus der Sündfluth, zwei Liebende, die mit einander untergehen, das ärgste der sentimentalen O und Ach Duette, fast ganz in Ausrufungszeichen geschrieben.

In Geßners berühmtem Gedichte vom Tod Abels ist Kain gänzlich verfehlt, nämlich ein melancholischer Grübler, welcher unterweilen sogar sentimental wird, in weinerliche Rührungen fällt, den Bruder wieder liebt, gegen sein eigenes Weib und seine Kinder ganz Kotzebue wird und wie in Menschenhaß und Reue in sentimentalen Umarmungen verweichlicht. Und doch ermordet er den Bruder. Noch erbärmlicher als Kain selbst steht Adam, als der schwache, immer nur flehende Papa da.

Geßner hat auch zwei dramatische Dichtungen geschrieben, die in ihrem Dialog ganz so affectirt sentimental und voll O und Ach sind, wie die Idyllen. Auch sie sind, wie diese, in Prosa.

Evander und Alcimna lieben sich heimlich, jeder glaubt, er müsse eine Andere heirathen, als sie aber zusammenkommen, erkennen sie, daß sie es selbst sind, vor denen sie sich gefürchtet hatten.

Eraft, ein armer Jäger, von drückenden Nahrungssorgen gequält, wird durch seine liebende Gattin getröstet und wieder glücklich. Das Gespräch der beiden Gatten in ihrer Noth ist so unwahr als möglich, sowohl was die

kunstreich gesetzte Sprache, die zu vertraulichen Ehegesprächen nicht paßt, als was die Heiterkeitsaffektation der Frau anlangt.

Jak. Fr. Schmidt, Pastor in Gotha, schrieb 1761 gleichfalls Idyllen aus der Unschuldswelt der Vorzeit, jetzt vergessen. Eben so Ernst Brückner, Pastor in Neubrandenburg, desgleichen Georg Aug. von Breitenbach (bukol. Erzählungen 1763 und jüdische Schäfergedichte 1765). Von Andreas Graber erschienen 1773 und von Krauseneck 1776 Idyllen, worin Natur und Liebe verherrlicht werden.

Geßners vorzüglichster Schüler war Franz Xaver Bronner, der aus einem Kloster in Donauwörth nach der Schweiz floh und bei Geßner gut aufgenommen wurde. Seine Lebensgeschichte (Zürich 1795) erregte Aufsehen, denn die Reformirten verfehlten nicht, den weichlichen Mönch, dem der Cölibat zu hart fiel, zu hätscheln. Schon ein Jahr früher erschienen seine „Fischergedichte", Idyllen in Prosa, wie bei Geßner, nur daß hier Fischer an die Stelle der Schäfer treten. Kleine Bildchen, empfindsam, häufig läppisch, im Ganzen aber besser als die von Geßner. Bronner bleibt der wirklichen Natur und dem gemeinen Leben ein wenig treuer.

Da kommt eine Idylle vor, die blos darauf hinausläuft, daß einer sich Blumen auf den Hut steckt; eine andere, in welcher Kinderchen mit Butterschnitten beschenkt werden; wieder andere, worin ein armer alter Greis mit Wein erquickt wird ꝛc. Die tugendhafte Wittwe Thebe wird von dem gerührten Manne, der ein Kind von ihr zu sich nehmen wollte, am Ende selbst zu sich genommen ꝛc. Ein Fährmann führt ein schönes Mädchen entzückt über das Wasser; ein ehrlicher Fischer kommt an den Hof und seine Simplicität contrastirt mit der Corruption der Hofwelt. — Eine kleine Mythe von dem Zeichen der Fische im Thierkreise. Das sollen nämlich zwei Liebende gewesen seyn, die durch den eifersüchtigen Proteus in Fische verwandelt und an den Himmel versetzt wurden. Oft verräth sich der lüsterne Mönch. Da kommt vor, wie ein Fischer badet, als er ein Mädchen im Ertrinken begriffen sieht, dasselbe rettet und nun nackt so lange tröstet, bis bei ihr die Schamhaftigkeit stärker wirkt als die Dankbarkeit. — Ein badender Fischer wird gewahr, daß ein hübsches Mädchen auch baden will, und versteckt sich, als ein Maikäfer an ihn heransummt, ihm um seinen nackten Leib kriecht und dadurch zu einem kleinen Schrei veranlaßt, den die Schöne hört, worauf sie eilends entflieht.

Christlob Mylius, dessen Schriften 1754 von Lessing edirt wurden, schrieb langweilige Betrachtungen über die Majestät Gottes, Gedanken

von der Seele, vom höchsten Gut und Uebel ꝛc. und wenige Gedichte, worin neben gereimten Reflexionen doch auch in ziemlich leichten Versen eine Sommernacht, ein Donnerwetter, eine Mondsfinsterniß, der Frühling und Winter ausgemalt werden. Sein Hauptgedicht ist „die Schäferinsel".

Montan hat viel Unglück erlebt und zieht sich auf eine Insel zurück, wo er mit zwei Kindern ein Schäferleben führen will. Sie werden jedoch gestört. Ein längst verschwundener Freund kommt wieder, die Kinder, die für Geschwister galten, haben verschiedene Eltern und dürfen sich nun lieben und den das Unglück auf die Insel geführt, führt das Glück nun wieder zurück.

Lessing liebte, das Unbegreifliche durchzusetzen. Mylius war nie werth, gedruckt zu werden. Wir werden später noch öfter wahrnehmen, wie eigensinnig Lessing ganz unbedeutende Geister gepriesen und empfohlen und dann wieder arme Mücken, als wären sie Ungeheuer, mit der Keule des Herkules erschlagen hat.

Die Schäferpoesie wurde noch glänzend vertreten durch den blinden Pfeffel, den Elsäßer, dessen Schatz (1761) und Philemon und Baucis (1763) die französische Schule verrathen.

Indem die Schäferpoesie durch Geßner in das Extrem falscher Idealität und sentimentaler Unnatur hinübergeführt wurde, trat die derbe volksthümliche Reaction dagegen in der „Schafschur" des Maler Müller auf: der brachte nämlich wirkliche Landleute und wirkliche Schafe mit dem ganzen Geruch der Natürlichkeit in die Poesie.

Die Empfindsamkeit theilte sich nunmehr auch der lyrischen Dichtung mit, bei vielen Dichtern spielt noch das frivole Element stark in das empfindsame hinein, aber es bezeichnet schon den Uebergang vom Sinnlichen zum Sittlichen, daß neben der Liebe auch die Freundschaft bis zur Schwärmerei getrieben wurde. Diese Richtung nahm ihren Anfang mit Gleim. Joh. Wilh. Ludwig Gleim, Sekretair des alten Dessauers, später Sinecurist als protestantischer Canonicus in Halberstadt († 1803 im hohen Alter), erlangte großen Ruhm, zuerst durch seine Kriegslieder, die er zum Ruhm der Preußen im siebenjährigen Kriege herausgab, dann durch seine Wein- und Liebeslieder als der s. g. deutsche Anakreon, und noch mehr durch seine zahlreichen literarischen Verbindungen als ein Vater aller jungen Poeten in Deutschland.

Gleims Kriegslieder laſſen ſehr viel zu wünſchen übrig. Ihr größter Fehler iſt, daß ſich der Sänger immer ſpornt und zum Singen treibt, und ſagt: nun ſingen wir, nun ſchalle Lied ꝛc., dabei das Citiren antiker Götter, die in das Coſtüm der Zeit nicht paſſen, vor allem aber der gemeine bänkelſängeriſche Sington, deſſen Plattheit zu dem erhabenen Aufſchwung der Begeiſterung nicht paßt.

Außer einer freien Ueberſetzung des Anakreon ſelbſt ſchrieb Gleim mehrere Bändchen Lieder, in denen der anakreontiſche Grundton (Liebe und Wein) vorherrſcht, aber die Modulation der leichten franzöſiſchen Lyrik und die ſchalkhafte Simplicität von Gellerts Fabeln und Weißes Liebesliedern annimmt, in verliebter Derbheit aber auch ſchon die draſtiſchen Effecte des ſpätern Bürger vorbereitend.

Zur Charakteriſtik der verliebten Lieder Gleims mögen folgende Beiſpiele aus der Ausgabe von 1779 dienen. Er küßt Chloe, ſie hält ſtill dazu, als er aber ſatt iſt, fängt ſie erſt an und küßt ihn, bis er Halt rufen muß. — Beliſſe küßt einen Schäfer, ſagt aber, ſie küſſe jeden andern eben ſo gern, was ſich gleich einer zu Nutzen macht. — Gott ſchafft die Eva, die ſich gleich an den blöden Adam macht, „Närrchen, ſieh mich an, ich bin gemacht, mit dir zu ſpielen.“ — Die Mutter ſagt dem, der um ihre Tochter wirbt, er werde Mühe haben, jene erſt das Lieben zu lehren, während er es bequemer haben würde, ſie, die Mutter, zu lieben, die es ſchon verſtehe. — Der Liebhaber ſchenkt dem Manne Wein, um unterdeß mit der Frau ſcherzen zu können. Der Mann lacht ihn aus, aber die Frau meint ernſthaft, der Wein müſſe bezahlt werden. — Er verläßt ſie und fordert ſeine Geſchenke zurück, da will ſie ihm auch alle ſeine Küſſe zurückgeben. — Er ſpottet über die Sklaverei der Ehe und lobt die freie Buhlerei. Hymen hat den Anakreon überfallen wollen, aber Amor hat ihm glücklich die Fackel entwunden. Anakreon dankt ihm und meint, beſſer eine Stadt mit der Fackel verbrennen, als ihn zur Ehe zu zwingen. — Alles liebt, alle Thiere auf dem Felde, in Luft und Waſſer, warum nicht auch ich? — Wenn ich ſchlafe, ſagt Gleim, träume ich von nichts als Mädchen. Wär' ich ein Bildhauer, Maler, Tapetenweber ꝛc., ich wollte nichts als Mädchen meißeln, malen, wirken. Als Aſtronom ſeh ich im Monde wieder nichts als Mädchen. Alle lieb ich, groß und kleine (ganz wie im Don Juan). — Er möchte einmal Schöpfer ſeyn, dann würde er nichts als Mädchen ſchaffen, und wie Schneeflocken ſollten in der Luft die Mädchen wimmeln.

In der Geſammtausgabe der Werke Gleims von 1811 ſteht I. 76 ein verliebtes Sonett, das erſte ſchöne Sonett der deutſchen Sprache. Es handelt von Belinde, wie ſie ſich entkleidet. — Ein kleines Epos in drei Geſängen,

Alexis und Elise, schildert eine glückliche Liebe und Ehe in hüpfenden Verschen, die den epischen Charakter ausschließen. — Ein kleines Lustspiel „der blinde Schäfer" in Alexandrinern ist dadurch bemerkenswerth, daß der blöde Seladon trotz aller Koketterien der Ismene und ihrer Freundin Filinde nicht dreist gemacht werden kann und davonflieht, als sie ihn derber angreifen, worauf sie ihn für unheilbar einfältig erklären. — Ein Cyclus kleiner Gedichte „Amor und Psyche" ist wieder ganz anakreontisch und enthält Scenen und kleine Scherze aus der Liebe der beiden bekannten mythischen Wesen.

Von diesen früheren frivolen Liebesliedern sind die spätern von dem Greise unter dem Namen Hüttchen gesammelten Lieder sehr verschieden. Hier spricht sich nämlich nur noch das Behagen eines friedlich in seinem Hüttchen wohnenden gastlichen Alten aus, der seine Zufriedenheit und seine lieben Gäste preist, die er auch gern namhaft macht, einen Stollberg, einen Herder ꝛc. Zwar kann er auch jetzt noch immer eines Mädchens nicht entrathen, aber es ist — die Muse.

Gleim schrieb auch eine Menge Sinngedichte, die zum großen Theil des Witzes entbehren.

Den weisen Solon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er (Lessing).

* * *

Dein Apfelbiß war Schuld, Frau Eva, — habe Dank! —
Daß ein Messias kam und Klopstock ihn besang.

Gleims Fabeln stimmen ganz mit den Gellertschen überein und sind zuweilen noch kürzer und naiver. Ihre Simplicität ist äußerst reizend, daher sie auch bei Kindern noch beliebter geworden sind, als die Gellertschen, die mehr für ältere, lebenserfahrene Leser taugen.

Unter den ernsten Dichtungen Gleims steht sein Trauerspiel „der Tod Adams" oben an, enthält übrigens nichts Genialeres, außer der sehr ausgemalten Todesangst Adams. — Einem Paar s. g. Romanzen Gleims, die nur Mordgeschichten im Bänkelsängerton vorgetragen sind, hat man zu viel Ehre angethan, indem man mit ihnen die Gattung der Romanzen in Deutschland erschöpft wähnte. Diese Gattung war in den viel besseren Volksliedern längst vorhanden.

Halladat, oder das rothe Buch, ist eine poetische Caprice Gleims. In zwanglosen Liedern oder vielmehr Elegien wird darin im Namen eines muhamedanischen Weisen der muhamedanische Deismus gepriesen, das

Daſeyn der Gottheit bewieſen, die Zweifler verdammt, in der Schöpfung ihr großer Meiſter, auch in dem unſchuldigen Spiel der Kinder, ſelbſt in der Luſt des Wurms das Wehen des göttlichen Geiſtes durch die ganze Natur nachgewieſen. Der allereinfachſte und gewöhnlichſte Rationalismus von der Welt, den aber Gleim hinter geheimnißvolle Redensarten und fremdklingende Namen ſo gut verſteckte, daß man ihm etwas Myſtiſches zum Vorwurf machte.

Gleims Gaſtlichkeit und Freundſchaftsenthuſiasmus, ſeine brüderliche Verbindung zunächſt mit Uz und Götz, dann mit einem noch ausgedehnteren Kreiſe gleichgeſinnter Dichter, der Schutz, den er jüngern Dichtern angedeihen ließ, war einerſeits löblich und rührend, führte aber andrerſeits einen faſt weibiſch empfindſamen Ton unter den Freunden herbei, ein gegenſeitiges Gekoſe und Geküſſe, Kokettiren, Loben und Preiſen und Befriedigen der Eitelkeit, unnatürlich, gekünſtelt, widrig. — Doch war Gleim nicht ohne männliches Vaterlandsgefühl. In den Zeitgedichten, die er am Ende ſeines Lebens während der franzöſiſchen Revolution ſchrieb, klagt er bitter über die ſelbſtverſchuldete Schwäche Deutſchlands und empfiehlt (1800) den Wahlſpruch:

Deutſche Treue, deutſcher Wein
Ganzer und nicht halber Rhein!

Jeder Trunk Wein ſoll uns erinnern, daß unſere Nationalehre nicht wiedererrungen iſt, ſo lange nicht der ganze Rhein wieder unſer iſt. Dieſer ſchöne Trinkſpruch erhebt unſern alten Gleim hoch über den Anakreon.

Giſeke (ungariſch Köszeghi) ſchrieb Lieder zu den Bremer Beiträgen, ahmte Thomſon nach, pries Brockes, liebte Hagedorn und feierte in ſeinen Oden und Cantaten die durch Weisheit gemäßigte Liebe, die durch die Grazien verſchönerte Freundſchaft. Er ſchrieb auch einige Fabeln und Briefe in demſelben lahmen Geiſt der Zeit. Seine poetiſchen Werke erſchienen 1767, das Glück der Liebe in 3 Geſängen 1769. Er ſtarb als Superintendent in Sondershauſen 1765.

Die Gleim'ſchen Soldatenlieder wurden nachgeahmt in den „Helden Oeſterreichs" und Kriegsliedern von Cornova (1775) und in den Liedern eines ſächſiſchen Dragoners von Contius (1778).

Joh. Benj. Michaelis, ein intimer Freund Gleims, bildet den

Uebergang von diesem zu Wieland. Seine Werke erschienen zu Gießen 1780 und bestehen aus Liedern, Episteln, Satiren, Fabeln und Operetten. Unter den letzten ist Amors Guckkasten (1772) die munterste und voll Wielandischer Lüsternheit.

Komus kommt mit dem Guckkasten.

He, Raritäten,
Lieblich zu schauen!
Püppchen und Puppen,
Herren und Frauen!
Männer und Jüngferchen,
Wittwer und Weiber,
Götter und Götterchen,
Täubchen und Täuber.
Ha, heisa, trallera!

Am Schluß gucken alle in den Kasten, um zuzusehen, was der Stier-Jupiter mit Europa thut.

In dem Gedicht „Pleodie" ironisirt Michaelis sich selbst, indem er gesteht, welch ungeheurer Unterschied zwischen der poetischen Schäferwelt und dem gemeinen deutschen Bauer sey.

Auch Johann Peter Uz, Landrichter in Anspach († 1796), ging in seiner Manier von Gleim zu Wieland über, dem er in leichter Frivolität sehr nahe kommt.

Chloe kokettirt gar artig mit ihm. Im Traume sieht er, wie seine Schöne zum Bade geht. Im „Morgen" beschreibt er den Schlummer einer reizenden jungen Frau. „Silen und Syrinx" sind mit faunischer Lust ersonnen. Im „Traum" sieht er eine Schöne zum Bade gehen und jammert, als er schon aufwacht, ehe sie mit dem Auskleiden fertig ist.

Zu Hagedorn und Gleim gesellt sich der Hamburger Joh. Arnold Ebert, dessen Gedichte (1789) theils von der Phyllis singen, deren Namen er in Rinden schneidet, während er seine Schafe weidet, oder an die er „im Schooße der sichern Lust von Bachus wohl versorgt" mit dem Becher in der Hand denkt, theils Episteln an Freunde und Gönner sind, alles schwache anakreontische und horazische Affectationen.

Der Berliner Geheimerath von Göckingk gab 1772 „Lieder zweier Liebenden" heraus,

die von ihm selbst unter dem Namen Amarant und seiner nachherigen Gattin unter dem Namen Nantchen handeln und voll Naturwahrheit wirkliche

Ereigniſſe, heimliche Begegnungen, Scherze, Klagen, kleine Eiferſüchteleien ꝛc. auf reizende Weiſe ſchildern.

Weniger ſpricht Göckingk in ſeinen poetiſchen Epiſteln an; dagegen ſind ſeine „proſaiſchen Schriften“ zwar nur Jugendverſuche, doch voll guter Laune, namentlich die Briefe der Thiere, des Reitpferds, Schooßhunds ꝛc., die Geſchichte eines Seelenwanderers und die Bürgermeiſterswahl.

An Gleim reiht ſich Clamer Schmidt in Halberſtadt. Seine erſten Gedichte (1769) ſind in Gleims heiterer und leichter Manier, dann ergab er ſich chriſtlicher und patriotiſcher Schwärmerei, um plötzlich wieder ins andere Extrem der Frivolität zu fallen (Erzählungen von aktäontiſchen Nachkommen, 1784). Später huldigte er einer mäßigen Aufklärerei bei ſtets heiterer Laune, durch die ſein ſanfter Freund Tiedge ſich öfter von der Schwermuth heilen ließ (neue Briefe 1790 S. 143). Man macht ſich einen Begriff von dieſem Freundeskreiſe, wenn man lieſt, wie Schmidt eine Confirmandin mit „Jüngerin des Sokrates der Chriſten“ anfingt, und wie er Eliſe von der Recke mit einem ganzen Gefolge von Poeten beſchreibt. In „Tellus und Urania“ 1795 faßt er die Erde und den Himmel als durch die „Grazie der Humanität“ innig verbunden auf.

In dieſem Werkchen gibt er einige lebendige Schilderungen vom Luſtſchloß Hohenheim, wie es noch unter Herzog Karl blühte, von dem Kronenſturm in Genf, wo 1794 alle Kronen von den Wirthshäuſern abgebrochen wurden, von der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes. Am merkwürdigſten aber iſt hier S. 249 ſein Gedicht von dem Automaten, welches ein Stuttgarter Mechaniker Enslin in Verbindung mit einer Geiſtererſcheinung ſehen ließ. Das iſt ein vortreffliches Sinnbild der deutſchen Poeſie, in welcher hier geiſtloſer Mechanismus fortdichtet, dort der Geiſt vergebens einen Leib ſucht.

Johann Georg Jacobi von Düſſeldorf, Bruder des Philoſophen Friedrich Heinrich, Gleims beſter Freund und gleich ihm Canonicus in Halberſtadt, gab das beliebte Damentaſchenbuch Iris heraus (Düſſeldorf 1774—76. Zürich 1803—11), an dem viele Dichter mitarbeiteten. Seine eigenen Gedichte erſchienen 1773. Noch ganz in der Gleim'ſchen und Wieland'ſchen Schule tändelnder Grazien und Amoretten befangen, tendirt Jacobi doch ſchon in die duftige Mondſcheinſentimentalität hinein, in welcher ſpäter Matthiſon und Tiedge ſich gefielen. Die feſten Nymphen und Faune, die noch derb umarmen konnten, zerfließen bei Jacobi nach und nach in bloße Frescobilder, endlich ganz in Dunſt und huſchen nur noch elfenartig umher.

Schon als Jüngling, als er sich Gleim und dessen Manier hingab, erschien ihm dessen Sinnlichkeit vergeistigt; er sah in allen seinen üppigen Nymphen nur Musen, in den Silenen nur den Sokrates. Er läßt sich gar in mehreren Liedern die Amorn in ganzen Schaaren nachlaufen, aber es sind nicht mehr Eroten, es sind nur noch Schmetterlinge. Wenn er wirklich üppige Reize oder Empfindungen ausmalt, so spürt man immer etwas Kühles, Gemachtes dabei, z. B. Venus im Bade, die Vestale, deren Feuer erlischt, an Belindens Bette. — Ein Gemisch von Prosa und Versen ist „Nachtgedanken" überschrieben, worin aber keine ernste Betrachtung, keine melancholische Stimmung hindurchgeht, sondern allerlei Anliegen an Gleim, an Belinden, Andenken an eine schöne Nonne, ein Abschied an Amor, ein Brief an eine Gräfin über die Philosophie der Grazien ꝛc. zusammengeworfen sind. Eben so willkührlich ist allerlei in die „Winterreise" verpackt. Bei einem mit Schnee bedeckten Acker malt sich der Dichter die fröhliche Ernte aus. Unterwegs trifft er im Regen einen Reiter, der ihm ein Manuscript in Versen hinterläßt, das er eben so gut anderswo, als auf einer Winterreise hätte bekommen können, und das nur philosophische Rhapsodien enthält. Eine Ueberschwemmung veranlaßt den Dichter zu einem poetischen Gebet an den Fluß, derselbe möge ihn doch passiren lassen, damit er zu seinem Bruder kommen könne, und nun wird das Lob dieses Bruders gesungen. Der Dichter besucht ein Mönchskloster und wird, so fremd ihm auch das katholische Wesen ist, von dem stillen Klosterfrieden tief gerührt. Weniger heilig sind seine Gefühle während der „Sommerreise" in einem Nonnenkloster, wo ihn der Anblick einer außerordentlich schönen Nonne überrascht. Auf dieser Sommerreise stellt er Betrachtungen über eine vom Kriege zurückgelassene Brandstätte, ferner über ein verführtes Mädchen an, die er sentimental in Schutz nimmt. — Die Neigung des Dichters zum geisterhaft Schwebenden spricht sich am deutlichsten aus in seinem Singspiel „Elysium". Die spielenden und singenden Personen sind hier lauter „Schatten im Elysium", die ihres Wiedersehens Wonne feiern. — Von abschreckender Kühle ist das längere Prosagedicht „Charmides und Theone, oder die sittlichen Grazien". Ein Bildhauer, der statt der irdischen Venus nur die himmlische formt, beschließt zugleich mit seiner weisen Gattin Theone ein Erziehungsinstitut für schöne Mädchen zu gründen, welche nach demselben Ideal, nach dem seine marmornen Venusbilder geformt sind, im lebendigen Fleische zugeschult werden und „Priesterinnen der himmlischen Venus" heißen. Zu solchem empfindsamen Unsinn mußte man aber gelangen, wenn man es einmal unternahm, die schöne Sinnlichkeit der Hellenen auf norddeutsch protestantische Manier zu vergeistigen und ins Moralische zu übersetzen. Am ärgsten ist Jacobi's Gedicht „an Elisen", worin antike Eroten und Grazien mit christlichen Engeln und Tugenden gemeinschaftlich das neugeborene Mädchen empfangen.

6.

Höchste Blüthe des französischen Geschmacks.

Die Renaissance weckte alle heidnische Sympathien wieder auf, ihre Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber wurden daher Todfeinde des Christenthums. Der Despotismus der französischen Könige bediente sich dieser neuen Geistesrichtung, um den Papst zu demüthigen, den Staat immer höher über die Kirche zu stellen. Nachdem König, Hof und Adel, selbst der höhere Klerus von der Sittenstrenge abgewichen, wurde allgemeine Lüderlichkeit und Sinnengenuß die Losung und lag das ganze gebildete Frankreich auf den Knieen vor der aus ihrem Berge wieder ans Licht gezogenen Frau Venus. Ihr Cultus wurde gerade bei den geistreichsten französischen Dichtern von nun an Hauptsache. Negativ wirken sie gegen alles Heilige, spotten über jede Autorität, himmlische und irdische, positiv aber beten sie nichts an und lieben sie nichts, als die Wollust. So Voltaire, Lafontaine, Diderot, Crebillon, Cazotte, Parny, Beaumarchais ꝛc.

In diesen erotischen Taumel wurde nun auch die deutsche Dichtung hineingezogen. Eine Herabwürdigung des deutschen Nationalcharakters. Der kräftige Deutsche hat eine derbsinnliche Seite und einen frischen freien Humor, er läßt daher gern der Natur ihr Recht, aber er ist zu gemüthreich, edel und ernst, um der Wollust den ersten Rang einzuräumen und im Raffinement derselben seinen Geist zu erschöpfen. Deswegen konnte der bezeichnete französische Geschmack nur die Gebildeten und auch nur auf eine Zeit lang in Anspruch nehmen.

Keiner unserer Dichter ging in diese Geschmacksrichtung so tief ein und erreichte, ja übertraf die Franzosen so sehr in der Grazie des Wollüstigen, wie Christoph Martin Wieland, geb. 1733 zu Biberach, Sohn eines evangel. Predigers. Schon sehr frühe durch poetisches Talent ausgezeichnet und deshalb von Hagedorn und Bodmer geschätzt, schrieb er Anfangs nur fromme und moralische Gedichte, aber auch schon in ihnen versteckt sich kaum die sinnliche Lüsternheit.

In dieser ersten Periode schrieb er: die Natur oder die vollkommenste Welt, ein Lehrgedicht vom Jahr 1751 in ungemein fließenden und wohl-

klingenden Alexandrinern, worin er beweisen will, daß die gegenwärtige Welt die vollkommenste sey. Indem er die biblische Ansicht gegen Pantheismus und Materialismus vertritt und eine sogar moralische Miene annimmt, kann er doch den Kitzel nicht unterdrücken, sich auch die reine Geisterwelt als getrennt in zwei Geschlechter zu denken und am Schluß des 4. Buchs eine äußerst warme und zärtliche Schilderung des weiblichen Geschlechts zu entwerfen. Der Dichter zählte damals erst 18 Jahre. Aus dem folgenden Jahre sind seine moralischen Briefe, worin er die Seelenruhe, die durch Sittlichkeit errungen werde, als das Höchste bezeichnet, Daran schloß sich ein Anti-Ovid, worin er die platonische Liebe gegen die sinnliche vertheidigte. — In den Erzählungen (auch noch von 1752) in ungereimten Jamben gab er kleine rührende Liebesgeschichten, z. B.:

Zemin wird fern von jedem weiblichen, Gülhindy fern von jedem männlichen Wesen erzogen. Als sie herangereift, werden sie sich beide zum erstenmal entgegengeführt, staunend über ihre fremdartige Schönheit, und in Liebe einander in die Arme sinkend.

Selim, der Blinde, erhält erst in Selimas Armen das Gesicht wieder und seine Geliebte ist das erste Wesen, was er erblickt.

Die Briefe von Verstorbenen (1752) enthalten zarte Poesien, Idyllen aus dem Himmel.

Alexis, der auf Erden blind war, schildert, wie erst im Himmel sein Auge sich geöffnet und welche Wonne er genossen habe. — Charikles versichert von der Sonne herab, die er jetzt bewohnt, seiner noch lebenden Geliebten, daß er sie fortdauernd liebe und sie in der schönen Sonne wiederzusehen hoffe. — Der Dichter schildert eine himmlische Welt, in der es nur Töne und Düfte gibt, etwas überzart. — Gestorbene mahnen und trösten ihre Geliebten und Freunde auf mannigfache Art.

Im nächsten Jahr (1753) schrieb Wieland einen „geprüften Abraham" in Hexametern, eine Studie nach Klopstocks Messias, 1754 „Sympathien", worin er noch schwärmerischer als je vorher Unschuld der Seele und christlichen Wandel predigt, als ob ihm nichts in der Welt so abscheulich vorkäme, wie Sinnenlust. Gleichen Ton hielten noch die „Empfindungen eines Christen" von 1755.

Auf einmal verläßt Wieland dieses ätherische Gebiet und wird heroisch; 1757 versuchte er sich in einem Epos „Cyrus", ließ es jedoch unvollendet

und machte einen zweiten raſchen Verſuch im Drama, der ihm gleichfalls mißglückte. Sein Schauſpiel „Araſpes und Panthea" von 1758 zeigt bereits wieder den Durchbruch der Sinnlichkeit. Hier zum erſtenmal bekennt Wieland, des Menſchen Herz oder vielmehr Fleiſch ſey ſchwach und man brauche ſich deſſen nicht zu ſchämen.

Araſpes, der den Cyrus warnt, ſich nicht durch die ſchöne Panthea verführen zu laſſen, wird mit ihrer Hut beauftragt und verliebt ſich nun ſelbſt in ſie. Cyrus aber verzeiht ihm, denn alle Menſchen ſeyen ſchwach.

Im „Theages" 1760 muß dieſer gegen die Pruderie plaidiren und die Rechte des Herzens vertheidigen. Viel unbedeutender ſind die Schauſpiele „Johanna Gray" (1760) und „Clementina von Porreta". Wieland kehrte hier zu der frühern ſentimentalen Schwärmerei zurück. Johanna Gray iſt ein langweiliger Tugendſpiegel, noch langweiliger Clementina, das Vorbild aller ſpätern „Entſagenden".

Sie entſagt dem tugendhaften Grandiſon, blos weil ihre Eltern ſie einmal dem Kloſter beſtimmt haben. Nicht einmal aus einem katholiſchen Pflichtgefühl, ſondern aus reiner Empfindſamkeit.

Da dieſe Stücke kein Glück machten, begann Wieland, gleichſam zu ſeiner eigenen Beſſerung, die deutſche Ueberſetzung des Shakeſpeare und faßte beinahe gleichzeitig den Entſchluß, fortan ſeiner wahren, eigentlichen, d. h. ſehr ſinnlichen Natur zu folgen. In ſeinen komiſchen Erzählungen (1762) warf er den Mantel der Moralität, der ihn bisher eingeengt, weit von ſich weg und ſtand plötzlich in kecker Nacktheit wie ein Faun da. Dieſe merkwürdige Veränderung wird insgemein dem Einfluß des Grafen Stadion zugeſchrieben, in deſſen Schloß zu Warthauſen bei Biberach Wieland damals gaſtlich eingeführt wurde. Der Graf beſaß die feinſte franzöſiſche Modebildung jener Zeit, und Wieland fand auch in Sophie von la Roche die entſprechende geiſtreiche Freundin. Allein dieſe Einflüſſe hätten Wieland nicht zu dem gemacht, was er von nun an wurde, wenn er nicht zugleich aus dem Mißlingen ſeiner früheren Verſuche das Bedenkliche der Unnatur genugſam erkannt hätte und durch Shakeſpeare ermuntert worden wäre, der Natur unter allen Umſtänden ihr Recht zu gewähren.

Seine eigene Natur war nun freilich eine dionyſiſch-erotiſche. Jetzt erſt überließ er ſich ihr ganz, und ſeine komiſchen Erzählungen über-

sprudeln von Behagen, wie sie denn auch formell an Anmuth mit Gellerts berühmten Fabeln wetteifern.

1) Das Urtheil des Paris. Die bekannte Mythe, aber mit moderner Ironie behandelt. Am frivolsten ist das Sträuben der Pallas geschildert, sich nackt von Paris in Augenschein nehmen zu lassen.

2) Endymion, die bekannte Mythe von der Luna, die zum schlafenden Jäger hinabsteigt. Sehr unziemlich und ganz gegen den Charakter der Mythe ist der Schluß. Diana, von dem Schläfer in ihren Begierden nicht befriedigt, nimmt die Huldigungen eines Satyrs an.

3) Juno und Ganymed. Aus Eifersucht gegen Jupiter, dem der schöne Ganymed zu gut gefällt, spinnt Juno mit diesem letztern selbst eine Liebschaft an und meint, er passe doch besser zu ihr, als zum Jupiter.

4) Aurora und Kephalus. Kephalus wird von der göttlichen Aurora geliebt und seine eifersüchtige Gattin Prokris dadurch beschämt, daß Kephalus sich unter der Maske des Seladon zu ihr schleicht, ihre höchste Gunst gewinnt und sich dann erst als ihr Mann zu erkennen gibt.

Einen unverhältnißmäßigen Ruhm erlangte Wielands frivole Nadine.

Die Schöne, auf deren Stirne sich ein kleiner Scherz setzt. Amynt, ihr eifersüchtiger Liebhaber, will ihn fangen, er entschlüpft in das Grübchen ihrer Wangen, zwischen ihre Lippen, unter ihr Halstuch und, überall verfolgt, immer weiter, bis er gefangen wird.

Zu einem feineren Maaß kehrte Wieland in dem Gedicht „Musarion oder die Philosophie der Grazien" zurück (1768):

Der Philosoph Phanias sieht sich gekränkt durch die schöne Musarion, die er liebt, die ihm aber um eines hübschen dummen Jungen willen untreu wird. Er geht in die Einsamkeit und lebt als Cyniker mit zwei andern Philosophen. Da kommt Musarion ihm mit einer reizenden Koketterie nachgeschlichen, bezaubert ihn aufs neue und ladet sich ohne Umstände in seine Hütte ein. Als sie daselbst ankommen, liegen sich die beiden andern Philosophen zu Phanias nicht geringer Beschämung in den Haaren. Eine schöne Dienerin Musarions bringt Speisen und Wein und sticht den Cynikern so in die Augen, daß sie den Anstand vergessen und endlich total betrunken hinfallen. Nachdem Musarion auf diese Art den Phanias auf das Unpassende seines Umgangs aufmerksam gemacht hat, führt sie ihn an der Hand der Grazie zu seinem bessern Selbst zurück, gewährt ihm aber ihre Liebe nicht eher, bis sie ihn ganz geheilt weiß.

Zwei Jahre später gab Wieland die „Grazien" heraus, in Prosa mit untermischten Versen, in reizender Sprache.

Die drei Grazien finden den kleinen Amor schlafend, werden unwiderstehlich

durch seinen Anblick angezogen, haben aber so viel Schlimmes von Amor gehört, daß sie, aus Furcht, das schlafende Kind sey Amor, davonfliehen wollen. Aber Amor erwacht und bittet sie, zurückzukehren und schmeichelt so süß, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm mit Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich, in einem Korbe voll Blumen, ihrer Mutter oder Amme bringen, der alten Schäferin Lycänion; aber als diese sie vor dem Knaben warnt, hat dieser schon seine Macht über die Alte selbst ausgeübt und sie — verjüngt nun ihre alten Liebhaber gleichfalls. Dann bezaubert er die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergibt, und schwebt dabei mit den Grazien zum Himmel empor, den Hirtinnen und Hirten Arkadiens die Versicherung hinterlassend, Amor und die Grazien würden dennoch immer unter ihnen bleiben. Im Olymp selbst haben sie noch viel zu thun, um gewisse Wildheiten der Götter zu bezähmen. Dann üben die Grazien ihren Einfluß auf die hellenische Bildung von Perikles bis Alexander, und insonderheit wird ein heimlich von der Grazie Thalia mit einem Faun gezeugtes reizendes Mittelding von Faun und Amor der Genius der sokratischen Philosophie; während eine andere Grazie Pasithea dem Schlafe die Träume gebiert. Zum Schluß noch eine Badetoilette der Psyche unter den Händen der Grazien.

Im „Combabus" bearbeitete Wieland sodann (1771) eine Erzählung des Lucian mit aller möglichen satiresken Ironie.

Combabus, ein Syrer, mußte die schöne syrische Königin Stratonika auf einer Reise begleiten, schnitt sich aber vorher die Mannheit ab und gab sie dem König in einem Kästchen in Verwahrung, ohne daß dieser wußte, was es sey. Unterwegs verliebte sich die Königin in ihn, wie Potiphars Weib und klagte ihn hernach an, er habe sie verführen wollen. Der König wollte ihn hinrichten lassen, fand aber seine volle Rechtfertigung im — Kästchen. Wieland hat dem Combab noch ganz besonders edle und tugendhafte Motive untergelegt, nicht die Furcht vor dem Tode.

Das Ideal, was dem Dichter schon im Musarion vorgeschwebt, bildet sich in seinen verliebten Träumen immer reizender aus. Der früher Moral und Mäßigung gepredigt, verkündet jetzt die Lehre, der Mensch habe ein Recht, ja gewissermaßen die Pflicht, sein Leben zu genießen, den höchsten Genuß aber gewähre der vertraute Umgang mit einer Lais, einem Weibe, die mit dem üppigsten Körperreiz einen hochgebildeten Geist verbinde. So entstand 1766 Wielands berühmter Prosaroman „Agathon".

Agathon, der aus Platos Protagoras bekannte durch seine körperliche Schönheit ausgezeichnete Dichter, geräth unter eine Schaar die Bacchanalien feiernder Weiber, die, von seiner Schönheit bezaubert, ihn verfolgen und ihm

mit dem Schicksal des Orpheus drohen. Da plötzlich landen Seeräuber und entführen den schönen Jüngling sammt seinen Verfolgerinnen. Unterwegs findet er seine Jugendgeliebte, Psyche, wieder, aber nur, um wieder von ihr getrennt zu werden. Er wird in Smyrna an den reichen Sophisten Hippias als Sklave verkauft. Dieser üppige Epicuräer ärgert sich, daß der schöne Agathon tugendhaft ist und für sittliche Ideale schwärmt und veranlaßt eine Schülerin der Aspasia, die früher von Alcibiades geliebte, eben so geist- und seelenvolle als körperlich reizende Danae, ihn kennen zu lernen, in der Ueberzeugung, ihre Liebe werde bald seine Tugend zu Falle bringen. Dies geschieht denn auch. Er wird Psychen ungetreu und schwelgt in den Armen der schönsten Sterblichen. Nun aber tritt der satyreske Hippias wieder auf und verhöhnt ihn, Danae, an deren Seelenschönheit er glaube, sey eine gemeine Hetäre und er selbst, Hippias, habe sie zur Buhlerin gehabt. Er flieht. Wir erfahren nun auch etwas von seiner Jugend. Er lernte die schöne Psyche dienend bei einer Oberpriesterin kennen. In der Nacht, in der er in Psychens Arme zu sinken glaubte, umarmte er unwissend die Oberpriesterin und riß sich wüthend von ihr los, aber nun verlor er auch Psychen. — Nach seiner Entfernung von Smyrna lebt Agathon zu Athen, mischt sich in die Staatssachen, wird aber bald verbannt, weil der tugendhafte Idealist überall die Dummheit und Schlechtigkeit sich zu unversöhnlichen Feinden macht. Er kommt nach Syrakus und wird Günstling des Tyrannen Dionysius. Aber Kleoniſſa, deren Liebe er verschmäht, wird des Tyrannen Buhlerin. Der edle Dion, zu dem Agathon sich hält, will den Tyrannen stürzen. Es mißlingt. Agathon aber wird von dem edeln Archytas nach Tarent gerettet. Hier findet er seine Psyche wieder, erkennt aber in ihr — seine Schwester. Beide sind Kinder des Archytas. Nun findet auch Danae sich wieder ein. Wir erfahren ihre Jugendgeschichte. Als Tänzerin erzogen wurde sie Schülerin der Aspasia, Geliebte des Alcibiades, endlich Sklavin des Perserkönigs Cyrus, nach dessen Niederlage sie aber wieder frei wurde. Ihre gänzliche Bekehrung vom Realismus zum Idealismus und von der Sinnlichkeit zur Sittlichkeit bewährt sie dadurch, daß sie ihr Leben künftig mit Agathon zubringt, aber nicht in Liebe, sondern lediglich in Freundschaft.

Es ist schon von Andern mit Recht bemerkt worden, daß Wieland die Moral am Schluß nur als Keuschheitsmäntelchen braucht. In seinem „Diogenes" von 1770 führt er die Philosophie der Sinnlichkeit wieder in anderer Weise aus.

Diogenes vertheidigt seinen Cynismus mit viel Geist. Zuerst rechtfertigt er seine Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit damit, daß Andere eben zu viel bedürfen; seine derbe Sprache mit der Heuchelei und dem falschen Pathos Anderer. Daß er auf seine Toilette so gar nichts verwende, will er für keinen Fehler angesehen wissen, er habe immer noch Eigenschaften, die den Frauen-

zimmern schätzbar seyen, und darauf allein käme es ja an, wenn man sich dem Geschmacksurtheil der Damen aussetze. Er erzählt uns auch von seiner geliebten Glycerion, einem unschuldigen Naturkinde, der Tochter der berühmten Lais, die ihm frühe gestorben sey, und von seinem Umgang mit der Kokette Lysistrata, die er auf den Punkt gebracht habe, wo ihre scheinheilige Tugend in grobe Sinnlichkeit überging, worauf er sie unbefriedigt verlassen habe, um sie zu bestrafen.

Angehängt ist „die Republik des Diogenes". Nachdem er alle Unnatur der menschlichen Gesellschaft bisher negirt hat, will er auch etwas Positives geben und schlägt eine Regeneration der Menschheit vor durch eine Musterrepublik welche fern von der verdorbnen Welt durch eine Schaar vollkommen gesunder und unschuldiger Naturkinder gegründet werden soll. Hunderttausend der kernigsten und schönsten Mädchen sollen in verschiedenen Ländern insbesondere in den Gebirgen, wohin die Corruption noch nicht gedrungen, auserlesen und mit hunderttausend eben so beschaffenen Jünglingen vermählt werden. Dann wird ihnen in ihrer Colonie Feldbau, Fischerei und Jagd angewiesen, sonst nichts. Eine Staatsverfassung sollen sie nicht haben, nur Sitten. Was die Religion betrifft, so heißt es, sie sollten eine haben, aber eine ganz andere, als man bisher gehabt. Welche? wird nicht gesagt. Hier bricht das Buch ab.

In der „geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" (1791) schildert Wieland einen andern Cyniker.

Kaum herangewachsen wird Proteus von einer verheiratheten Frau, der üppigen Kallippe, verführt, aber in der Schäferstunde überrascht und entkommt mit Noth dem „Rettich" (im Hintern, Strafe des Ehebruchs). Er kommt nach Halikarnaß, wo er viel von dem heiligen Hain der Venus Urania hört, wo die schöne Theoklea, eine Tochter des großen Apollonius von Tyana geheimnißvollen Gottesdienst feiert. Er macht die Bekanntschaft dieser Priesterin und sie erlaubt ihm, den heiligen Hain zu besuchen, in welchem er eine Venusstatue von himmlischer Schönheit entdeckt. Als er dieselbe zum zweitenmal sieht, lebt sie und bewegt sich und blickt ihn huldvoll an. Da bemächtigt sich seiner das süßschreckliche Bewußtseyn, von einer Göttin geliebt zu seyn und in dieser Schwärmerei verharrt er, als sie sich wirklich in der vollen Lebenswärme des schönsten Weibes in seine Arme wirft. Ein andermal erblickt er sie als Anadyomene oder badende Venus im Wasser. Aber endlich schwindet die Täuschung. Er erkennt in der Göttin eine überaus reiche und üppige Römerin, Mamilla Quintilla, die mit der schlauen Theoklea im Bunde hier schöne junge Männer genießt. Wenn sie den Einen durch den Zauber ihrer Schönheit geblendet hat und seiner satt ist, so löst sie sich von ihm ab und überläßt ihn dem nicht minder verführerischen Trost der geistvollen Theoklea, während sie selbst schon wieder einen Andern in ihrem Netze fängt. Als es nun dahin gediehen ist, daß Proteus sich mit Theoklea verbinden soll, zu welchem Behuf er

als Bacchus, sie als Ariadne im heiteren Satyrspiel auftreten, substituirt sich Mamilla in der Dämmerung ihrer Freundin und als sie eben in seinen Armen liegt, kommt Ariadne mit dem ganzen Gefolge und Proteus wird schrecklich beschämt.

Er flieht, lernt das Christenthum bei einer frommen Gemeinde von Johannisschülern kennen, fällt aber wieder in die Schlinge des Gnostikers Kerinthus. Kerinthus hat einen geheimen Bund gestiftet, dessen Zweck die Ausrottung jedes Aberglaubens, jeder Priesterherrschaft und jedes Despotismus ist. Als Aushängeschild braucht er aber gnostische Mystik und Zauberwesen. Als der verbotenen geheimen Gesellschaft Mitgenosse wird Proteus eingekerkert; da tritt eine Dame mit Erfrischungen zu ihm herein. Es ist Theoklea, die als Schwester des Kerinthus hier wieder mystischen Betrug übt. Die Einsamkeit des Kerkers und das plötzliche Wiedersehen ihrer verführerischen Person bewirkt, daß er, sobald er sie erkannt, zum Satyr wird und sie gegen ihren Willen überfällt, um die Ariadne nun wirklich als Bacchus zu besitzen, um die man ihn früher getäuscht hatte. Sie thut sehr böse, verzeiht aber. Er wird frei, flieht das Netz, in dem er abermals gefangen gewesen und sucht die Johannisschüler wieder auf, um in ihrem idyllischen Glück Befriedigung zu finden. Allein er findet sie nicht. Er erkennt ihren frommen Glauben für Selbsttäuschung, die ganze christliche Wahrheit für eine Fabel und — wird Cyniker. Als solcher kommt er nach Rom, erregt die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Prinzessin Faustina, die es übernimmt, seinen zur Schau getragenen cynischen Weiberhaß zu beschämen. Nachdem sie ihn durch den Anblick ihrer im Schlummer entblößten Schönheit verführt hat, bewilligt sie ihm eine Schäferstunde, schiebt ihm aber im Dunkeln eine Andere unter und überrascht ihn in ihren Armen. Voll Verdruß entflieht er, das Leben dünkt ihm nicht mehr der Mühe werth und, um wenigstens rühmlich zu enden, verbrennt er sich.

Ein schlechter Roman, ohne tiefere Anlage, voll Wiederholungen und in seiner Schwärmerei wie in den grobsinnlichen Scenen gleich wüst. — Nicht besser ist der Roman „Agathodämon" von 1798.

Hegesias hört dumme Bauern vom diktäischen Gebirge von dämonischen Erscheinungen eines göttlichen Greises, einer schönen Nymphe ꝛc. reden, ist sogleich überzeugt, daß es nur wirkliche Menschen seyn können und sucht die Unbekannten auf. In dem mehr als neunzigjährigen Greise, den er findet, erkennen wir, obgleich er sich Agathodämon nennt, alsbald den berühmten Apollonius von Tyana, der hier seine alten Tage in glücklicher Einsamkeit mit seiner Familie verlebt. Während bekanntlich Apollonius im Alterthum als ein göttliches Wesen galt, Wunder that und als Nebenbuhler Jesu auftrat, läßt ihn hier Wieland selbst bekennen, er sey nichts als ein Charlatan gewesen, der mit den Menschen zu ihrem eignen Besten sein Spiel getrieben habe, mundus vult decipi, ergo decipiatur. Wieland legt es nun darauf an, alle vom

Apollonius erzählten Wundergeschichten auf natürliche Weise zu erklären (wie in neuerer Zeit durch den Rationalismus die Wunder Jesu). Seine Todtenauferweckung läuft darauf hinaus, daß er ein scheintodtes Frauenzimmer wieder auferweckt. Sein berühmtes Hochzeitswunder, wie er nämlich eine Braut am Hochzeitstage als Empusa entlarvt und zum Verschwinden nöthigt, läuft darauf hinaus, daß er entdeckt, die Braut sey eine berüchtigte Buhlerin, die sich sofort mit ihren Schätzen auf und davonmacht. Daß er im Augenblick, in welchem Kaiser Domitian ermordet wurde, weit davon entfernt, dessen Tod verkündete, wird aus seiner Mitwissenschaft um die Verschwörung erklärt. Auf diese triviale Weise werden alle poetischen Wunder des Apollonius aufgelöst. Auch eine Liebesbezauberung wird als Betrug entlarvt, deßgleichen Hexerei und Feldbezauberung. Das Gleichniß vom Weinberg, in dem ein Schatz gesucht und nicht gefunden, der aber durch das Umgraben desto fruchtbarer wird und durch seinen reichen Ertrag den Schatz ersetzt, wendet Apollonius hier praktisch an, indem er die dummen Bauern überredet, in ihren Feldern das mystische Ei auszugraben. Kurz, das System des Apollonius, womit auch Hegesias übereinstimmt, ist: die Menschen sind zu dumm und schwach, als daß man sie nicht, um sie zu leiten, beim Glauben, der immer nur Aberglaube ist, fassen müßte.

Schließlich kommen sie auf das Christenthum zu sprechen, das damals eben im Beginne war. Apollonius hegt große Verehrung vor Christus und weissagt seiner Lehre auch eine weite Verbreitung. Im Zweck sey er mit ihm einig, nur im Mittel unterscheide er sich von Christus. Während er, Apollonius, nämlich die Leute zu ihrem Besten glauben mache, ohne selbst zu glauben, habe Christus den Vortheil, selbst an das zu glauben, was er glauben mache. Die Wunder Christi werden übrigens ganz so natürlich erklärt, wie die des Apollonius. Die Auferstehung z. B. daraus, daß Christus am Kreuz nur ohnmächtig und scheintodt geworden sey. Zuletzt sieht Apollonius vorher, wie die Macht des Wahns in der christlichen Kirche die Menschheit überwältigen werde, jedoch nicht auf immer. — Gewiß eine der geistlosesten Schriften Wielands im Nicolaitischen Sinn. Man hätte ihm doch mehr Geschmack zutrauen sollen, als dem Nicolai. Die Frage, was denn der weise Apollonius Besseres weiß, als Christus, drängt sich dem Hegesias, wie dem Leser auf. Apollonius gibt darauf den Bescheid, der Gott, den er nicht glaube, sondern nur ahne, sey „das Geheimniß der Natur", oder noch etwas deutlicher „der allgemeine Genius der Natur". Welche Plattitude!

Den spätesten Roman dieser Gattung, den „Aristipp", gab Wieland erst 1800 heraus. In ihm concentriren sich gewissermaßen die früheren. Sein weibliches Ideal ist hier leibhaftig die Lais.

Um den Philosophen Aristipp gruppiren sich Philosophen, Künstler und andere bedeutende Persönlichkeiten, wodurch wir bald in die Hallen der griechischen

Philosophen und in den Kerker des Sokrates, bald in die Ateliers der bedeutendsten Künstler, bald in die politischen Sphären der Zeit eingeführt werden; aber der eigentliche Mittelpunkt des Romans ist die berühmte Hetäre Lais. Aristipp ist gleichsam nur der Administrant am Altare dieser Göttin. Wieland sieht in ihr das Ideal des Weibes schlechthin, vollkommen umgreifend alle Höhen und Tiefen, Stärken und Schwächen des Weibes, aber in einer Concentrirung, in welcher die Natur zum Ideal werden muß. Man muß zugeben, daß in dem verdorbenen Zeitalter Ludwigs XV. und der Revolution, in welchem Wieland dichtete, das weibliche Ideal der gebildeten und sittenfreien Welt nichts anders als eine galante Dame gewesen ist, und daß unter allen von französischen, italienischen und deutschen Dichtern geschilderten Frauen, die dieses Ideal darzustellen strebten, Wielands Lais ohne Zweifel die gelungenste Schöpfung ist. — Aristipp kommt nach Korinth und erblickt zufällig im Bade die ihm noch unbekannte Lais. Sie ergötzt sich an seiner Verlegenheit und bleibt unbefangen, ohne ihm den Anblick ihrer göttlichen Reize zu entziehen. Er geht nach Athen und berichtet in seinen Briefen über die politischen Schöpfungen des Perikles und über die Philosophie des Sokrates, dessen Vorlesungen er hört, über Aristophanes, über die bildende Kunst ꝛc. Einmal führt ihn ein Freund zu der berühmten Lais, die eben auf einer Villa in der Nähe angekommen ist, und entzückt erkennt er in ihr die badende Venus von Korinth wieder. Er wird mit ihr bekannt und bis auf einen gewissen Grad vertraut. Er darf nämlich die Schöne geistig unterhalten, die körperliche Unterhaltung ist ihm dagegen versagt. Aus den Umarmungen reicher Schwelger oder begünstigter Adoniſſe zieht sie sich gern in einen engen Kreis geistreicher Liebhaber zurück, um hier eben so viel geistig zu genießen, wie dort leiblich, und sich hier geistig zu bereichern, wie dort materiell. Aristipp findet, daß das Leben einer solchen Hetäre ein weit glücklicheres und der höhern Bestimmung des Menschen angemesseneres sey, als das ehrbarer Matronen, deren Tugend sich in ein geistloses Einerlei auflöst. Unter den Anbetern der Lais befindet sich auch der berühmte Bildhauer Skopas, dem sie das Ideal plastischer Schönheit und Modell der Venus ist. Indem sich ihr Charakter immer mehr vor uns entfaltet, befürchten wir, sie müsse gemüthlos seyn, denn sie erklärt, die Männer im Allgemeinen als eine feindliche Parthei behandeln zu müssen; Zärtlichkeit im gemeinen Sinn sey ihr von der Natur versagt, die femme libre stecke ihr in allen Adern. Allein Sokrates selbst ist es, der ihr eine höhere Stellung anweist, indem er in ihr nicht blos, wie Skopas, das Ideal der körperlichen Schönheit, sondern auch den Inbegriff aller Grazien findet. Ob nun dieses schöne und anmuthvolle Wesen nach unseren Begriffen liebt oder nicht, darauf komme es nicht an; es sey genug, daß es sich gebe, daß jeder, der Gefühl für so himmlischen Reiz hat, ihn an ihr bewundern und genießen könne. Aristipp reist nach Syrakus und wechselt von dort aus Briefe, meist politischen Inhalts, das Königthum betreffend. Dann Tod des Sokrates. Betrachtung über Plato,

von dem Ariſtipp ſagt, er hätte ein Dichter und kein Philoſoph werden ſollen. Eine Scene aus dem Atelier des Parhaſius, der ein Bild der Leda derjenigen Schönen ſchenken will, die ihn den Schwan ſeyn läßt. Lais merkwürdige Aeußerungen über Unſterblichkeit. Sie ſagt, ſie ſey eine ſo große Freundin vom Leben, daß ſie gern glaube, ſie werde immer leben. Sie ſtellt ſich das ſo vor, als ob ſie künftig als ein geflügelter Kopf fortleben werde, frei von dem Leibe, den ſie als das Niedrige an ſich erkennt. Dies hindert ſie indeſſen nicht, ihren Leib dem unermeßlich reichen Perſer Araſambes zu verkaufen, mit dem ſie eine Zeit lang herumzieht und dem ſie große Summen entlockt. Der Maler Kleonidas hat daher zur rechten Zeit den Einfall, zwei Bilder des auf dem Scheidewege ſtehenden Herkules zu malen, und zwar auf dem einen die Lais als Tugend, auf dem andern die Lais als Laſter. Lais ſchreibt an Ariſtipp über ihr Verhältniß zu dem Perſer, deſſen ſie ſpottet. Ariſtipp iſt ſeinerſeits nicht eiferſüchtig auf ſie, ſo wenig als auf die Sonne, die allen ſcheint. Indem er ſich immer tiefer in den Charakter der Lais hineinſtudirt, glaubt er zu entdecken, der Zauber ihrer Liebenswürdigkeit liege gerade in der Verbindung unauflöslicher Widerſprüche in ihrem Charakter. — Die Aufmerkſamkeit wird auf den Atheiſten Diagoras abgelenkt, der in einem allegoriſchen Zerrbilde aller Götter ſpottet und deßhalb von den Prieſtern überall verfolgt wird. — Ein Mädchen der Lais, die ſchöne Laſthenia, wird in ihrer Verkleidung als Jüngling von dem ſcharfſichtigen Ariſtipp erkannt. Sie bleibt verkleidet als Kamerad des ſchönen Kleofron, von dem ſie bald guter Hoffnung wird, während der göttliche Plato ſelbſt unterdeß ſich in den ſchönen Kleofron verliebt. — Chariton, ein Jüngling, wird bis zum Wahnſinn verliebt in die Statue der koiſchen Venus, die nach dem Modell der Lais verfertigt worden iſt. Lais iſt ſo mitleidig, ihn von ſeiner Krankheit zu heilen, indem ſie das Märchen der Statue Pygmalions nachahmt und ihn als lebendig geworden in die Arme ſchließt. — Ariſtipp entſchließt ſich, die ſchöne Kleone zu lieben, da ihm Lais doch zu unerreichbar bleibt. Lais ſelbſt bemerkt, ſie gehöre keinem Manne an, ſie könne keinem andern angehören, ſie ſey ein Ganzes für ſich, keine Hälfte für eine andere Hälfte. Bald darauf aber wird ſie für ihre Einbildung beſtraft. Sie erzählt dem Ariſtipp einen ſeltſamen Traum, den ſie gehabt. Sie glaubte nämlich, ein wunderſchöner Vogel zu ſeyn. Da wurde ſie von Amor mit Pfeil und Bogen überraſcht. Sie ſchmiegte ſich flehend an ihn, er möge ſie ſchonen. Aber er zog ihr alle ſchöne Federn aus den Flügeln und floh davon, ſie troſtlos verlaſſend. Dieſer Traum ängſtigt ſie und geht bald in Erfüllung. Ein überaus ſchöner Jüngling, Dorylas, läßt ſich als Sklave an ſie verkaufen, um ſie unter dieſer Maske in ſich verliebt zu machen, erreicht ſeinen Zweck vollkommen, bezaubert die, von der ſonſt alle bezaubert wurden, und verläßt ſie ſtolz und untreu, indem er ihr die ganze Ueberlegenheit des Mannes über das ſchwache weibliche Herz zu fühlen gibt. Da verſchwindet ſie vom Schauplatz. Aus Kummer und Scham läßt ſie nie wieder etwas von

sich hören. — Zum Schluß langweilige Unterhaltungen über Platos Republik und antiplatonische Briefe des durch und durch realistischen Aristipp, der Platos Ideen rein nicht verstehen zu können erklärt, und dem auch der Geist nur eine verfeinerte Sinnlichkeit ist.

Daran schließen sich noch: „Menander und Glycerion" ein Roman in Briefen (1803).

Glycerion ist die reizende Blumenhändlerin, deren der ältere Plinius gedenkt, und von der auch ein Brief bei Alciphron erhalten ist. Auch hier correspondirt sie, der ganze Roman ist in Briefen geschrieben. Es herrscht darin ein feiner attischer Ton, wie im Aristipp und eben so lockere Sittlichkeit. Menander zweifelt nicht, daß Glycerion zu sehr seine Freundin sey, um ihm sein Glück bei ihrer Freundin (einer kostspieligen Hetäre) zu mißgönnen, so wie er auch ihr nicht mißgönnt, daß sie sich an einen reichen Lesbier hängt.

„Krates und Hipparchia" (1804).

Hipparchia geht aus Neugier in der Verkleidung eines Jünglings in die Vorlesungen des weisen Sonderlings Krates, er gefällt ihr aber so, daß sie sich ihm ganz hingibt und ihn bewegt, nachdem sie alle Proben eines bescheidenen und einfachen Weibes bestanden, sie zu heirathen.

In den Kreis der gräcisirenden Dichtungen Wielands gehören auch die „Göttergespräche" (1791), in denen er des Christenthums spottet und dagegen die heitere Götterwelt des alten Hellas preist.

Herkules unterhält sich mit Jupiter über die Narrheit der Menschen, die da glauben, Gott sey nur ihretwegen da, um ihnen in allen ihren Kleinigkeiten zu helfen. Zugleich Scherz über die Söhne Gottes, man solle einen Schleier darüber decken, wie sie entstanden seyen. Verdeckte Ironie gegen das Christenthum. — Athenagoras, der Christ, schmäht die heidnischen Götterbilder, Lycinus, der Bildhauer, vertheidigt sie: da schlägt der olympische Jupiter die Augen auf, redet selbst mit und beschämt den Bilderstürmer. — Livia unterhält die Juno von den schlauen Mitteln, die sie angewendet, um den August zu beherrschen. — Hekate, Luna und Diana spotten über die Mythologen, die ein Wesen aus ihnen dreien machen wollen. Ein versteckter Angriff auf die christliche Dreieinigkeit. — Auf den Olymp kommt die Nachricht, alle Götter seyen in Rom abgesetzt worden. Jupiter sagt den Untergang des schönen Alterthums und die christliche Barbarei voraus. — Jupiter im Gespräch mit Numa wird von einem Unbekannten (Christus) unterbrochen, der ihnen seinen Weltplan vorlegt, am Ende aber zugibt, daß auch er nichts gegen die ewigen Naturgesetze vermöge.

Die „Gespräche im Elysium" sind unbedeutend, eben so die kleinen Lustspiele „Pandora" und das „Urtheil des Midas". Dagegen verbindet Wieland auf eine merkwürdige Weise altdeutschen Volkshumor mit dem griechischen Costüme in der „Geschichte der Abderiten" (1774), aber auch hier wird das deutsche, wie griechische Element in französischer Frivolität aufgelöst:

Die Abderiten, Einwohner der thrakischen Stadt Abdera, begehen allerlei Schildbürgerstreiche. Sie lassen (wie die Nürnberger) einen wunderschönen Brunnen verfertigen, haben aber kein Wasser dazu. Sie besitzen eine berühmte Venus von Praxiteles, stellen sie aber so hoch auf eine Säule, daß Niemand mehr ihre Schönheit zu erkennen vermag. Sie wählen zu ihrem Bürgermeister stets nur den besten Sänger ꝛc. Unter ihnen lebt der vielgereiste lachende Philosoph Demokritus. Sie aber halten ihn für einen Sonderling und Narren, so oft er ihnen die Wahrheit sagt. Insonderheit unterhält er sich gut mit den Damen und gibt ihnen oft Gelegenheit, sich gütlich zu thun. Einmal aber bringt er sie dergestalt zum Lachen, daß die armen Abderitinnen darüber alle Contenance verlieren und — den Saal unter Wasser setzen. Nun will es keine gethan haben. — Einmal kommt man auf die Treue der Weiber zu reden und Demokrit macht sich den Spaß, zu behaupten, wenn man einer schlafenden Frau eine Froschzunge aufs Herz lege, so müsse sie alle ihre Sünden beichten. Alle Ehemänner stellen nun ihre Frauen auf die Probe, alle Frauen schweigen, sind also folglich treu und man ist mit diesem Erfolge außerordentlich zufrieden. Nur die Priesterschaft der Latona wüthet, denn die heiligen Frösche haben die Zungen hergeben müssen. Demokrit, als der die Veranlassung dazu gegeben, wird schwer angeklagt. Als Großinquisitor sucht zumal der Priester Strobylus ihn zu verderben. Aber Demokrit weiß sich zu helfen; ein gebratener Pfau mit Goldstücken gefüllt stellt den wüthenden Pfaffen zufrieden. — Dennoch kann sich Abdera nicht beruhigen, und der große Arzt Hippokrates wird beauftragt, die Verstandeskräfte des Demokritus zu untersuchen, da es einmal feststehe, er sey nicht wie andere Leute. Hippokrates erklärt ihn jedoch für einen Mann bei ganz gesundem Verstande. Auch Euripides kommt nach Abdera, seine Aeußerungen mißfallen aber so, daß man ihn durchaus nicht für den berühmten Dichter halten will, bis man erkennt, er ist es doch, und ihn nun gehörig verehrt. Die Aufführung seiner Andromeda entzückt sogar die Abderiten dergestalt, daß sie alle närrisch werden. Hippokrates heilt sie mit Nieswurz. — Im vierten Buch hat Wieland den Prozeß über des Esels Schatten den Abderiten angehängt. Ein Zahnarzt miethet einen Esel zum reiten und will sich unterwegs beim Ausruhen auch in den Schatten des gemietheten Esels legen, der Eseltreiber aber sagt, den Schatten habe er ihm nicht mit vermiethet und behauptet, nur er habe das Recht, im Schatten

zu liegen. So entsteht dieser berühmte Prozeß, der Abdera in zwei Parteien spaltet. Auch die Priester mischen sich wieder ein. Endlich verreckt der Esel selbst, man errichtet ihm ein Denkmal, stiftet Frieden und theilt die Kosten. Die Frösche der Latona kommen aufs neue, weil sie mit hatten im Prozeß orakeln müssen, in Ansehen. Man legt einen neuen Froschgraben an und die Thiere vermehren sich ungeheuer. Um keines zu zertreten, entschließen sich die Abderiten, ihnen die Stadt zu überlassen und wandern aus.

In den „neuen Gedichten" (1770—1777) mischt Wieland antike, romantische und orientalische Stoffe zusammen. Der frivole Grundton bleibt derselbe. Darunter: „der verklagte Amor."

Amor „das arme Mittelding von Sperling und von Gott", wird von Minerven, der keuschen Göttin, und vom Ehegott Hymen verklagt und durch Beschluß des Götterrathes wirklich verbannt. Nun können aber weder Götter noch Menschen ohne Liebe leben; die ungeheuerste Langeweile tritt ein, Amor muß und muß zurückgerufen werden. — Psyche, zärtliche Liebesklage. Olympia, Apollo will eine Schäferin bestrafen, indem er aber den Bogen spannt, klingt die Sehne so schön, daß er den Pfeil weglegt und aus dem Bogen die erste Lyra macht. — Aspasia und Alkahest lieben sich platonisch, aber durch je höheren Geistesschwung sie sich entkörpern wollen, um so sicherer sinken sie zur gröbsten Sinnlichkeit herab. — Mehrere Dichtungen sind dem altfranzösischen Roman (Geron der Adelige, des Maulthiers Zaum), oder der arabischen Tausend und Eine Nacht entlehnt.

Sonnemon verachtet alle ihre Liebhaber. Nur Einer hält aus, Gandalin, dem sie aufgibt, drei Jahre in der Welt umherzuziehen, keinem Liebesabentheuer auszuweichen und ihr dennoch treu zu bleiben. Das blieb er auch, bis ihn einmal eine unbekannte Schöne an sich lockte, die in Schleier eingehüllt, keinen lieben wollte, der sie nicht blos um ihres Geistes willen liebte, ohne sie gesehen zu haben. Ihre Unterhaltung war so geistreich, daß er vor Neugierde starb, sie zu sehen. Das bestochne Kammermädchen ließ ihn ihre Reize im Bade sehen, nur nicht das Gesicht. Dennoch blieb er Sonnemon treu und floh. Als er nun die Probe bestanden und zu Sonnemon zurückkehrte, empfing ihn diese kälter als je. Da rief ihn das Kammermädchen seiner Unbekannten zu dieser, die ihm nachgereist war. Er besuchte sie, erklärte ihr aber, er liebe nur Sonnemon. Da entschleiert sich die Unbekannte, und — es ist Sonnemon selbst.

Eine ganz ähnliche Sammlung von Erzählungen enthält Wielands „Hexameron von Rosenhain." Ich hebe nur die merkwürdigsten aus:

Narcissus und Narcissa. Dagobert ist wie Narcissus nur in sich selbst verliebt, ganz eben so Heliane. Ihre Schutzgeister bringen sie zusammen, jedes wird durch die Kälte des andern beleidigt und so entsteht unmerklich aus dem

Intereſſe die Liebe. Immer noch wollen ſie es ſich nicht geſtehen. Aber ſie werden vor einen Zauberſpiegel geführt, in dem man nicht ſich ſelbſt, ſondern das Bild deſſen, den man liebt, ſpiegelt, und ſo verrathen ſie ſich. — Daſnidion wird von dem jungen Jäger Föbidas verfolgt, ihre zauberkundige Mutter, eine Prieſterin Dianens, geſtattet ihm nur ſie mit einem Sinne wahrzunehmen. Er zieht den Gefühlsſinn vor, faßt im Dunkel eine warme zarte Hand, wird aber unartig und zurückgeworfen. Er läßt ſich durch einen Zauberer in Mädchengeſtalt verwandeln und miſcht ſich ſo unter die Landmädchen, der Daſnidion beizukommen, aber durch den ſtärkeren Zauber ihrer Mutter entlarvt ſieht er ſich wieder in einen Jüngling umgewandelt und ſtatt in Daſnidions, in den Armen einer groben Bauerndirne. — Freundſchaft und Liebe. Der ernſte Mondor heirathet die fröhliche Selinde, der leichte Raymund die ernſte Klariſſe. Bald ſtoßen ihre Charaktere ſich ab und ſie finden es angemeſſener, zu tauſchen. In der neuen Ehe aber machen ſie wieder die Entdeckung, daß gleiche Charaktere noch weniger zuſammen paſſen, als ungleiche, weil jeder ſein natürliches Gegengewicht verlangt und ſo tauſchen ſie abermals und ſind nun zufrieden.

Die Erzählung „Clelia und Sinibald" erlangte mehr Ruhm, als ſie verdient, da ſie ohne tiefere Charakteriſtik nur unwahrſcheinliche Verwicklungen enthält.

Die „Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens" (1770), enthalten kleine Erzählungen in Voltaires Manier.

Zuerſt die Geſchichte des Korkor, eines Knaben in Mexiko, der nach der Sündfluth allein übrig blieb und einſam heranwuchs, bis er einmal ein ſchlafendes Mädchen fand, die ſchöne Kikequetzal, die ebenfalls aus der Sündfluth übrig war. Wieland ſchildert nun mit viel Geiſt die erſte Annäherung dieſer beiden völlig unſchuldigen Weſen und wie die Macht der Natur in ihnen wirkt. Allein nach einiger Zeit entdeckt ſich noch ein dritter der Sündfluth entkommener, ein ſtarker breitſchultriger Mann, der ſogleich die ſchöne Kikequetzal zu ſeinem Weibe macht. Die Unſchuldige denkt gar nichts Arges dabei und wundert ſich, daß die Natur in Korkor eine ganz andere Empfindung für den Neuangekommenen gelegt hat. Seine Eiferſucht iſt ihr unerklärlich; das iſt alles arges Raffinement. Endlich finden ſich für den Starken drei andre Weiber und das zarte Paar wird ſich ſelbſt überlaſſen. — Die zweite Erzählung betrifft den ägyptiſchen König Pſammutis, der von der Unſchuld der Negervölker hört und ſich mit ihnen in Verbindung ſetzt. Die Folge aber iſt, daß der Neger Unſchuld gerade erſt durch die Civiliſation, die ihnen noch mehr Glück bringen ſollte, verloren geht. Die Hauptpointe liegt darin, daß die Negerinnen vollkommen keuſch waren, ſo lange ſie nackt gingen, aber alsbald die Unſchuld verloren, ſobald ſie Kleider anzogen. — In der dritten Erzählung „Bekenntniſſe des Abulfaouaris" bekennt dieſer Prieſter des Anubis, ein-

mal die schöne Mazuliva, in die er zum Sterben verliebt war, dadurch getäuscht zu haben, daß er vorgab, sein Gott suche ihre Umarmung und in der tiefen Tempelnacht selber des Gottes Stelle vertrat.

Sofern sich Wieland auch dem Romantischen zuwandte, geschah es doch nur im damaligen französischen Geschmack. Er übersetzte französische Feenmärchen und fügte einige Nachahmungen hinzu in der Sammlung „Dschinnistan". Sie sind durchaus leichtfertig und oberflächlich.

In dem Roman „Don Sylvio von Rosalva" (1764) ahmte Wieland dem Cervantes nach und machte die Schwärmerei für das Romantische und Wunderbare lächerlich.

Sylvio ist von seiner Tante, Donna Mencia, in Valencia etwas barok erzogen. Weil sie ihn so viele Feenmärchen hat lesen lassen, glaubt er, die Welt stecke wirklich voll Feen. Zufällig findet er ein reizendes Frauenminiaturbild und bildet sich ein, es sey das Bildniß einer zu einem blauen Schmetterling, den er eben verfolgt hat, verwünschten Fee. Sein Bedienter Pedrillo läßt sich von seinem Wahn anstecken. Mit ihm entflieht er, um seine Fee zu suchen. Sie bestehen allerlei komische Abentheuer. Ein Paar schöne Frauenzimmer kommen, als Sylvio eben entschlafen ist. Sie bewundern seine Schönheit, die Eine ist dem Bildniß sprechend ähnlich. Leider entfernen sie sich, ehe er erwacht. Bald darauf hat Sylvio Gelegenheit, eine edle Dame, Donna Hyacinthe und ihre Begleiter von Räubern zu befreien; nachher aber das Unglück, mit Bauernmädchen in Händel zu kommen, weil die Eine einen blauen Schmetterling gefangen hat. Bei diesem Anlaß verliert er sein Medaillon und wird ein wenig mißhandelt. Allein die Dame, Donna Felicia, die ihn schlafend gefunden, sorgt für ihn. Das Medaillon wird ihm wieder gebracht. Es ist nicht das Portrait Felicias, sondern ihrer sehr ähnlichen Großmutter. Sylvio kommt auf ihren Landsitz. Auch Hyacinthe findet sich ein, die, unter Zigeunern aufgewachsen, eine zweite Preciosa, Sylvios verlorne Schwester ist. Das Ende lauter frohe Heirathen.

Im Hause Felicias erzählt Don Gabriel zur Unterhaltung das Märchen vom Prinzen Biribinker, das seiner starken Frivolität wegen vor diese zarte Gesellschaft nicht gehört. Hier nur einige Notizen aus dem Märchen, z. B. daß der Prinz nur Pomeranzenblüthewasser und Confect von sich gibt; daß einmal, indem er ein Naturbedürfniß befriedigt, das Nachtgeschirr sich in die schöne Fee Cristalline verwandelte, die in das Gefäß verwünscht worden ist und schon zweihundert Jahre darin zugebracht hat ꝛc.

Von ähnlichem frivolen Charakter ist „Idris und Zenide" (1767).

Ritter Idris sucht das Original zu einem ihm erschienenen Traumbild. Unterwegs im Bade überfällt ihn eine üppige Nymphe, der er kaum entrinnen

kann. Da kommt der derbſinnliche Itifall, ein liebenswürdiger Wilder mit Keule und Tigerfell, ſpottet ihn aus, daß er ein ſo ſchönes Mädchen verſchmähe, und geräth darüber in Streit mit ihm. Sie fechten, ſind ſich an Kraft gleich und verſöhnen ſich. Nachdem ſie ſich getrennt, befreit Idris ein ſchönes Mädchen, Lila, aus den Händen eines Centauren, und da er erfährt, dieſer Centaur hätte auf ſeinem Zauberſchloß einen ganzen Harem von gefangenen Königstöchtern, geht er auf das Schloß, ſiegt mit Hülfe ſeines diamantenen Zauberſchwertes und widerſteht mit gewohnter Keuſchheit den Umarmungen der Centauriden. Jede nämlich, die ſich dem Centauren ergeben, iſt dadurch ſelbſt Centauride geworden. Um ſich dieſen übrigen Damen zu entwinden, bezaubert ſie Idris, daß ſie alle in der Stellung verſteinern müſſen, in der ſie ſich eben befinden. Nur die ſchöne Dejanira wird verſchont, die noch ihre menſchliche Geſtalt durch ihre Keuſchheit gerettet. Leider aber hat ſich ihr Geliebter, der Prinz von Caſchemir, weniger tugendhaft gehalten und iſt zum Centauren geworden. Dejanira verzeiht ihm, findet ſeinen Pferdeſchweif ſogar ganz artig und ſetzt ſich auf ſeinen Rücken, um ihn durch einen mächtigen Zauberer wieder zum Menſchen umſchaffen zu laſſen. Idris wird von Lila und ihrem Geliebten Zerbino bewirthet. Der letztere erzählt ſeine Geſchichte. Wie er als Papagai in Lilas Kammer gekommen ſey ꝛc. Itifall gelangt unterdeß in einen Zaubergarten, worin verſchiedene Königsſöhne als Papagaien in Vogelbauern hängen, weil ſie ihr Glück bei der ſchönen Zenide vergebens geſucht haben. Indem er im Garten umherirrt, erblickt er auf einmal dieſe Zenide ſelbſt ganz nackt, die ihm den Rücken zukehrt und ſich wäſcht.

Er ſah, was läßig, ſträubend nur
Die überwundne Scham dem Blick der Liebe wehret,
Was, unverhofft erblickt, die Weiſeſten bethöret,
Das Meiſterſtück der ſcherzenden Natur,
Wovon uns Lucian den lächelnden Contour
An jener Venus preist, die man zu Gnid verehret,
Kurz was in aller Welt Liebhaber immer fand,
Doch einen Tempel nur im alten Griechenland.

Itifall macht ſich ein Vergnügen daraus, die Schöne zu überfallen und in die äußerſte Verlegenheit zu bringen. Sie fällt in Ohnmacht und verzeiht nachher. Aber alles iſt ihr daran gelegen zu wiſſen, was ihm am beſten an ihr gefallen habe, und als er es ihr offen geſteht, der Theil, auf den ſie ſitze, geräth ſie ins höchſte Entzücken, denn vermöge einer Verwünſchung ſollte ſie nie eher lieben und einen Mann bekommen, bis ſich Einer gerade in dieſen verachteten Theil an ihr verlieben würde. — Idris gelangt auf abentheuerlichen Wegen und nachdem er zum drittenmal ſeine Keuſchheit erprobt, gleichfalls in den Zauberkreis Zenidens, denn das Bildniß, das ihn ſo weit gelockt, iſt das Zenidens. Aber er erblickt auch jetzt nur ihre lebloſe Statue,

und vermag nicht, wie Pygmalion, sie zu beleben. Jedoch die reizende Amöne verbirgt sich selbst in den Marmor und fängt plötzlich in Idris Armen an, den Stein zu beleben.

Noch berühmter wurde „der neue Amadis" (1771).

Die Töchter des Schah Bambo sollen das suchen, was sie nicht haben. Am Fuß des Atlas ruhen sie aus. Es befinden sich nur zwei Cavaliere bei ihnen, Bleumourant, Prinz von Trebisond, der einsam umherschleichend, die spröde Leoparde vergebens liebt, und Herr Caramell, der zu Schatouillieusens, der Prüden, Füßen schmachtet. Da erscheint ein neuer Paladin, dem ein auf einem Elephanten reitender Riese vorauskommt. Durch des Riesen Anblick wird aber Prinzessin Leoparde, die sich eben heimlich mit ihren Zofen badet, dergestalt erschreckt, daß sie im Stande der Natur davonflieht, und Schatouillieusen geht es nicht besser, auch sie flieht so rasch, daß Caramell ihr nicht nachfolgen kann, und stürzt sich endlich in blinder Angst am Ufer — einem Triton in die Arme. Der fremde Paladin heißt Parasol und führt einen Zauberfächer mit sich, auf dem in 99 kleinen Feldern alle die Damen bis auf das kleinste Härchen abgemalt sind, die ihn, wie er prahlt, glücklich gemacht hätten, nur das hundertste Feld ist noch offen. Die dritte Prinzessin Colifichon bezeugt die glühendste Neubegier, den Fächer zu sehen, was ihr aber Parasol nur unter der Bedingung erlauben will, daß ihr Bild das hundertste Feld ausfülle. Indem sie noch mit ihm streitet, zeigt sich abermals ein Paladin, der neue Amadis, im Kampfe mit Mohren, die er alle besiegt. Die vierte Prinzessin, die runde Dindonette,

ein gutes Mädchen, zu Tisch und zu Bette,
fromm wie ein Lamm, an Leib und Seele rund,

vergafft sich in diesen schönen und tapfern Ritter und thut ihren Gefühlen keinerlei Zwang an. Sie verbindet seine Wunde, pflegt ihn und erzählt ihm die saubere Geschichte vom goldnen Hahn, der von einem Thurm herabfallend, eine schöne Dame wie ein Alp drückt und ein Ei in ihren Busen fallen läßt. Da kommt die Nachricht, Dindonettens Eichhörnchen sey in den Wald gelaufen und sie verläßt den Amadis, um das Thierchen zu fangen. Amadis seufzt, denn er sucht ein Ideal. Colifichon pickirt sich, ihm als solches zu erscheinen. — Inzwischen steht die prüde Schatouillieuse alle mögliche Noth bei dem viehischen Triton aus, dem sie als Frau dienen muß. Endlich läßt sie sich, als er einmal entschlafen ist, von Ritter Boreas entführen. Nun begegnet ihnen aber Caramell, der Anspruch auf die Dame macht. Diese selber soll entscheiden und sie wählt sich den Boreas. Caramell ist wüthend und beschließt, Dindonetten zu seiner Dame zu wählen. Amadis mit der übrigen Gesellschaft kommt zum Schloß eines Negers, der die fünfte Prinzessin, die blonde Blaffardine, in seine Gewalt bekommen hat. Amadis befreit sie. Sie erzählt ihm mit unnachahmlicher Naivetät, wie der Neger sie zuerst im Bade erblickt

habe und wie es mithin sehr verzeihlich sey, daß er sich in sie verliebt habe, denn solche Reize zu erblicken, sagt sie, und zeigt davon dem Amadis mehr als er zu wünschen wagt, solche Reize, das muß wohl jeden Mann verführen. Amadis wird in der That verführt, aber als er eben sein Glück vollenden will, kommt der Mohr und bezaubert ihn, daß er in der kritischen Stellung versteinern muß. Und Blaffardinen bleibt nur die Wahl, sich sofort dem Neger zu ergeben, oder sich in ein häßliches altes Weib verwandeln zu lassen. Sie ist muthig genug, es auf die Probe ankommen zu lassen, kann sie aber doch nicht aushalten und bewilligt alles, nur um wieder schön zu werden. Indem Caramell die runde Dindonette sucht, findet er sie in den Armen eines Faunen, der sie heirathen will und sich schon auf die vielen kleinen Fäunchen freut, sich aber trunken machen und einschläfern läßt. Nun flieht Caramell mit Dindonetten, aber ein Gewitter nöthigt sie, wie Aeneas und Dido, in einer Höhle Zuflucht zu suchen, wo die Tugend der Dame in große Gefahr kommt, als plötzlich Caramells Roß sich losreißt und er ihm nachläuft, es zu fangen. Dindonette schläft ein, da kommt ein Gymnosophist und macht ihr die Zumuthung, ihm bei der Hervorbringung eines mystischen Homunculus in der Retorte dadurch zu helfen, daß sie nackt und tête à tête mit ihm bis zur Vollendung der dämonischen Kocherei aushalte ohne die mindeste Regung des Fleisches. Sie willigt ein und bleibt auch ganz ruhig. Er aber kann es nicht und der Zauber ist gestört. Schatouillieuse spielt die Spröde gegen Boreas, um ihn glauben zu machen, sie habe sich auch so gegen den Triton benommen. Indem Boreas zu viel trinkt und einschläft, kommt Schatouillieuse in einen Garten und erblickt hier die Statue des Amadis. Entzückt von seiner Schönheit, rührt sie ihn an, und sogleich belebt er sich wieder. Sie flieht, er ihr nach, sie fallen. Da kommt Boreas und will das Paar durchbohren, aber der Neger ist bei der Hand und macht, daß Boreas Schwert verschwindet und er beschämt entfliehen muß. Der Neger aber gibt seinen Gästen glänzende Feste. — Amadis reist weiter und trifft mit dem Ritter Anti-Seladon zusammen, dem wahren Eigenthümer des Fächers, der diesen Talisman dem schlafenden Parasol abgenommen hat. Er erzählt die Geschichte des Fächers mit erstaunlicher Geringschätzung des schönen Geschlechts. — Unterdeß ist Leoparde von Bleumourant im Bade erblickt worden und hat ihn abermals verbannt, aber den Boreas, der gleiches Glück genossen, als ihren Beschützer bei sich behalten. Aber Anti-Seladon erscheint mit Amadis, es kommt zum Kampfe, Amadis wird verwundet, Boreas fällt. Amadis wird in einer Hütte von Olinden gepflegt, dem häßlichsten Mädchen, das aber die schönste Seele zeigt. Nach langem Kampfe mit sich selbst überwindet er die Sinnlichkeit und fühlt eine heiße, aber ganz reine Seelenliebe für sie. Nachdem er sie für seine Braut erklärt und sie mitten unter die Töchter des Schah geführt, entsteht unter diesen ein entsetzliches Gelächter über seine Thorheit, aber plötzlich ist Olindens Häßlichkeit verschwunden und sie steht da als die reizende Flördepine, die sechste Tochter Schah Bambas. Alle staunen und müssen ihr den Preis zuerkennen.

Nun gruppiren sich alle übrigen Paare. Schalouillieuse will den Anti-Seladon, den Caramell, den Bleumourant, den Neger, aber alle lehnen ihre Hand ab und so bleibt ihr nur der ärmliche Parasol. Leoparde aber gesellt sich den Anti-Seladon, Colischon den Caramell, Dindonette den Bleumourant und die blonde Blaffardine, des schönen Farbencontrastes wegen, den Neger zu.

Ins Jahr 1773 fällt eine antikisirende Oper Wielands „Alceste", worin er Euripides nachahmt, denselben aber insofern auch verbessert, als er den Admet nicht mehr als bloßen Egoisten und Feigling auffaßte. — Die frivole Richtung bleibt aber bei Wieland vorherrschend.

Seine „kleine Chronik des Königsreichs Tatojaba" eine Nachahmung des jüngeren Crebillon, gehört zu seinen frivolsten Gedichten.

Prinz Sintos heirathet die schöne Prinzessin Mias, sieht sich aber in der Hochzeitnacht außer Stande, den ehelichen Pflichten nachzukommen, weil ihn eine böse Fee behext hat. Das ist Sackacki, die Königin der alten Jungfern, die er verschmäht hatte. Inzwischen kommt die Prinzessin mit einem jungen Prinzen nieder, und wundert sich, daß sich Sintos darüber wundre, denn sie behauptet, was er wachend nicht könne, das könne er schlafend. Damit ist Sintos getröstet. Der neugeborne Prinz, der einem Gardecapitain sprechend ähnlich sah, heißt Amatsu. Die böse Fee behext auch ihn, daß er immer lachen muß, aber die gute Fee Genkaisama nimmt ihn in Schutz. Sackacki selbst sucht ihn vergebens im Dunkeln zu verführen. Er geht auf Reisen und macht mit verschiedenen Prinzessinnen Bekanntschaft, die ihm alle Blößen und Schwächen des weiblichen Charakters zeigen. Endlich findet er in der Prinzessin Jsivaka eine Geliebte, wie sie seiner würdig ist.

Doch ist Oberon (1780) Wielands berühmtestes und bekanntestes Werk, und in der That auch in hohem Grade ausgezeichnet durch den Wohllaut der gereimten achtzeiligen, aber in der Wahl der Versfüße ungezwungenen Stanzen, sowie durch den Inhalt. Der letztere ist dem altfranzösischen Heldengedicht von Huon de Bordeaux entlehnt.

Huon wird von einem bösartigen Sohn Karls des Großen, Charlot, unter fremdem Namen angegriffen, verhöhnt und dergestalt gekränkt, daß er den frechen Jüngling tödtet. Erst nachher erfährt er, es sey des Kaisers Sohn. Karl der Große verbannt ihn aus seinem Reiche. Nicht eher soll er wiederkehren, bis er Folgendes verrichtet. Er soll nach Babylon gehen, sich unter die Gäste des Sultans drängen, wenn er eben Tafel hält, dem, der dem Sultan zur Linken sitzt, den Kopf abschlagen, daß das Blut auf die Tafel spritzt, dann vom Sultan dessen Tochter zur Frau begehren und endlich dem Sultan vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare ausreißen.

Huon macht sich auf den Weg und trifft im Waldgebirge Libanon einen wilden Mann, der staunend die schöne Sprache vom Ufer der Garonne vernimmt und sich als Scherasmin (im altfranzös. Originale Gorasmes), einen alten treuen Diener seines Vaters zu erkennen gibt, der auf einem Kreuzzug hier zurückgeblieben. Scherasmin folgt dem jungen Herrn als Knappe. Sie kommen nun in ein Kloster, wo es lustig hergeht. Hier erscheint zum erstenmal Oberon, der schöne Elfenkönig in Knabengestalt, um Huons Schutzgeist zu werden. Von ihm empfängt Huon ein Horn, dessen Ton alles umher tanzen macht, und einen Becher, der nie leer wird. Das Horn wird versucht an den lüderlichen Mönchen und Nonnen, die alle durch einander tanzen müssen. Ehe Huon nach Babylon kommt, befreit er noch die schöne Angela aus der Gewalt eines Riesen und gibt sie ihrem Geliebten wieder.

Bald darauf erblickt Huon seine eigene künftige Geliebte, die schöne Rezia, im Traum, und den nämlichen Traum träumt Rezia, die Tochter des Sultan von Babylon. Ihre Seelen erkennen sich schon, noch ehe ihre Körper einander genaht sind. Glücklicherweise kehrt Huon in Babylon bei einer alten Frau ein, welche Rezia's Amme gewesen ist und noch mit ihr verkehrt. Durch sie hört er von der schönen Rezia und ihrem Traum. Durch sie erlangt er kostbare Kleider, um sich an den Hof des Sultans begeben zu können, der eben seine Tochter mit dem Fürsten der Drusen vermählen will. Huon tritt in den Saal, erblickt zum erstenmal die schöne Rezia, haut ihrem Bräutigam den Kopf ab, daß das Blut über den Tisch spritzt, bläst ins Horn, daß die auf ihn eindringenden Feinde tanzen müssen, hält unterdeß Rezia in seinen Armen, benutzt die allgemeine Ermattung nach dem Tanze, um sich auch der Zähne und Barthaare zu versichern, und entführt unter Oberons, der herbeigekommen, persönlichem Beistand, die Geliebte. Oberon bringt sie auf ein Schiff, befiehlt ihm aber, keusch zu bleiben, bis Papst Sylvester ihren Bund eingesegnet habe.

Unterwegs erzählt Scherasmin ein Märchen von dem alten blinden Gangolf und seinem jungen hübschen Weibe Rosette, welche ihren jungen Liebhaber Walter in Gegenwart des nichts ahnenden Alten umarmt, aber übel wegkommt, als Oberon dem Alten plötzlich die Augen öffnet. Gleichwohl weiß Rosette sich zu helfen und überredet den Alten, er habe nichts gesehen. Ueber diese Treulosigkeit ist Oberon so empört, daß er dem ganzen weiblichen Geschlecht mißtraut und sich von seiner zärtlichen Gemahlin Titania für immer zu trennen beschließt. In dieser Trennung lebt er noch.

Trotz Oberons Verbot überlassen sich Huon und Rezia dem Entzücken ihrer Vereinigung und merken nicht einmal das furchtbare Ungewitter über ihren Häuptern. Sie sündigen und in demselben Augenblick leiden sie Schiffbruch und bringen nur das nackte Leben davon. Das Horn, der Becher, Scherasmin und Rezia's treue Fatme sind verloren. Sie finden einen ehrwürdigen Eremiten, bei dem sie unterkommen und leben in einsamer Buße. Rezia

gebiert einen schönen Knaben. Einst hat sie ihn verloren, sucht ihn voll Angst und wird von Seeräubern gefangen und nach Tunis in den Harem des Königs Almansor gebracht. Huon gelangt, indem er sie sucht, glücklich eben dahin, findet hier auch Scherasmin und Fatme als Sklaven bei der Gartenarbeit wieder und hofft mit ihrer Hülfe Rezia zu befreien. Aber die Königin Almansaris verliebt sich in ihn und spielt, da er keuscher Joseph ist, die Rolle von Potiphars Weibe. Er soll lebendig verbrannt werden und als Rezia für ihn flehend, des Königs Anträge standhaft zurückweist, sie mit ihm. Beide stehn mit dem Rücken an den Pfahl gebunden und erwarten den Flammentod, da hilft ihnen Oberon, Huon findet plötzlich sein Horn wieder, bläst und macht, daß alles tanzen muß, voran Almansor und Almansaris, so ungern sie es thun. Im Tumult entkommt er mit Rezia und seinen treuen Dienern. Oberon aber erscheint ihnen jetzt an der Seite der Titania. Beide haben sich wieder vereinigt, um sich nie wieder zu trennen und dieses Wunder ist bewirkt durch Huon und Rezia, durch die Treue, an die Oberon nicht mehr geglaubt hatte. Sie bekommen auch das Kind wieder und ziehen im Thriumph in Paris vor Karls des Großen Thron auf.

Oberon ist die Krone aller Wieland'schen Dichtungen. Von seinen politischen Romanen wollen wir nur kurz bemerken, daß in ihnen allen (der goldene Spiegel von 1772, der weise Danischmend, Schah Lolo) ein Philosoph voll Resignation einem weiberſüchtigen König und intriganten Pfaffen gegenübersteht. Wieland drückt darin seinen tiefsten Haß gegen alle Kirchen, seine Verachtung schwacher Könige, aber zugleich auch den Zweifel aus, ob es der Weisheit je gelingen werde, die Macht zu bessern. Kaum aus dem Elend zur Nähe des Thrones erhoben muß der Philosoph dem Fürsten, der sich seines weisen Rathes bedienen will — als Kuppler dienen. — Die vielen kleinen philosophischen und kritischen Schriften Wielands, so wie seine vortrefflichen Uebersetzungen des Lucian, Horaz und Shakespeare, begnügen wir uns nur zu nennen.

Genug, um den jetzt vergessenen Wieland wieder in der ganzen Machtfülle zu charakterisiren, womit er einst seine Zeitgenossen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Phantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem falschen und fremden Principe und verleugnete, wie die christliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nation eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war, als hätte seit der

Reformation die Hölle ihre böſeſten Geiſter nacheinander ausgeſchickt zu unſerem Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeiſter, die Dämonen des Haſſes, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grauſamkeit, der Beſtialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutſchlands tobten; nach dem großen Kriege aber beſchlichen uns die feineren Ueberliſter, die Wolluſtteufel, die liebkoſenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geiſtigen Hoffahrt, des witzigen Geſpöttes. Und doch erſcheint Wieland noch viel unſchuldiger, als ſpäter Göthe und die andern gottloſen Weichlinge, welche die ſündige Luſt bemäntelten mit hohen ſchwärmeriſchen Phraſen und unter empfindſamen Thränen die Unſchuld berückten. Wieland war wenigſtens ehrlich. Seine Satyrn und Nymphen gaben ſich für nichts Beſſeres aus, als ſie waren. Auch wo er am rückſichtsloſeſten frivol iſt, erſcheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.

Zu Wielands Nachahmern gehört der Appellationsrath v. Hopffgarten in Dresden, deſſen Roman „Trim“ von 1776 nur eine nicht gerade geiſtreiche Umſchreibung des Muſarion iſt, ein Sieg der Liebe und Natur über die Schulpedanterei. Seine übrigen Romane (Sieg der Einfalt über den Verſtand, der Kavalier und der Menſchenfreund, der Miniſter, Heim) kenne ich nicht. Auch der Zürcher Joh. Bürkle ſchrieb 1773 in Wielands und Gleims Art „Amors Reiſen“, ſpäter aber Schweizerlieder.

Am weiteſten ging in der Wieland'ſchen Manier ein „Almanach der Grazien 1776“ anonym herausgegeben, worin der ganze Kalender, die Jahreszeiten, der Thierkreis, die Monate, die Planeten, die Aſpecten, Witterung ꝛc. erotiſch gedeutet wurden, worauf eine Menge höchſt üppiger Gedichte von Küſſen, vornehmer Verführung, dörflicher Liebe, von Leonorens Schäferſtunden ꝛc. folgte. — Das erotiſche Märchen Wielands (eigentlich Diderots und Crebillons) wurde meiſterhaft nachgeahmt in dem anonym erſchienenen „Orpheus, eine tragiſchkomiſche Geſchichte, Genf 1778“.

Der ſchöne Aza hat die Fee Brillante verſchmäht und wird deshalb von ihr in den Armen ſeiner geliebten Arande getödtet. Sein und Arandens Sohn Bambino darf zwar leben, aber die grauſame Fee läßt ihn entmannen, und nun wächst er als der ſchönſte Jüngling von der Welt auf, ein Abgott aller Damen und kann keine lieben. Erſt wenn eine ihn wahrhaft lieben wird, ohne an ſeinem Mangel ſich zu ſtoßen, ſoll dieſer Mangel verſchwinden. Die in ihn verliebten Damen wetteifern in der Probe durchzufallen. Immer und

immer wieder beweisen sie, daß es weder der schöne Geist, noch die schöne Seele, ja nicht einmal der schöne Körper ist, den sie am Manne lieben, sondern nur jenes verächtliche Ding, das dem Bambino fehlt. Alle diese Scenen und Schwachheiten der Damen werden mit feiner Satyrslust geschildert. Endlich erfüllt Canzane die Bedingung, sie liebt Bambino ohne Sinnlichkeit und in demselben Augenblick gibt ihm die Fee wieder, was sie ihm geraubt. Aber nur auf so lange, als er der Liebe eines so reinen Wesens, wie Canzane ist, werth bleibt, und das dauert nicht lange. Bald wieder in die vorige Armseligkeit zurückversetzt, kann er nur durch ein einziges Mittel wieder zum Besitz der Kraft gelangen, indem er nämlich seine Feindin Brillante selbst umarmt. — Neben dieser Hauptbegebenheit geht eine Episode her, die märchenhafte Geschichte der elfenbeinernen Bettlade im Besitz der Fee Lucinde, in die auch Brillante und Canzane hineingerathen. Jede Dame, die in diesem Bette schläft und in ein daran hängendes Horn den Namen eines schönen Mannes ruft, hat denselben sogleich und zwar mit unerschöpflichen Kräften bei sich. Dabei schlägt eine über dem Bett befindliche Uhr vierundzwanzig Stunden vorwärts und rückwärts und bei jedem Schlage wird die Dame wieder zur Jungfrau. — Eine zweite Episode ist das Wachsen von Hirschhörnern am Kopf des König Hahnreih (nicht neu).

Joh. David Hartmann schrieb 1785 komische Erzählungen in Wielands Manier.

Auch Büschels launige Gemälde von 1795 ahmen Wielands Märchenton nach.

Unter andrem wird die Prinzessin Divelette von einem Riesen in den Sack gesteckt und eine Fee steckt den Prinzen Didi zu ihr.

Friedrich Schulz, in Magdeburg geboren, Professor in Mitau, 1798 im Wahnsinn gestorben, schrieb seit 1781 viele Romane sehr leichtfertiger Art.

In den frei nach dem Französischen behandelten Feenmärchen wird mit Namenübertreibungen kokettirt: Pipipi, Ziepyiep, Häßlibini, Ibinhäßli, Bstbst, Wiwi, Lilili, Fangfang ꝛc. — In dem kleinen Roman „Moriz" von 1785 erzählt der Knabe, wie er sich stellend, als ob er schliefe, seinen vermeinten Vater behorcht habe, als derselbe seiner Pflegerin Martha verrieth, der Knabe habe einen ganz andern Vater. Ferner, wie dann die besorgte Martha sich zu ihm herabgebeugt habe, ob er auch wirklich schlafe, und wie sie dann in lautem Monologe seine weiße Haut, sein derbes Fleisch, seine süße Röthe bewundert und nicht habe satt werden können, ihn zu küssen. Solche Erzählungen im Munde des Knaben selbst sind höchst widerlich. Moritz wächst als ein Wildfang auf. Seine Geliebte, Malchen, hält ihn für ermordet, man

sagt ihr, der Mörder komme, aber es ist — Moriz selbst. Den Roman „Leopoldine" lobt Tieck wegen des psychologischen Interesses, welches er darbietet. Doch ist er zu gekünstelt. Ein Mädchen und ein Knabe, von Räubern entführt, lieben sich von früher Jugend an und bleiben sich trotz aller Hindernisse treu.

Johann August Weppen, ein Hannoveraner, war ein sehr schwacher Nachahmer Wielands in komischen Erzählungen und kleineren Gedichten. Obgleich seine Verse den Wielandischen ganz ähnlich sehen, fehlt doch überall der Geist.

In seiner Psyche, nach dem Märchen des Apulejus, ist er so geistlos, die zarte Psyche von Amor zur Mutter machen zu lassen und zwar zur Mutter — der Wollust. Unter den kleineren Gedichten sind einige erträglich witzig, z. B. sagt er von den Pictinnen, die sich bekanntlich am ganzen Leibe bemalten, als Mädchen hätten sie sich mit Blumen, als Frauen aber mit Ungeheuern bemalt. Artig ist auch die Reise der Perelle in Schmetterlingsgestalt. Sie lernt die Weiber aller Zonen kennen, und als sie sich zuletzt entscheiden soll, welchen sie sich zuzugesellen wünscht, wählt sie — die Wilden.

Derselbe Verfasser schrieb noch drei besondere komische Erzählungen: der Liebesbrief 1768, die Kirchenvisitation 1781, das städtische Patronat 1787 und einige Lustspiele, die ich nicht kenne. —

Ottkar Reichard, Theaterintendant in Gotha, schrieb seit 1772 Nonnenlieder, Launen und Einfälle, das Märchen Blauauge, eine natürliche Geschichte von Tunkin ꝛc., alles in Wielands Weise.

Joh. Friedr. Löwen († als armer Registrator zu Rostock 1771) schrieb sehr viel, die erste Anweisung zur Mimik „Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes 1755", und eine Geschichte des Theaters, auch verschiedene Lustspiele, meist nur schwach oder entlehnt, ein Paar langweilige Lehrgedichte und Oden. Nur seine Romanzen hat die Kritik bisher gelten lassen; allein auch sie folgen im Wesentlichen dem schlechten Geschmack der frivolen französischen Dichter, namentlich Grecourt, von dem er auch einiges entlehnte. Am Ende besteht die ganze Bedeutsamkeit dieses platten Herrn Löwen darin, daß er zuerst in der derben, drolligen und polternden Manier zu travestiren anfing, in der sich später Bürger hervorthat und die Blumauer am glücklichsten ausbeutete.

Man höre z. B. das Lied von der Lucretia.

Tarquin, der Staatsklug', wie ihr wißt,
Mohnköpfe wild zersetzte,

Und, wie man in der Chronik liest,
Aß, trank, schlief, küßt und hetzte.
Tarquin (manch Weibchen wünscht ihn sich)
Lucretia besiegte dich.

Einst, ganz mit Ambra parfümirt,
Ohn Dietrich, ohne Hammer,
Von keinem Junker eingeführt
Brach er in ihre Kammer.
Von Ungemach und Kammerherrn
War noch Roms Etikette fern.

Sie staunt, will klingeln — o Natur!
O Rom, Tarquin, o Sitten!
Der Buhler hatte längst die Schnur
Vom Glöckchen abgeschnitten,
Sie wollte laut um Hülfe schrein,
Vielleicht aus Furcht, vielleicht zum Schein.

So ist auch die berühmte Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen zwei Frauen behandelt S. 53. Freche Gemeinheit athmet „das entweihte Nonnenkloster" S. 65, Amor im Kloster S. 136 und S. 113 und 131.

Dagegen findet sich manches Gute in seiner „Walpurgisnacht".

Hier erscheint der Teufel als der regierende Zeitgeist, der alle herrschenden Classen und Moden inspirirt, zum Jammer und zur Schande des christlichen Volks. Der Dichter erhebt sich einigemal zu patriotischer Würde. Das ganze tolle Treiben der Gebildeten und der Literatur erscheint ihm wie ein Hexentanz. Auch Dr. Faust läßt er auftreten und das Programm zum Göthe'schen Gedicht entwerfen: die Neuzeit befindet sich auf einem zu vorgerückten Standpunkt, als daß man noch den alten Aberglauben hegen dürfte, der Teufel habe mich geholt.

Ein Herr von der Golz schrieb 1795 „Ausschweifungen" und 1797 „Nuditäten" in der frechsten französischen Manier eines Grecourt.

Die Gedichte von Friedrich Wilhelm Gotter, Archivar in Gotha (Ausgabe von 1787), enthalten eine in Alexandrinern abgefaßte Elegie „der Dorfkirchhof", eine schwache Nachahmung der Elegie von Gray (wie die spätern von Matthison und Tiedge), Erinnerungen und Lobpreisungen von Schauspielern und einige meist leichtfertig gehaltene Romanzen, von Lucretia und Tarquin, Blaubart und Antiochus und Stratonice.

Originell ist die burleske Romanze von Sibyllen, der strengen Mutter. Diese droht ihrem Töchterchen, der Teufel soll sie holen, wenn sie fortfahre,

ihren Geliebten zu lieben. Da verkleidet sich der Geliebte als Teufel und holt sie wirklich zum großen Schrecken der Mama. Witzig ist besonders die Romanze „Jupiter und sein Repräsentant" vom Jahr 1786. Nachdem geschildert worden, wie Jupiter sich im Himmel bei Nektar und Ambrosia wohl seyn läßt, wie er nur seinen Lüsten nachjagt und sich um die Menschen nicht bekümmert, wird ein moderner irdischer Monarch in seinem Thun und Treiben genau eben so, als sein treues Spiegelbild geschildert. — Etwas frei, aber sehr sinnreich und reizend ist das kleine Gedicht „Laura am Morgen nach ihrer Brautnacht."

Ein wenig blaß, doch schön, wie die belohnte Liebe,
Vom süßesten der Träume kaum erwacht,
Schleicht sie zum Garten; doch ist für des Morgens Pracht
Ihr schmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Damon sieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt und bringt es ihr und lacht,
Und küsset sie und spricht: o Laura, meine Liebe,
Wann bringst du mir ein Kind der letzten Nacht?

Gotter gehört insofern noch zu Wieland, dem er auch huldigt.

Apollo, sagt er, wußte nicht, wen er zum Dichter der Grazien machen sollte und hielt Rath mit Grazien und Musen. Da kamen die Grazien den Musen zuvor und lispelten dem Gott ins Ohr: Wieland!

Gotter wandte die Wieland'sche Leichtfertigkeit auf die Romanze, wie Musäus auf das Märchen an. Doch erklärte sich Gotter in einem längeren Lehrgedicht gegen Voltaire. Gotter schrieb auch Schauspiele, aber nur matte Nachahmungen der Alten und Uebersetzungen (Medea, Orest, Electra, das tatarische Gesetz nach Gozzi, mehrere Stücke aus dem Französischen).

Medea ist bei ihm ein Tugendspiegel und Jason allein der Schuldige. Nicht aus Rache, sondern nur um ihre Kinder zu retten, tödtet sie dieselben. Ganz gegen den wahren Medeacharakter.

Die nach Shakespeares Sturm bearbeitete Geisterinsel ist nur durch Zumsteegs Musik dazu berühmt geworden. In Esther travestirte Gotter die biblische Geschichte. Sein Lustspiel „die Erbschleicher" ist abgeschmackt erfunden.

Die „Kunst zu lieben", welche der wackere Rector Manso in Breslau 1794 herausgab und die in den Xenien verspottet wurde („auch zum Lieben bedarfst du Kunst! hat die Natur denn gar nichts für dich gethan?"), verrieth noch ganz die Schule Wielands.

Ich singe, was zuerst der zärtliche Ovid
Den Söhnen seines Volks am Tiberstrand verrieth,
Des stillen Amathunts geheimnißvolle Lehren ꝛc.

Der pedantische Schulmann bestrebt sich, anmuthig, sogar ein wenig leichtfertig, wie Wieland, zu seyn, aber die Moral nimmt ihn immer wieder beim Kragen. Das dritte Buch, in dem er sich anmaßt, die Frauenzimmer zu belehren, wie sie gefallen sollen, ist wirklich lächerlich.

L. Heinrich von Nicolay ahmte den Oberon nach in „Reinhold und Angelica" (1781), einem Stoffe, den er nebst den andern kleineren Gedichten aus Arioſt entlehnte. Seine vermischten Gedichte enthalten theils Fabeln in der Manier Gellerts, theils komische Erzählungen und sind, wenn auch nicht originell, doch von gutem Styl. Der Dichter kam nach Petersburg und wurde ganz Russe.

Eines Traugott Andreä „Rino und Jeannette oder der goldene Rosenzweig", Riga 1793, gehört auch zu den Nachahmungen des Oberon. Der rühmlich errungene Rosenzweig gibt den Liebenden und ihren Freunden am Schluß die Jugend zurück. Sehr mittelmäßig.

Gramberg, ein oldenburgischer Beamter, gab 1801 „Kränze" heraus, Liebesgedichte und Erzählungen in Wielands Manier, ein größeres Gedicht in Hexametern „der Pfarrers Sohn von Cola" und ein Trauerspiel „Sophonisbe".

Das katholische Deutschland lag damals in tiefem Geistesschlaf. Zu Wien wollte Kaiser Joseph alles auf einmal aufklären. Daher auch hier Wieland warme Bewunderer und Nachahmer fand. So Johann Baptist von Alxinger († 1797), der 1787 einen „Doolin von Mainz" und 1791 einen „Bliomberis", beide nach altfranzösischen Quellen und ganz im Styl des Oberon schrieb, aber ohne alle Phantasie, kühles langweiliges Gereime.

Doolin von Mainz, an Karls des Großen Hofe erzogen und durch Bertrand in eine Art Maurergeheimnisse eingeweiht, kämpft siegreich mit den Dänen, gewinnt der schönen Flandrian ihr Reich wieder und wird ihr Gatte. — Bliomberis, früh verwaist, wird ein Held, gewinnt die Liebe der schönen Königstochter Celine, muß sich aber so lange von ihr trennen, bis er sie durch Thaten verdient haben wird, vollbringt eine Menge Siege und Rettungen, kämpft, ohne ihn zu kennen, mit seinem eigenen Vater Palamed, bis sich beide erkennen und umarmen und erreicht endlich sein Ziel.

Von Wielands feinerer Ironie, überhaupt von Scherz ist bei diesem

Dichter keine Spur. In seinen lyrischen Gedichten finden wir zwar viel Wiener Liebelei, aber verbunden mit vornehm thuender und kalter Pruderie.

Die Liebesprobe. Ein Liebender überrascht die Geliebte beim Auskleiden und — flieht. Wer im gleichen Fall nicht Gleiches thut, sagt der Dichter, der sage ja nicht, daß er liebt.

Auch Friedr. Aug. Müller in Wien ahmte den Oberon nach in drei Gedichten: „Richard Löwenherz von 1790, Alfonso und Adalbert der Wilde.

Wielands geistvollster Nachahmer in Wien war Herr von Steigentesch, österreichischer General und Gesandter († 1827). Er schrieb Gedichte, Schauspiele, Erzählungen und Romane, die alle den Weltmann verrathen, der an die leichtesten Sitten gewöhnt ist.

Unter den Gedichten, die zuerst 1799 erschienen, macht sich neben vielem Conventionellen und Unbedeutenden eine recht gute Vertheidigung des Stadtlebens gegen Jacobis übertriebene Anpreisung des Landlebens, und unter den späteren 1805 und 1815 erschienenen Gedichten und Märchen die versificirte Mythe des Echo bemerklich, ferner „die Gelehrsamkeit der Liebe", eine poetische Erzählung, worin ein alter Seneschal zu seinem Aerger einsehen muß, daß er die Freuden der Venus einem Jüngeren abzutreten und sich mit denen des Bachus allein zu trösten habe. Eine lange poetische Erzählung „Keratophoros" (Hörnerträger), worin von der schönen Fatime berichtet wird, die ihrem Gatten entrissen wird, mit einem wilden kräftigen Beduinen lebt, dann in den Harem eines Schahs kommt, sich von einem Jüngern entführen läßt und endlich ihren Gatten wiederfindet, dem sie ein Märchen vorlügt und vollkommen unschuldig zu erscheinen weiß. Eigentlich nur eine Nachahmung der fiancio du roi do Garbe in Lafontaines contes. Dazu ein sehr üppiges Gemälde: Loth unter seinen Töchtern. Alles in den leichten Jamben Wielands.

Marie, ein Roman, enthält in Briefen die Geschichte einer überaus tugendhaften Gräfin, die aber um Verzeihung bitten muß, daß sie tugendhaft ist. Ihr Liebhaber, Baron Gilsen, schreibt ihr, wie thöricht es sey, in der großen Welt eine Ausnahme machen zu wollen, da es in ihr ja keine treue Frau geben dürfe, und sie muß sich bei ihm deshalb entschuldigen, daß sie dennoch so bürgerlich empfinde, treu bleiben zu wollen. In einer Fortsetzung dieses Romans zeigt der Dichter vollends, wie Marie in der Ehe vor Gram zu Grunde geht.

Das Lustspiel: „der Briefwechsel" ist sehr unbedeutend. „Die Kleinigkeiten". Amalie von Wellen verlangt von ihrem Manne liebkosend immer nur Kleinigkeiten, die aber im Jahr eine ungeheure Summe kosten. Alles

nennt sie Kleinigkeiten, daher ihm das Wort schrecklich zuwider ist. Am Ende wird er noch eifersüchtig auf sie, indem er den Liebhaber seiner Mündel Luise für den ihrigen hält. Der Irrthum klärt sich auf und er wird beschämt. „Die Abreise". Troll will Luisen von Gilsen in Abwesenheit des Mannes verführen. Der Mann kommt aber so schnell zurück, daß er nicht Zeit hat und Luise die Tugendhafte spielt. Er tröstet sich damit, daß sie eine ganz andere Rolle gespielt haben würde, wenn er nur Zeit gehabt hätte.

Erzählungen: 1) Zwei Tage auf dem Lande. Ein blasirtes Ehepaar, Graf Drost und Gemahlin, reist aufs Land. Der Mann weckt die Frau, um einen Sonnenaufgang mit anzusehen. Sie ist aber so schlaftrunken, daß sie sich nachher den Thee über die Finger schüttet und ganz elend ist, bis sie sich wieder in die Stadt rettet. Der Ton des Blasirten ist sehr gut getroffen. 2) Die Tugend. Graf Milden bittet sich die Ehre aus, seine Geliebte, eine sehr spröde Dame, malen zu dürfen, trifft sie nicht und geräth in die größte Angst, da er in ihrem Rothwerden Zeichen des Unwillens und Zornes erblickt. Nach 25 Jahren gesteht sie ihm, ihr Erröthen sey damals Liebe gewesen und er habe es nur nicht gemerkt, wie sehr ihre Tugend in diesem Moment in Gefahr hätte seyn können. 3) Die Stufenfolge der Liebe, die eine Dame durchmacht vom Fähnrich zum Rittmeister, Bürgermeister zum Arzte und zugleich von der jugendlichen Sinnlichkeit zum reifen Verstande des Alters. 4) Marie, ein Schweizer Mädchen, das von einem vornehmen Reisenden verführt, sich mit ihrem Kind in den Abgrund stürzt. 5) Sind Sie verheirathet? Einer, dem auf diese Frage keine Antwort wird, erkennt aus gewissen Symptomen, daß ein Herr und eine Dame mit einander verheirathet seyn müssen, weil — er ihr keine Aufmerksamkeit und Galanterie beweist. 6) Eine Frau wird auf ihren Mann eifersüchtig, weil sie die Liebeserklärungen, die er in einem von ihm verborgen gehaltenen Trauerspiel anbringt, zufällig mit anhört und sie für an eine Lebende gerichtet hält. 7) Der Beruf. Ein Oberst macht der Braut eines jungen Vicars den Hof, stellt den Vicar auf seinem Gut als Pfarrer an, kommt einmal zum Besuch und läßt sich in den Armen der jungen Frau vom Manne überraschen, bleibt aber ganz ruhig und tröstet ihn, jeder Mensch habe seinen Beruf. Er, der Oberst, sey durch einen Tanz mit einer Dame, die sich beim Minister für ihn verwendet, avancirt; und er, der Pfarrer, sey wieder durch seine, des Obersten Verwendung, avancirt. Man müsse das Glück hinnehmen, ohne an seinem Ursprung zu kritteln.

Auch Blumauer und seine zahlreiche Sippschaft hatten etwas von der Wielandischen Art zu spotten angenommen, ich glaube sie jedoch erst später mit den Nicolaiten und Freigeistern zusammenfassen zu sollen.

Moritz August von Thümmel, Minister in Coburg († 1817), einer der geistreichsten Köpfe, verband die feine Frivolität der französischen

Ariſtokratie mit der philoſophiſchen Ruhe und dem guten Humor der Engländer. Schade, daß ſich eigentlich nichts Deutſches an ihm findet, als die Sprache. Seine Werke erſchienen geſammelt in Leipzig 1832. Eine nicht große Zahl lyriſcher Gedichte ſchrieb er nur zu Gelegenheiten, meiſt für fürſtliche Perſonen oder aus Galanterie an Damen ſeiner Bekanntſchaft. Ein etwas längeres erzählendes Gedicht „die Inoculation der Liebe" iſt faſt noch freier, als Wielands komiſche Erzählungen.

Ein junges Fräulein hat entſetzliche Angſt vor dem Inoculiren der Blattern. Ein junger Ritter verſpricht ihr, die Sache ganz leicht zu machen. Doch ſtellt er die Ehre der Verführten her durch eine Heirath.

Wilhelmine, ein komiſches Heldengedicht in poetiſcher Proſa, begründete Thümmels Ruhm. Es erſchien 1764 in einer meiſterhaften Sprache, claſſiſcher als wohl je vorher deutſche Proſa, die Leſſing'ſche ausgenommen, geſchrieben war, und wurde bald in vielen Auflagen verbreitet. Im Allgemeinen ahmt es die Manier des Pope nach, erzählt alltägliche und lächerliche Begebenheiten mit epiſchem Pathos, als ob von homeriſchen Helden die Rede wäre.

Der junge Dorfpfarrer Sebaldus ſchwankt, ob er die Tochter eines Superintendenten, durch den er befördert werden kann, oder die arme, aber reizende Wilhelmine heirathen ſoll. Wie er nun zu lange ſchwankt, wird ihm Wilhelmine auf vier Jahre in die Stadt entführt durch einen Hofmarſchall, der zufällig auf die Schönheit dieſes Landmädchens aufmerkſam gemacht worden iſt. Sie dient bei ihm als Kammermädchen und macht, wie man ſich denken kann, die ganze Schule Amors durch. Amor, der Loſe, iſt aber darauf bedacht, ſie anſtändig zu verſorgen und aus den Armen des Hofmarſchalls, der ſie nicht ewig behalten kann, in die des Pfarrers abzuliefern. Er erſcheint alſo dem guten Sebaldus im Traum und feuert ihn an, in die Reſidenz zu gehen und ſich das Kammermädchen unterthänigſt auszubitten. Der Wintermorgen, an dem das vor ſich geht, iſt trefflich beſchrieben. Sebaldus folgt dem himmliſchen Rufe und geht in die Stadt, wo die ſchelmiſche Wilhelmine ihn auf die artigſte Weiſe von der Welt empfängt und heimlich über den glücklichen Zufall lachen muß, der ihr ungerufen eine gute Parthie zuführt. Der Herr Hofmarſchall empfängt den unbehülflichen, in Devotion erſterbenden Pfarrer eben ſo gnädig und ladet ſich ſelbſt zur Hochzeit ein unter der Bedingung, daß der Pfarrer auch eine benachbarte junge Gräfin einlade, mit der er bei dieſem Anlaß ein Stelldichein verabredet. Der Hochzeittag, ein reiner und kalter Wintertag, erſcheint. Die Hofſchlitten ſetzen ſich in Bewegung nach dem Pfarrhauſe, wo des Hofmarſchalls Köche

schon die Mahlzeit einrichten. Die Schlittenpartie im Geschmack der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist höchst anmuthig und lebendig gemalt. Eben so der Hochzeitschmauß mit den Gästen, dem arglosen glückseligen Bräutigam, der schlauen und über ihr Glück frohen, zwischen dem Bräutigam und dem alten Gönner ihr Vergnügen theilenden Braut, dem noch schlaueren Marschall, der gräflichen Geliebten, und den übrigen der altmodischen Hofwelt als kostbare Exemplare entnommenen Gestalten. Die Nacht kommt. Amor zündet mit seiner Fackel eine Speckseite an und Feuerruf unterbricht das heitere Mahl. Diese günstige Gelegenheit benützt der Hofmarschall, um die junge Gräfin zu retten. Das Feuer wird gelöscht.

Man hat Thümmel vorgeworfen, er habe den ganzen Pfarrerstand lächerlich gemacht. Ein ungerechter Vorwurf. Er hat nur, ganz naturgetreu, das damalige Verhältniß armer Pfarrer zu den höhern Ständen geschildert. Wer weiß es nicht, wie damals die Pfarreien nur zu oft unter der Schürze vergeben wurden, von den Consistorialräthen an die Candidaten, die ihre abgestandenen Töchter, und von den adeligen Patronatsherrn an solche, die deren ehemalige Maitressen heiratheten.

Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich (1785—1786) erschienen 1791—1805 in 10 Bänden. Sie sind sein vorzüglichstes Werk. Er machte die Reise auf der Stube, es ist nichts als eine humoristische Phantasie.

Der Reisende ist ein reicher Herr, schwindsüchtig, bleich, von der übelsten Laune. Man räth ihm die Luft des südlichen Frankreich an. Er setzt sich in den Wagen, einen guten deutschen Bedienten auf den Bock, einen Mops sich gegenüber. In Frankfurt sieht er einen Arzt an der Tafel, einen Eßkünstler, was ihn zu satirischen Reflexionen über die Aerzte überhaupt veranlaßt. In Straßburg findet er einen alten Freund als Magnetiseur wieder und wird von ihm mystificirt. In der Provence angelangt, läßt er sich, um die herrliche Luft zu genießen, in dem kleinen Dorf Caverac nieder, wo er bei armen Leuten im gleichen Zimmer mit seinen Wirthsleuten schlafen muß. Zu diesen Schläfern gesellt sich bald noch die junge schöne Margot, ein reizendes Naturkind voll französischer Lebendigkeit. Er verliebt sich in sie, aber seine Krankheit, sein Stand, ihre Unschuld halten ihn zurück. Die berühmte Scene, wie er ihr den Strohhut aufsetzen muß, ist wirklich reizend. Scherzend erzählt er ihr von Amor, den sie nicht kennt, und überredet sie, es sey ein böser Geist, der in der Nähe im Walde hause. Als er nun einmal im Walde ist und in verliebtem Wahnsinn, an Margot denkend, einen Baum umarmt, stößt er sich blutig an die Stirne. Margot ist um ihn besorgt und glaubt in heller Unschuld, Amor habe ihm diese Verletzung zugefügt. Sie macht sich ihr Hals-

tuch los, um es ihm um die Stirne zu binden. Endlich muß er zu seiner bittersten Beschämung erfahren, daß der kleine kindliche Engel sich in seinen viel dümmern, aber jüngern Bedienten verliebt hat, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein Pärchen aus ihnen zu machen und mit einem französischen Bedienten, Margots Bruder Bastian, weiter zu reisen. Er kommt nach Avignon und miethet sich hier in ein streng katholisches Haus ein, in welchem er gleichwohl die Statue eines schlafenden Amor findet, der als ein christlicher Engel gilt. Er hört in der Nähe eine wundervolle Stimme singen und glaubt, es sey die häßliche Alte, die einzige Person, die er im Hause gesehen. Allein bald wird er inne, daß die Stimme ihrer Nichte, der schönen Clara angehört, die ein Ausbund von Heiligkeit ist. Sie ist sehr spröde, allein er überzeugt sich bald, daß daran nur ein Probst Schuld ist, der täglich bei ihr aus- und eingeht. Clara staubt einmal den schlafenden Amor ab, läßt aber an einer gewissen Stelle den Staub liegen, woraus der Reisende auf ihre Unschuld schließen möchte. Eine Auction, auf welcher Reliquien versteigert werden, gibt ihm erwünschten Anlaß, sich bei Clara zu empfehlen. Er kauft ein Strumpfband der Mutter Gottes und bietet es Clärchen an. Er knüpft aber eine Bedingung verfänglicher Art daran. Sie will erst den Probst, ihren Gewissensrath fragen; aber er beweist ihr aus den jesuitischen Casuisten, Escobar ꝛc., daß sie dem Gewissensrath nichts einzugestehen schuldig sey. Nach langem Bedenken willigt sie, um die kostbare Reliquie behalten zu dürfen, in alles. Aber als der entzückte Reisende den ihm überlieferten herrlichen Körper in Besitz nehmen will, entdeckt er auf demselben ein schwarzes Kreuz, welches der Herr Gewissensrath irgendwo heimlich angebracht hat, und von dessen täglicher Erneuerung, wie sie selber sagt, die Erhaltung ihrer schönen Singstimme abhängen soll. Diese Wahrnehmung stört die ganze Verhandlung, der erboste Reisende soll das Kreuz, das er verwischt hat, wieder auffrischen, malt aber statt des Kreuzes einen Stimmhammer, und verschüttet dabei die Farbe, weßhalb sie ihn mit äußerster Entrüstung fortjagt. In stiller Wuth verbrennt er die casuistischen Bücher im Kamine vor der Büste des Rousseau, diesem zum Opfer. Die Tante kommt dahinter, klagt ihn der Heiligenschändung und des Kirchenraubs an und läßt ihn gefangen nehmen. In seinem Gefängniß bringt ihn die Erinnerung an seine Untüchtigkeit auf eine Geschichte, die er ausführlich erzählt. Ein deutscher Fürst nämlich sah voraus, daß seine Nachkommen untüchtiger werden würden, als er es war, ließ daher ein geheimes Cabinet mit den sinnlichsten Bildern ausmalen und gab ein Hausgesetz, nach welchem künftig jede Braut des nachfolgenden Regenten in der Hochzeitnacht in dieses Cabinet geführt werden mußte, um mit Hülfe der Phantasie einen kräftigeren Stammhalter des Geschlechts zu empfangen, als es sonst der Fall gewesen wäre. — In den zwei päpstlichen Soldaten, die ihn bewachen müssen, lernt der Reisende zwei drollige Puppenspieler kennen, die er nachher als Bediente mitnimmt, nachdem er sich frei zu machen gewußt hat. Er behauptet nämlich, die h. Clara selbst habe ihm offenbart,

daß die berühmten drei Gallensteine, welche sie in sich getragen, und von denen jeder so viel als alle drei wog (um das Wunder der Dreieinigkeit zu veranschaulichen), die aber verloren gegangen waren, sich nun im lebendigen Leibe des Avignoner Clärchens befinden sollten. Die Richter und Clärchen selbst acceptiren das Wunder, der Reisende ist glänzend gerechtfertigt und nimmt einen solennen Abschied. — Die Erzählung spinnt sich noch durch mehrere Bände, aber viel matter fort. In einem wüsten Traum schweben ihm alle greulichen Folgen des Cölibats vor. Einige von Voltaires Hand an eine Fensterscheibe geschriebene Worte veranlassen ihn, diesem Freigeist mit eben so viel Liebe und Verehrung zu huldigen, als er der alten Kirche Haß, Hohn und Verachtung bietet.

Im 7. Bande der von Grüber herausgegebenen Werke Thümmels findet sich noch ein sehr frivoles Gedicht „das Erdbeben von Messina."

Ein junger Graf Wolf und seine geliebte Agnese, die sich nicht heirathen dürfen, werden durch das Erdbeben in dem nämlichen engen unterirdischen Raum wieder zusammengeführt und führen hier, ohne sich um die Naturschrecken zu bekümmern, eine Scene wie im Boudoir. Nachher kommen Mönche, graben sie auf und finden die Schöne in reizender Nudität. Es braucht nicht gesagt zu werden, wie widrig diese frivole Witzelei in Verbindung mit einem furchtbaren öffentlichen Unglück gebracht ist.

Noch erübrigt uns, des großen Dichter-Königs zu gedenken, von dem ein ganzes Zeitalter den Namen trug.

Unter den Dichtern jener Rococozeit nimmt Friedrich der Große den hohen Rang ein, wie Lord Byron unter den neuen. Man muß sich wundern, daß die deutschen Literarhistoriker ihn immer übersehen haben, weil er nicht deutsch, sondern französisch dichtete. Abgesehen von dem französischen Idiom und von einigen Modeschwächen, die ihm noch ankleben im Gebrauch der antiken Mythologie, blitzt aus den Gedichten des Philosophen von Sanssouci echtes poetisches Genie hervor. Es sind keine Spielereien des Witzes, sondern tiefe königliche Gefühle im edelsten Ausdruck. Man kann ihn nicht ohne Bewunderung lesen, selbst wo man seinen blinden Haß gegen die christliche Religion verdammen muß. Sein Weltschmerz hat etwas furchtbar Wahres und Rührendes.

Gleich in der ersten Ode vom Jahr 1757 nennt sich Friedrich selber einen Adler, der hoch in den Lüften schwebt über der Erde, aber auch einen Kometen, der nur rasch vorübereilend die Nacht der Zeit erhelle. Im finstersten Schleier sieht er das Vaterland verhüllt. Er selber weiß noch nicht, ob er in dem schrecklichen Kriege, der eben begonnen hat, nicht untergehen werde.

Ringsum Ungeheuer, aber er verzagt nicht. — In der zweiten Ode wendet er sich an das deutsche Gesammtvolk: „bis in den tiefsten Grund fühlt der Rhein die Schmach, daß seine Wogen ein fremdes Joch belastet," denn die Franzosen waren über den Rhein gekommen. In dem dritten Bande beklagt er das unglückliche Deutschland, in dem, wie einst in Griechenland Athen und Sparta, zwei Staaten (Oesterreich und Preußen) sich unversöhnlich befehden müssen. Sein geistvollstes Gedicht ist die Epistel an seine Schwester Amalie von 1760. Sie leugnet, wenn nicht Gott, so doch die ewige Vorsehung. Diese taube Gottheit, sagt er, weiß nichts von unsern Bitten. Die Menschenwelt ist ein wildbewegtes Meer, die Wogen steigen und fallen, ihm ist es gleich. Könige entarten und sinken auf die Stufe der niedrigsten Stände hinab, Buhldirnen und Stallknechte werden in ihrem Namen Herrscher. Glückspilze wachsen über Nacht, ohne Verdienst wird man überschüttet mit Ehren und Glück, während der Adel der Menschheit untergehen muß, wie die unglücklichen Stuarts, wie der noch bejammernswerthere Iwan. Ihnen sieht im Geist der edle König selber sich zugesellt, endlich erliegend seinem Unglück, denn das Genie, wenn noch so unermüdet, kann doch des Zufalls nicht Meister werden. Der Kampf mit dem Ungefähr ist das Entsetzlichste, wozu ein edler Geist verdammt werden kann. Einmal versetzt sich der König in die Lage des Cato von Utica und überlegt „seyn oder nicht seyn?" Daher die Sage, er habe in der gefahrvollsten Zeit des Krieges Gift bei sich getragen. — In einer andern Epistel preist er den Frühling, die süßen Wohlgerüche, die Wärme, der Vögel wiederkehrenden Gesang, die süßen Triebe, welche die Hirtin mit der Heerde theilt — und wendet sich plötzlich mit tiefem Schmerze ab. Ihm ist alle Liebe verloren, nur im Heldenruhm, im Glück der Schlachten blüht ihm allein noch eine Rose. — Dieselbe Resignation in den Episteln an den „alten Sultan" Graf Hoditz, den er einen Thoren nennt, weil er die Wollust der Jugend verewigen wolle. — Wieder in einer andern Epistel denkt er an seine Jugend, in der er den Menschen noch für das beste und edelste Geschöpf gehalten habe. Jetzt wisse er, daß der Mensch tief unter dem Thiere stehe. — In einer Epistel an seinen Katte mahnt er diesen, ja nicht ernst zu denken, sondern leicht über das Leben hinwegzugaukeln. An den Engländer Mitchel schreibt Friedrich: „Wir Menschen sind Ameisen. Auch die Ameise denkt wohl, für sie sey Erde und Himmel geschaffen, und im nächsten Augenblick kommt der Herr des Gartens und zertritt ihren Bau." In den Episteln an d'Alembert wird der König oft im höchsten Grade erbittert über alles, was Kirche heißt. Er vergleicht sich mit Julian dem Apostaten. Im „Stoiker" zeigt er sich fest gegen jedes Mißgeschick.

In allen diesen ernsthaften Dichtungen erblicken wir den großen König wie im tiefen Schatten, unheimlich und doch in einem keines-

wegs unreinen Feuer vorblitzend wie ein Diamant. In den scherzhaften Dichtungen ist er liebenswürdig.

Nur eine Satire, sein „Codicil", worin er alle zu seiner Zeit regierenden Fürsten wie in einer Menagerie als unfähige, zum Theil ganz elende Menschen der Reihe nach vorführt, ist nicht unbefangener Spott, sondern gallenbitter. Am Schluß dieses fürchterlichen Liedes, das Schubarts „Fürstengruft" weit hinter sich läßt, sagt er: „so fahrt denn, ihr Könige, dahin. Zur höchsten Würde steige Wahnsinn auf! die Dummheit steure euch auf gutes Glück und euer Schiff zerschelle!" Eine Vorhersagung der französischen Revolution. — Die übrigen Spottgedichte sind viel unbefangener. So über den vom Papst geweihten Degen Daun's, über die drei Weiber (Maria Theresia, Elisabeth und die Pompadour), mit denen er sich herumschlagen muß; über den liederlichen Pöllnitz ꝛc. Reizend erscheint das Gedicht auf das muntere Fräulein von Kneseбek, als sie durch einen Sprung aus dem Wagen ihr Leben gerettet hatte. Sehr satirisch dagegen ist die Fabel des Königs von zwei Hunden, die sich um einen Knochen zanken. Sie wissen doch warum, sie haben doch etwas von dem Knochen; aber die Könige zanken sich oft um nichts. Vortrefflich ist sein Philokopros, ein Hohngedicht auf die Finanziers, deren er sich selber bediente. O Menschenloos, ruft er aus, wunderbares Geschick der Könige! welches Verhängniß warf mich unter diese Taugenichtse! — Ganz dem Cäsar Frischlins gleicht Friedrichs Mark Aurel, der wiederauflebend von einem Barfüßermönch erfahren muß, daß zu Rom jetzt der Papst regiere, das Kaiserthum aber „in eine kleine Stadt an der Donau" verlegt sey.

Daß sich der große Friedrich dem deutschen Volke so absichtlich fremd gegenüber stellt, daß er nirgends seinen Eckel, sein geheimes Grauen vor den deutschen Gesammtzuständen verhehlt und eben deßhalb sich aus seiner Adlerhöhe, wenn auch Nacht und Sturm ihn umdrohen, nicht gern zu der Gemeinheit unten herabläßt, mehr einem Flüchtling aus einem andern Planeten, als einem Bewohner des unseren gleich, das alles hat eine tiefe welthistorische Bedeutung. Seit die alte Kirche, das alte Reich zerrüttet war, die Nation sich selbst entfremdet, ohne Glauben mehr an sich selbst, getheilt, zerstückelt, zerfahren, zum Dienst des Auslands zugeschult war, wie hätte in dem spiegelklaren Geist des großen Friedrich etwas anderes sich concentriren können, als eben das schreckliche Bewußtseyn der Zerrissenheit!

Register

über Dichtungen und Dichter.

I.

Dichtungen.

	Seite		Seite		Seite
Abderiten . . .	544	Bahrrecht . . .	178	Cardenio und Celinde	405
Abendvesper . . .	107	Bärenburg . . .	173	Carneval	142
Abgott von Meißen	124	Baniſe	427	Carolus Stuardus .	404
Acerra philol. . .	433	Barbier, der geſpenſtiſche	168	Cavalier, der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde .	493
Adelheid von Adelhauſen	167	Barfüßer Mönche der, Alcoran . . .	125	Centonen	296
Affen, Urſprung der	18	Baſſanus	294	Chriſtophel, der große	289
Affenſpiel . . .	140	Bauern, einfältige .	73	Ciceros Enthauptung	503
Agathon	536	Bauernſchwänke . .	71	Claus Narr . . .	90
Agathodämon . .	539	Beichte . . . 97.	104	Clauert	87
Agathyrſus . . .	244	Beliſandra . . .	430	Colloquia . . .	114
Ahasver	200	Bergreihen . . .	40	Combabus . . .	536
Albertus Magnus .	186	Bernardis . . .	430	Comödie, die ſchweb.	143
Alexandriner . .	300	Bernhard v. Weimar	140	Concordiae triumph.	413
Alfanzo 420 . .	420	Bertha von Windeck	172	Cornelius relegatus	295
Alraun	160	Bildzauber . . .	180	Courage	448
Altweiberbad . .	94	Bileams Eſel . .	134	Curd	141
Amadis	549	Blutbund . . .	178		
Amantes amentes .	398	Blutzauber . . .	177	Dank der Todten .	55
Amelinde	411	Bocksbeutel . . .	513	Deutſchfranzos . .	472
Amöna u. Amandus	423	Bräutigamsſchiff .	173	Deutſchland, d. friedewünſchende und friedejauchzende .	145
Anagramm . . .	381	Braut bis ins Alter	500	Dianea	145
Andriscus . . .	294	Brüder, böhmiſche .	204	Diebe, die ſchlauen	89
Andreas, das Kind	179	— , die feindlichen	66	Diener, die todten .	169
Apophthegmata 381.	433	Brodrinde . . .	167	Diogenes	537
Aramena	424	Büßende, die . .	51	Dorfbarbier . . .	517
Areteugenia . . .	280	Burg, Herr von .	500	Doſch, Bauer . .	88
Ariſtipp	540			Droſſelbart . . .	52
Arminius . . .	437	Capnionis thriumph.	117		
Aſchenzauber . .	177				
Auge, das böſe . .	153				

	Seite
Eberstein	59
Ego	257
Epigramme	379
Epistolae obsc. vir.	117
Erlinde	174
Eryfila	413
Eselkönig	376
Esopus	372
Eulengeschrei	140
Eulenspiegel	84
Eumelio	198
Evas Kinder	15
Fabeln	371. 481
Facetiae	286
Fastnachtsküchlein	142
Fastnachtsspiele	5
Faust	191
Felix, Don	497
Felsenburg	494
Feuerzauber	182
De fide concubinar.	116
Filamon	325
Finkenritter	450
Fischergedichte	524
Flohhatz	137
Floja	297
Flötlein, mirantisches	250
Freischützen	162
Freudenburg	55
Friedrich d. Rothbart	121
Froschmeuseler	374
Fuchsmundi	502
Gäuchmatt	126. 131
Galliart	300
Gauskönig	376
Geistergeschichten	166
Geisterliebe	169
Gerichtshändel, seltsame	433
Gesangbücher	203
Gesellschaft, d. fruchtbringende	317
Gespenst, d. deutsche	433
—, d. verliebte	407
Gespräche im Reich der Todten	474
Gleichen, Graf von	60
Glockensagen	65
Gräfin, die schweb.	501
Graf von Rom	45
Grobianus	365
Guelfis	331
Hätzlerin	29
Hahnenbalken	185
Halladat	527
Hand aus d. Grabe	170
Hansoframea	294
Hanswurst	386. 503
Harlekin	386. 503
Hatto	59
Haupt im Brunnen	47
Haupt- und Staatsactionen	503
Hecastus	220
Heckepfennig	161
Heinrich v. Kempten	58
— der Vogler	464
Helvetia	416
Henneberg, Graf von	60
Hennink der Han	377
Henno	285
Hercynia	305
Herkules, der christl.	230
— u. Valiska	434
Hermann	463. 512
Herrnhuter Gesangb.	217
Here von Bernek	156
Hexenwesen	147
Hirnschleifer	362
Hochzeit, chymische	229
Hörselberg	357
Holländer, d. fliegende	175
Horribilifcribrifax	407
Humanismus	111
Hund, der güldene	378
Hundegruß	124
Hundereiterin	98
Jacobsbrüder	132
Jägerlieder	39
Jägerschreie	26
Japeta	144
Idris und Zenide	547
Jesuitenhütlein	138
Johanna v. Orleans	513
Johannes, d. hölzerne	96
Iphigenia	504. 512
Irrlichter	172
Irrthum, d. pedant.	371
Jude, der ewige	199
Judenschwänke	81
Jungfern, die gewanderten	500
Jungfernsprung	67
Jungfrau v. Erfurt	156
— mit dem Todtenkopf	172
Julius redivivus	290
Kasperle	503
Kaufmann	94. 135
Keule	70
Kinderlieder	44
Kindsmörderin	356
Kirche, d. verschwundene	248
Kirmeßbruder	87
Klopfan	26
Knittelvers	300
Knochen, blutende	179
— singende	54
Koker	24
Königin, die buhler.	49
Körbel	93
Körbelmacher	421
Kristallsehen	180
Kuhreigen	27
Kürbishütte	316
Kynast	67
Labyrinth	125
Lalenbuch	75
Lazarie	45
Lebenslicht	158
Leu, Peter	100
Liber vagatorum	358
Liebeshändel, selzame	433
Liebeslieder	29. 348
Liebesproben	44
Liebeszauber	98. 181
Lieder, historische	7
Lippert	503
List der Belagerten	64
Loch im Thurm	96
Lügenmärchen	84
S. Lusthildis	57
Ludus ludentem Luderum ludens	128
Ludwig XIV.	505
Lutheriade	513
Lyderik	58

	Seite
Macaroniſche Poeſie	296
Machiavellus . .	418
Madrigale . . .	379
Mädcheninſel . .	520
Mägde, kühne . .	68
Magie	176
Maler von Lübek .	158
Mann, der redliche am Hofe . . .	499
Margar. Maultaſch	63
Maria Stuarda . .	401
Martinsgans . .	376
Martinslieder . .	41
Maſaniello . 419.	508
Melcher, der ſtolze .	449
Meiſterdiebe . . .	89
Meiſterlügner . .	89
Meiſterſänger . .	1
Menippus . . .	229
Meſſe . . . 129.	137
Möringer . . .	45
Monachopornomachia	128
Mondreiſe . . .	449
Mordeltern . . .	355
Moria	293
Mücken- u. Ameiſenkrieg	376
Müllerin, die tapfere	69
Muſarion . . .	535
Narr, der große .	127
Narrenbeſchwörung .	126
Narrenſchiff . . .	9
Narrenſchwänke . .	20
Narrenſpiel . . .	385
Narrheit, Lob der .	113
Naſentanz . . .	21
Nepomuk . . .	504
Nero	508
Neurode	157
Nithart	85
Nonnenklagen . .	37
Novella	133
Oberammerg. Spiel	234
Oberon	551
Onogambo . . .	431
Opern	506
Ophiletes . . .	149
Orlamünde . . .	49
Ornithophonia . .	378
Otto der Schütz .	67
Ottobert	435
Päpſtin Johanna .	101
Pagen, die . . .	498
Pallas, Göttin . .	18
Pammachius . .	135
Parthenia . . .	143
Pelimperia . . .	389
Peregrinus Proteus	538
Peter Squenz . .	406
S. Petrus . . .	17
Pfaff von Kalenberge	99
Pfaffenbuhlerei . .	105
Pfaffenſchwänke . .	99
Phasma	289
Phönizia	415
Pickelhering . . .	386
Pilatus	256
Politica dramatica .	412
Pomeris	143
Poſtreuter, calviniſt.	142
Priameln . . .	23
Priscianus . . .	289
Prozeß, der luſtige	370
Pſyche	223
Pumphia	502
Ramus	390
Räthſel	382
Rauſch, Bruder .	103
Rechenbergs Knecht	158
Reiter, drei . . .	47
Reim dich . . .	368
Renaiſſance . . .	112
Renommiſt . . .	484
Rhynſolt . . .	48
Ring im Schädel .	171
Ritter, d. chriſtl. 139.	140
Ritterſpruch . . .	68
Robinſonaden . .	494
Rodenſtein . . .	173
Romanzen . . .	44
Roſenkreuzer . . .	229
Rübezahl	90
Satire, kirchliche .	110
Schäferromane . .	422
Schalksnarren . .	83
Scharfrichter . .	183
Schauſpiele, geiſtliche	219
Schediasmata . .	274
Schelmenlieder . .	43
Schelmuffsky . .	450
Schildbürger . .	75
Schlemmer, der .	139
Schloſſer von Kannſtadt	89
Schnaderhüpfel . .	350
Schneiderſchwänke .	79
Schreiber im Garten	96
Schüler, fahrende 88.	107
Schützenausreden .	79
Schulcomödien 221.	383
Schwaben, ſieben 72.	262
Schweſter, die nackte	46
Segenſprüche . .	26
Sergius	116
Sidea	390
Simon von Pyrmont	156
Simpliciſſimus . .	445
Singſpiele . . .	383
Sinngedichte . .	379
Smyrna	430
Soldatenlieder . .	354
Sonnemon . . .	545
Sprichwörter . .	24
Spruchdichtung . .	23
Staats- und Liebesgeſchichten . .	422
Ständchen . . .	34
Stargaris	143
Stiefmutter . . .	170
Studentes . . .	295
Studentenromane .	488
Suevia	248
Sylvio von Roſalva	547
Tell	62
Tetzelocramia . .	140
Teufel, der ehrliche	97
— im Glaſe .	160
Teufelsbuhlerei . .	154
Teufelscultus . .	146
Teufelsglocke . .	163
Teufelskinder . .	157
Teufelspferd . . .	160
Teufelsſpiegel . .	181
Theatrum amoris .	423
— diabol. .	362
Thedel Unververden	159
Theophr. Paracelſus	189

	Seite
Theuerdank	10
Todesküsse	172
Todtenfresser	132
Todtenschiff	174
Torello	370
Trinklieder	348
Trithemius	187
Triumphus Veneris	286
Trutz Nachtigall	238
Tugendbuch	239
Tugendhold	415
Turbo	230
Turnus	509
Urania victrix	243
Verwechselung der Verlobten	411
Vögtly, Anna	152
Vogelnest	447
Volkslieder	28. 347
Wachsbilder	180
Wagner	197
Waidsprüche	26
Walthers Schlag	69
Wandersmann, der cherubinische	240
Weiber, böse	92
Weiberlist	95
Weiberschwänke	92
Weibertreue	59
Weingrüße	27
Weinlieder	41
Weinregen	46
Weinsegen	27
Weinsberg	59. 291
Weißkunig	11
Welfen	56
Wendelgard	290
Wendunmuth	434
Wettbauten	64
Wittekind	443
Wilhelmine	562
Willmut	224
Windmühle v. Greifswalde	157
Wolfgesang	124
Wurmland	258
Wunderhorn	29
Wurstologia	370
Zähringer	57
Zauberkämpfe	185
Zelotypia	139
Zigamia	474
Zyto	188

II.

Dichter.

	Seite
Abel, Caspar	458
Abele	433
Aberlin	219
P. Abraham	259
Abschatz	344
Acidalius	278
Aeneas Sylvius	111
Agricola	267. 381
Agrippa von Nettesheim	188
Albert	316
Albertanus	358
Albertinus	362
Alberus	125. 207
Albilithanus	371
Albinus	198. 219. 226 280. 332
Albrecht von Eybe	357
Altenburg	211
Alxinger	559
Amanto	488
Amnicola	122
Amthor	342
Andreä, Joh. Val.	229
—, Traugott	559
Angelus Silesius	240
Anhorn	143
Anton Ulrich	424
Apelles	388
Arnim	29
Arnold	208. 214
Aßig, Hans v.	215
Auerpach	237
Avancini	245
Ayrer	388
Ayrenhoff, v.	518
Bach, Caspar	359
Bär, Nicol.	357
Balde, Jakob	241
Barth, Caspar v.	281
Baumann	211
Bebel	285
Beccau	344
Bechmann	312
Becker, Corn.	219
Beckh	199. 414
Behrmann	512
Belemnon	473
Bellander	342
Bellinkhausen	388
Bernardon	502
Bernhold	513
Bersmann	278
Berthandus	488
Besser, von	341
Birken	224. 330
Bissel	240
Blaufuß	512
Blaurer	207
Blehm	482
Böhlau, v.	474
Böhme, Jakob	227
—, Martin	219
Bohse	430. 487
Borkenstein	513
Bostel, v.	455
Brant, Seb.	9
Bredelou	379
Brehm	316
Breitenbach	524
Brentano	29
Bressand	506
Bretschneider, v.	498
Briontes	488

	Seite
Bronner	524
Brückner	524
Buchholz	434
Buchka	458
Buchler	380
Bürkle	554
Büſchel	555
Buchner	283. 327
Burckhard	414
Burmann	482
Buſche, von dem	270
Butſchky	380
Caliſius	309
Callenbach	258
Camerarius	276
Cammerer	512
Canitz, v.	455
Caspar, Dan.	410
Celander	471. 488
Celtis	113. 267
Chyträus	222. 277
Cisner	275
Claus	254
Cochem, Pater	260
Cochläus	128
Conlin	457
Conradi	280
Conradinus	279
Conſtantini	488
Contius	528
Copernicus	236
Cordus	270
Cornova	528
Corvinus	471
Cramer	280
Cretſchmer	282
Creuz, v.	468
Crösel	237
Croneck, v.	468
Cropacius	279
Crotus	117
Czepka	343
Dach, Simon	315
Dachtler	140
Damiro	485
Dantiscus	235
Decius	204
Dedekind, Chriſtian	222
—, Fr.	139. 363
Deer	488
Delius	364
Donaiſius	300
Derſchau, v.	512
Deutſch	187
Dietrich	231
Ditherr	330
Donatus	248
Dornavus	297
Dreſcher	513
Dreyer	479
Drollinger	466
Eberlen	486
Ebert	529
Erasmus	113
Ernſt	431. 433
Erythreus	248
Evander	488
Eybe, von	357
Eyring	381
Faber	226. 517
Fabricius	225
Faramond	458
Faßmann	473
Feind	507
Fernando	492
Filidor	412
Fincelius	276
Finkelthaus	219. 317
Fiſchart	136
Flayder	293
Fleiſcher	411
Flemming	313
Florander	488
Floretto	492
Folz	5
Forer	141
Francisci	433
Frank, Sebaſt.	358. 381
Frauenlob	2
Frauenſtadt	492
Freigius	237
Freilinghauſen	213
Freinsheim	104
Frenzel	226. 299
Friedland	412
Friedrich der Große	565
Friſchlin	287
Fuchs	376
Fürſtenberg	249
Gärtner, Chr.	465
—, Karl Chr.	517
Geiler v. Keyſersberg	10
Gellert	481. 501
Gengenbach	130
Gerhardt	208
Gerſtenberg, v.	521
Geſellſchaft, d. fruchtbringende	319
Geßner	522
Giſeke	528
Glareanus	270
Glaubitz, v.	429
Gleim	524
Glisbice	280
Göckingk	529
Gödeke	326
Götz	520
Golt	257
Golz, von der	557
Gotter	557
Gottſched	459
Graber	524
Gramberg	559
Grefflinger	144
Gretſer	141
Grimmelshauſen	445
Gryphius, Andr.	339. 402
—, Chriſtian	342
Günther	345
Hagedorn	465
Halbſuter	8
Hallmann	400
Hamconius	296
Hancke	478
Happel	431. 433. 494
Harpprecht	293
Harsdörfer	327. 411. 433
Hartmann, David	555
Haſenberg	128
Haſenſtein, v.	269
Haßler	310
Haugwitz, v.	401
Hausmann	267
Hebel, Sam.	384
Heermann	210
Hegendorf	272
Heinrich von Meißen	2
Heinrich Julius von Braunſchweig	394

Seite

Helmhart von Hohenburg 435
Helwig 332
Hemmerlin . . . 111
Henrici 475
Heräus 457
Hermann, Nicol. . 210
— Zach. . 374
Herrheimer . . . 142
Heſſus, Eobanus . 271
Heubel 512
Hilarius 386
Hildebrand . . . 292
Höck 299
Hoffmann, Chr. . 359
— J. J. . 283
Hoffmannswaldau . 334
Homburg . . . 321
Hopffgarten . . . 554
Hornmold . . . 292
Hoven, v. . . . 235
Hoyers 317
Holzwart 222. 301. 359
Huber 255
Hucbald 296
Hudemann . . . 479
Hunold 489
Hutten, Ulrich von 118

Jacobi, Joh. Georg 530
Jardinius . . . 241
Johann v. Nürnberg 88
Johannes von Soeſt 22
Johannſen . . . 222
Jonas, Juſtus . . 207
Juſti, v. 486

Kaldenbach . . . 316
Karſchin 467
Katharina II. . . 518
Kepner 512
Kiene 215
Kindermann . 326. 365
Kippichius . . . 226
Kirchhoff . . . 72. 434
Kiſtener 132
Klay 223. 327. 330. 359
Klein 226
Klotz 284
Knittel 381
Knorr v. Roſenroth 224. 360
Kochin 458
König, von . . . 478
Kongehl . . 212. 415
Kottwitz, v. . . . 458
Krauſe 458
Krauſeneck . 486. 520
Krüger . . 465. 514
Kuhlmann . . . 228
Kurz, v. 502
Kuttenberg . . . 141

Lambrecht . . . 479
Lang 237
Lange 213
Laubanus . . . 280
Lauremberg 144. 367. 433
Laurent. v. Schnüffis 250
Leander 488
Leſin 489
Lehm 430
Lehmann 381
Leib 382
Leibnitz 468
Leiſentritt . . . 233
Lemnius 128
Leuthner 254
Lichtwer 482
Lindner 458
Links 384
Liscow 483
Litzel 253
Lobwaſſer . . . 219
Locher 270
Lochner 432
Loen, v. 499
Löwen 556
Löwenſtein, v. . 210
Logau, v. . . . 380
Lohenſtein, v. 337. 398. 436
Lonicerus 278
Loos 237
Lotichius 273
Louiſe Henriette, Kurfürſtin 212
Lucienberger . . . 277
Luiscus 488
Lund 310
Luther . . 122. 203
Lyſantes 488

Macropedius 220. 294
Männling . 343. 433
Maier 124
Major 142
Manſo 558
Manuel 129
Marſorio 458
Martinus . . . 312
Matheſius . . . 214
Mauritius . . . 398
Meier, Joachim . 430
Meiſterſänger . . 1
Melanchthon 206. 225
Meletaon 488
Meliſſus . . 274. 488
Mellemannus . . 279
Menantes . . . 489
Mencke 342
Meſſerſchmidt . . 377
Michthonius . . . 291
Micyllus 276
Mikrälius . . . 144
Milag 219
Miraculoſo . . . 488
Mirandor . . . 430
Miriſano 492
Mitternacht . 212. 412
Moller . . 278. 381
Montanus . . . 72
Montinus . . . 488
Moſcheroſch . . . 365
Moſellanus . . . 139
Müglin 5
Mühlpfort . . . 342
Müller, Friedr. Aug. 560
Murantes . . . 489
Murner 126
Muſander . . . 489
Muscatblut . . . 5
Muſophilus . . . 477
Mutianus . . . 118
Mylius . . 226. 524
Mynſinger . . . 277

Nachtigall . . 71. 272
Naogeorgus . . . 134
Naſus 213
Neudecker . . . 343
Neukirch . 222. 454. 478
Neumann . . . 216
Neumark . 211. 321. 423
Neumayr 256
Neumeiſter . . . 213

	Seite
Nicolai	211
Nicolay, v.	559
Nigrinus	138
Noel	253
Obsoponus	272
Olearius	116. 143
Oldenburger	283
Omeis	332
Omichius	384. 387
Opitz	302
Oräus	141
Orthus	276
Osten, von der	486
Otto von Passau	357
Paläus	140
Pallidor	430
Palmenes	430
Patzki	513
Paulli	71
Paullini	433
Pegnitzschäfer	326
Perillus	226
Petermann	482
Petrasch	517
Peucker	343
Pfinzing	50
Philander von Sittewald	365
Philomusus	270
Picander	475
Pietsch	458
Pirkheimer	124
Pitschel	512
Plankenauer	216
Pöllnitz	490
Postel	442. 506
Prätorius	143. 280
Prasch	282
Probst	386
Puschmann	22
Quistorp	512
Rabener	374. 486
Rachel	370
Räbmann	359
Randolf v. Duisburgk	377
Ranzau, Graf	280
Rappolt	140
Rauscher	138
Rebhun	221
Reibehand	505
Reichard	556
Reimarus	296
Reinhold	318
Reitter	233
Rempler v. Löwenhalt	326
Renner	377
Reuchlin	116. 258
Reusner	278
Rhumel	373
Richey	465
Riemer	380. 422
Ringwald	211. 359
Rinkhart	140. 211
Rist	145. 325
Rivander	142
Roberthin	316
Röder	482
Rogaccius	241
Rollenhagen	374
Romanus	413
Rosacius	247
Rosen	376
Rosenfeld	223
Rosengesellschaft	323
Rosenpluet	6
Rost	479
Rosthius	300
Roth	375
Rottenpacher	249
Ruäus	250
Ruef	220
Sabinus	272
Sachs, Hans	11. 92. 94
Sailer	261
Salbach	273
Sambelle	489
Sander	222
Sarcander	489
Sautel	252
Schalling	210
Scharnberg	102
Schede	274. 300
Scheffler	240
Scheibe	488
Schenk	515
Scherffer	307
Schilling	141
Schimmler	219
Schirmer	219. 312
Schlegel, Adolph	512
—, Elias	511
Schlosser	280
Schmelzle	237
Schmidt, Benzamin	513
—, Clamer	530
—, G. W.	512
—, Jakob Fr.	524
Schmolk	213. 331
Schnabel	494
Schnepperer	6
Schneuber	380
Schnitter	381
Schnurr	376
Schoch	295
Schönaich, v.	463
Schönemann	456
Schopper	295
Schorus	358
Schottel	322
Schubert	370
Schulz	555
Schumann	72
Schuppius	368
Schwab	465
Schwanorden	325
Schwarz, Chr. Gottl.	284
—, Sibylle	318
Schweinitz, v.	210
Schwinger	324. 411
Scioppius	237
Scriver	212. 231
Sculletus	306
Seemann	509
Siefried	145
Simler	311
Sincerus	489
Simgen, v.	215
Sommer	283. 370. 382. 397
Spangenberg	138. 222. 376
Spee	238
Spengler	208
Speratus	207
Stackhorn	363
Steffens	512
Steigentesch, v.	560
Steinhövel	111
Stender	381
Stiefel	123

	Seite
Stieler, v.	413
Stigel	273
Stockfleth	425
Stockmann	213
Stoll	342. 386
Stoppe	466
Stranitzki	502
Strauß	124
Striger	139
Stymel	295
Sucro	466
Talander	430. 431. 487
Taubmann	278. 361
Tersteegen	218
Theophr. Paracelsus	189
Thümmel, v.	561
Titz	432
Tolle	413
Treitzsaurwein	11
Triller	465
Trommer	472
Tscherning	306
Thunacius	381
Turchetto	371
Uhland	29
Uz	529
Vaniscus	376
Vogel	360
Voigtländer	340
Wahrenberg	494
Wahrmund	365
Waldis	371
Wasserhun	310
Weber, Veit	8
Weckherlin	301
Weichmann	342
Weise	366. 417
Weiß	204. 373
Weiße	480. 515
Weissenbach	416
Weitenauer	257
Wentzel	342
Weppen	556
Werdenberg, v.	145
Werder, v.	145. 321
Werneke	453
Wichgrew	295
Wickram	72. 358
Widmann	101
Widl	247
Wiedemann	425
Wieland, Christ. M.	532
— , Seb.	145
Winkler	371. 381
Wittel	139
Wolterek	472
Wülffer	364
Wyle, v.	111
Zachariä	484
Zäunemannin	456
Zehner	212
Zeidler	142
Zeiller	432
Zesen, v.	323. 428
Ziegler, Caspar	379
— , Hieron.	221
— v. Kliephausen	427
Zinkgreff	309. 381. 433
Zinzendorf	217
Zuber	279
Zwick	207
Zwingli	125. 207

Berichtigungen.

B. I S. 289 Z. 9 v. o. l. Quellen st. Blättern. S. 303: Barthel hat die hier citirte Stelle von Dr. Cassel aus dem Weimarschen Jahrb. I 460 entlehnt. S. 330 Z. 14 v. u. l. auf seinem Grabe st. aus seinem Garten.

B. II S. 25: diese Art Sprüchwörter sind am umfassendsten gesammelt von Edmund Höfer: „Wie das Volk spricht". 1858, 3. Aufl. S. 84 Z. 6 v. u. l. alter. S. 99 Z. 4 v. o. l. Hahnreigeschichten. S. 144 Z. 7 v. o. l. Lauremberg. S. 182 Z. 5 v. u. l. peinlichen st. heimlichen. S. 201 Z. 10 v. u. l. Ferner. S. 220 Z. 3 v. u. l. der Maler. S. 226 Z. 7 v. u. l. Marterbilder. S. 228 Z. 3 v. u. l. sein berüchtigter. S. 237 Z. 6 v. u. l. einen st. ein. S. 238 Z. 3 v. o. l. Badergesell. S. 239 Z. 12 v. o. l. innerste st. neueste. S. 271 Z. 11 v. o. l. blasses st. großes. S. 272 Z. 17 v. u. l. Nachtigall. S. 273 Z. 13 v. o. l. Grotus. S. 296 Z. 8 v. u. l. pugna. S. 298 Z. 14 v. u. l. Staatsactionen. S. 299 Z. 2 v. o. l. den st. dem. S. 354 Z. 9 v. u. l. Reformation st. Restauration. S. 255 Z. 10 v. u. l. Haupt st. Hauff. S. 363 Z. 5 v. o. l. Bauchsorgeteufel; Z. 7 v. v. l. Frund st. Freund; Z. 13 v. o. l. der st. von. S. 371 Z. 7. v. u. l. wirkliche st. zeitliche. S. 376 Z. 14 v. u. l. Folengo. S. 383 Z. 12 v. u. l. in st. und. S. 385 Z. 16 v. u. dol. gegenüber. S. 401: Hier ist noch ein Trauspiel Hallmanns zu erwähnen „Liberata", welches ich noch nicht einsah. S. 402 Z. 2 v. o. l. Alexandrinern. S. 410 Z. 14 v. o. l. Versen st. Thesen. S. 411 Z. 1 v. o. l. Trauer st. Traum. S. 422 Z. 12 v. o. l. Halling st. Haltrich. S. 425 Z. 14 v. o. l. Selimene. S. 430 Z. 18 v. u. l. Scudery; Z. 1. v. u. l. Ziska. S. 432 Z. 17 v. u. l. lyrischen st. ketzerischen. S. 445 Z. 4 v. o. l. Gelnhausers. S. 464 Z. 8. v. u. l. zweites. S. 489 Z. 6 v. u. l. Adalie.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only: Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.
DAVIS
INTERLIBRARY LOAN
OCT 27 1970
RECD DEC 1 '73 -4 PM
LIBRARY USE NOV 12 '81
RET'D NOV 12 1981
L1021A-60m-8.70
(3393210)476—A-32
General Library
University of California
Berkeley

U.C. BERKELEY LIBRARIES
CD5982061